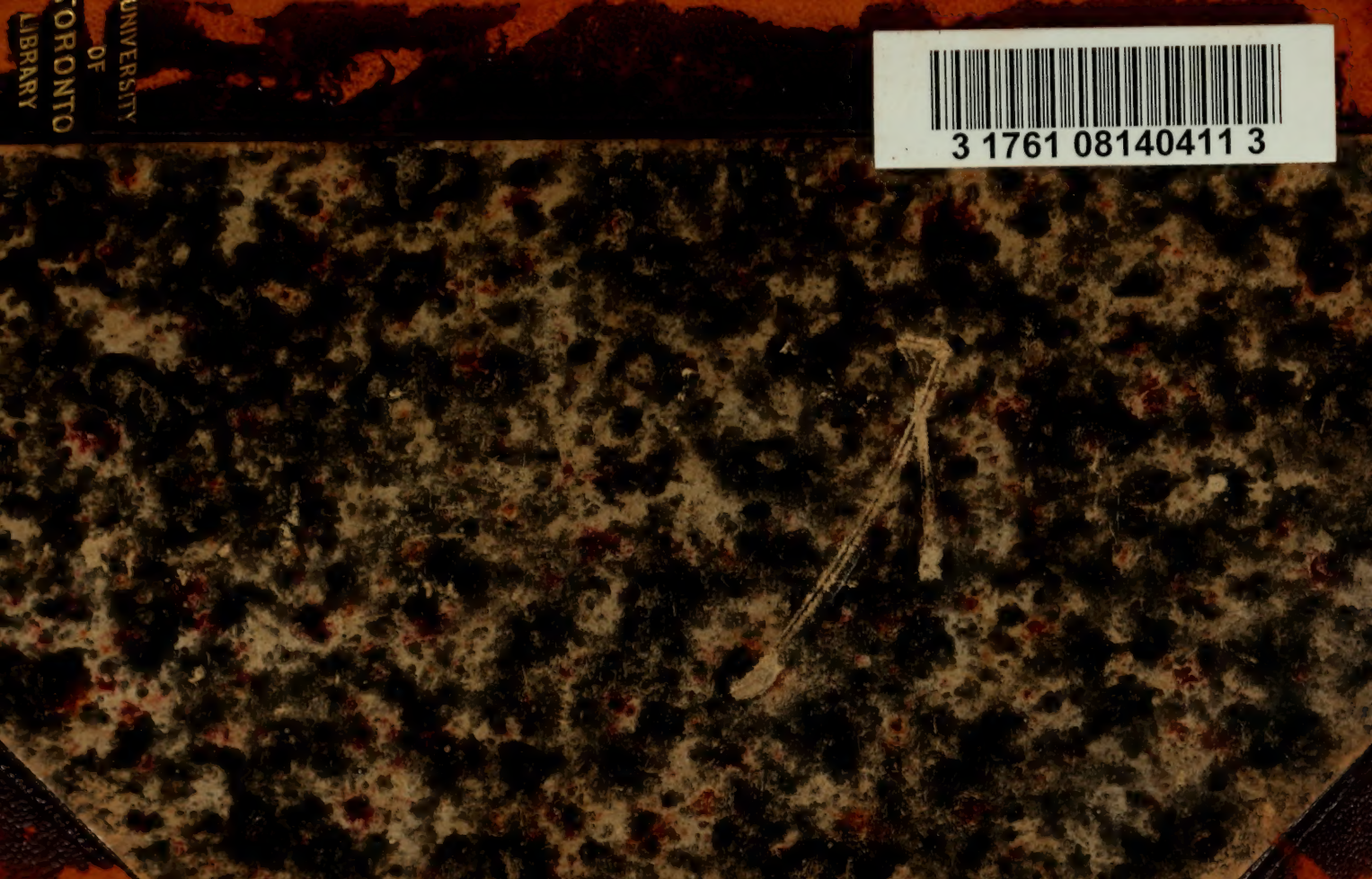
UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

3 1761 08140411 3



LG
G599

Goethe's Werke.

Nach den vorzüglichsten Quellen revidirte Ausgabe.

Zweiundzwanzigster Theil.

Dichtung und Wahrheit.

Mit Einleitung und Anmerkungen von

G. von Loeper.

Dritter Theil.

Berlin.
Gustav Hempel.

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

13580

Druck von G. Bernstein in Berlin.

Aus meinem Leben.

Dichtung und Wahrheit.

Dritter Theil.

Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

Elftes Buch.

Nachdem ich in jener Laube zu Sesenheim meine Erzählung vollendet, in welcher das Gemeine mit dem Unmöglichen anmuthig genug wechselte, sah ich meine Hörerinnen, die sich schon bisher ganz eigen theilnehmend erwiesen hatten, von meiner seltsamen Darstellung aufs Aeußerste verzaubert. Sie baten mich inständig, ihnen das Märchen aufzuschreiben, damit sie es öfters unter sich und vorlesend mit Andern wiederholen könnten. Ich versprach es um so lieber, als ich dadurch einen Vorwand zu Wiederholung des Besuchs und Gelegenheit zu näherer Verbindung mir zu gewinnen hoffte. Die Gesellschaft trennte sich einen Augenblick, und Alle mochten fühlen, daß nach einem so lebhaft vollbrachten Tag der Abend einigermaßen matt werden könnte. Von dieser Sorge befreite mich mein Freund, der sich für uns die Erlaubniß erbat, sogleich Abschied nehmen zu dürfen, weil er als ein fleißiger und in seinen Studien folgerechter akademischer Bürger diese Nacht in Drusenheim zuzubringen und morgen zeitig in Straßburg zu sein wünsche.

Unser Nachtquartier erreichten wir Beide schweigend: ich, weil ich einen Widerhaken im Herzen fühlte, der mich zurückzog, er, weil er etwas Anderes im Sinne hatte, das er mir, als wir angelangt waren, sogleich mittheilte. — „Es ist doch wunderlich," fing er an, „daß Du gerade auf dieses Märchen verfallen bist. Hast Du nicht bemerkt, daß es einen ganz besondern Eindruck machte?" — ‚Freilich,' versetzte ich darauf, ‚wie hätte ich nicht bemerken sollen, daß die Aeltere bei einigen Stellen mehr als billig lachte, die Jüngere den Kopf schüttelte,

daß Ihr Euch bedeutend ansaht, und daß Du selbst beinah aus Deiner Fassung gekommen wärest! Ich leugne nicht, es hätte mich fast irre gemacht; denn es fuhr mir durch den Kopf, daß es vielleicht unschicklich sei, den guten Kindern solche Fratzen zu erzählen, die ihnen besser unbekannt blieben, und ihnen von den Männern so schlechte Begriffe zu geben, als sie von der Figur des Abenteurers sich nothwendig bilden müssen.' — „Keineswegs!" versetzte Jener; „Du erräthst es nicht, und wie solltest Du's errathen? Die guten Kinder sind mit solchen Dingen gar nicht so unbekannt, als Du glaubst; denn die große Gesellschaft um sie her giebt ihnen zu manchem Nachdenken Anlaß, und so ist überrhein gerade ein solches Ehepaar, wie Du es, nur übertrieben und märchenhaft, schilderst. Er gerade so groß, derb und plump, sie niedlich und zierlich genug, daß er sie wol auf der Hand tragen könnte. Ihr übriges Verhältniß, ihre Geschichte paßt ebenfalls so genau zu Deiner Erzählung, daß die Mädchen mich ernstlich fragten, ob Du die Personen kenntest und sie schalkhaft dargestellt hättest. Ich versicherte: nein! — und Du wirst wohl thun, das Märchen ungeschrieben zu lassen. Durch Zögern und Vorwände wollen wir schon eine Entschuldigung finden."

Ich verwunderte mich sehr; denn ich hatte weder an ein diesrheinisches noch an ein überrheinisches Paar gedacht, ja, ich hätte gar nicht anzugeben gewußt, wie ich auf den Einfall gekommen. In Gedanken mochte ich mich gern mit solchen Späßen ohne weitere Beziehung beschäftigen, und so, glaubte ich, sollte es auch Andern sein, wenn ich sie erzählte.

Als ich in der Stadt wieder an meine Geschäfte kam, fühlte ich die Beschwerlichkeit derselben mehr als sonst; denn der zur Thätigkeit geborene Mensch übernimmt sich in Planen und überladet sich mit Arbeiten. Das gelingt denn auch ganz gut, bis irgend ein physisches oder moralisches Hinderniß dazutritt, um das Unverhältnißmäßige der Kräfte zu dem Unternehmen ins Klare zu bringen.

Das Juristische trieb ich mit so viel Fleiß, als nöthig war, um die Promotion mit einigen Ehren zu absolviren; das Medizinische reizte mich, weil es mir die Natur nach allen Seiten wo nicht aufschloß, doch gewahr werden ließ, und ich war daran durch Umgang und Gewohnheit gebunden; der Gesellschaft mußte ich auch einige Zeit und Aufmerksamkeit widmen; denn in manchen Familien war mir Mehreres zu Lieb' und zu Ehren

geschehn. Aber Alles dies wäre zu tragen und fortzuführen gewesen, hätte nicht das, was Herder mir auferlegt, unendlich auf mir gelastet. Er hatte den Vorhang zerrissen, der mir die Armuth der deutschen Literatur bedeckte; er hatte mir so manches Vorurtheil mit Grausamkeit zerstört; an dem vaterländischen Himmel blieben nur wenige bedeutende Sterne, indem er die übrigen alle nur als vorüberfahrende Schnuppen behandelte; ja, was ich von mir selbst hoffen und wähnen konnte, hatte er mir dermaßen verkümmert, daß ich an meinen eignen Fähigkeiten zu verzweifeln anfing. Zu gleicher Zeit jedoch riß er mich fort auf den herrlichen breiten Weg, den er selbst zu durchwandern geneigt war, machte mich aufmerksam auf seine Lieblingsschriftsteller, unter denen Swift und Hamann obenan standen, und schüttelte mich kräftiger auf, als er mich gebeugt hatte. Zu dieser vielfachen Verwirrung nunmehr eine angehende Leidenschaft, die, indem sie mich zu verschlingen drohte, zwar von jenen Zuständen mich abziehn, aber wol schwerlich darüber erheben konnte. Dazu kam noch ein körperliches Uebel, daß mir nämlich nach Tische die Kehle wie zugeschnürt war, welches ich erst später sehr leicht los wurde, als ich einem rothen Wein, den wir in der Pension gewöhnlich und sehr gern tranken, entsagte. Diese unerträgliche Unbequemlichkeit hatte mich auch in Sesenheim verlassen, so daß ich mich dort doppelt vergnügt befand; als ich aber zu meiner städtischen Diät zurückkehrte, stellte sie sich zu meinem großen Verdruß sogleich wieder ein. Alles dies machte mich nachdenklich und mürrisch, und mein Aeußeres mochte mit dem Innern übereinstimmen.

Verdrießlicher als jemals, weil eben nach Tische jenes Uebel sich heftig eingefunden hatte, wohnte ich dem Klinikum bei. Die große Heiterkeit und Behaglichkeit, womit der verehrte Lehrer uns von Bett zu Bett führte, die genaue Bemerkung bedeutender Symptome, die Beurtheilung des Gangs der Krankheit überhaupt, die schöne Hippokratische Verfahrungsart, wodurch sich ohne Theorie, aus einer eignen Erfahrung die Gestalten des Wissens heraufgaben, die Schlußreden, mit denen er gewöhnlich seine Stunden zu krönen pflegte, das Alles zog mich zu ihm und machte mir ein fremdes Fach, in das ich nur wie durch eine Ritze hineinsah, um desto reizender und lieber. Mein Abscheu gegen die Kranken nahm immer mehr ab, je mehr ich diese Zustände in Begriffe verwandeln lernte, durch welche die Heilung, die Wiederherstellung menschlicher Gestalt und Wesens

als möglich erschien. Er mochte mich wol als einen seltsamen jungen Menschen besonders ins Auge gefaßt und mir die wunderliche Anomalie, die mich zu seinen Stunden hinführte, verziehn haben. Diesmal schloß er seinen Vortrag nicht wie sonst mit einer Lehre, die sich auf irgend eine beobachtete Krankheit bezogen hätte, sondern sagte mit Heiterkeit: „Meine Herren! Wir sehen einige Ferien vor uns. Benutzen Sie dieselben, sich aufzumuntern; die Studien wollen nicht allein ernst und fleißig, sie wollen auch heiter und mit Geistesfreiheit behandelt werden. Geben Sie Ihrem Körper Bewegung, durchwandern Sie zu Fuß und zu Pferde das schöne Land; der Einheimische wird sich an dem Gewohnten erfreuen, und dem Fremden wird es neue Eindrücke geben und eine angenehme Erinnerung zurücklassen."

Es waren unser eigentlich nur Zwei, an welche diese Ermahnung gerichtet sein konnte; möge dem Andern dieses Rezept ebenso eingeleuchtet haben als mir! Ich glaubte eine Stimme vom Himmel zu hören und eilte, was ich konnte, ein Pferd zu bestellen und mich sauber herauszuputzen. Ich schickte nach Weyland, er war nicht zu finden. Dies hielt meinen Entschluß nicht auf; aber leider verzogen sich die Anstalten, und ich kam nicht so früh weg, als ich gehofft hatte. So stark ich auch ritt, überfiel mich doch die Nacht. Der Weg war nicht zu verfehlen, und der Mond beleuchtete mein leidenschaftliches Unternehmen. Die Nacht war windig und schauerlich; ich sprengte zu, um nicht bis morgen früh auf ihren Anblick warten zu müssen.

Es war schon spät, als ich in Sesenheim mein Pferd einstellte. Der Wirth, auf meine Frage, ob wol in der Pfarre noch Licht sei, versicherte mich, die Frauenzimmer seien eben erst nach Hause gegangen; er glaube gehört zu haben, daß sie noch einen Fremden erwarteten. Das war mir nicht recht; denn ich hätte gewünscht, der einzige zu sein. Ich eilte nach, um wenigstens so spät noch als der erste zu erscheinen. Ich fand die beiden Schwestern vor der Thüre sitzend; sie schienen nicht sehr verwundert, aber ich war es, als Friedrike Olivien ins Ohr sagte, so jedoch, daß ich's hörte: „Hab' ich's nicht gesagt? Da ist er!" Sie führten mich ins Zimmer, und ich fand eine kleine Kollation aufgestellt. Die Mutter begrüßte mich als einen alten Bekannten; wie mich aber die Aeltere bei Licht besah, brach sie in ein lautes Gelächter aus, denn sie konnte wenig an sich halten.

Nach diesem ersten etwas wunderlichen Empfang ward sogleich die Unterredung frei und heiter, und was mir diesen Abend verborgen blieb, erfuhr ich den andern Morgen. Friedrike hatte vorausgesagt, daß ich kommen würde; und wer fühlt nicht einiges Behagen beim Eintreffen einer Ahnung, selbst einer traurigen? Alle Vorgefühle, wenn sie durch das Ereigniß bestätigt werden, geben dem Menschen einen höheren Begriff von sich selbst, es sei nun, daß er sich so zartfühlend glauben kann, um einen Bezug in der Ferne zu tasten, oder so scharfsinnig, um nothwendige, aber doch ungewisse Verknüpfungen gewahr zu werden. — Olwiens Lachen blieb auch kein Geheimniß; sie gestand, daß es ihr sehr lustig vorgekommen, mich diesmal geputzt und wohl ausstaffirt zu sehn; Friedrike hingegen fand es vortheilhaft, eine solche Erscheinung mir nicht als Eitelkeit auszulegen, vielmehr den Wunsch, ihr zu gefallen, darin zu erblicken.

Früh bei Zeiten rief mich Friedrike zum Spazierengehn; Mutter und Schwester waren beschäftigt, Alles zum Empfang mehrerer Gäste vorzubereiten. Ich genoß an der Seite des lieben Mädchens der herrlichen Sonntagsfrühe auf dem Lande, wie sie uns der unschätzbare Hebel vergegenwärtigt hat. Sie schilderte mir die erwartete Gesellschaft und bat mich, ihr beizustehn, daß alle Vergnügungen wo möglich gemeinsam und in einer gewissen Ordnung möchten genossen werden. „Gewöhnlich," sagte sie, „zerstreut man sich einzeln, Scherz und Spiel wird nur obenhin gekostet, so daß zuletzt für den einen Theil nichts übrig bleibt, als die Karten zu ergreifen, und für den andern, im Tanze sich auszurasen."

Wir entwarfen demnach unsern Plan, was vor und nach Tische geschehn sollte, machten einander wechselseitig mit neuen geselligen Spielen bekannt, waren einig und vergnügt, als uns die Glocke nach der Kirche rief, wo ich denn an ihrer Seite eine etwas trockene Predigt des Vaters nicht zu lang fand.

Zeitverkürzend ist immer die Nähe der Geliebten, doch verging mir diese Stunde auch unter besonderem Nachdenken. Ich wiederholte mir die Vorzüge, die sie so eben aufs Freiste vor mir entwickelte: besonnene Heiterkeit, Naivität mit Bewußtsein, Frohsinn mit Voraussehn, Eigenschaften, die unverträglich scheinen, die sich aber bei ihr zusammenfanden und ihr Aeußeres gar hold bezeichneten. Nun hatte ich aber auch ernstere Be-

trachtungen über mich selbst anzustellen, die einer freien Heiterkeit eher Eintrag thaten.

Seitdem jenes leidenschaftliche Mädchen meine Lippen verwünscht und geheiligt (denn jede Weihe enthält ja Beides), hatte ich mich, abergläubisch genug, in Acht genommen, irgend ein Mädchen zu küssen, weil ich solches auf eine unerhörte geistige Weise zu beschädigen fürchtete. Ich überwand daher jede Lüsternheit, durch die sich der Jüngling gedrungen fühlt, diese viel oder wenig sagende Gunst einem reizenden Mädchen abzugewinnen. Aber selbst in der sittigsten Gesellschaft erwartete mich eine lästige Prüfung. Eben jene mehr oder minder geistreichen, sogenannten kleinen Spiele, durch welche ein munterer jugendlicher Kreis gesammelt und vereinigt wird, sind großentheils auf Pfänder gegründet, bei deren Einforderung die Küsse keinen unbedeutenden Lösewerth haben. Ich hatte mir nun ein- für allemal vorgenommen, nicht zu küssen, und wie uns irgend ein Mangel oder Hinderniß zu Thätigkeiten aufregt, zu denen man sich sonst nicht hingeneigt hätte, so bot ich Alles auf, was an mir von Talent und Humor war, mich durchzuwinden und dabei vor der Gesellschaft und für die Gesellschaft eher zu gewinnen als zu verlieren. Wenn zu Einlösung eines Pfandes ein Vers verlangt werden sollte, so richtete man die Forderung meist an mich. Nun war ich immer vorbereitet und wußte bei solcher Gelegenheit etwas zum Lobe der Wirthin oder eines Frauenzimmers, die sich am Artigsten gegen mich erwiesen hatte, vorzubringen. Traf es sich, daß mir allenfalls ein Kuß auferlegt wurde, so suchte ich mich mit einer Wendung herauszuziehn, mit der man gleichfalls zufrieden war, und da ich Zeit gehabt hatte, vorher darüber nachzudenken, so fehlte es mir nicht an mannichfaltigen Zierlichkeiten; doch gelangen die aus dem Stegreife immer am Besten.

Als wir nach Hause kamen, schwirrten die von mehreren Seiten angekommenen Gäste schon lustig durch einander, bis Friedrike sie sammelte und zu einem Spaziergang nach jenem schönen Platze lud und führte. Dort fand man eine reichliche Kollation und wollte mit geselligen Spielen die Stunde des Mittagessens erwarten. Hier wußte ich in Einstimmung mit Friedriken, ob sie gleich mein Geheimniß nicht ahnete, Spiele ohne Pfänder und Pfänderlösungen ohne Küsse zu bereiten und durchzuführen.

Meine Kunstfertigkeit und Gewandtheit war um so nöthiger,

als die mir sonst ganz fremde Gesellschaft geschwind ein Verhältniß zwischen mir und dem lieben Mädchen mochte geahnet haben und sich nun schalkhaft alle Mühe gab, mir dasjenige aufzudringen, was ich heimlich zu vermeiden suchte. Denn bemerkt man in solchen Zirkeln eine angehende Neigung junger Personen, so sucht man sie verlegen zu machen oder näher zusammenzubringen, ebenso wie man in der Folge, wenn sich eine Leidenschaft erklärt hat, bemüht ist, sie wieder aus einander zu ziehen; wie es denn dem geselligen Menschen ganz gleichgiltig ist, ob er nutzt oder schadet, wenn er nur unterhalten wird.

Ich konnte mit einiger Aufmerksamkeit an diesem Morgen Friedrikens ganzes Wesen gewahr werden, dergestalt daß sie mir für die ganze Zeit immer dieselbe blieb. Schon die freundlichen, vorzüglich an sie gerichteten Grüße der Bauern gaben zu verstehn, daß sie ihnen wohlthätig sei und ihr Behagen errege. Zu Hause stand die Aeltere der Mutter bei; Alles, was körperliche Anstrengung erforderte, ward nicht von Friedriken verlangt; man schonte sie, wie man sagte, ihrer Brust wegen.

Es giebt Frauenspersonen, die uns im Zimmer besonders wohl gefallen, andere, die sich besser im Freien ausnehmen; Friedrike gehörte zu den letztern. Ihr Wesen, ihre Gestalt trat niemals reizender hervor, als wenn sie sich auf einem erhöhten Fußpfad hinbewegte; die Anmuth ihres Betragens schien mit der beblümten Erde und die unverwüstliche Heiterkeit ihres Antlitzes mit dem blauen Himmel zu wetteifern. Diesen erquicklichen Aether, der sie umgab, brachte sie auch mit nach Hause, und es ließ sich bald bemerken, daß sie Verwirrungen auszugleichen und die Eindrücke kleiner unangenehmer Zufälligkeiten leicht wegzulöschen verstand.

Die reinste Freude, die man an einer geliebten Person finden kann, ist die, zu sehen, daß sie Andere erfreut. Friedrikens Betragen in der Gesellschaft war allgemein wohlthätig. Auf Spaziergängen schwebte sie, ein belebender Geist, hin und wieder und wußte die Lücken auszufüllen, welche hier und da entstehn mochten. Die Leichtigkeit ihrer Bewegungen haben wir schon gerühmt, und am Allerzierlichsten war sie, wenn sie lief. So wie das Reh seine Bestimmung ganz zu erfüllen scheint, wenn es leicht über die keimenden Saaten wegfliegt, so schien auch sie ihre Art und Weise am Deutlichsten auszu-

drücken, wenn sie, etwas Vergessenes zu holen, etwas Verlorenes zu suchen, ein entferntes Paar herbeizurufen, etwas Nothwendiges zu bestellen, über Rain und Matten leichten Laufes hineilte. Dabei kam sie niemals außer Athem und blieb völlig im Gleichgewicht; daher mußte die allzu große Sorge der Eltern für ihre Brust Manchem übertrieben scheinen.

Der Vater, der uns manchmal durch Wiesen und Felder begleitete, war öfters nicht günstig gepaart. Ich gesellte mich deshalb zu ihm, und er verfehlte nicht, sein Lieblingsthema wieder anzustimmen und mich von dem vorgeschlagenen Bau des Pfarrhauses umständlich zu unterhalten. Er beklagte sich besonders, daß er die sorgfältig gefertigten Risse nicht wiedererhalten könne, um darüber nachzudenken und eine und die andere Verbesserung zu überlegen. Ich erwiderte darauf, es sei leicht, sie zu ersetzen, und erbot mich zur Fertigung eines Grundrisses, auf welchen doch vorerst Alles ankomme. Er war es wohl zufrieden, und bei der nöthigen Ausmessung sollte der Schulmeister an Hand gehen, welchen aufzuregen er denn auch sogleich forteilte, damit ja der Fuß- und Zollstab morgen früh bereit wäre.

Als er hinweggegangen war, sagte Friedrike: „Sie sind recht gut, die schwache Seite des lieben Vaters zu hegen und nicht, wie die Andern, die dieses Gespräch schon überdrüssig sind, ihn zu meiden oder davon abzubrechen. Freilich muß ich Ihnen bekennen, daß wir Uebrigen den Bau nicht wünschen; er würde der Gemeine zu hoch zu stehn kommen und uns auch. Neues Haus, neues Hausgeräthe! Unsern Gästen würde es bei uns nicht wohler sein, sie sind nun einmal das alte Gebäude gewohnt. Hier können wir sie reichlich bewirthen, dort fänden wir uns in einem weitern Raume beengt. So steht die Sache; aber unterlassen Sie nicht, gefällig zu sein, ich danke es Ihnen von Herzen."

Ein anderes Frauenzimmer, das sich zu uns gesellte, fragte nach einigen Romanen, ob Friedrike solche gelesen habe. Sie verneinte es, denn sie hatte überhaupt wenig gelesen; sie war in einem heitern sittlichen Lebensgenuß aufgewachsen und demgemäß gebildet. Ich hatte den „Wakefield" auf der Zunge, allein ich wagte nicht, ihr ihn anzubieten; die Aehnlichkeit der Zustände war zu auffallend und zu bedeutend. — „Ich lese sehr gern Romane," sagte sie; „man findet darin so hübsche Leute, denen man wohl ähnlich sehen möchte."

Die Ausmessung des Hauses geschah des andern Morgens. Sie ging ziemlich langsam von Statten, da ich in solchen Künsten so wenig gewandt war als der Schulmeister. Endlich kam ein leidlicher Entwurf zu Stande. Der gute Vater sagte mir seine Absicht und war nicht unzufrieden, als ich Urlaub nahm, um den Riß in der Stadt mit mehr Bequemlichkeit zu verfertigen. Friedrike entließ mich froh; sie war von meiner Neigung überzeugt wie ich von der ihrigen, und die sechs Stunden schienen keine Entfernung mehr. Es war so leicht, mit der Diligence nach Drusenheim zu fahren und sich durch dieses Fuhrwerk so wie durch ordentliche und außerordentliche Boten in Verbindung zu erhalten, wobei George den Spediteur machen sollte.

In der Stadt angelangt, beschäftigte ich mich in den frühesten Stunden — denn an langen Schlaf war nicht mehr zu denken — mit dem Risse, den ich so sauber als möglich zeichnete. Indessen hatte ich ihr Bücher geschickt und ein kurzes freundliches Wort dazu geschrieben. Ich erhielt sogleich Antwort und erfreute mich ihrer leichten, hübschen, herzlichen Hand. Ebenso war Inhalt und Stil natürlich, gut, liebevoll, von innen heraus, und so wurde der angenehme Eindruck, den sie auf mich gemacht, immer erhalten und erneuert. Ich wiederholte mir die Vorzüge ihres holden Wesens nur gar zu gern und nährte die Hoffnung, sie bald und auf längere Zeit wiederzusehn.

Es bedurfte nun nicht mehr eines Zurufs von Seiten des braven Lehrers; er hatte mich durch jene Worte zur rechten Zeit so aus dem Grunde kurirt, daß ich ihn und seine Kranken nicht leicht wiederzusehen Lust hatte. Der Briefwechsel mit Friedriken wurde lebhafter. Sie lud mich ein zu einem Feste, wozu auch überrheinische Freunde kommen würden; ich sollte mich auf längere Zeit einrichten. Ich that es, indem ich einen tüchtigen Mantelsack auf die Diligence packte, und in wenig Stunden befand ich mich in ihrer Nähe. Ich traf eine große und lustige Gesellschaft, nahm den Vater beiseite, überreichte ihm den Riß, über den er große Freude bezeigte; ich besprach mit ihm, was ich bei der Ausarbeitung gedacht hatte; er war außer sich vor Vergnügen, besonders lobte er die Reinlichkeit der Zeichnung; die hatte ich von Jugend auf geübt und mir diesmal auf dem schönsten Papier noch besondere Mühe gegeben. Allein dieses Vergnügen wurde

unserm guten Wirthe gar bald verkümmert, da er gegen meinen Rath in der Freude seines Herzens den Riß der Gesellschaft vorlegte. Weit entfernt, daran die erwünschte Theilnahme zu äußern, achteten die Einen diese köstliche Arbeit gar nicht; Andere, die etwas von der Sache zu verstehn glaubten, machten es noch schlimmer; sie tadelten den Entwurf als nicht kunstgerecht, und als der Alte einen Augenblick nicht aufmerkte, handhabten sie diese saubern Blätter als Brouillons, und Einer zog mit harten Bleistiftstrichen seine Verbesserungsvorschläge dergestalt derb über das zarte Papier, daß an Wiederherstellung der ersten Reinheit nicht zu denken war.

Den höchst verdrießlichen Mann, dem sein Vergnügen so schmählich vereitelt worden, vermochte ich kaum zu trösten, so sehr ich ihm auch versicherte, daß ich sie selbst nur für Entwürfe gehalten, worüber wir sprechen und neue Zeichnungen darauf bauen wollten. Er ging dem Allen ungeachtet höchst verdrießlich weg, und Friedrike dankte mir für die Aufmerksamkeit gegen den Vater ebenso sehr als für die Geduld bei der Unart der Mitgäste.

Ich aber kannte keinen Schmerz noch Verdruß in ihrer Nähe. Die Gesellschaft bestand aus jungen, ziemlich lärmenden Freunden, die ein alter Herr noch zu überbieten trachtete und noch wunderlicheres Zeug angab, als sie ausübten. Man hatte schon beim Frühstück den Wein nicht gespart, bei einem sehr wohl besetzten Mittagstische ließ man sich's an keinem Genuß ermangeln, und Allen schmeckte es nach der angreifenden Leibesübung bei ziemlicher Wärme um so besser, und wenn der alte Amtmann des Guten ein Wenig zu viel gethan hatte, so war die Jugend nicht weit hinter ihm zurückgeblieben.

Ich war grenzenlos glücklich an Friedrikens Seite: gesprächig, lustig, geistreich, vorlaut, und doch durch Gefühl, Achtung und Anhänglichkeit gemäßigt. Sie in gleichem Falle, offen, heiter, theilnehmend und mittheilend. Wir schienen allein für die Gesellschaft zu leben und lebten blos wechselseitig für uns.

Nach Tische suchte man den Schatten; gesellschaftliche Spiele wurden vorgenommen, und Pfänderspiele kamen an die Reihe. Bei Lösung der Pfänder ging Alles jeder Art ins Uebertriebene: Geberden, die man verlangte, Handlungen, die man ausüben, Aufgaben, die man lösen sollte, Alles zeigte von einer verwegenen Lust, die keine Grenzen kennt. Ich

selbst steigerte diese wilden Scherze durch manchen Schwank, Friedrike glänzte durch manchen neckischen Einfall; sie erschien mir lieblicher als je; alle hypochondrischen, abergläubischen Grillen waren mir verschwunden, und als sich die Gelegenheit gab, meine so zärtlich Geliebte recht herzlich zu küssen, versäumte ich's nicht, und noch weniger versagte ich mir die Wiederholung dieser Freude.

Die Hoffnung der Gesellschaft auf Musik wurde endlich befriedigt; sie ließ sich hören, und Alles eilte zum Tanz. Die Allemanden, das Walzen und Drehen war Anfang, Mittel und Ende. Alle waren zu diesem Nationaltanz aufgewachsen; auch ich machte meinen geheimen Lehrmeisterinnen Ehre genug, und Friedrike, welche tanzte, wie sie ging, sprang und lief, war sehr erfreut, an mir einen geübten Partner zu finden. Wir hielten meist zusammen, mußten aber bald Schicht machen, weil man ihr von allen Seiten zuredete, nicht weiter fortzurasen. Wir entschädigten uns durch einen einsamen Spaziergang Hand in Hand und an jenem stillen Platze durch die herzlichste Umarmung und die treulichste Versicherung, daß wir uns von Grund aus liebten.

Aeltere Personen, die vom Spiel aufgestanden waren, zogen uns mit sich fort. Bei der Abendkollation kam man ebenso wenig zu sich selbst; es ward bis tief in die Nacht getanzt, und an Gesundheiten sowie an andern Aufmunterungen zum Trinken fehlte es so wenig als am Mittag.

Ich hatte kaum einige Stunden sehr tief geschlafen, als ein erhitztes und in Aufruhr gebrachtes Blut mich aufweckte. In solchen Stunden und Lagen ist es, wo die Sorge, die Reue den wehrlos hingestreckten Menschen zu überfallen pflegen. Meine Einbildungskraft stellte mir zugleich die lebhaftesten Bilder dar: ich sehe Lucinden, wie sie nach dem heftigen Kusse leidenschaftlich von mir zurücktritt, mit glühender Wange, mit funkelnden Augen jene Verwünschung ausspricht, wodurch nur ihre Schwester bedroht werden soll, und wodurch sie unwissend fremde Schuldlose bedroht. Ich sehe Friedriken gegen ihr über stehn, erstarrt vor dem Anblick, bleich und die Folgen jener Verwünschung fühlend, von der sie nichts weiß. Ich finde mich in der Mitte, so wenig im Stande, die geistigen Wirkungen jenes Abenteuers abzulehnen, als jenen Unglück weissagenden Kuß zu vermeiden. Die zarte Gesundheit Friedrikens schien den gedrohten

Unfall zu beschleunigen, und nun kam mir ihre Liebe zu mir recht unselig vor; ich wünschte über alle Berge zu sein.

Was aber noch Schmerzlicheres für mich im Hintergrunde lag, will ich nicht verhehlen. Ein gewisser Dünkel unterhielt bei mir jenen Aberglauben; meine Lippen — geweiht oder verwünscht — kamen mir bedeutender vor als sonst, und mit nicht geringer Selbstgefälligkeit war ich mir meines enthaltsamen Betragens bewußt, indem ich mir manche unschuldige Freude versagte, theils um jenen magischen Vorzug zu bewahren, theils um ein harmloses Wesen nicht zu verletzen, wenn ich ihn aufgäbe.

Nunmehr aber war Alles verloren und unwiederbringlich; ich war in einen gemeinen Zustand zurückgekehrt, ich glaubte das liebste Wesen verletzt, ihr unwiederbringlich geschadet zu haben; und so war jene Verwünschung, anstatt daß ich sie hätte los werden sollen, von meinen Lippen in mein eignes Herz zurückgeschlagen.

Das Alles raf'te zusammen in meinem durch Liebe und Leidenschaft, Wein und Tanz aufgeregten Blute, verwirrte mein Denken, peinigte mein Gefühl, so daß ich, besonders im Gegensatz mit den gestrigen behaglichen Freuden, mich in einer Verzweiflung fühlte, die ohne Grenzen schien. Glücklicherweise blickte durch eine Spalte im Laden das Tageslicht mich an, und alle Mächte der Nacht überwindend, stellte mich die hervortretende Sonne wieder auf meine Füße; ich war bald im Freien und schnell erquickt, wo nicht hergestellt.

Der Aberglaube, so wie manches andre Wähnen, verliert sehr leicht an seiner Gewalt, wenn er, statt unserer Eitelkeit zu schmeicheln, ihr in den Weg tritt und diesem zarten Wesen eine böse Stunde machen will; wir sehen alsdann recht gut, daß wir ihn los werden können, sobald wir wollen; wir entsagen ihm um so leichter, je mehr Alles, was wir ihm entziehn, zu unserm Vortheil gereicht. Der Anblick Friedrikens, das Gefühl ihrer Liebe, die Heiterkeit der Umgebung, Alles machte mir Vorwürfe, daß ich in der Mitte der glücklichsten Tage so traurige Nachtvögel bei mir beherbergen mögen; ich glaubte sie auf ewig verscheucht zu haben. Des lieben Mädchens immer mehr annäherndes, zutrauliches Betragen machte mich durch und durch froh, und ich fand mich recht glücklich, daß sie mir diesmal beim Abschied öffentlich wie andern Freunden und Verwandten einen Kuß gab.

In der Stadt erwarteten mich gar manche Geschäfte und

Zerstreuungen, aus denen ich mich oft durch einen jetzt regelmäßig eingeleiteten Briefwechsel mit meiner Geliebten zu ihr sammelte. Auch in Briefen blieb sie immer dieselbe; sie mochte etwas Neues erzählen oder auf bekannte Begebenheiten anspielen, leicht schildern, vorübergehend reflektiren, immer war es, als wenn sie auch mit der Feder gehend, kommend, laufend, springend so leicht aufträte als sicher. Auch ich schrieb sehr gern an sie; denn die Vergegenwärtigung ihrer Vorzüge vermehrte meine Neigung auch in der Abwesenheit, so daß diese Unterhaltung einer persönlichen wenig nachgab, ja in der Folge mir sogar angenehmer, theurer wurde.

Denn jener Aberglaube hatte völlig weichen müssen. Er gründete sich zwar auf Eindrücke früherer Jahre, allein der Geist des Tags, das Rasche der Jugend, der Umgang mit kalten, verständigen Männern, Alles war ihm ungünstig, so daß sich nicht leicht Jemand in meiner ganzen Umgebung gefunden hätte, dem nicht ein Bekenntniß meiner Grille vollkommen lächerlich gewesen wäre. Allein das Schlimmste war, daß jener Wahn, indem er floh, eine wahre Betrachtung über den Zustand zurückließ, in welchem sich immer junge Leute befinden, deren frühzeitige Neigungen sich keinen dauerhaften Erfolg versprechen dürfen. So wenig war mir geholfen, den Irrthum los zu sein, daß Verstand und Ueberlegung mir nur noch schlimmer in diesem Falle mitspielten. Meine Leidenschaft wuchs, je mehr ich den Werth des trefflichen Mädchens kennen lernte, und die Zeit rückte heran, da ich so viel Liebes und Gutes, vielleicht auf immer, verlieren sollte.

Wir hatten eine Zeit lang zusammen still und anmuthig fortgelebt, als Freund Weyland die Schalkheit beging, den „Landpriester von Wakefield" nach Sesenheim mitzubringen und mir ihn, da vom Vorlesen die Rede war, unvermuthet zu überreichen, als hätte es weiter gar nichts zu sagen. Ich wußte mich zu fassen und las so heiter und freimüthig, als ich nur konnte. Auch die Gesichter meiner Zuhörer erheiterten sich sogleich, und es schien ihnen gar nicht unangenehm, abermals zu einer Vergleichung genöthigt zu sein. Hatten sie zu Raymond und Melusine komische Gegenbilder gefunden, so erblickten sie hier sich selbst in einem Spiegel, der keineswegs verhäßlichte. Man gestand sich's nicht ausdrücklich, aber man verleugnete es nicht, daß man sich unter Geistes- und Gefühlsverwandten bewege.

Alle Menschen guter Art empfinden bei zunehmender Bildung,

daß sie auf der Welt eine doppelte Rolle zu spielen haben, eine wirkliche und eine ideelle, und in diesem Gefühl ist der Grund alles Edlen aufzusuchen. Was uns für eine wirkliche zugetheilt sei, erfahren wir nur allzu deutlich; was die zweite betrifft, darüber können wir selten ins Klare kommen. Der Mensch mag seine höhere Bestimmung auf Erden oder im Himmel, in der Gegenwart oder in der Zukunft suchen, so bleibt er deshalb doch innerlich einem ewigen Schwanken, von außen einer immer störenden Einwirkung ausgesetzt, bis er ein- für allemal den Entschluß faßt, zu erklären, das Rechte sei das, was ihm gemäß ist.

Unter die läßlichsten Versuche, sich etwas Höheres anzubilden, sich einem Höheren gleich zu stellen, gehört wol der jugendliche Trieb, sich mit Romanfiguren zu vergleichen. Er ist höchst unschuldig und, was man auch dagegen eifern mag, höchst unschädlich. Er unterhält uns in Zeiten, wo wir vor Langerweile umkommen oder zu leidenschaftlicher Unterhaltung greifen müßten.

Wie oft wiederholt man nicht die Litanei vom Schaden der Romane, und was ist es denn für ein Unglück, wenn ein artiges Mädchen, ein hübscher junger Mann sich an die Stelle der Person setzt, der es besser und schlechter geht als ihm selbst? Ist denn das bürgerliche Leben so viel werth, oder verschlingen die Bedürfnisse des Tags den Menschen so ganz, daß er jede schöne Forderung von sich ablehnen soll?

So sind als kleine Nebenzweige der romantisch-poetischen Fiktionen die historisch-poetischen Taufnamen, die sich an die Stelle der heiligen, nicht selten zum Aergerniß der taufenden Geistlichen, in die deutsche Kirche eingedrungen, ohne Zweifel anzusehn. Auch dieser Trieb, sein Kind durch einen wohlklingenden Namen, wenn er auch sonst nichts weiter hinter sich hätte, zu adeln, ist löblich, und diese Verknüpfung einer eingebildeten Welt mit der wirklichen verbreitet sogar über das ganze Leben der Person einen anmuthigen Schimmer. Ein schönes Kind, welches wir mit Wohlgefallen Bertha nennen, würden wir zu beleidigen glauben, wenn wir es Urselblandine nennen sollten. Gewiß, einem gebildeten Menschen, geschweige denn einem Liebhaber, würde ein solcher Name auf den Lippen stocken. Der kalt und einseitig urtheilenden Welt ist nicht zu verargen, wenn sie Alles, was phantastisch hervortritt, für lächerlich und verwerflich achtet; der denkende Kenner der Menschheit aber muß es nach seinem Werthe zu würdigen wissen.

Für den Zustand der Liebenden an dem schönen Ufer des Rheins war diese Vergleichung, zu der sie ein Schalk genöthigt hatte, von den anmuthigsten Folgen. Man denkt nicht über sich, wenn man sich im Spiegel betrachtet, aber man fühlt sich und läßt sich gelten. So ist es auch mit jenen moralischen Nachbildern, an denen man seine Sitten und Neigungen, seine Gewohnheiten und Eigenheiten wie im Schattenriß erkennt und mit brüderlicher Innigkeit zu fassen und zu umarmen strebt.

Die Gewohnheit, zusammen zu sein, befestigte sich immer mehr; man wußte nicht anders, als daß ich diesem Kreis angehöre. Man ließ es geschehn und gehn, ohne gerade zu fragen, was daraus werden sollte. Und welche Eltern finden sich nicht genöthigt, Töchter und Söhne in so schwebenden Zuständen eine Weile hinwalten zu lassen, bis sich etwas zufällig fürs Leben bestätigt, besser, als es ein lange angelegter Plan hätte hervorbringen können.

Man glaubte sowol auf Friedrikens Gesinnungen als auch auf meine Rechtlichkeit, für die man wegen jenes wunderlichen Enthaltens selbst von unschuldigen Liebkosungen ein günstiges Vorurtheil gefaßt hatte, völlig vertrauen zu können. Man ließ uns unbeobachtet, wie es überhaupt dort und damals Sitte war, und es hing von uns ab, in kleinerer oder größerer Gesellschaft die Gegend zu durchstreifen und die Freunde der Nachbarschaft zu besuchen. Diesseits und jenseits des Rheins, in Hagenau, Fort Louis, Philippsburg, der Ortenau fand ich die Personen zerstreut, die ich in Sesenheim vereinigt gesehn, Jeden bei sich als freundlichen Wirth gastfrei und so gern Küche und Keller als Gärten und Weinberge, ja die ganze Gegend aufschließend. Die Rheininseln waren denn auch öfters ein Ziel unserer Wasserfahrten. Dort brachten wir ohne Barmherzigkeit die kühlen Bewohner des klaren Rheins in den Kessel, auf den Rost, in das siedende Fett und hätten uns hier in den traulichen Fischerhütten vielleicht mehr als billig angesiedelt, hätten uns nicht die entsetzlichen Rheinschnaken nach einigen Stunden wieder weggetrieben. Ueber diese unerträgliche Störung einer der schönsten Lustpartien, wo sonst Alles glückte, wo die Neigung der Liebenden mit dem guten Erfolge des Unternehmens nur zu wachsen schien, brach ich wirklich, als wir zu früh, ungeschickt und ungelegen nach Hause kamen, in Gegenwart des guten geistlichen Vaters in gotteslästerliche Reden aus und versicherte, daß diese Schnaken allein mich von dem

Gedanken abbringen könnten, als habe ein guter und weiser Gott die Welt erschaffen. Der alte fromme Herr rief mich dagegen ernstlich zur Ordnung und verständigte mich, daß diese Mücken und anderes Ungeziefer erst nach dem Falle unserer ersten Eltern entstanden, oder wenn deren im Paradiese gewesen, daselbst nur angenehm gesummet und nicht gestochen hätten. Ich fühlte mich zwar sogleich besänftigt; denn ein Zorniger ist wohl zu begütigen, wenn es uns glückt, ihn zum Lächeln zu bringen; ich versicherte jedoch, es habe des Engels mit dem flammenden Schwerte gar nicht bedurft, um das sündige Ehepaar aus dem Garten zu treiben; er müsse mir vielmehr erlauben, mir vorzustellen, daß dies durch große Schnaken des Tigris und Euphrat geschehen sei. Und so hatte ich ihn wieder zum Lachen gebracht; denn der gute Mann verstand Spaß oder ließ ihn wenigstens vorübergehn.

Ernsthafter jedoch und herzerhebender war der Genuß der Tags- und Jahreszeiten in diesem herrlichen Lande. Man durfte sich nur der Gegenwart hingeben, um diese Klarheit des reinen Himmels, diesen Glanz der reichen Erde, diese lauen Abende, diese warmen Nächte an der Seite der Geliebten oder in ihrer Nähe zu genießen. Monate lang beglückten uns reine ätherische Morgen, wo der Himmel sich in seiner ganzen Pracht wies, indem er die Erde mit überflüssigem Thau getränkt hatte; und damit dieses Schauspiel nicht zu einfach werde, thürmten sich oft Wolken über die entfernten Berge, bald in dieser, bald in jener Gegend. Sie standen Tage, ja Wochen lang, ohne den reinen Himmel zu trüben, und selbst die vorübergehenden Gewitter erquickten das Land und verherrlichten das Grün, das schon wieder im Sonnenschein glänzte, ehe es noch abtrocknen konnte. Der doppelte Regenbogen, zweifarbige Säume eines dunkelgrauen, beinah schwarzen himmlischen Bandstreifens waren herrlicher, farbiger, entschiedener, aber auch flüchtiger, als ich sie irgend beobachtet.

Unter diesen Umgebungen trat unversehens die Lust zu dichten, die ich lange nicht gefühlt hatte, wieder hervor. Ich legte für Friedriken manche Lieder bekannten Melodien unter. Sie hätten ein artiges Bändchen gegeben; wenige davon sind übrig geblieben, man wird sie leicht aus meinen übrigen herausfinden.

Da ich meiner wunderlichen Studien und übrigen Verhältnisse wegen doch öfters nach der Stadt zurückzukehren ge-

nöthigt war, so entsprang dadurch für unsere Neigung ein neues Leben, das uns vor allem Unangenehmen bewahrte, was an solche kleine Liebeshändel als verdrießliche Folge sich gewöhnlich zu schließen pflegt. Entfernt von mir, arbeitete sie für mich und dachte auf irgend eine neue Unterhaltung, wenn ich zurückkäme; entfernt von ihr, beschäftigte ich mich für sie, um durch eine neue Gabe, einen neuen Einfall ihr wieder neu zu sein. Gemalte Bänder waren damals eben erst Mode geworden; ich malte ihr gleich ein paar Stücke und sendete sie mit einem kleinen Gedicht voraus, da ich diesmal länger, als ich gedacht, ausbleiben mußte. Um auch die dem Vater gethane Zusage eines neuen und ausgearbeiteten Baurisses noch über Versprechen zu halten, beredete ich einen jungen Bauverständigen, statt meiner zu arbeiten. Dieser hatte so viel Lust an der Aufgabe als Gefälligkeit gegen mich und ward noch mehr durch die Hoffnung eines guten Empfangs in einer so angenehmen Familie belebt. Er verfertigte Grundriß, Aufriß und Durchschnitt des Hauses; Hof und Garten war nicht vergessen; auch ein detaillirter, aber sehr mäßiger Anschlag war hinzugefügt, um die Möglichkeit der Ausführung eines weitläuftigen und kostspieligen Unternehmens als leicht und thulich vorzuspiegeln.

Diese Zeugnisse unserer freundschaftlichen Bemühungen verschafften uns den liebreichsten Empfang; und da der gute Vater sah, daß wir den besten Willen hatten, ihm zu dienen, so trat er mit noch einem Wunsche hervor; es war der, seine zwar hübsche, aber einfarbige Chaise mit Blumen und Zierrathen staffirt zu sehn. Wir ließen uns bereitwillig finden. Farben, Pinsel und sonstige Bedürfnisse wurden von den Krämern und Apothekern der nächsten Städte herbeigeholt. Damit es aber auch an einem Wakefield'schen Mißlingen nicht fehlen möchte, so bemerkten wir nur erst, als Alles auf das Fleißigste und Bunteste gemalt war, daß wir einen falschen Firniß genommen hatten, der nicht trocknen wollte: Sonnenschein und Zugluft, reines und feuchtes Wetter, nichts wollte fruchten. Man mußte sich indessen eines alten Rumpelkastens bedienen, und es blieb uns nichts übrig, als die Verzierung mit mehr Mühe wieder abzureiben, als wir sie aufgemalt hatten. Die Unlust bei dieser Arbeit vergrößerte sich noch, als uns die Mädchen ums Himmels willen baten, langsam und vorsichtig zu verfahren, um den Grund zu schonen, welcher denn doch nach dieser Operation zu seinem ursprünglichen Glanze nicht wieder zurückzubringen war.

Durch solche unangenehme kleine Zwischenfälligkeiten wurden wir jedoch so wenig als Doktor Primrose und seine liebenswürdige Familie in unserm heitern Leben gestört; denn es begegnete manches unerwartete Glück sowol uns als auch Freunden und Nachbarn: Hochzeiten und Kindtaufen, Richtung eines Gebäudes, Erbschaft, Lotteriegewinn wurden wechselseitig verkündigt und mitgenossen. Wir trugen alle Freude wie ein Gemeingut zusammen und wußten sie durch Geist und Liebe zu steigern. Es war nicht das erste und letzte Mal, daß ich mich in Familien, in geselligen Kreisen befand, gerade im Augenblick ihrer höchsten Blüthe, und wenn ich mir schmeicheln darf, etwas zu dem Glanz solcher Epochen beigetragen zu haben, so muß ich mir dagegen vorwerfen, daß solche Zeiten uns eben deshalb schneller vorübergeeilt und früher verschwunden.

Nun sollte aber unsere Liebe noch eine sonderbare Prüfung ausstehn. Ich will es Prüfung nennen, obgleich dies nicht das rechte Wort ist. Die ländliche Familie, der ich befreundet war, hatte verwandte Häuser in der Stadt, von gutem Ansehn und Ruf und in behaglichen Vermögensumständen. Die jungen Städter waren öfters in Sesenheim. Die ältern Personen, Mütter und Tanten, weniger beweglich, hörten so Mancherlei von dem dortigen Leben, von der wachsenden Anmuth der Töchter, selbst von meinem Einfluß, daß sie mich erst wollten kennen lernen und, nachdem ich sie öfters besucht und auch bei ihnen wohl empfangen war, uns auch Alle einmal beisammen zu sehen verlangten, zumal als sie Jenen auch eine freundliche Gegenaufnahme schuldig zu sein glaubten.

Lange ward hierüber hin und her gehandelt. Die Mutter konnte sich schwer von der Haushaltung trennen, Olivie hatte einen Abscheu vor der Stadt, in die sie nicht paßte, Friedrike keine Neigung dahin; und so verzögerte sich die Sache, bis sie endlich dadurch entschieden ward, daß es mir unmöglich fiel, innerhalb vierzehn Tagen aufs Land zu kommen, da man sich denn lieber in der Stadt und mit einigem Zwange als gar nicht sehen wollte. Und so fand ich nun meine Freundinnen, die ich nur auf ländlicher Scene zu sehen gewohnt war, deren Bild mir nur auf einem Hintergrunde von schwankenden Baumzweigen, beweglichen Bächen, nickenden Blumenwiesen und einem meilenweit freien Horizonte bisher erschien — ich sah sie nun zum ersten Mal in städtischen, zwar weiten

Zimmern, aber doch in der Enge, in Bezug auf Tapeten, Spiegel, Standuhren und Porzellanpuppen.

Das Verhältniß zu dem, was man liebt, ist so entschieden, daß die Umgebung wenig sagen will; aber daß es die gehörige, natürliche, gewohnte Umgebung sei, dies verlangt das Gemüth. Bei meinem lebhaften Gefühl für alles Gegenwärtige konnte ich mich nicht gleich in den Widerspruch des Augenblicks finden. Das anständige ruhig-edle Betragen der Mutter paßte vollkommen in diesen Kreis, sie unterschied sich nicht von den übrigen Frauen; Olivie dagegen bewies sich ungeduldig wie ein Fisch auf dem Strande. Wie sie mich sonst in dem Garten anrief oder auf dem Felde beiseite winkte, wenn sie mir etwas Besonderes zu sagen hatte, so that sie auch hier, indem sie mich in eine Fenstertiefe zog; sie that es mit Verlegenheit und ungeschickt, weil sie fühlte, daß es nicht paßte und es doch that. Sie hatte mir das Unwichtigste von der Welt zu sagen, nichts als was ich schon wußte: daß es ihr entsetzlich weh sei, daß sie sich an den Rhein, über den Rhein, ja in die Türkei wünsche. Friedrike hingegen war in dieser Lage höchst merkwürdig. Eigentlich genommen, paßte sie auch nicht hinein; aber dies zeugte für ihren Charakter, daß sie, anstatt sich in diesen Zustand zu finden, unbewußt den Zustand nach sich modelte. Wie sie auf dem Lande mit der Gesellschaft gebahrte, so that sie es auch hier. Jeden Augenblick wußte sie zu beleben. Ohne zu beunruhigen, setzte sie Alles in Bewegung und beruhigte gerade dadurch die Gesellschaft, die eigentlich nur von der Langenweile beunruhigt wird. Sie erfüllte damit vollkommen den Wunsch der städtischen Tanten, welche ja auch einmal von ihrem Kanapee aus Zeugen jener ländlichen Spiele und Unterhaltungen sein wollten. War dieses zur Genüge geschehn, so wurde die Garderobe, der Schmuck und was die städtischen, französisch gekleideten Nichten besonders auszeichnete, betrachtet und ohne Neid bewundert. Auch mit mir machte Friedrike sich's leicht, indem sie mich behandelte wie immer. Sie schien mir keinen andern Vorzug zu geben als den, daß sie ihr Begehren, ihre Wünsche eher an mich als an einen Andern richtete und mich dadurch als ihren Diener anerkannte.

Diese Dienerschaft nahm sie einen der folgenden Tage mit Zuversicht in Anspruch, als sie mir vertraute, die Damen wünschten mich lesen zu hören. Die Töchter des Hauses hatten

viel davon erzählt; denn in Sesenheim las ich, was und wann man's verlangte. Ich war sogleich bereit, nur bat ich um Ruhe und Aufmerksamkeit auf mehrere Stunden. Dies ging man ein, und ich las an einem Abend den ganzen Hamlet ununterbrochen, in den Sinn des Stücks eindringend, wie ich es nur vermochte, mit Lebhaftigkeit und Leidenschaft mich ausdrückend, wie es der Jugend gegeben ist. Ich erntete großen Beifall. Friedrike hatte von Zeit zu Zeit tief geathmet und ihre Wangen eine fliegende Röthe überzogen. Diese beiden Symptome eines bewegten zärtlichen Herzens, bei scheinbarer Heiterkeit und Ruhe von außen, waren mir nicht unbekannt und der einzige Lohn, nach dem ich strebte. Sie sammelte den Dank, daß sie mich veranlaßt hatte, mit Freuden ein und versagte sich nach ihrer zierlichen Weise den kleinen Stolz nicht, in mir und durch mich geglänzt zu haben.

Dieser Stadtbesuch sollte nicht lange dauern, aber die Abreise verzögerte sich. Friedrike that das Ihrige zur geselligen Unterhaltung, ich ließ es auch nicht fehlen; aber die reichen Hilfsquellen, die auf dem Lande so ergiebig sind, versiegten bald in der Stadt, und der Zustand ward um so peinlicher, als die Aeltere nach und nach ganz aus der Fassung kam. Die beiden Schwestern waren die Einzigen in der Gesellschaft, welche sich deutsch trugen. Friedrike hatte sich niemals anders gedacht und glaubte überall so recht zu sein, sie verglich sich nicht; aber Olivien war es ganz unerträglich, so mägdehaft ausgezeichnet in dieser vornehm erscheinenden Gesellschaft einherzugehn. Auf dem Lande bemerkte sie kaum die städtische Tracht an Andern, sie verlangte sie nicht; in der Stadt konnte sie die ländliche nicht ertragen. Dies Alles zu dem übrigen Geschicke städtischer Frauenzimmer, zu den hundert Kleinigkeiten einer ganz entgegengesetzten Umgebung wühlte einige Tage so in dem leidenschaftlichen Busen, daß ich alle schmeichelnde Aufmerksamkeit auf sie zu wenden hatte, um sie nach dem Wunsche Friedrikens zu begütigen. Ich fürchtete eine leidenschaftliche Scene. Ich sah den Augenblick, da sie sich mir zu Füßen werfen und mich bei allem Heiligen beschwören werde, sie aus diesem Zustande zu retten. Sie war himmlisch gut, wenn sie sich nach ihrer Weise behaben konnte; aber ein solcher Zwang setzte sie gleich in Mißbehagen und konnte sie zuletzt bis zur Verzweiflung treiben. Nun suchte ich zu beschleunigen, was die Mutter mit Olivien wünschte und was Friedriken

nicht zuwider war. Diese im Gegensatze mit ihrer Schwester zu loben, enthielt ich mich nicht; ich sagte ihr, wie sehr ich mich freue, sie unverändert und auch in diesen Umgebungen so frei wie den Vogel auf den Zweigen zu finden. Sie war artig genug, zu erwidern, daß ich ja da sei, sie wolle weder hinaus noch herein, wenn ich bei ihr wäre.

Endlich sah ich sie abfahren, und es fiel mir wie ein Stein vom Herzen; denn meine Empfindung hatte den Zustand von Friedriken und Olivien getheilt: ich war zwar nicht leidenschaftlich geängstigt wie Diese, aber ich fühlte mich doch keineswegs wie Jene behaglich.

Da ich eigentlich nach Straßburg gegangen war, um zu promoviren, so gehörte es freilich unter die Unregelmäßigkeiten meines Lebens, daß ich ein solches Hauptgeschäft als eine Nebensache betrachtete. Die Sorge wegen des Examens hatte ich mir auf eine sehr leichte Weise beiseite geschafft; es war nun aber auch an die Disputation zu denken; denn von Frankfurt abreisend hatte ich meinem Vater versprochen und mir selbst fest vorgesetzt, eine solche zu schreiben. Es ist der Fehler Derjenigen, die Manches, ja Viel vermögen, daß sie sich Alles zutrauen, und die Jugend muß sogar in diesem Falle sein, damit nur etwas aus ihr werde. Eine Uebersicht der Rechtswissenschaft und ihres ganzen Fachwerks hatte ich mir so ziemlich verschafft, einzelne rechtliche Gegenstände interessirten mich hinlänglich, und ich glaubte, da ich mir den braven Leyser zum Vorbild genommen hatte, mit meinem kleinen Menschenverstand ziemlich durchzukommen. Es zeigten sich große Bewegungen in der Jurisprudenz; es sollte mehr nach Billigkeit geurtheilt werden; alle Gewohnheitsrechte sah man täglich gefährdet, und besonders dem Kriminalwesen stand eine große Veränderung bevor. Was mich selbst betraf, so fühlte ich wol, daß mir zur Ausfüllung jener Rechtstopik, die ich mir gemacht hatte, unendlich Vieles fehle; das eigentliche Wissen ging mir ab, und keine innere Richtung drängte mich zu diesen Gegenständen. Auch mangelte der Anstoß von außen, ja, mich hatte eine ganz andere Fakultät mit fortgerissen. Ueberhaupt, wenn ich Interesse finden sollte, so mußte ich einer Sache irgend etwas abgewinnen, ich mußte etwas an ihr gewahr werden, das mir fruchtbar schien und Aussichten gab. So hatte ich mir einige Materien wohl gemerkt, auch sogar darauf gesammelt und nahm auch meine Kollektaneen

vor, überlegte das, was ich behaupten, das Schema, wonach ich die einzelnen Elemente ordnen wollte, nochmals und arbeitete so eine Zeit lang; allein ich war klug genug, bald zu sehen, daß ich nicht fortkommen könne und daß, um eine besondere Materie abzuhandeln, auch ein besonderer und lang anhaltender Fleiß erforderlich sei, ja, daß man nicht einmal ein solches Besondere mit Glück vollführen werde, wenn man nicht im Ganzen wo nicht Meister, doch wenigstens Altgeselle sei.

Die Freunde, denen ich meine Verlegenheit mittheilte, fanden mich lächerlich, weil man über Theses ebenso gut, ja noch besser als über einen Traktat disputiren könne: in Straßburg sei das gar nicht ungewöhnlich. Ich ließ mich zu einem solchen Ausweg sehr geneigt finden; allein mein Vater, dem ich deshalb schrieb, verlangte ein ordentliches Werk, das ich, wie er meinte, sehr wohl ausfertigen könnte, wenn ich nur wollte und mir die gehörige Zeit dazu nähme. Ich war nun genöthigt, mich auf irgend ein Allgemeines zu werfen und etwas zu wählen, was mir geläufig wäre. Die Kirchengeschichte war mir fast noch bekannter als die Weltgeschichte, und mich hatte von je her der Konflikt, in welchem sich die Kirche, der öffentlich anerkannte Gottesdienst, nach zwei Seiten hin befindet und immer befinden wird, höchlich interessirt. Denn einmal liegt sie in ewigem Streit mit dem Staat, über den sie sich erheben, und sodann mit den Einzelnen, die sie alle zu sich versammeln will. Der Staat von seiner Seite will ihr die Oberherrschaft nicht zugestehn, und die Einzelnen widersetzen sich ihrem Zwangsrechte. Der Staat will Alles zu öffentlichen, allgemeinen Zwecken, der Einzelne zu häuslichen, herzlichen, gemüthlichen. Ich war von Kindheit auf Zeuge solcher Bewegungen gewesen, wo die Geistlichkeit es bald mit ihren Oberen, bald mit der Gemeine verdarb. Ich hatte mir daher in meinem jugendlichen Sinne festgesetzt, daß der Staat, der Gesetzgeber, das Recht habe, einen Kultus zu bestimmen, nach welchem die Geistlichkeit lehren und sich benehmen solle, die Laien hingegen sich äußerlich und öffentlich genau zu richten hätten; übrigens sollte die Frage nicht sein, was Jeder bei sich denke, fühle oder sinne. Dadurch glaubte ich alle Kollisionen auf einmal gehoben zu haben. Ich wählte deshalb zu meiner Disputation die erste Hälfte dieses Thema's: daß nämlich der Gesetzgeber nicht allein berechtigt, sondern ver-

pflichtet sei, einen gewissen Kultus festzusetzen, von welchem weder die Geistlichkeit noch die Laien sich lossagen dürften. Ich führte dieses Thema theils historisch, theils raisonnirend aus, indem ich zeigte, daß alle öffentlichen Religionen durch Heerführer, Könige und mächtige Männer eingeführt worden, ja, daß dieses sogar der Fall mit der christlichen sei. Das Beispiel des Protestantismus lag ja ganz nahe. Ich ging bei dieser Arbeit um so kühner zu Werke, als ich sie eigentlich nur meinen Vater zu befriedigen schrieb und nichts sehnlicher wünschte und hoffte, als daß sie die Zensur nicht passiren möchte. Ich hatte noch von Behrisch her eine unüberwindliche Abneigung, etwas von mir gedruckt zu sehen, und mein Umgang mit Herdern hatte mir meine Unzulänglichkeit nur allzu deutlich aufgedeckt, ja, ein gewisses Mißtrauen gegen mich selbst war dadurch völlig zur Reife gekommen.

Da ich diese Arbeit fast ganz aus mir selbst schöpfte und das Latein geläufig sprach und schrieb, so verfloß mir die Zeit, die ich auf die Abhandlung verwendete, sehr angenehm. Die Sache hatte wenigstens einigen Grund; die Darstellung war, rednerisch genommen, nicht übel, das Ganze hatte eine ziemliche Rundung. Sobald ich damit zu Rande war, ging ich sie mit einem guten Lateiner durch, der, ob er gleich meinen Stil im Ganzen nicht verbessern konnte, doch alle auffallenden Mängel mit leichter Hand vertilgte, so daß etwas zu Stande kam, das sich aufzeigen ließ. Eine reinliche Abschrift wurde meinem Vater sogleich zugeschickt, welcher zwar nicht billigte, daß keiner von den früher vorgenommenen Gegenständen ausgeführt worden sei, jedoch mit der Kühnheit des Unternehmens als ein völlig protestantisch Gesinnter wohl zufrieden war. Mein Seltsames wurde geduldet, meine Anstrengung gelobt, und er versprach sich von der Bekanntmachung dieses Werkchens eine vorzügliche Wirkung.

Ich überreichte nun meine Hefte der Fakultät, und diese betrug sich glücklicherweise so klug als artig. Der Dekan, ein lebhafter, gescheiter Mann, fing mit vielen Lobeserhebungen meiner Arbeit an, ging dann zum Bedenklichen derselben über, welches er nach und nach in ein Gefährliches zu verwandeln wußte und damit schloß, daß es nicht räthlich sein möchte, diese Arbeit als akademische Dissertation bekannt zu machen. Der Aspirant habe sich der Fakultät als einen denkenden jungen Mann gezeigt, von dem sie das Beste hoffen

dürfe; sie wolle mich gern, um die Sache nicht aufzuhalten, über Theses disputiren lassen. Ich könne ja in der Folge meine Abhandlung, wie sie vorliege oder weiter ausgearbeitet, lateinisch oder in einer andern Sprache herausgeben, dies würde mir, als einem Privatmann und Protestanten, überall leicht werden, und ich hätte mich des Beifalls um desto reiner und allgemeiner alsdann zu erfreuen. Kaum verbarg ich dem guten Manne, welchen Stein mir sein Zureden vom Herzen wälzte; bei jedem neuen Argument, das er vorbrachte, um mich durch seine Weigerung nicht zu betrüben oder zu erzürnen, ward es mir immer leichter im Gemüth und ihm zuletzt auch, als ich ganz unerwartet seinen Gründen nichts entgegensetzte, sie vielmehr höchst einleuchtend fand und versprach, mich in Allem nach seinem Rath und nach seiner Anleitung zu benehmen. Ich setzte mich nun wieder mit meinem Repetenten zusammen. Theses wurden ausgewählt und gedruckt, und die Disputation ging unter Opposition meiner Tischgenossen mit großer Lustigkeit, ja Leichtfertigkeit vorüber; da mir denn meine alte Uebung, im Corpus juris aufzuschlagen, gar sehr zu Statten kam und ich für einen wohlunterrichteten Menschen gelten konnte. Ein guter herkömmlicher Schmaus beschloß die Feierlichkeit.

Mein Vater war indessen sehr unzufrieden, daß dieses Werkchen nicht als Disputation ordentlich gedruckt worden war, weil er gehofft hatte, ich sollte bei meinem Einzuge in Frankfurt Ehre damit einlegen. Er wollte es daher besonders herausgegeben wissen; ich stellte ihm aber vor, daß die Materie, die nur skizzirt sei, künftig weiter ausgeführt werden müßte. Er hob zu diesem Zwecke das Manuskript sorgfältig auf, und ich habe es nach mehreren Jahren noch unter seinen Papieren gesehn.

Meine Promotion war am 6. August 1771 geschehn; den Tag darauf starb Schöpflin im fünfundsiebzigsten Jahre. Auch ohne nähere Berührung hatte derselbe bedeutend auf mich eingewirkt; denn vorzügliche mitlebende Männer sind den größeren Sternen zu vergleichen, nach denen, so lange sie nur über dem Horizont stehen, unser Auge sich wendet und sich gestärkt und gebildet fühlt, wenn es ihm vergönnt ist, solche Vollkommenheiten in sich aufzunehmen. Die freigebige Natur hatte Schöpflinen ein vortheilhaftes Aeußere verliehn: schlanke Gestalt, freundliche Augen, redseligen Mund, eine durchaus angenehme Gegenwart. Auch Geistesgaben ertheilte sie ihrem Liebling nicht kärg-

lich, und sein Glück war, ohne daß er sich mühsam angestrengt hätte, die Folge angeborner und ruhig ausgebildeter Verdienste. Er gehörte zu den glücklichen Menschen, welche Vergangenheit und Gegenwart zu vereinigen geneigt sind, die dem Lebensinteresse das historische Wissen anzuknüpfen verstehn. Im Baden'schen geboren, in Basel und Straßburg erzogen, gehörte er dem paradiesischen Rheinthal ganz eigentlich an, als einem ausgebreiteten wohlgelegenen Vaterlande. Auf historische und antiquarische Gegenstände hingewiesen, ergriff er sie munter durch eine glückliche Vorstellungskraft und erhielt sie sich durch das bequemste Gedächtniß. Lern- und lehrbegierig, wie er war, ging er einen gleich vorschreitenden Studien- und Lebensgang. Nun emergirt und eminirt er bald ohne Unterbrechung irgend einer Art; er verbreitet sich mit Leichtigkeit in der literarischen und bürgerlichen Welt; denn historische Kenntnisse reichen überall hin, und Leutseligkeit schließt sich überall an. Er reist durch Deutschland, Holland, Frankreich, Italien, kommt in Berührung mit allen Gelehrten seiner Zeit; er unterhält die Fürsten, und nur, wenn durch seine lebhafte Redseligkeit die Stunden der Tafel, der Audienz verlängert werden, ist er den Hofleuten lästig. Dagegen erwirbt er sich das Vertrauen der Staatsmänner, arbeitet für sie die gründlichsten Deduktionen und findet so überall einen Schauplatz für seine Talente. Man wünscht ihn an gar manchem Orte festzuhalten; allein er beharrt bei seiner Treue für Straßburg und den französischen Hof. Seine unverrückte deutsche Redlichkeit wird auch dort anerkannt, man schützt ihn sogar gegen den mächtigen Prätor Klinglin, der ihn heimlich anfeindet. Gesellig und gesprächig von Natur, verbreitet er sich, wie im Wissen und Geschäften, so auch im Umgange, und man begriffe kaum, wo er alle Zeit hergenommen, wüßten wir nicht, daß eine Abneigung gegen die Frauen ihn durch sein ganzes Leben begleitet, wodurch er so manche Tage und Stunden gewann, welche von frauenhaft Gesinnten glücklich vergeudet werden.

Uebrigens gehört er auch als Autor dem gemeinen Wesen und als Redner der Menge. Seine Programme, seine Reden und Anreden sind dem besondern Tag, der eintretenden Feierlichkeit gewidmet, ja, sein großes Werk Alsatia illustrata gehört dem Leben an, indem er die Vergangenheit wieder hervorruft, verblichene Gestalten auffrischt, den behauenen, den gebildeten Stein wieder belebt, erloschene, zerstückte Inschriften zum zweiten

Mal vor die Augen, vor den Sinn des Lesers bringt. Auf solche Weise erfüllt seine Thätigkeit das Elsaß und die Nachbarschaft; in Baden und der Pfalz behält er bis ins höchste Alter einen ununterbrochenen Einfluß; in Mannheim stiftet er die Akademie der Wissenschaften und erhält sich als Präsident derselben bis an seinen Tod.

Genähert habe ich mich diesem vorzüglichen Manne niemals als in einer Nacht, da wir ihm ein Fackelständchen brachten. Den mit Linden überwölbten Hof des alten Stiftgebäudes erfüllten unsere Pechfeuer mehr mit Rauch, als daß sie ihn erleuchtet hätten. Nach geendigtem Musikgeräusch kam er herab und trat unter uns, und hier war er recht an seinem Platze. Der schlank- und wohlgewachsene heitere Greis stand mit leichtem freiem Wesen würdig vor uns und hielt uns werth genug, eine wohlgedachte Rede ohne Spur von Zwang und Pedantismus väterlich liebevoll auszusprechen, so daß wir uns in dem Augenblick etwas dünkten, da er uns wie die Könige und Fürsten behandelte, die er öffentlich anzureden so oft berufen war. Wir ließen unsere Zufriedenheit überlaut vernehmen, Trompeten- und Paukenschall erklang wiederholt, und die allerliebste, hoffnungsvolle akademische Plebs verlor sich mit innigem Behagen nach Hause.

Seine Schüler und Studienverwandten, Koch und Oberlin, fanden zu mir schon ein näheres Verhältniß. Meine Liebhaberei zu alterthümlichen Resten war leidenschaftlich. Sie ließen mich das Museum wiederholt betrachten, welches die Belege zu seinem großen Werke über Elsaß vielfach enthielt. Eben dieses Werk hatte ich erst nach jener Reise, wo ich noch Alterthümer an Ort und Stelle gefunden, näher kennen gelernt, und nunmehr vollkommen gefördert, konnte ich mir bei größern und kleinern Exkursionen das Rheinthal als römische Besitzung vergegenwärtigen und gar manchen Traum der Vorzeit mir wachend ausmalen.

Kaum hatte ich mir hierin einigermaßen aufgeholfen, als mich Oberlin zu den Denkmalen der Mittelzeit hinwies und mit den daher noch übrigen Ruinen und Resten, Siegeln und Dokumenten bekannt machte, ja eine Neigung zu den sogenannten Minnesingern und Heldendichtern einzuflößen suchte. Diesem wackeren Manne sowie Herrn Koch bin ich viel schuldig geworden, und wenn es ihrem Willen und Wunsche nach ge-

gangen wäre, so hätte ich ihnen das Glück meines Lebens verdanken müssen. Damit verhielt es sich aber folgendergestalt.

Schöpflin, der sich in der höheren Sphäre des Staatsrechts Zeitlebens bewegt hatte und den großen Einfluß wohl kannte, welchen solche und verwandte Studien bei Höfen und in Kabinetten einem fähigen Kopfe zu verschaffen geeignet sind, fühlte eine unüberwindliche, ja ungerechte Abneigung gegen den Zustand des Civilisten und hatte die gleiche Gesinnung den Seinigen eingeflößt. Obgenannte beide Männer, Freunde von Salzmann, hatten auf eine liebreiche Weise von mir Kenntniß genommen. Das leidenschaftliche Ergreifen äußerer Gegenstände, die Darstellungsart, womit ich die Vorzüge derselben herauszuheben und ihnen ein besonderes Interesse zu verleihen wußte, schätzten sie höher als ich selbst. Meine geringe, ich kann wol sagen, nothdürftige Beschäftigung mit dem Civilrechte war ihnen nicht unbemerkt geblieben; sie kannten mich genug, um zu wissen, wie leicht ich bestimmbar sei; aus meiner Lust zum akademischen Leben hatte ich auch kein Geheimniß gemacht, und sie dachten mich daher für Geschichte, Staatsrecht, Redekunst erst nur im Vorübergehn, dann aber entschiedener zu erwerben. Straßburg selbst bot Vortheile genug. Eine Aussicht auf die deutsche Kanzlei in Versailles, der Vorgang von Schöpflin, dessen Verdienst mir freilich unerreichbar schien, sollte zwar nicht zur Nachahmung, doch zur Nacheiferung reizen und vielleicht dadurch ein ähnliches Talent zur Ausbildung gelangen, welches sowol Dem, der sich dessen rühmen dürfte, ersprießlich, als Andern, die es für sich zu gebrauchen dächten, nützlich sein könnte. Diese meine Gönner und Salzmann mit ihnen legten auf mein Gedächtniß und auf meine Fähigkeit, den Sinn der Sprachen zu fassen, einen großen Werth und suchten hauptsächlich dadurch ihre Absichten und Vorschläge zu motiviren.

Wie nun aus allem Diesem nichts geworden, und wie es gekommen, daß ich wieder von der französischen Seite auf die deutsche herübergetreten, gedenk' ich hier zu entwickeln. Man erlaube mir, wie bisher, zum Uebergange einige allgemeine Betrachtungen.

Es sind wenig Biographien, welche einen reinen, ruhigen, steten Fortschritt des Individuums darstellen können. Unser Leben ist, wie das Ganze, in dem wir enthalten sind, auf eine unbegreifliche Weise aus Freiheit und Nothwendigkeit zusammengesetzt. Unser Wollen ist ein Vorausverkünden dessen, was wir

unter allen Umständen thun werden. Diese Umstände aber ergreifen uns auf ihre eigne Weise. Das Was liegt in uns, das Wie hängt selten von uns ab, nach dem Warum dürfen wir nicht fragen, und deshalb verweist man uns mit Recht aufs Quia.

Die französische Sprache war mir von Jugend auf lieb; ich hatte sie in einem bewegteren Leben und ein bewegteres Leben durch sie kennen gelernt. Sie war mir ohne Grammatik und Unterricht, durch Umgang und Uebung wie eine zweite Muttersprache zu eigen geworden. Nun wünschte ich mich derselben mit größerer Leichtigkeit zu bedienen und zog deswegen Straßburg zum abermaligen akademischen Aufenthalt andern hohen Schulen vor; aber leider sollte ich dort gerade das Umgekehrte von meinen Hoffnungen erfahren und von dieser Sprache, diesen Sitten eher ab- als ihnen zugewendet werden.

Die Franzosen, welche sich überhaupt eines guten Betragens befleißigen, sind gegen Fremde, die ihre Sprache zu reden anfangen, nachsichtig, sie werden Niemanden über irgend einen Fehler auslachen oder ihn deshalb ohne Umschweif tadeln. Da sie jedoch nicht wohl ertragen mögen, daß in ihrer Sprache gesündigt wird, so haben sie die Art, ebendasselbe, was man gesagt hat, mit einer anderen Wendung zu wiederholen und gleichsam höflich zu bekräftigen, sich dabei aber des eigentlichen Ausdrucks, den man hätte gebrauchen sollen, zu bedienen und auf diese Weise den Verständigen und Aufmerksamen auf das Rechte und Gehörige zu führen.

So sehr man nun, wenn es Einem Ernst ist, wenn man Selbstverleugnung genug hat, sich für einen Schüler zu geben, hiebei gewinnt und gefördert wird, so fühlt man sich doch immer einigermaßen gedemüthiget und, da man doch auch um der Sache willen redet, oft allzu sehr unterbrochen, ja abgelenkt, und man läßt ungeduldig das Gespräch fallen. Dies begegnete besonders mir vor Andern, indem ich immer etwas Interessantes zu sagen glaubte, dagegen aber auch etwas Bedeutendes vernehmen und nicht immer blos auf den Ausdruck zurückgewiesen sein wollte; ein Fall, der bei mir öfter eintrat, weil mein Französisch viel buntscheckiger war als das irgend eines andern Fremden. Von Bedienten, Kammerdienern und Schildwachen, jungen und alten Schauspielern, theatralischen Liebhabern, Bauern und Helden hatte ich mir die Redensarten sowie die Accentuationen gemerkt, und dieses Babylonische Idiom sollte sich

durch ein wunderliches Ingrediens noch mehr verwirren, indem ich den französischen reformirten Geistlichen gern zuhörte und ihre Kirchen um so lieber besuchte, als ein sonntägiger Spaziergang nach Bockenheim dadurch nicht allein erlaubt, sondern geboten war. Aber auch hiermit sollte es noch nicht genug sein; denn als ich in den Jünglingsjahren immer mehr auf die Deutschheit des sechzehnten Jahrhunderts gewiesen ward, so schloß ich gar bald auch die Franzosen jener herrlichen Epoche in diese Neigung mit ein. Montaigne, Amyot, Rabelais, Marot waren meine Freunde und erregten in mir Antheil und Bewunderung. Alle diese verschiedenen Elemente bewegten sich nun in meiner Rede chaotisch durch einander, so daß für den Zuhörer die Intention über dem wunderlichen Ausdruck meist verloren ging, ja, daß ein gebildeter Franzose mich nicht mehr höflich zurechtweisen, sondern geradezu tadeln und schulmeistern mußte. Abermals ging es mir also hier wie vordem in Leipzig, nur daß ich mich diesmal nicht auf das Recht meiner Vatergegend, so gut als andere Provinzen idiotisch zu sprechen, zurückziehn konnte, sondern hier auf fremdem Grund und Boden mich einmal hergebrachten Gesetzen fügen sollte.

Vielleicht hätten wir uns auch wol hierein ergeben, wenn uns nicht ein böser Genius in die Ohren geraunt hätte, alle Bemühungen eines Fremden, Französisch zu reden, würden immer ohne Erfolg bleiben; denn ein geübtes Ohr höre den Deutschen, den Italiener, den Engländer unter seiner französischen Maske gar wohl heraus; geduldet werde man, aber keineswegs in den Schooß der einzig sprachseligen Kirche aufgenommen.

Nur wenige Ausnahmen gab man zu. Man nannte uns einen Herrn von Grimm; aber selbst Schöpflin sollte den Gipfel nicht erreicht haben. Sie ließen gelten, daß er früh die Nothwendigkeit, sich vollkommen französisch auszudrücken, wohl eingesehn; sie billigten seine Neigung, sich Jedermann mitzutheilen, besonders aber die Großen und Vornehmen zu unterhalten, lobten sogar, daß er auf dem Schauplatz, wo er stand, die Landessprache zu der seinigen zu machen und sich möglichst zum französischen Gesellschafter und Redner auszubilden gesucht. Was hilft ihm aber das Verleugnen seiner Muttersprache, das Bemühen um eine fremde? Niemand kann er es recht machen. In der Gesellschaft will man ihn eitel finden: als wenn sich Jemand ohne Selbstgefühl und Selbstgefälligkeit Andern mittheilen möchte und könnte! Sodann versichern die feinen Welt-

und Sprachkenner, er disserire und dialogire mehr, als daß er eigentlich konversire. Jenes ward als Erb- und Grundfehler der Deutschen, dieses als die Kardinaltugend der Franzosen allgemein anerkannt. Als öffentlichem Redner geht es ihm nicht besser. Läßt er eine wohl ausgearbeitete Rede an den König oder die Fürsten drucken, so passen die Jesuiten auf, die ihm als einem Protestanten gram sind, und zeigen das Unfranzösische seiner Wendungen.

Anstatt uns nun hieran zu trösten und als grünes Holz dasjenige zu ertragen, was dem dürren auflag, so ärgerte uns dagegen diese pedantische Ungerechtigkeit; wir verzweifeln und überzeugen uns vielmehr an diesem auffallenden Beispiele, daß die Bemühung vergebens sei, den Franzosen durch die Sache genug zu thun, da sie an die äußern Bedingungen, unter welchen Alles erscheinen soll, allzu genau gebunden sind. Wir fassen daher den umgekehrten Entschluß, die französische Sprache gänzlich abzulehnen und uns mehr als bisher mit Gewalt und Ernst der Muttersprache zu widmen.

Auch hiezu fanden wir im Leben Gelegenheit und Theilnahme. Elsaß war noch nicht lange genug mit Frankreich verbunden, als daß nicht noch bei Alt und Jung eine liebevolle Anhänglichkeit an alte Verfassung, Sitte, Sprache, Tracht sollte übrig geblieben sein. Wenn der Ueberwundene die Hälfte seines Daseins nothgedrungen verliert, so rechnet er sich's zur Schmach, die andere Hälfte freiwillig aufzugeben. Er hält daher an Allem fest, was ihm die vergangene gute Zeit zurückrufen und die Hoffnung der Wiederkehr einer glücklichen Epoche nähren kann. Gar manche Einwohner von Straßburg bildeten zwar abgesonderte, aber doch dem Sinne nach verbundene kleine Kreise, welche durch die vielen Unterthanen deutscher Fürsten, die unter französischer Hoheit ansehnliche Strecken Landes besaßen, stets vermehrt und rekrutirt wurden; denn Väter und Söhne hielten sich Studirens oder Geschäfts wegen länger oder kürzer in Straßburg auf.

An unserm Tische ward gleichfalls nichts wie Deutsch gesprochen. Salzmann drückte sich im Französischen mit vieler Leichtigkeit und Eleganz aus, war aber unstreitig dem Streben und der That nach ein vollkommener Deutscher; Lersen hätte man als Muster eines deutschen Jünglings aufstellen können; Meyer von Lindau schlenderte lieber auf gut Deutsch, als daß er sich auf gut Französisch hätte zusammennehmen sollen, und

wenn unter den Uebrigen auch Mancher zu gallischer Sprache und Sitte hinneigte, so ließen sie doch, so lange sie bei uns waren, den allgemeinen Ton auch über sich schalten und walten.

Von der Sprache wendeten wir uns zu den Staatsverhältnissen. Zwar wußten wir von unserer Reichsverfassung nicht viel Löbliches zu sagen; wir gaben zu, daß sie aus lauter gesetzlichen Mißbräuchen bestehe, erhoben uns aber um desto höher über die französische gegenwärtige Verfassung, die sich in lauter gesetzlosen Mißbräuchen verwirre, deren Regierung ihre Energie nur am falschen Orte sehen lasse und gestatten müsse, daß eine gänzliche Veränderung der Dinge schon in schwarzen Aussichten öffentlich prophezeit werde.

Blickten wir hingegen nach Norden, so leuchtete uns von dort Friedrich, der Polarstern, her, um den sich Deutschland, Europa, ja die Welt zu drehen schien. Sein Uebergewicht in Allem offenbarte sich am Stärksten, als in der französischen Armee das preußische Exercitium und sogar der preußische Stock eingeführt werden sollte. Wir verziehen ihm übrigens seine Vorliebe für eine fremde Sprache, da wir ja die Genugthuung empfanden, daß ihm seine französischen Poeten, Philosophen und Literatoren Verdruß zu machen fortfuhren und wiederholt erklärten, er sei nur als Eindringling anzusehn und zu behandeln.

Was uns aber von den Franzosen gewaltiger als alles Andere entfernte, war die wiederholte unhöfliche Behauptung, daß es den Deutschen überhaupt sowie dem nach französischer Kultur strebenden Könige an Geschmack fehle. Ueber diese Redensart, die wie ein Refrain sich an jedes Urtheil anschloß, suchten wir uns durch Nichtachtung zu beruhigen; aufklären darüber konnten wir uns aber um so weniger, als man uns versichern wollte, schon Menage habe gesagt, die französischen Schriftsteller besäßen Alles, nur nicht Geschmack, so wie wir denn auch aus dem jetzt lebenden Paris zu erfahren hatten, daß die neuesten Autoren sämmtlich des Geschmacks ermangelten und Voltaire selbst diesem höchsten Tadel nicht ganz entgehen könne. Schon früher und wiederholt auf die Natur gewiesen, wollten wir daher nichts gelten lassen als Wahrheit und Aufrichtigkeit des Gefühls und den raschen, derben Ausdruck desselben.

Freundschaft, Liebe, Brüderschaft,
Trägt die sich nicht von selber vor?

war Losung und Feldgeschrei, woran sich die Glieder unserer kleinen akademischen Horde zu erkennen und zu erquicken pflegten. Diese Maxime lag zum Grunde allen unsern geselligen Gelagen, bei welchen uns denn freilich manchen Abend Vetter Michel in seiner wohlbekannten Deutschheit zu besuchen nicht verfehlte.

Will man in dem bisher Erzählten nur äußere zufällige Anlässe und persönliche Eigenheiten finden, so hatte die französische Literatur an sich selbst gewisse Eigenschaften, welche den strebenden Jüngling mehr abstoßen als anziehen mußten. Sie war nämlich bejahrt und vornehm, und durch Beides kann die nach Lebensgenuß und Freiheit umschauende Jugend nicht ergetzt werden.

Seit dem sechzehnten Jahrhundert hatte man den Gang der französischen Literatur niemals völlig unterbrochen gesehen, ja die innern politischen und religiosen Unruhen sowol als die äußeren Kriege beschleunigten ihre Fortschritte; schon vor hundert Jahren aber, so hörte man allgemein behaupten, solle sie in ihrer vollen Blüthe gestanden haben. Durch günstige Umstände sei auf einmal eine reichliche Ernte gereift und glücklich eingebracht worden, dergestalt, daß die größten Talente des achtzehnten Jahrhunderts sich nur bescheidentlich mit einer Nachlese begnügen müssen.

Indessen war aber doch auch gar Manches veraltet, das Lustspiel am Ersten, welches immer wieder aufgefrischt werden mußte, um sich, zwar minder vollkommen, aber doch mit neuem Interesse dem Leben und den Sitten anzuschmiegen. Der Tragödien waren viele vom Theater verschwunden, und Voltaire ließ die jetzt dargebotene bedeutende Gelegenheit nicht aus den Händen, Corneille's Werke herauszugeben, um zu zeigen, wie mangelhaft sein Vorgänger gewesen sei, den er der allgemeinen Stimme nach nicht erreicht haben sollte.

Und eben dieser Voltaire, das Wunder seiner Zeit, war nun selbst bejahrt wie die Literatur, die er beinah ein Jahrhundert hindurch belebt und beherrscht hatte. Neben ihm existirten und vegetirten noch in mehr oder weniger thätigem und glücklichem Alter viele Literatoren, die nach und nach verschwanden. Der Einfluß der Sozietät auf die Schriftsteller

nahm immer mehr überhand; denn die beste Gesellschaft, bestehend aus Personen von Geburt, Rang und Vermögen, wählte zu einer ihrer Hauptunterhaltungen die Literatur, und diese ward dadurch ganz gesellschaftlich und vornehm. Standespersonen und Literatoren bildeten sich wechselsweise und mußten sich wechselsweise verbilden; denn alles Vornehme ist eigentlich ablehnend, und ablehnend ward auch die französische Kritik, verneinend, herunterziehend, mißredend. Die höhere Klasse bediente sich solcher Urtheile gegen die Schriftsteller; die Schriftsteller, mit etwas weniger Anstand, verfuhren so unter einander, ja gegen ihre Gönner. Konnte man dem Publikum nicht imponiren, so suchte man es zu überraschen oder durch Demuth zu gewinnen; und so entsprang, abgesehen davon, was Kirche und Staat im Innersten bewegte, eine solche literarische Gährung, daß Voltaire selbst seiner vollen Thätigkeit, seines ganzen Uebergewichts bedurfte, um sich über dem Strome der allgemeinen Nichtachtung empor zu halten. Schon hieß er laut ein altes eigenwilliges Kind; seine unermüdet fortgesetzten Bemühungen betrachtete man als eitles Bestreben eines abgelebten Alters; gewisse Grundsätze, auf denen er seine ganze Lebenszeit bestanden, deren Ausbreitung er seine Tage gewidmet, wollte man nicht mehr schätzen und ehren; ja, seinen Gott, durch dessen Bekenntniß er sich von allem atheistischen Wesen loszusagen fortfuhr, ließ man ihm nicht mehr gelten: und so mußte er selbst, der Altvater und Patriarch, gerade wie sein jüngster Mitbewerber auf den Augenblick merken, nach neuer Gunst haschen, seinen Freunden zu viel Gutes, seinen Feinden zu viel Uebles erzeigen und unter dem Schein eines leidenschaftlich wahrheitsliebenden Strebens unwahr und falsch handeln. War es denn wol der Mühe werth, ein so thätiges großes Leben geführt zu haben, wenn es abhängiger enden sollte, als es angefangen hatte? Wie unerträglich ein solcher Zustand sei, entging seinem hohen Geiste, seiner zarten Reizbarkeit nicht; er machte sich manchmal sprung- und stoßweise Luft, ließ seiner Laune den Zügel schießen und hieb mit ein paar Fechterstreichen über die Schnur, wobei sich meist Freunde und Feinde unwillig geberdeten; denn Jedermann glaubte ihn zu übersehn, obschon Niemand es ihm gleich thun konnte. Ein Publikum, das immer nur die Urtheile alter Männer hört, wird gar zu leicht altklug, und nichts

ist unzulänglicher als ein reifes Urtheil, von einem unreifen Geiste aufgenommen.

Uns Jünglingen, denen, bei einer deutschen Natur- und Wahrheitsliebe, als beste Führerin im Leben und Lernen die Redlichkeit gegen uns selbst und Andere immer vor Augen schwebte, ward die parteiische Unredlichkeit Voltaire's und die Verbildung so vieler würdigen Gegenstände immer mehr zum Verdruß, und wir bestärkten uns täglich in der Abneigung gegen ihn. Er hatte die Religion und die heiligen Bücher, worauf sie gegründet ist, um den sogenannten Pfaffen zu schaden, niemals genug herabsetzen können und mir dadurch manche unangenehme Empfindung erregt. Da ich nun aber gar vernahm, daß er, um die Ueberlieferung einer Sündfluth zu entkräften, alle versteinten Muscheln leugnete und solche nur für Naturspiele gelten ließ, so verlor er gänzlich mein Vertrauen; denn der Augenschein hatte mir auf dem Bastberge deutlich genug gezeigt, daß ich mich auf altem abgetrocknetem Meeresgrund, unter den Exuvien seiner Ureinwohner befinde. Ja, diese Berge waren einstmals von Wellen bedeckt; ob vor oder während der Sündfluth, das konnte mich nicht rühren: genug, das Rheinthal war ein ungeheurer See, eine unüberfehliche Bucht gewesen, das konnte man mir nicht ausreden. Ich gedachte vielmehr in Kenntniß der Länder und Gebirge vorzuschreiten, es möchte sich daraus ergeben, was da wollte.

Bejahrt also und vornehm war an sich selbst und durch Voltairen die französische Literatur. Lasset uns diesem merkwürdigen Manne noch einige Betrachtung widmen!

Auf thätiges und geselliges Leben, auf Politik, auf Erwerb im Großen, auf das Verhältniß zu den Herren der Erde und Benutzung dieses Verhältnisses, damit er selbst zu den Herren der Erde gehöre, dahin war von Jugend auf Voltaire's Wunsch und Bemühung gewendet. Nicht leicht hat sich Jemand so abhängig gemacht, um unabhängig zu sein. Auch gelang es ihm, die Geister zu unterjochen: die Nation fiel ihm zu. Vergebens entwickelten seine Gegner mäßige Talente und einen ungeheuern Haß; nichts gereichte zu seinem Schaden. Den Hof zwar konnte er nie mit sich versöhnen, aber dafür waren ihm fremde Könige zinsbar. Katharina und Friedrich die Großen, Gustav von Schweden, Christian von Dänemark, Poniatowski von Polen, Heinrich von Preußen, Karl von Braunschweig bekannten sich als seine Vasallen;

sogar Päpste glaubten ihn durch einige Nachgiebigkeit kirren zu müssen. Daß Joseph der Zweite sich von ihm abhielt, gereichte diesem Fürsten nicht einmal zum Ruhme; denn es hätte ihm und seinen Unternehmungen nicht geschadet, wenn er bei so schönem Verstande, bei so herrlichen Gesinnungen etwas geistreicher, ein besserer Schätzer des Geistes gewesen wäre.

Das, was ich hier gedrängt und in einigem Zusammenhange vortrage, tönte zu jener Zeit als Ruf des Augenblicks, als ewig zwiespältiger Mißklang unzusammenhängend und unbelehrend in unseren Ohren. Immer hörte man nur das Lob der Vorfahren. Man forderte etwas Gutes, Neues; aber immer das Neueste wollte man nicht. Kaum hatte auf dem längst erstarrten Theater ein Patriot national-französische herzerhebende Gegenstände dargestellt, kaum hatte „Die Belagerung von Calais" sich einen enthusiastischen Beifall gewonnen, so sollte schon dieses Stück mitsammt seinen vaterländischen Gesellen hohl und in jedem Sinne verwerflich sein. Die Sittenschilderungen des Destouches, an denen ich mich als Knabe so oft ergetzt, hieß man schwach, der Name dieses Ehrenmanns war verschollen, und wie viel andere Schriftsteller müßte ich nicht nennen, um derentwillen ich den Vorwurf, als urtheile ich wie ein Provinzler, habe erdulden müssen, wenn ich gegen Jemand, der mit dem neusten literarischen Strome dahinfuhr, irgend einen Antheil an solchen Männern und ihren Werken gezeigt hatte.

So wurden wir andern deutschen Gesellen denn immer verdrießlicher. Nach unsern Gesinnungen, nach unserer Natureigenheit liebten wir die Eindrücke der Gegenstände festzuhalten, sie nur langsam zu verarbeiten und, wenn es ja sein sollte, sie so spät als möglich fahren zu lassen. Wir waren überzeugt, durch treues Aufmerken, durch fortgesetzte Beschäftigung lasse sich allen Dingen etwas abgewinnen, und man müsse durch beharrlichen Eifer doch endlich auf einen Punkt gelangen, wo sich mit dem Urtheil zugleich der Grund desselben aussprechen lasse. Auch verkannten wir nicht, daß die große und herrliche französische Welt uns manchen Vortheil und Gewinn darbiete; denn Rousseau hatte uns wahrhaft zugesagt. Betrachteten wir aber sein Leben und sein Schicksal, so war er doch genöthigt, den größten Lohn für Alles, was er geleistet, darin zu finden, daß er unerkannt und vergessen in Paris leben durfte.

Wenn wir von den Encyklopädisten reden hörten oder einen Band ihres ungeheuern Werks aufschlugen, so war es uns zu

Muthe, als wenn man zwischen den unzähligen bewegten Spulen und Weberstühlen einer großen Fabrik hingeht und vor lauter Schnarren und Rasseln, vor allem Aug' und Sinne verwirrenden Mechanismus, vor lauter Unbegreiflichkeit einer auf das Mannichfaltigste in einander greifenden Anstalt, in Betrachtung dessen, was Alles dazu gehört, um ein Stück Tuch zu fertigen, sich den eigenen Rock selbst verleidet fühlt, den man auf dem Leibe trägt.

Diderot war nahe genug mit uns verwandt, wie er denn in alle dem, weshalb ihn die Franzosen tadeln, ein wahrer Deutscher ist. Aber auch sein Standpunkt war schon zu hoch, sein Gesichtskreis zu weit, als daß wir uns hätten zu ihm stellen und an seine Seite setzen können. Seine Naturkinder jedoch, die er mit großer rednerischer Kunst herauszuheben und zu adeln wußte, behagten uns gar sehr, seine wackeren Wilddiebe und Schleichhändler entzückten uns, und dieses Gesindel hat in der Folge auf dem deutschen Parnaß nur allzu sehr gewuchert. So war er es denn auch, der wie Rousseau von dem geselligen Leben einen Ekelbegriff verbreitete, eine stille Einleitung zu jenen ungeheuern Weltveränderungen, in welchen alles Bestehende unterzugehen schien.

Uns ziemt jedoch, diese Betrachtungen noch an die Seite zu lehnen und zu bemerken, was genannte beide Männer auf Kunst gewirkt. Auch hier wiesen sie, auch von ihr drängten sie uns zur Natur.

Die höchste Aufgabe einer jeden Kunst ist, durch den Schein die Täuschung einer höheren Wirklichkeit zu geben. Ein falsches Bestreben aber ist, den Schein so lange zu verwirklichen, bis endlich nur ein gemeines Wirkliche übrig bleibt.

Als ein ideelles Lokal hatte die Bühne durch Anwendung der perspektivischen Gesetze auf hinter einander gestellten Coulissen den höchsten Vortheil erlangt, und nun wollte man diesen Gewinn muthwillig aufgeben, die Seiten des Theaters zuschließen und wirkliche Stubenwände formiren. Mit einem solchen Bühnenlokal sollte denn auch das Stück selbst, die Art zu spielen der Acteurs, kurz Alles zusammentreffen und ein ganz neues Theater dadurch entspringen.

Die französischen Schauspieler hatten im Lustspiel den Gipfel des Kunstwahren erreicht. Der Aufenthalt in Paris, die Beobachtung des Aeußern der Hofleute, die Verbindung der Acteurs und Actricen durch Liebeshändel mit den höhern Ständen, Alles trug dazu bei, die höchste Gewandtheit und Schicklichkeit des

geselligen Lebens gleichfalls auf die Bühne zu verpflanzen, und hieran hatten die Naturfreunde wenig auszusetzen; doch glaubten sie einen großen Vorschritt zu thun, wenn sie ernsthafte und tragische Gegenstände, deren das bürgerliche Leben auch nicht ermangelt, zu ihren Stücken erwählten, sich der Prosa gleichfalls zu höherem Ausdruck bedienten und so die unnatürlichen Verse zugleich mit der unnatürlichen Deklamation und Gestikulation allmählich verbannten.

Höchst merkwürdig ist es und nicht so allgemein beachtet, daß zu dieser Zeit selbst der alten strengen, rhythmischen, kunstreichen Tragödie mit einer Revolution gedroht ward, die nur durch große Talente und die Macht des Herkommens abgelenkt werden konnte.

Es stellte sich nämlich dem Schauspieler Lecain, der seine Helden mit besondrem theatralischen Anstand, mit Erholung, Erhebung und Kraft spielte und sich vom Natürlichen und Gewöhnlichen entfernt hielt, ein Mann gegenüber mit Namen Aufresne, der aller Unnatur den Krieg erklärte und in seinem tragischen Spiel die höchste Wahrheit auszudrücken suchte. Dieses Verfahren mochte zu dem des übrigen Pariser Theaterpersonals nicht passen. Er stand allein, jene hielten sich an einander geschlossen, und er, hartnäckig genug auf seinem Sinne bestehend, verließ lieber Paris und kam durch Straßburg. Dort sahen wir ihn die Rolle des August im „Cinna", des Mithridat und andere dergleichen mit der wahrsten, natürlichsten Würde spielen. Als ein schöner großer Mann trat er auf, mehr schlank als stark, nicht eigentlich von imposantem, aber von edlem, gefälligem Wesen. Sein Spiel war überlegt und ruhig, ohne kalt zu sein, und kräftig genug, wo es erfordert wurde. Er war ein sehr geübter Künstler und von den wenigen, die das Künstliche ganz in die Natur und die Natur ganz in die Kunst zu verwandeln wissen. Diese sind es eigentlich, deren mißverstandene Vorzüge die Lehre von der falschen Natürlichkeit jederzeit veranlassen.

Und so will ich denn auch noch eines kleinen, aber merkwürdig Epoche machenden Werks gedenken: es ist Rousseau's „Pygmalion". Viel könnte man darüber sagen; denn diese wunderliche Produktion schwankt gleichfalls zwischen Natur und Kunst mit dem falschen Bestreben, diese in jene aufzulösen. Wir sehen einen Künstler, der das Vollkommenste geleistet hat und doch nicht Befriedigung darin findet, seine Idee außer sich kunstgemäß dargestellt und ihr ein höheres Leben verliehen zu

haben; nein, sie soll auch in das irdische Leben zu ihm herabgezogen werden. Er will das Höchste, was Geist und That hervorgebracht, durch den gemeinsten Akt der Sinnlichkeit zerstören.

Alles dieses und manches Andere, recht und thöricht, wahr und halbwahr, das auf uns einwirkte, trug noch mehr bei, die Begriffe zu verwirren; wir trieben uns auf mancherlei Abwegen und Umwegen herum, und so ward von vielen Seiten auch jene deutsche literarische Revolution vorbereitet, von der wir Zeugen waren, und wozu wir, bewußt und unbewußt, willig oder unwillig, unaufhaltsam mitwirkten.

Auf philosophische Weise erleuchtet und gefördert zu werden, hatten wir keinen Trieb noch Hang; über religiose Gegenstände glaubten wir uns selbst aufgeklärt zu haben, und so war der heftige Streit französischer Philosophen mit dem Pfaffthum uns ziemlich gleichgiltig. Verbotene, zum Feuer verdammte Bücher, welche damals großen Lärmen machten, übten keine Wirkung auf uns. Ich gedenke statt aller des Système de la Nature, das wir aus Neugier in die Hand nahmen. Wir begriffen nicht, wie ein solches Buch gefährlich sein könnte. Es kam uns so grau, so cimmerisch, so todtenhaft vor, daß wir Mühe hatten, seine Gegenwart auszuhalten, daß wir davor wie vor einem Gespenste schauderten. Der Verfasser glaubt sein Buch ganz eigens zu empfehlen, wenn er in der Vorrede versichert, daß er, als ein abgelebter Greis, so eben in die Grube steigend, der Mit- und Nachwelt die Wahrheit verkünden wolle.

Wir lachten ihn aus; denn wir glaubten bemerkt zu haben, daß von alten Leuten eigentlich an der Welt nichts geschätzt werde, was liebenswürdig und gut an ihr ist. „Alte Kirchen haben dunkle Gläser!“ — „Wie Kirschen und Beeren schmecken, muß man Kinder und Sperlinge fragen!“ dies waren unsre Lust- und Leibworte; und so schien uns jenes Buch, als die rechte Quintessenz der Greisenheit, unschmackhaft, ja abgeschmackt. Alles sollte nothwendig sein und deswegen kein Gott. Könnte es denn aber nicht auch nothwendig einen Gott geben? fragten wir. Dabei gestanden wir freilich, daß wir uns den Nothwendigkeiten der Tage und Nächte, der Jahreszeiten, der klimatischen Einflüsse, der physischen und animalischen Zustände nicht wohl entziehn könnten; doch fühlten wir etwas in uns, das als vollkommene Willkür erschien, und wieder etwas, das sich mit dieser Willkür ins Gleichgewicht zu setzen suchte.

Die Hoffnung, immer vernünftiger zu werden, uns von den äußeren Dingen, ja von uns selbst immer unabhängiger zu machen, konnten wir nicht aufgeben. Das Wort Freiheit klingt so schön, daß man es nicht entbehren könnte, und wenn es einen Irrthum bezeichnete.

Keiner von uns hatte das Buch hinausgelesen; denn wir fanden uns in der Erwartung getäuscht, in der wir es aufgeschlagen hatten. System der Natur ward angekündigt, und wir hofften also wirklich etwas von der Natur, unserer Abgöttin, zu erfahren. Physik und Chemie, Himmels- und Erdbeschreibung, Naturgeschichte und Anatomie und so manches Andere hatte nun seit Jahren und bis auf den letzten Tag uns immer auf die geschmückte große Welt hingewiesen, und wir hätten gern von Sonnen und Sternen, von Planeten und Monden, von Bergen, Thälern, Flüssen und Meeren und von Allem, was darin lebt und webt, das Nähere sowie das Allgemeinere erfahren. Daß hierbei wol Manches vorkommen müßte, was dem gemeinen Menschen als schädlich, der Geistlichkeit als gefährlich, dem Staat als unzulässlich erscheinen möchte, daran hatten wir keinen Zweifel, und wir hofften, dieses Büchlein sollte nicht unwürdig die Feuerprobe bestanden haben. Allein wie hohl und leer ward uns in dieser tristen, atheistischen Halbnacht zu Muthe, in welcher die Erde mit allen ihren Gebilden, der Himmel mit allen seinen Gestirnen verschwand! Eine Materie sollte sein von Ewigkeit, und von Ewigkeit her bewegt, und sollte nun mit dieser Bewegung rechts und links und nach allen Seiten ohne Weiteres die unendlichen Phänomene des Daseins hervorbringen. Dies Alles wären wir sogar zufrieden gewesen, wenn der Verfasser wirklich aus seiner bewegten Materie die Welt vor unsern Augen aufgebaut hätte. Aber er mochte von der Natur so wenig wissen als wir; denn indem er einige allgemeine Begriffe hingepfahlt, verläßt er sie sogleich, um dasjenige, was höher als die Natur oder als höhere Natur in der Natur erscheint, zur materiellen, schweren, zwar bewegten, aber doch richtungs- und gestaltlosen Natur zu verwandeln, und glaubt dadurch recht viel gewonnen zu haben.

Wenn uns jedoch dieses Buch einigen Schaden gebracht hat, so war es der, daß wir aller Philosophie, besonders aber der Metaphysik recht herzlich gram wurden und blieben, dagegen aber aufs lebendige Wissen, Erfahren, Thun und Dichten uns nur desto lebhafter und leidenschaftlicher hinwarfen.

So waren wir denn an der Grenze von Frankreich alles französischen Wesens auf einmal baar und ledig. Ihre Lebensweise fanden wir zu bestimmt und zu vornehm, ihre Dichtung kalt, ihre Kritik vernichtend, ihre Philosophie abstrus und doch unzulänglich, so daß wir auf dem Punkte standen, uns der rohen Natur wenigstens versuchsweise hinzugeben, wenn uns nicht ein anderer Einfluß schon seit langer Zeit zu höheren, freieren und ebenso wahren als dichterischen Weltansichten und Geistesgenüssen vorbereitet und uns erst heimlich und mäßig, dann aber immer offenbarer und gewaltiger beherrscht hätte.

Ich brauche kaum zu sagen, daß hier Shakespeare gemeint sei, und nachdem ich dieses ausgesprochen, bedarf es keiner weitern Ausführung. Shakespeare ist von den Deutschen mehr als von allen anderen Nationen, ja vielleicht mehr als von seiner eignen erkannt. Wir haben ihm alle Gerechtigkeit, Billigkeit und Schonung, die wir uns unter einander selbst versagen, reichlich zugewendet; vorzügliche Männer beschäftigten sich, seine Geistesgaben im günstigsten Lichte zu zeigen, und ich habe jederzeit, was man zu seiner Ehre, zu seinen Gunsten, ja ihn zu entschuldigen gesagt, gern unterschrieben. Die Einwirkung dieses außerordentlichen Geistes auf mich ist früher dargestellt und über seine Arbeiten Einiges versucht worden, welches Zustimmung gefunden hat; und so mag es hier an dieser allgemeinen Erklärung genug sein, bis ich eine Nachlese von Betrachtungen über so große Verdienste, die ich an dieser Stelle einzuschalten in Versuchung gerieth, Freunden, die mich hören mögen, mitzutheilen im Falle bin.

Gegenwärtig will ich nur die Art, wie ich mit ihm bekannt geworden, näher anzeigen. Es geschah ziemlich früh, in Leipzig, durch Dodd's Beauties of Shakespeare. Was man auch gegen solche Sammlungen sagen kann, welche die Autoren zerstückelt mittheilen, sie bringen doch manche gute Wirkung hervor. Sind wir doch nicht immer so gefaßt und so geistreich, daß wir ein ganzes Werk nach seinem Werth in uns aufzunehmen vermöchten. Streichen wir nicht in einem Buche Stellen an, die sich unmittelbar auf uns beziehen? Junge Leute besonders, denen es an durchgreifender Bildung fehlt, werden von glänzenden Stellen gar löblich aufgeregt, und so erinnere ich mich noch, als einer der schönsten Epochen meines Lebens, derjenigen, welche gedachtes Werk bei mir bezeichnete. Jene herrlichen Eigenheiten, die gro-

ßen Sprüche, die treffenden Schilderungen, die humoristischen Züge, Alles traf mich einzeln und gewaltig.

Nun erschien Wieland's Uebersetzung. Sie ward verschlungen, Freunden und Bekannten mitgetheilt und empfohlen. Wir Deutsche hatten den Vortheil, daß mehrere bedeutende Werke fremder Nationen auf eine leichte und heitere Weise zuerst herübergebracht wurden. Shakespeare prosaisch übersetzt, erst durch Wieland, dann durch Eschenburg, konnte als eine allgemein verständliche und jedem Leser gemäße Lektüre sich schnell verbreiten und große Wirkung hervorbringen. Ich ehre den Rhythmus wie den Reim, wodurch Poesie erst zur Poesie wird; aber das eigentlich tief und gründlich Wirksame, das wahrhaft Ausbildende und Fördernde ist dasjenige, was vom Dichter übrig bleibt, wenn er in Prose übersetzt wird. Dann bleibt der reine, vollkommene Gehalt, den uns ein blendendes Aeußere oft, wenn er fehlt, vorzuspiegeln weiß, und wenn er gegenwärtig ist, verdeckt. Ich halte daher zum Anfang jugendlicher Bildung prosaische Uebersetzungen für vortheilhafter als die poetischen; denn es läßt sich bemerken, daß Knaben, denen ja doch Alles zum Scherze dienen muß, sich am Schall der Worte, am Fall der Silben ergetzen und durch eine Art von parodistischem Muthwillen den tiefen Gehalt des edelsten Werks zerstören. Deshalb gebe ich zu bedenken, ob nicht zunächst eine prosaische Uebersetzung des Homer zu unternehmen wäre; aber freilich müßte sie der Stufe würdig sein, auf der sich die deutsche Literatur gegenwärtig befindet. Ich überlasse dies und das Vorgesagte unsern würdigen Pädagogen zur Betrachtung, denen ausgebreitete Erfahrung hierüber am Besten zu Gebote steht. Nur will ich noch zu Gunsten meines Vorschlags an Luther's Bibelübersetzung erinnern; denn daß dieser treffliche Mann ein in dem verschiedensten Stile verfaßtes Werk und dessen dichterischen, geschichtlichen, gebietenden, lehrenden Ton uns in der Muttersprache wie aus einem Gusse überlieferte, hat die Religion mehr gefördert, als wenn er die Eigenthümlichkeiten des Originals im Einzelnen hätte nachbilden wollen. Vergebens hat man nachher sich mit dem Buche Hiob, den Psalmen und andern Gesängen bemüht, sie uns in ihrer poetischen Form genießbar zu machen. Für die Menge, auf die gewirkt werden soll, bleibt eine schlichte Uebertragung immer die beste. Jene kritischen Uebersetzungen, die mit dem Original wetteifern, dienen eigentlich nur zur Unterhaltung der Gelehrten unter einander.

Und so wirkte in unserer Straßburger Sozietät Shakespeare, übersetzt und im Original, stückweise und im Ganzen, stellen- und auszugsweise dergestalt, daß, wie man bibelfeste Männer hat, wir uns nach und nach in Shakespeare befestigten, die Tugenden und Mängel seiner Zeit, mit denen er uns bekannt macht, in unseren Gesprächen nachbildeten, an seinen Quibbles die größte Freude hatten und durch Uebersetzung derselben, ja durch originalen Muthwillen mit ihm wetteiferten. Hiezu trug nicht wenig bei, daß ich ihn vor Allen mit großem Enthusiasmus ergriffen hatte. Ein freudiges Bekennen, daß etwas Höheres über mir schwebe, war ansteckend für meine Freunde, die sich alle dieser Sinnesart hingaben. Wir leugneten die Möglichkeit nicht, solche Verdienste näher zu erkennen sie zu begreifen, mit Einsicht zu beurtheilen; aber dies behielten wir uns für spätere Epochen vor: gegenwärtig wollten wir nur freudig theilnehmen, lebendig nachbilden und bei so großem Genuß an dem Manne, der ihn uns gab, nicht forschen und mäkeln, vielmehr that es uns wohl, ihn unbedingt zu verehren.

Will Jemand unmittelbar erfahren, was damals in dieser lebendigen Gesellschaft gedacht, gesprochen und verhandelt worden, der lese den Aufsatz Herder's über Shakespeare in dem Hefte „Von Deutscher Art und Kunst", ferner Lenzens „Anmerkungen übers Theater", denen eine Uebersetzung von Love's Labour's Lost hinzugefügt war. Herder dringt in das Tiefere von Shakespeare's Wesen und stellt es herrlich dar; Lenz beträgt sich mehr bilderstürmerisch gegen die Herkömmlichkeit des Theaters und will denn eben all und überall nach Shakespeare'scher Weise gehandelt haben. Da ich diesen so talentvollen als seltsamen Menschen hier zu erwähnen veranlaßt werde, so ist wol der Ort, versuchsweise Einiges über ihn zu sagen. Ich lernte ihn erst gegen das Ende meines Straßburger Aufenthalts kennen. Wir sahen uns selten, seine Gesellschaft war nicht die meine; aber wir suchten doch Gelegenheit uns zu treffen und theilten uns einander gern mit, weil wir als gleichzeitige Jünglinge ähnliche Gesinnungen hegten. Klein, aber nett von Gestalt, ein allerliebstes Köpfchen, dessen zierlicher Form niedliche, etwas abgestumpfte Züge vollkommen entsprachen: blaue Augen, blonde Haare, kurz, ein Persönchen, wie mir unter nordischen Jünglingen von Zeit zu Zeit eins begegnet ist: einen sanften, gleichsam vorsichtigen Schritt, eine angenehme, nicht ganz fließende

Sprache und ein Betragen, das, zwischen Zurückhaltung und Schüchternheit sich bewegend, einem jungen Manne gar wohl anstand. Kleinere Gedichte, besonders seine eignen, las er sehr gut vor und schrieb eine fließende Hand. Für seine Sinnesart wüßte ich nur das englische Wort whimsical, welches, wie das Wörterbuch ausweist, gar manche Seltsamkeiten in einem Begriff zusammenfaßt. Niemand war vielleicht eben deswegen fähiger als er, die Ausschweifungen und Auswüchse des Shakespeare'schen Genies zu empfinden und nachzubilden. Die obengedachte Uebersetzung giebt ein Zeugniß hievon. Er behandelt seinen Autor mit großer Freiheit, ist nichts weniger als knapp und treu, aber er weiß sich die Rüstung oder vielmehr die Possenjacke seines Vorgängers so gut anzupassen, sich seinen Geberden so humoristisch gleichzustellen, daß er Demjenigen, den solche Dinge anmutheten, gewiß Beifall abgewann.

Die Absurditäten der Clowns machten besonders unsere ganze Glückseligkeit, und wir priesen Lenzen als einen begünstigten Menschen, da ihm jenes „Epitaphium" des von der Prinzessin geschossenen Wildes folgendermaßen gelungen war:

Die schöne Prinzessin schoß und traf
Eines jungen Hirschlein Leben:
Es fiel dahin in schweren Schlaf
Und wird ein Brätlein geben.
Der Jagdhund boll! Ein L zu Hirsch,
So wird es dann ein Hirschel;
Doch setzt ein römisch L zu Hirsch,
So macht es funfzig Hirschel.
Ich mache hundert Hirsche draus,
Schreib' Hirschell mit zwei LLen.

Die Neigung zum Absurden, die sich frei und unbewunden bei der Jugend zu Tage zeigt, nachher aber immer mehr in die Tiefe zurücktritt, ohne sich deshalb gänzlich zu verlieren, war bei uns in voller Blüthe, und wir suchten auch durch Originalspäße unsern großen Meister zu feiern. Wir waren sehr glorios, wenn wir der Gesellschaft etwas der Art vorlegen konnten, welches einigermaßen gebilligt wurde, wie z. B. Folgendes auf einen Rittmeister, der auf einem wilden Pferde zu Schaden gekommen war:

Ein Ritter wohnt in diesem Haus,
Ein Meister auch daneben;
Macht man davon einen Blumenstrauß,
So wird's einen Rittmeister geben.
Ist er nun Meister von dem Ritt,
Führt er mit Recht den Namen;
Doch nimmt der Ritt den Meister mit,
Weh ihm und seinem Samen!

Ueber solche Dinge ward sehr ernsthaft gestritten, ob sie des Clowns würdig oder nicht, und ob sie aus der wahrhaften reinen Narrenquelle geflossen, oder ob etwa Sinn und Verstand sich auf eine ungehörige und unzulässige Weise mit eingemischt hätten. Ueberhaupt aber konnten sich diese seltsamen Gesinnungen um so heftiger verbreiten und so Mehrere waren im Falle, daran Theil zu nehmen, als Lessing, der das große Vertrauen besaß, in seiner „Dramaturgie" eigentlich das erste Signal dazu gegeben hatte.

In so gestimmter und aufgeregter Gesellschaft gelang mir manche angenehme Fahrt nach dem oberen Elsaß, woher ich aber eben deshalb keine sonderliche Belehrung zurückbrachte. Die vielen kleinen Verse, die uns bei jeder Gelegenheit entquollen, und die wol eine muntere Reisebeschreibung ausstatten konnten, sind verloren gegangen. In dem Kreuzgange der Abtei Molsheim bewunderten wir die farbigen Scheibengemälde; in der fruchtbaren Gegend zwischen Kolmar und Schlettstadt ertönten possierliche Hymnen an Ceres, indem der Verbrauch so vieler Früchte umständlich auseinandergesetzt und angepriesen, auch die wichtige Streitfrage über den freien oder beschränkten Handel derselben sehr lustig genommen wurde. In Ensisheim sahen wir den ungeheuern Aërolithen in der Kirche aufgehangen und spotteten, der Zweifelsucht jener Zeit gemäß, über die Leichtgläubigkeit der Menschen, nicht vorahnend, daß dergleichen luftgeborne Wesen, wo nicht auf unsern eignen Acker herabfallen, doch wenigstens in unsern Kabinetten sollten verwahrt werden.

Einer mit hundert, ja tausend Gläubigen auf den Ottilienberg begangenen Wallfahrt denk' ich noch immer gern. Hier, wo das Grundgemäuer eines römischen Kastells noch übrig, sollte sich in Ruinen und Steinritzen eine schöne Grafentochter aus frommer Neigung aufgehalten haben. Unfern der Kapelle, wo sich die Wanderer erbauen, zeigt man ihren Brunnen und

erzählt gar manches Anmuthige. Das Bild, das ich mir von ihr machte, und ihr Name prägte sich tief bei mir ein. Beide trug ich lange mit mir herum, bis ich endlich eine meiner zwar spätern, aber darum nicht minder geliebten Töchter damit ausstattete, die von frommen und reinen Herzen so günstig aufgenommen wurde.

Auch auf dieser Höhe wiederholt sich dem Auge das herrliche Elsaß, immer dasselbe und immer neu; ebenso wie man im Amphitheater, man nehme Platz wo man wolle, das ganze Volk übersieht, nur seine Nachbarn am Deutlichsten, so ist es auch hier mit Büschen, Felsen, Hügeln, Wäldern, Feldern, Wiesen und Ortschaften in der Nähe und in der Ferne. Am Horizont wollte man uns sogar Basel zeigen; daß wir es gesehen, will ich nicht beschwören, aber das entfernte Blau der Schweizergebirge übte auch hier sein Recht über uns aus, indem es uns zu sich forderte und, da wir nicht diesem Triebe folgen konnten, ein schmerzliches Gefühl zurückließ.

Solchen Zerstreuungen und Heiterkeiten gab ich mich um so lieber und zwar bis zur Trunkenheit hin, als mich mein leidenschaftliches Verhältniß zu Friedriken nunmehr zu ängstigen anfing. Eine solche jugendliche, aufs Gerathewohl gehegte Neigung ist der nächtlich geworfenen Bombe zu vergleichen, die in einer sanften, glänzenden Linie aufsteigt, sich unter die Sterne mischt, ja einen Augenblick unter ihnen zu verweilen scheint, alsdann aber abwärts, zwar wieder dieselbe Bahn, nur umgekehrt, bezeichnet und zuletzt da, wo sie ihren Lauf geendet, Verderben hinbringt. Friedrike blieb sich immer gleich; sie schien nicht zu denken noch denken zu wollen, daß dieses Verhältniß sich so bald endigen könne. Olivie hingegen, die mich zwar auch ungern vermißte, aber doch nicht so viel als Jene verlor, war voraussehender oder offener. Sie sprach manchmal mit mir über meinen vermuthlichen Abschied und suchte über sich selbst und ihre Schwester sich zu trösten. Ein Mädchen, das einem Manne entsagt, dem sie ihre Gewogenheit nicht verleugnet, ist lange nicht in der peinlichen Lage, in der sich ein Jüngling befindet, der mit Erklärungen ebenso weit gegen ein Frauenzimmer herausgegangen ist. Er spielt immer eine leidige Figur; denn von ihm als einem werdenden Manne erwartet man schon eine gewisse Uebersicht seines Zustandes, und ein entschiedener Leichtsinn will ihn nicht kleiden. Die Ursachen eines Mädchens, das sich zurückzieht, scheinen immer giltig, die des Mannes niemals.

Allein wie soll eine schmeichelnde Leidenschaft uns voraussehn lassen, wohin sie uns führen kann? Denn auch selbst alsdann, wenn wir schon ganz verständig auf sie Verzicht gethan, können wir sie noch nicht loslassen; wir ergetzen uns an der lieblichen Gewohnheit, und sollte es auch auf eine veränderte Weise sein. So ging es auch mir. Wenngleich die Gegenwart Friedrikens mich ängstigte, so wußte ich doch nichts Angenehmeres, als abwesend an sie zu denken und mich mit ihr zu unterhalten. Ich kam seltner hinaus, aber unsere Briefe wechselten desto lebhafter. Sie wußte mir ihre Zustände mit Heiterkeit, ihre Gefühle mit Anmuth zu vergegenwärtigen, so wie ich mir ihre Verdienste mit Gunst und Leidenschaft vor die Seele rief. Die Abwesenheit machte mich frei, und meine ganze Zuneigung blühte erst recht auf durch die Unterhaltung in der Ferne. Ich konnte mich in solchen Augenblicken ganz eigentlich über die Zukunft verblenden; zerstreut war ich genug durch das Fortrollen der Zeit und dringender Geschäfte. Ich hatte bisher möglich gemacht, das Mannichfaltigste zu leisten durch immer lebhafte Theilnahme am Gegenwärtigen und Augenblicklichen; allein gegen das Ende drängte sich Alles gar gewaltsam über einander, wie es immer zu gehen pflegt, wenn man sich von einem Orte loslösen soll.

Noch ein Zwischenereigniß nahm mir die letzten Tage weg. Ich befand mich nämlich in ansehnlicher Gesellschaft auf einem Landhause, von wo man die Vorderseite des Münsters und den darüber emporsteigenden Thurm gar herrlich sehen konnte. „Es ist Schade," sagte Jemand, „daß das Ganze nicht fertig geworden und daß wir nur den einen Thurm haben." Ich versetzte dagegen: ‚Es ist mir ebenso leid, diesen einen Thurm nicht ganz ausgeführt zu sehn; denn die vier Schnecken setzen viel zu stumpf ab, es hätten darauf noch vier leichte Thurmspitzen gesollt, sowie eine höhere auf die Mitte, wo das plumpe Kreuz steht.'

Als ich diese Behauptung mit gewöhnlicher Lebhaftigkeit aussprach, redete mich ein kleiner muntrer Mann an und fragte: „Wer hat Ihnen das gesagt?" — ‚Der Thurm selbst,' versetzte ich. ‚Ich habe ihn so lange und aufmerksam betrachtet und ihm so viel Neigung erwiesen, daß er sich zuletzt entschloß, mir dieses offenbare Geheimniß zu gestehn.' — „Er hat Sie nicht mit Unwahrheit berichtet," versetzte Jener; „ich kann es am Besten wissen, denn ich bin der Schaffner, der über die

Baulichkeiten gesetzt ist. Wir haben in unserm Archiv noch die Originalrisse, welche dasselbe besagen und die ich Ihnen zeigen kann." — Wegen meiner nahen Abreise drang ich auf Beschleunigung dieser Gefälligkeit. Er ließ mich die unschätzbaren Rollen sehn; ich zeichnete geschwind die in der Ausführung fehlenden Spitzen durch ölgetränktes Papier und bedauerte, nicht früher von diesem Schatz unterrichtet gewesen zu sein. Aber so sollte es mir immer ergehen, daß ich durch Anschauen und Betrachten der Dinge erst mühsam zu einem Begriffe gelangen mußte, der mir vielleicht nicht so auffallend und fruchtbar gewesen wäre, wenn man mir ihn überliefert hätte.

In solchem Drang und Verwirrung konnte ich doch nicht unterlassen, Friedriken noch einmal zu sehen. Es waren peinliche Tage, deren Erinnerung mir nicht geblieben ist. Als ich ihr die Hand noch vom Pferde reichte, standen ihr die Thränen in den Augen, und mir war sehr übel zu Muthe. Nun ritt ich auf dem Fußpfade gegen Drusenheim, und da überfiel mich eine der sonderbarsten Ahnungen. Ich sah nämlich, nicht mit den Augen des Leibes, sondern des Geistes, mich mir selbst denselben Weg zu Pferde wieder entgegenkommen, und zwar in einem Kleide, wie ich es nie getragen: es war hechtgrau mit etwas Gold. Sobald ich mich aus diesem Traum aufschüttelte, war die Gestalt ganz hinweg. Sonderbar ist es jedoch, daß ich nach acht Jahren in dem Kleide, das mir geträumt hatte und das ich nicht aus Wahl, sondern aus Zufall gerade trug, mich auf demselben Wege fand, um Friedriken noch einmal zu besuchen. Es mag sich übrigens mit diesen Dingen wie es will verhalten, das wunderliche Trugbild gab mir in jenen Augenblicken des Scheidens einige Beruhigung. Der Schmerz, das herrliche Elsaß mit Allem, was ich darin erworben, auf immer zu verlassen, war gemildert, und ich fand mich, dem Taumel des Lebewohls endlich entflohn, auf einer friedlichen und erheiternden Reise so ziemlich wieder.

In Mannheim angelangt, eilte ich mit größter Begierde, den Antikensaal zu sehn, von dem man viel Rühmens machte. Schon in Leipzig, bei Gelegenheit der Winckelmann'schen und Lessing'schen Schriften, hatte ich viel von diesen bedeutenden Kunstwerken reden hören, desto weniger aber gesehn; denn außer Laokoon dem Vater und dem Faun mit den Krotalen befanden sich keine Abgüsse auf der Akademie, und was uns Oeser bei Gelegenheit dieser Bildnisse zu sagen beliebte, war

freilich räthselhaft genug. Wie will man aber auch Anfängern von dem Ende der Kunst einen Begriff geben?

Direktor Verschaffelt's Empfang war freundlich. Zu dem Saale führte mich einer seiner Gesellen, der, nachdem er mir aufgeschlossen, mich meinen Neigungen und Betrachtungen überließ. Hier stand ich nun, den wundersamsten Eindrücken ausgesetzt, in einem geräumigen, viereckten, bei außerordentlicher Höhe fast kubischen Saal, in einem durch Fenster unter dem Gesims von oben wohl erleuchteten Raum: die herrlichsten Statuen des Alterthums nicht allein an den Wänden gereiht, sondern auch innerhalb der ganzen Fläche durch einander aufgestellt, ein Wald von Statuen, durch den man sich durchwinden, eine große ideale Volksgesellschaft, zwischen der man sich durchdrängen mußte. Alle diese herrlichen Gebilde konnten durch Auf- und Zuziehn der Vorhänge in das vortheilhafteste Licht gestellt werden; überdies waren sie auf ihren Postamenten beweglich und nach Belieben zu wenden und zu drehen.

Nachdem ich die erste Wirkung dieser unwiderstehlichen Masse eine Zeit lang geduldet hatte, wendete ich mich zu denen Gestalten, die mich am Meisten anzogen; und wer kann leugnen, daß Apoll von Belvedere durch seine mäßige Kolossalgröße, den schlanken Bau, die freie Bewegung, den siegenden Blick auch über unsere Empfindung vor allen andern den Sieg davontrage? Sodann wendete ich mich zu Laokoon, den ich hier zuerst mit seinen Söhnen in Verbindung sah. Ich vergegenwärtigte mir so gut als möglich das, was über ihn verhandelt und gestritten worden war, und suchte mir einen eignen Gesichtspunkt; allein ich ward bald da- bald dorthin gezogen. Der sterbende Fechter hielt mich lange fest, besonders aber hatte ich der Gruppe von Kastor und Pollux, diesen kostbaren, obgleich problematischen Resten, die seligsten Augenblicke zu danken. Ich wußte noch nicht, wie unmöglich es sei, sich von einem genießenden Anschaun sogleich Rechenschaft zu geben. Ich zwang mich zu reflektiren, und so wenig es mir gelingen wollte, zu irgend einer Art von Klarheit zu gelangen, so fühlte ich doch, daß jedes Einzelne dieser großen versammelten Masse faßlich, ein jeder Gegenstand natürlich und in sich selbst bedeutend sei.

Auf Laokoon jedoch war meine größte Aufmerksamkeit gerichtet, und ich entschied mir die berühmte Frage, warum er nicht schreie, dadurch, daß ich mir aussprach, er könne nicht schreien. Alle Handlungen und Bewegungen der drei Figuren

gingen mir aus der ersten Konzeption der Gruppe hervor. Die ganze, so gewaltsame als kunstreiche Stellung des Hauptkörpers war aus zwei Anlässen zusammengesetzt, aus dem Streben gegen die Schlangen und aus dem Fliehn vor dem augenblicklichen Biß. Um diesen Schmerz zu mildern, mußte der Unterleib eingezogen und das Schreien unmöglich gemacht werden. So entschied ich mich auch, daß der jüngere Sohn nicht gebissen sei, und wie ich mir sonst noch das Kunstreiche dieser Gruppe auszulegen suchte. Ich schrieb hierüber einen Brief an Oesern, der aber nicht sonderlich auf meine Auslegung achtete, sondern nur meinen guten Willen mit einer allgemeinen Aufmunterung erwiderte. Ich aber war glücklich genug, jenen Gedanken festzuhalten und bei mir mehrere Jahre ruhen zu lassen, bis er sich zuletzt an meine sämmtlichen Erfahrungen und Ueberzeugungen anschloß, in welchem Sinne ich ihn sodann bei Herausgabe der „Propyläen" mittheilte.

Nach eifriger Betrachtung so vieler erhabenen plastischen Werke sollte es mir auch an einem Vorschmack antiker Architektur nicht fehlen. Ich fand den Abguß eines Kapitäls der Rotonde, und ich leugne nicht, daß beim Anblick jener so ungeheuern als eleganten Akanthblätter mein Glaube an die nordische Baukunst etwas zu wanken anfing.

Dieses große und bei mir durchs ganze Leben wirksame frühzeitige Schauen war dennoch für die nächste Zeit von geringen Folgen. Wie gern hätte ich mit dieser Darstellung ein Buch angefangen, anstatt daß ich's damit ende; denn kaum war die Thür des herrlichen Saals hinter mir zugeschlossen, so wünschte ich mich selbst wiederzufinden; ja, ich suchte jene Gestalten eher als lästig aus meiner Einbildungskraft zu entfernen, und nur erst durch einen großen Umweg sollte ich in diesen Kreis zurückgeführt werden. Indessen ist die stille Fruchtbarkeit solcher Eindrücke ganz unschätzbar, die man genießend ohne zersplitterndes Urtheil in sich aufnimmt. Die Jugend ist dieses höchsten Glücks fähig, wenn sie nicht kritisch sein will, sondern das Vortreffliche und Gute ohne Untersuchung und Sonderung auf sich wirken läßt.

Zwölftes Buch.

Der Wanderer war nun endlich gesünder und froher nach Hause gelangt als das erste Mal; aber in seinem ganzen Wesen zeigte sich doch etwas Ueberspanntes, welches nicht völlig auf geistige Gesundheit deutete. Gleich zu Anfang brachte ich meine Mutter in den Fall, daß sie zwischen meines Vaters rechtlichem Ordnungsgeist und meiner vielfachen Excentricität die Vorfälle in ein gewisses Mittel zu richten und zu schlichten beschäftigt sein mußte. In Mainz hatte mir ein harfespielender Knabe so wohl gefallen, daß ich ihn, weil die Messe gerade vor der Thüre war, nach Frankfurt einlud, ihm Wohnung zu geben und ihn zu befördern versprach. In diesem Ereigniß trat wieder einmal diejenige Eigenheit hervor, die mich in meinem Leben so viel gekostet hat, daß ich nämlich gern sehe, wenn jüngere Wesen sich um mich versammeln und an mich anknüpfen, wodurch ich denn freilich zuletzt mit ihrem Schicksal belastet werde. Eine unangenehme Erfahrung nach der andern konnte mich von dem angebornen Trieb nicht zurückbringen, der noch gegenwärtig bei der deutlichsten Ueberzeugung von Zeit zu Zeit mich irre zu führen droht. Meine Mutter, klärer als ich, sah wohl voraus, wie sonderbar es meinem Vater vorkommen müßte, wenn ein musikalischer Meßläufer von einem so ansehnlichen Hause her zu Gasthöfen und Schenken ginge, sein Brod zu verdienen; daher sorgte sie in der Nachbarschaft für Herberge und Kost desselben; ich empfahl ihn meinen Freunden, und so befand sich das Kind nicht übel. Nach mehreren Jahren sah ich ihn wieder, wo er größer und tölpischer geworden war, ohne in

seiner Kunst viel zugenommen zu haben. Die wackere Frau, mit dem ersten Probestück des Ausgleichens und Vertuschens wohl zufrieden, dachte nicht, daß sie diese Kunst in der nächsten Zeit durchaus nöthig haben würde. Der Vater, in seinen verjährten Liebhabereien und Beschäftigungen ein zufriedenes Leben führend, war behaglich wie Einer, der trotz allen Hindernissen und Verspätungen seine Plane durchsetzt. Ich hatte nun promovirt, der erste Schritt zu dem ferneren bürgerlichen stufenweisen Lebensgange war gethan. Meine Disputation hatte seinen Beifall, ihn beschäftigte die nähere Betrachtung derselben und manche Vorbereitung zu einer künftigen Herausgabe. Während meines Aufenthalts im Elsaß hatte ich viel kleine Gedichte, Aufsätze, Reisebemerkungen und manches fliegende Blatt geschrieben. Diese zu rubriziren, zu ordnen, die Vollendung zu verlangen, unterhielt ihn, und so war er froh in der Erwartung, daß meine bisher unüberwundene Abneigung, etwas dieser Dinge gedruckt zu sehn, sich nächstens verlieren werde. Die Schwester hatte einen Kreis von verständigen und liebenswürdigen Frauenzimmern um sich versammelt. Ohne herrisch zu sein, herrschte sie über alle, indem ihr Verstand gar Manches übersehn und ihr guter Wille Vieles ausgleichen konnte, sie auch überdies in dem Fall war, eher die Vertraute als die Rivalin zu spielen. Von ältern Freunden und Bekannten fand ich an Horn den unveränderlich treuen Freund und heiteren Gesellschafter; mit Riese ward ich auch vertraut, der meinen Scharfsinn zu üben und zu prüfen nicht verfehlte, indem er durch anhaltenden Widerspruch einem dogmatischen Enthusiasmus, in welchen ich nur gar zu gern verfiel, Zweifel und Verneinung entgegensetzte. Andere traten nach und nach zu diesem Kreis, deren ich künftig gedenke; jedoch standen unter den Personen, die mir den neuen Aufenthalt in meiner Vaterstadt angenehm und fruchtbar machten, die Gebrüder Schlosser allerdings obenan. Der ältere, Hieronymus, ein gründlicher und eleganter Rechtsgelehrter, hatte als Sachwalter ein allgemeines Vertrauen. Unter seinen Büchern und Akten, in Zimmern, wo die größte Ordnung herrschte, war sein liebster Aufenthalt; dort hab' ich ihn niemals anders als heiter und theilnehmend gefunden. Auch in größerer Gesellschaft erwies er sich angenehm und unterhaltend; denn sein Geist war durch eine ausgebreitete Lektüre mit allem Schönen der Vorwelt geziert. Er verschmähte nicht, bei Gelegenheit durch geistreiche lateinische Gedichte die

geselligen Freuden zu vermehren; wie ich denn noch verschiedene scherzhafte Distichen von ihm besitze, die er unter einige von mir gezeichnete Porträte seltsamer, allgemein bekannter Frankfurter Karikaturen geschrieben hatte. Oefters berieth ich mich mit ihm über meinen einzuleitenden Lebens- und Geschäftsgang, und hätten mich nicht hundertfältige Neigungen, Leidenschaften und Zerstreuungen von diesem Wege fortgerissen, er würde mir der sicherste Führer geworden sein.

Näher an Alter stand mir sein Bruder Georg, der sich von Treptow, aus den Diensten des Herzogs Eugen von Würtemberg, wieder zurückgezogen hatte. An Weltkenntniß, an praktischem Geschick vorgeschritten, war er in seiner Uebersicht der deutschen und auswärtigen Literatur auch nicht zurückgeblieben. Er schrieb wie vormals gern in allen Sprachen, regte mich aber dadurch nicht weiter an, da ich, mich dem Deutschen ausschließlich widmend, die übrigen nur in so weit kultivirte, daß ich die besten Autoren im Original einigermaßen zu lesen im Stande war. Seine Rechtschaffenheit zeigte sich immer als dieselbe, ja, die Bekanntschaft mit der Welt mochte ihn veranlaßt haben, strenger, sogar starrer auf seinen wohlmeinenden Gesinnungen zu beharren.

Durch diese beiden Freunde ward ich denn auch gar bald mit Merck bekannt, dem ich durch Herdern von Straßburg aus nicht ungünstig angekündigt war. Dieser eigne Mann, der auf mein Leben den größten Einfluß gehabt, war von Geburt ein Darmstädter. Von seiner früheren Bildung wüßte ich wenig zu sagen. Nach vollendeten Studien führte er einen Jüngling nach der Schweiz, wo er eine Zeit lang blieb und beweibt zurückkam. Als ich ihn kennen lernte, war er Kriegszahlmeister in Darmstadt. Mit Verstand und Geist geboren, hatte er sich sehr schöne Kenntnisse, besonders der neueren Literaturen, erworben und sich in der Welt- und Menschengeschichte nach allen Zeiten und Gegenden umgesehn. Treffend und scharf zu urtheilen, war ihm gegeben. Man schätzte ihn als einen wackern, entschlossenen Geschäftsmann und fertigen Rechner. Mit Leichtigkeit trat er überall ein, als ein sehr angenehmer Gesellschafter für Die, denen er sich durch beißende Züge nicht furchtbar gemacht hatte. Er war lang und hager von Gestalt, eine hervordringende spitze Nase zeichnete sich aus, hellblaue, vielleicht graue Augen gaben seinem Blick, der aufmerkend hin- und wiederging, etwas Tigerartiges. Lavater's Physiognomik hat uns sein Profil

aufbewahrt. In seinem Charakter lag ein wunderbares Mißverhältniß: von Natur ein braver, edler, zuverlässiger Mann, hatte er sich gegen die Welt erbittert und ließ diesen grillenkranken Zug dergestalt in sich walten, daß er eine unüberwindliche Neigung fühlte, vorsätzlich ein Schalk, ja ein Schelm zu sein. Verständig, ruhig, gut in einem Augenblick, konnte es ihm in dem andern einfallen, wie die Schnecke ihre Hörner hervorstreckt, irgend etwas zu thun, was einen Andern kränkte, verletzte, ja was ihm schädlich ward. Doch wie man gern mit etwas Gefährlichem umgeht, wenn man selbst davor sicher zu sein glaubt, so hatte ich eine desto größere Neigung, mit ihm zu leben und seiner guten Eigenschaften zu genießen, da ein zuversichtliches Gefühl mich ahnen ließ, daß er seine schlimme Seite nicht gegen mich kehren werde. Wie er sich nun durch diesen sittlich unruhigen Geist, durch dieses Bedürfniß, die Menschen hämisch und tückisch zu behandeln, von einer Seite das gesellige Leben verdarb, so widersprach eine andere Unruhe, die er auch recht sorgfältig in sich nährte, seinem innern Behagen. Er fühlte nämlich einen gewissen dilettantischen Produktionstrieb, dem er um so mehr nachhing, als er sich in Prosa und Versen leicht und glücklich ausdrückte und unter den schönen Geistern jener Zeit eine Rolle zu spielen gar wohl wagen durfte. Ich besitze selbst noch poetische Episteln von ungemeiner Kühnheit, Derbheit und Swiftischer Galle, die sich durch originelle Ansichten der Personen und Sachen höchlich auszeichnen, aber zugleich mit so verletzender Kraft geschrieben sind, daß ich sie nicht einmal gegenwärtig publiziren möchte, sondern sie entweder vertilgen oder als auffallende Dokumente des geheimen Zwiespalts in unserer Literatur der Nachwelt aufbewahren muß. Daß er jedoch bei allen seinen Arbeiten verneinend und zerstörend zu Werke ging, war ihm selbst unangenehm, und er sprach es oft aus, er beneide mich um meine unschuldige Darstellungslust, welche aus der Freude an dem Vorbild und dem Nachgebildeten entspringe.

Uebrigens hätte ihm sein literarischer Dilettantismus eher Nutzen als Schaden gebracht, wenn er nicht den unwiderstehlichen Trieb gefühlt hätte, auch im technischen und merkantilischen Fach aufzutreten. Denn wenn er einmal seine Fähigkeiten zu verwünschen anfing und außer sich war, die Ansprüche an ein ausübendes Talent nicht genialisch genug befriedigen zu können, so ließ er bald die bildende, bald die Dicht-Kunst fahren und sann

auf fabrikmäßige, kaufmännische Unternehmungen, welche Geld einbringen sollten, indem sie ihm Spaß machten.

In Darmstadt befand sich übrigens eine Gesellschaft von sehr gebildeten Männern. Geheimerath von Hesse, Minister des Landgrafen, Professor Petersen, Rektor Wenck und Andere waren die Einheimischen, zu deren Werth sich manche fremde Benachbarte und viele Durchreisende abwechselnd gesellten. Die Geheimeräthin von Hesse und ihre Schwester, Demoiselle Flachsland, waren Frauenzimmer von seltenen Verdiensten und Anlagen, die Letztere, Herder's Braut, doppelt interessant durch ihre Eigenschaften und ihre Neigung zu einem so vortrefflichen Manne.

Wie sehr dieser Kreis mich belebte und förderte, wäre nicht auszusprechen. Man hörte gern die Vorlesung meiner gefertigten oder angefangenen Arbeiten, man munterte mich auf, wenn ich offen und umständlich erzählte, was ich eben vorhatte, und schalt mich, wenn ich bei jedem neuen Anlaß das früher Begonnene zurücksetzte. „Faust" war schon vorgerückt, „Götz von Berlichingen" baute sich nach und nach in meinem Geiste zusammen, das Studium des funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts beschäftigte mich, und jenes Münstergebäude hatte einen sehr ernsten Eindruck in mir zurückgelassen, der als Hintergrund zu solchen Dichtungen gar wohl dastehn konnte.

Was ich über jene Baukunst gedacht und gewähnt hatte, schrieb ich zusammen. Das Erste, worauf ich drang, war, daß man sie deutsch und nicht gothisch nennen, nicht für ausländisch, sondern für vaterländisch halten solle; das Zweite, daß man sie nicht mit der Baukunst der Griechen und Römer vergleichen dürfe, weil sie aus einem ganz andern Prinzip entsprungen sei. Wenn jene unter einem glücklicheren Himmel ihr Dach auf Säulen ruhen ließen, so entstand ja schon an und für sich eine durchbrochene Wand. Wir aber, die wir uns durchaus gegen die Witterung schützen und mit Mauern überall umgeben müssen, haben den Genius zu verehren, der Mittel fand, massiven Wänden Mannichfaltigkeit zu geben, sie dem Scheine nach zu durchbrechen und das Auge würdig und erfreulich auf der großen Fläche zu beschäftigen. Dasselbe galt von den Thürmen, welche nicht wie die Kuppeln nach innen einen Himmel bilden, sondern außen gen Himmel streben und das Dasein des Heiligthums, das sich an ihre Base gelagert, weit umher den Ländern verkünden sollten. Das Innere dieser würdigen

Gebäude wagte ich nur durch poetisches Anschauen und durch fromme Stimmung zu berühren.

Hätte ich diese Ansichten, denen ich ihren Werth nicht absprechen will, klar und deutlich in vernehmlichem Stil abzufassen beliebt, so hätte der Druckbogen „Von Deutscher Baukunst. D. M. Ervini a Steinbach" schon damals, als ich ihn herausgab, mehr Wirkung gethan und die vaterländischen Freunde der Kunst früher aufmerksam gemacht; so aber verhüllte ich, durch Hamann's und Herder's Beispiel verführt, diese ganz einfachen Gedanken und Betrachtungen in eine Staubwolke von seltsamen Worten und Phrasen und verfinsterte das Licht, das mir aufgegangen war, für mich und Andere. Demungeachtet wurden diese Blätter gut aufgenommen und in dem Herder'schen Heft „Von Deutscher Art und Kunst" nochmals abgedruckt.

Wenn ich mich nun theils aus Neigung, theils zu dichterischen und andern Zwecken mit vaterländischen Alterthümern sehr gern beschäftigte und sie mir zu vergegenwärtigen suchte, so ward ich durch die biblischen Studien und durch religiöse Anklänge von Zeit zu Zeit wieder abgelenkt, da ja Luther's Leben und Thaten, die in dem sechzehnten Jahrhundert so herrlich hervorglänzen, mich immer wieder zu den heiligen Schriften und zu Betrachtung religiöser Gefühle und Meinungen hinleiten mußten. Die Bibel als ein zusammengetragenes, nach und nach entstandenes, zu verschiedenen Zeiten überarbeitetes Werk anzusehn, schmeichelte meinem kleinen Dünkel, indem diese Vorstellungsart noch keineswegs herrschend, viel weniger in dem Kreis aufgenommen war, in welchem ich lebte. Was den Hauptsinn betraf, hielt ich mich an Luther's Ausdruck, im Einzelnen ging ich wol zur Schmid'schen wörtlichen Uebersetzung und suchte mein weniges Hebräisch dabei so gut als möglich zu benutzen. Daß in der Bibel sich Widersprüche finden, wird jetzt Niemand in Abrede sein. Diese suchte man dadurch auszugleichen, daß man die deutlichste Stelle zum Grunde legte und die widersprechende, weniger klare jener anzuähnlichen bemüht war. Ich dagegen wollte durch Prüfung herausfinden, welche Stelle den Sinn der Sache am Meisten ausspräche; an diese hielt ich mich und verwarf die andern als untergeschoben.

Denn schon damals hatte sich bei mir eine Grundmeinung festgesetzt, ohne daß ich zu sagen wüßte, ob sie mir eingeflößt, ob sie bei mir angeregt worden, oder ob sie aus eignem Nachdenken entsprungen sei. Es war nämlich die: bei Allem, was

uns überliefert, besonders aber schriftlich überliefert werde, komme es auf den Grund, auf das Innere, den Sinn, die Richtung des Werks an: hier liege das Ursprüngliche, Göttliche, Wirksame, Unantastbare, Unverwüstliche, und keine Zeit, keine äußere Einwirkung noch Bedingung könne diesem innern Urwesen etwas anhaben, wenigstens nicht mehr als die Krankheit des Körpers einer wohlgebildeten Seele. So sei nun Sprache, Dialekt, Eigenthümlichkeit, Stil und zuletzt die Schrift als Körper eines jeden geistigen Werks anzusehn: dieser, zwar nah genug mit dem Innern verwandt, sei jedoch der Verschlimmerung, dem Verderbniß ausgesetzt: wie denn überhaupt keine Ueberlieferung ihrer Natur nach ganz rein gegeben, und wenn sie auch rein gegeben würde, in der Folge jederzeit vollkommen verständlich sein könnte, jenes wegen Unzulänglichkeit der Organe, durch welche überliefert wird, dieses wegen des Unterschieds der Zeiten, der Orte, besonders aber wegen der Verschiedenheit menschlicher Fähigkeiten und Denkweisen; weshalb denn ja auch die Ausleger sich niemals vergleichen werden.

Das Innere, Eigentliche einer Schrift, die uns besonders zusagt, zu erforschen, sei daher eines Jeden Sache und dabei vor allen Dingen zu erwägen, wie sie sich zu unserm eignen Innern verhalte und inwiefern durch jene Lebenskraft die unsrige erregt und befruchtet werde: alles Aeußere hingegen, was auf uns unwirksam oder einem Zweifel unterworfen sei, habe man der Kritik zu überlassen, welche, wenn sie auch im Stande sein sollte, das Ganze zu zerstückeln und zu zersplittern, dennoch niemals dahin gelangen würde, uns den eigentlichen Grund, an dem wir festhalten, zu rauben, ja uns nicht einen Augenblick an der einmal gefaßten Zuversicht irre zu machen.

Diese aus Glauben und Schauen entsprungene Ueberzeugung, welche in allen Fällen, die wir für die wichtigsten erkennen, anwendbar und stärkend ist, liegt zum Grunde meinem sittlichen sowol als literarischen Lebensbau und ist als ein wohl angelegtes und reichlich wucherndes Kapital anzusehn, ob wir gleich in einzelnen Fällen zu fehlerhafter Anwendung verleitet werden können. Durch diesen Begriff ward mir denn die Bibel erst recht zugänglich. Ich hatte sie, wie bei dem Religionsunterricht der Protestanten geschieht, mehrmals durchlaufen, ja mich mit derselben sprungweise, von vorn nach hinten und umgekehrt bekannt gemacht. Die derbe Natürlichkeit des Alten Testaments und die zarte Naivität des Neuen hatte mich

im Einzelnen angezogen; als ein Ganzes wollte sie mir zwar niemals recht entgegentreten, aber die verschiedenen Charakter der verschiedenen Bücher machten mich nun nicht mehr irre: ich wußte mir ihre Bedeutung der Reihe nach treulich zu vergegenwärtigen und hatte überhaupt zu viel Gemüth an dieses Buch verwandt, als daß ich es jemals wieder hätte entbehren sollen. Eben von dieser gemüthlichen Seite war ich gegen alle Spöttereien geschützt, weil ich deren Unredlichkeit sogleich einsah. Ich verabscheute sie nicht nur, sondern ich konnte darüber in Wuth gerathen, und ich erinnere mich noch genau, daß ich in kindlich fanatischem Eifer Voltairen, wenn ich ihn hätte habhaft werden können, wegen seines Saul's gar wohl erdrosselt hätte. Jede Art von redlicher Forschung dagegen sagte mir höchlich zu, die Aufklärungen über des Orients Lokalität und Kostüm, welche immer mehr Licht verbreiteten, nahm ich mit Freuden auf und fuhr fort, allen meinen Scharfsinn an den so werthen Ueberlieferungen zu üben.

Man weiß, wie ich schon früher mich in den Zustand der Urwelt, die uns das erste Buch Mosis schildert, einzuweihen suchte. Weil ich nun schrittweise und ordentlich zu verfahren dachte, so griff ich nach einer langen Unterbrechung das zweite Buch an. Allein welch ein Unterschied! Gerade wie die kindliche Fülle aus meinem Leben verschwunden war, so fand ich auch das zweite Buch von dem ersten durch eine ungeheure Kluft getrennt. Das völlige Vergessen vergangener Zeit spricht sich schon aus in den wenigen bedeutenden Worten: „Da kam ein neuer König auf in Aegypten, der wußte nichts von Joseph." Aber auch das Volk, wie die Sterne des Himmels unzählbar, hatte beinah den Ahnherrn vergessen, dem Jehovah gerade dieses nunmehr erfüllte Versprechen unter dem Sternenhimmel gethan hatte. Ich arbeitete mich mit unsäglicher Mühe, mit unzulänglichen Hilfsmitteln und Kräften durch die fünf Bücher und gerieth dabei auf die wunderlichsten Einfälle. Ich glaubte gefunden zu haben, daß nicht unsere Zehn Gebote auf den Tafeln gestanden, daß die Israeliten keine vierzig Jahre, sondern nur kurze Zeit durch die Wüste gewandert, und ebenso bildete ich mir ein, über den Charakter Mosis ganz neue Aufschlüsse geben zu können.

Auch das Neue Testament war vor meinen Untersuchungen nicht sicher; ich verschonte es nicht mit meiner Sonderungslust, aber aus Liebe und Neigung stimmte ich doch in jenes heilsame

Wort mit ein: „Die Evangelisten mögen sich widersprechen, wenn sich nur das Evangelium nicht widerspricht.“ — Auch in dieser Region glaubte ich allerhand Entdeckungen zu machen. Jene Gabe der Sprachen, am Pfingstfeste in Glanz und Klarheit ertheilt, deutete ich mir auf eine etwas abstruse Weise, nicht geeignet, sich viele Theilnehmer zu verschaffen.

In eine der Hauptlehren des Lutherthums, welche die Brüdergemeinde noch geschärft hatte, das Sündhafte im Menschen als vorwaltend anzusehn, versuchte ich mich zu schicken, obgleich nicht mit sonderlichem Glück. Doch hatte ich mir die Terminologie dieser Lehre so ziemlich zu eigen gemacht und bediente mich derselben in einem Briefe, den ich unter der Maske eines Landgeistlichen an einen neuen Amtsbruder zu erlassen beliebte. Das Hauptthema desselbigen Schreibens war jedoch die Losung der damaligen Zeit: sie hieß Toleranz und galt unter den besseren Köpfen und Geistern.

Solche Dinge, die nach und nach entstanden, ließ ich, um mich an dem Publikum zu versuchen, im folgenden Jahre auf meine Kosten drucken, verschenkte sie oder gab sie der Eichenbergischen Buchhandlung, um sie so gut als möglich zu verhöken, ohne daß mir dadurch einiger Vortheil zugewachsen wäre. Hier und da gedenkt eine Recension derselben, bald günstig, bald ungünstig, doch gleich waren sie verschollen. Mein Vater bewahrte sie sorgfältig in seinem Archiv, sonst würde ich kein Exemplar davon besitzen. Ich werde sie, so wie einiges Ungedruckte der Art, was ich noch vorgefunden, der neuen Ausgabe meiner Werke hinzufügen.

Da ich mich nun sowol zu dem sibyllinischen Stil solcher Blätter als zu der Herausgabe derselben eigentlich durch Hamann hatte verleiten lassen, so scheint mir hier eine schickliche Stelle, dieses würdigen, einflußreichen Mannes zu gedenken, der uns damals ein ebenso großes Geheimniß war, als er es immer dem Vaterlande geblieben ist. Seine „Sokratischen Denkwürdigkeiten“ erregten Aufsehen und waren solchen Personen besonders lieb, die sich mit dem blendenden Zeitgeiste nicht vertragen konnten. Man ahnete hier einen tiefdenkenden, gründlichen Mann, der, mit der offenbaren Welt und Literatur genau bekannt, doch auch noch etwas Geheimes, Unerforschliches gelten ließ und sich darüber auf eine ganz eigne Weise aussprach. Von Denen, die damals die Literatur des Tags beherrschten, ward er freilich für einen abstrusen Schwärmer gehalten, eine aufstrebende

Jugend aber ließ sich wohl von ihm anziehn. Sogar die Stillen im Lande, wie sie halb im Scherz, halb im Ernst genannt wurden, jene frommen Seelen, welche, ohne sich zu irgend einer Gesellschaft zu bekennen, eine unsichtbare Kirche bildeten, wendeten ihm ihre Aufmerksamkeit zu, und meiner Klettenberg, nicht weniger ihrem Freunde Moser, war der Magus aus Norden eine willkommene Erscheinung. Man setzte sich um so mehr mit ihm in Verhältniß, als man erfahren hatte, daß er, von knappen häuslichen Umständen gepeinigt, sich dennoch diese schöne und hohe Sinnesweise zu erhalten verstand. Bei dem großen Einflusse des Präsidenten von Moser wäre es leicht gewesen, einem so genügsamen Manne ein leidliches und bequemes Dasein zu verschaffen. Die Sache war auch eingeleitet, ja man hatte sich so weit schon verständigt und genähert, daß Hamann die weite Reise von Königsberg nach Darmstadt unternahm. Als aber der Präsident zufällig abwesend war, kehrte jener wunderliche Mann, aus welchem Anlaß weiß man nicht, sogleich wieder zurück; man blieb jedoch in einem freundlichen Briefverhältniß. Ich besitze noch zwei Schreiben des Königsbergers an seinen Gönner, die von der wundersamen Großheit und Innigkeit ihres Verfassers Zeugniß ablegen.

Aber ein so gutes Verständniß sollte nicht lange dauern. Diese frommen Menschen hatten sich Jenen auch nach ihrer Weise fromm gedacht, sie hatten ihn als den Magus aus Norden mit Ehrfurcht behandelt und glaubten, daß er sich auch sofort in ehrwürdigem Betragen darstellen würde. Allein er hatte schon durch die „Wolken. Ein Nachspiel Sokratischer Denkwürdigkeiten", einigen Anstoß gegeben, und da er nun gar die „Kreuzzüge des Philologen" herausgab, auf deren Titelblatt nicht allein das Ziegenprofil eines gehörnten Pan's zu sehen war, sondern auch auf einer der ersten Seiten ein großer in Holz geschnittener Hahn, taktgebend jungen Hähnchen, die mit Noten in den Krallen vor ihm da standen, sich höchst lächerlich zeigte, wodurch gewisse Kirchenmusiken, die der Verfasser nicht billigen mochte, scherzhaft durchgezogen werden sollten, so entstand unter den Wohl- und Zartgesinnten ein Mißbehagen, welches man dem Verfasser merken ließ, der denn auch, dadurch nicht erbaut, einer engeren Vereinigung sich entzog. Unsere Aufmerksamkeit auf diesen Mann hielt jedoch Herder immer lebendig, der, mit seiner Braut und uns in Korrespondenz bleibend, Alles, was von jenem merkwürdigen Geiste nur ausging, sogleich mittheilte.

Darunter gehörten denn auch seine Recensionen und Anzeigen, eingerückt in die Königsberger Zeitung, die alle einen höchst sonderbaren Charakter trugen. Ich besitze eine meist vollständige Sammlung seiner Schriften und einen sehr bedeutenden handschriftlichen Aufsatz über Herder's Preisschrift, den Ursprung der Sprache betreffend, worin er dieses Herder'sche Probestück auf die eigenste Art mit wunderlichen Schlaglichtern beleuchtet.

Ich gebe die Hoffnung nicht auf, eine Herausgabe der Hamann'schen Werke entweder selbst zu besorgen oder wenigstens zu befördern, und alsdann, wenn diese wichtigen Dokumente wieder vor den Augen des Publikums liegen, möchte es Zeit sein, über den Verfasser, dessen Natur und Wesen das Nähere zu besprechen; inzwischen will ich doch Einiges hier schon beibringen, um so mehr, als noch vorzügliche Männer leben, die ihm auch ihre Neigung geschenkt, und deren Beistimmung oder Zurechtweisung mir sehr willkommen sein würde. Das Prinzip, auf welches die sämmtlichen Aeußerungen Hamann's sich zurückführen lassen, ist dieses: „Alles, was der Mensch zu leisten unternimmt, es werde nun durch That oder Wort oder sonst hervorgebracht, muß aus sämmtlichen vereinigten Kräften entspringen; alles Vereinzelte ist verwerflich." Eine herrliche Maxime, aber schwer zu befolgen! Von Leben und Kunst mag sie freilich gelten, bei jeder Ueberlieferung durchs Wort hingegen, die nicht gerade poetisch ist, findet sich eine große Schwierigkeit; denn das Wort muß sich ablösen, es muß sich vereinzeln, um etwas zu sagen, zu bedeuten. Der Mensch, indem er spricht, muß für den Augenblick einseitig werden; es giebt keine Mittheilung, keine Lehre ohne Sonderung. Da nun aber Hamann ein- für allemal dieser Trennung widerstrebte und, wie er in einer Einheit empfand, imaginirte, dachte, so auch sprechen wollte und das Gleiche von Andern verlangte, so trat er mit seinem eignen Stil und mit Allem, was die Andern hervorbringen konnten, in Widerstreit. Um das Unmögliche zu leisten, greift er daher nach allen Elementen; die tiefsten, geheimsten Anschauungen, wo sich Natur und Geist im Verborgenen begegnen, erleuchtende Verstandesblitze, die aus einem solchen Zusammentreffen hervorstrahlen, bedeutende Bilder, die in diesen Regionen schweben, andringende Sprüche der heiligen und Profan-Skribenten, und was sich sonst noch humoristisch hinzufügen mag, alles Dieses bildet die wunderbare Gesammtheit seines Stils, seiner Mittheilungen. Kann man sich nun in der Tiefe

nicht zu ihm gesellen, auf den Höhen nicht mit ihm wandeln, der Gestalten, die ihm vorschweben, sich nicht bemächtigen, aus einer unendlich ausgebreiteten Literatur nicht gerade den Sinn einer nur angedeuteten Stelle herausfinden, so wird es um uns nur trüber und dunkler, je mehr wir ihn studiren, und diese Finsterniß wird mit den Jahren immer zunehmen, weil seine Anspielungen auf bestimmte, im Leben und in der Literatur augenblicklich herrschende Eigenheiten vorzüglich gerichtet waren. Unter meiner Sammlung befinden sich einige seiner gedruckten Bogen, wo er an dem Rande eigenhändig die Stellen zitirt hat, auf die sich seine Andeutungen beziehn. Schlägt man sie auf, so giebt es abermals ein zweideutiges Doppellicht, das uns höchst angenehm erscheint, nur muß man durchaus auf das Verzicht thun, was man gewöhnlich Verstehen nennt. Solche Blätter verdienen auch deswegen sibyllinisch genannt zu werden, weil man sie nicht an und für sich betrachten kann, sondern auf Gelegenheit warten muß, wo man etwa zu ihren Orakeln seine Zuflucht nähme. Jedesmal, wenn man sie aufschlägt, glaubt man etwas Neues zu finden, weil der einer jeden Stelle inwohnende Sinn uns auf eine vielfache Weise berührt und aufregt.

Persönlich habe ich ihn nie gesehn, auch kein unmittelbares Verhältniß zu ihm durch Briefe gehabt. Mir scheint er in Lebens- und Freundschaftsverhältnissen höchst klar gewesen zu sein und die Bezüge der Menschen unter einander und auf ihn sehr richtig gefühlt zu haben. Alle Briefe, die ich von ihm sah, waren vortrefflich und viel deutlicher als seine Schriften, weil hier der Bezug auf Zeit und Umstände sowie auf persönliche Verhältnisse klarer hervortrat. So viel glaubte ich jedoch durchaus zu ersehn, daß er, die Ueberlegenheit seiner Geistesgaben aufs Naivste fühlend, sich jederzeit für etwas weiser und klüger gehalten als seine Korrespondenten, denen er mehr ironisch als herzlich begegnete. Gälte dies auch nur von einzelnen Fällen, so war es für mich doch die Mehrzahl und Ursache, daß ich mich ihm zu nähern niemals Verlangen trug.

Zwischen Herdern und uns waltete dagegen ein gemüthlich literarischer Verkehr höchst lebhaft fort, nur Schade, daß er sich niemals ruhig und rein erhalten konnte. Aber Herder unterließ sein Necken und Schelten nicht; Mercken brauchte man nicht viel zu reizen, der mich denn auch zur Ungeduld aufzuregen wußte. Weil nun Herder unter allen Schriftstellern und Menschen

Swiften am Meisten zu ehren schien, so hieß er unter uns gleichfalls der Dechant, und dieses gab abermals zu mancherlei Irrungen und Verdrießlichkeiten Anlaß.

Demungeachtet freuten wir uns höchlich, als wir vernahmen, daß er in Bückeburg sollte angestellt werden, welches ihm doppelt Ehre brachte; denn sein neuer Patron hatte den höchsten Ruf als ein einsichtiger, tapferer, obwol sonderbarer Mann gewonnen. Thomas Abbt war in diesen Diensten bekannt und berühmt geworden; dem Verstorbenen klagte das Vaterland nach und freute sich an dem Denkmal, das ihm sein Gönner gestiftet. Nun sollte Herder an der Stelle des zu früh Verblichenen alle diejenigen Hoffnungen erfüllen, welche sein Vorgänger so würdig erregt hatte.

Die Epoche, worin dieses geschah, gab einer solchen Anstellung doppelten Glanz und Werth; denn mehrere deutsche Fürsten folgten schon dem Beispiel des Grafen von der Lippe, daß sie nicht blos gelehrte und eigentlich geschäftsfähige, sondern auch geistreiche und vielversprechende Männer in ihre Dienste aufnahmen. Es hieß, Klopstock sei von dem Markgrafen Karl von Baden berufen worden, nicht zu eigentlichem Geschäftsdienst, sondern um durch seine Gegenwart Anmuth und Nutzen der höheren Gesellschaft mitzutheilen. So wie nun hierdurch das Ansehn auch dieses vortrefflichen Fürsten wuchs, der allem Nützlichen und Schönen seine Aufmerksamkeit schenkte, so mußte die Verehrung für Klopstock gleichfalls nicht wenig zunehmen. Lieb und werth war Alles, was von ihm ausging; sorgfältig schrieben wir die Oden ab und die Elegien, wie sie ein Jeder habhaft werden konnte. Höchst vergnügt waren wir daher, als die große Landgräfin Karoline von Hessen-Darmstadt eine Sammlung derselben veranstaltete und eins der wenigen Exemplare in unsere Hände kam, das uns in Stand setzte, die eignen handschriftlichen Sammlungen zu vervollzähligen. Daher sind uns jene ersten Lesarten lange Zeit die liebsten geblieben, ja wir haben uns noch oft an Gedichten, die der Verfasser nachher verworfen, erquickt und erfreut. So wahr ist, daß das aus einer schönen Seele hervordringende Leben nur um desto freier wirkt, je weniger es durch Kritik in das Kunstfach herübergezogen erscheint.

Klopstock hatte sich und andern talentvollen Männern durch seinen Charakter und sein Betragen Ansehn und Würde zu verschaffen gewußt; nun sollten sie ihm aber auch wo möglich

die Sicherung und Verbesserung ihres häuslichen Bestandes verdanken. Der Buchhandel nämlich bezog sich in früherer Zeit mehr auf bedeutende wissenschaftliche Fakultätswerke, auf stehende Verlagsartikel, welche mäßig honorirt wurden. Die Produktion von poetischen Schriften aber wurde als etwas Heiliges angesehn, und man hielt es beinah für Simonie, ein Honorar zu nehmen oder zu steigern. Autoren und Verleger standen in dem wunderlichsten Wechselverhältniß. Beide erschienen, wie man es nehmen wollte, als Patrone und als Klienten. Jene, die neben ihrem Talent gewöhnlich als höchst sittliche Menschen vom Publikum betrachtet und verehrt wurden, hatten einen geistigen Rang und fühlten sich durch das Glück der Arbeit belohnt; diese begnügten sich gern mit der zweiten Stelle und genossen eines ansehnlichen Vortheils; nun aber setzte die Wohlhabenheit den reichen Buchhändler wieder über den armen Poeten, und so stand Alles in dem schönsten Gleichgewicht. Wechselseitige Großmuth und Dankbarkeit war nicht selten: Breitkopf und Gottsched blieben lebenslang Hausgenossen; Knickerei und Niederträchtigkeit, besonders der Nachdrucker, waren noch nicht im Schwange.

Demungeachtet war unter den deutschen Autoren eine allgemeine Bewegung entstanden. Sie verglichen ihren eignen sehr mäßigen, wo nicht ärmlichen Zustand mit dem Reichthum der angesehenen Buchhändler; sie betrachteten, wie groß der Ruhm eines Gellert, eines Rabener sei, und in welcher häuslichen Enge ein allgemein beliebter deutscher Schriftsteller sich behelfen müsse, wenn er sich nicht durch sonst irgend einen Erwerb das Leben erleichterte. Auch die mittleren und geringeren Geister fühlten ein lebhaftes Verlangen, ihre Lage verbessert zu sehn, sich von Verlegern unabhängig zu machen.

Nun trat Klopstock hervor und bot seine „Gelehrtenrepublik" auf Subskription an. Obgleich die spätern Gesänge des „Messias" theils ihres Inhalts, theils der Behandlung wegen nicht die Wirkung thun konnten wie die frühern, die, selbst rein und unschuldig, in eine reine und unschuldige Zeit kamen, so blieb doch die Achtung gegen den Dichter immer gleich, der sich durch die Herausgabe seiner Oden die Herzen, Geister und Gemüther vieler Menschen zugewendet hatte. Viele wohldenkende Männer, darunter mehrere von großem Einfluß, erboten sich, Vorausbezahlung anzunehmen, die auf einen Louisd'or gesetzt war, weil es hieß, daß man nicht sowol das Buch bezahlen, als den Ver-

fasser bei dieser Gelegenheit für seine Verdienste um das Vaterland belohnen sollte. Hier drängte sich nun Jedermann hinzu; selbst Jünglinge und Mädchen, die nicht viel aufzuwenden hatten, eröffneten ihre Sparbüchsen; Männer und Frauen, der obere, der mittlere Stand trugen zu dieser heiligen Spende bei, und es kamen vielleicht tausend Pränumeranten zusammen. Die Erwartung war aufs Höchste gespannt, das Zutrauen so groß als möglich.

Hiernach mußte das Werk bei seiner Erscheinung den seltsamsten Erfolg von der Welt haben, zwar immer von bedeutendem Werth, aber nichts weniger als allgemein ansprechend. Wie Klopstock über Poesie und Literatur dachte, war in Form einer alten deutschen Druidenrepublik dargestellt, seine Maximen über das Aechte und Falsche in lakonischen Kernsprüchen angedeutet, wobei jedoch manches Lehrreiche der seltsamen Form aufgeopfert wurde. Für Schriftsteller und Literatoren war und ist das Buch unschätzbar, konnte aber auch nur in diesem Kreise wirksam und nützlich sein. Wer selbst gedacht hatte, folgte dem Denker, wer das Aechte zu suchen und zu schätzen wußte, fand sich durch den gründlichen braven Mann belehrt; aber der Liebhaber, der Leser ward nicht aufgeklärt, ihm blieb das Buch versiegelt, und doch hatte man es in alle Hände gegeben, und indem Jedermann ein vollkommen brauchbares Werk erwartete, erhielten die Meisten ein solches, dem sie auch nicht den mindesten Geschmack abgewinnen konnten. Die Bestürzung war allgemein, die Achtung gegen den Mann aber so groß, daß kein Murren, kaum ein leises Murmeln entstand. Die junge schöne Welt verschmerzte den Verlust und verschenkte nun scherzend die theuer erworbenen Exemplare. Ich erhielt selbst mehrere von guten Freundinnen, deren keines aber mir geblieben ist.

Diese dem Autor gelungene, dem Publikum aber mißlungene Unternehmung hatte die böse Folge, daß nun so bald nicht mehr an Subskription und Pränumeration zu denken war; doch hatte sich jener Wunsch zu allgemein verbreitet, als daß der Versuch nicht hätte erneuert werden sollen. Dieses nun im Großen und Ganzen zu thun, erbot sich die Dessauische Verlagshandlung. Hier sollten Gelehrte und Verleger in geschlossenem Bund des zu hoffenden Vortheils beide verhältnißmäßig genießen. Das so lange peinlich empfundene Bedürfniß erweckte hier abermals ein großes Zutrauen, das sich aber nicht

lange erhalten konnte, und leider schieden die Theilhaber nach kurzen Bemühungen mit wechselseitigem Schaden aus einander.

Eine rasche Mittheilung war jedoch unter den Literaturfreunden schon eingeleitet; die Musenalmanache verbanden alle jungen Dichter, die Journale den Dichter mit den übrigen Schriftstellern. Meine Lust am Hervorbringen war grenzenlos; gegen mein Hervorgebrachtes verhielt ich mich gleichgiltig; nur wenn ich es mir und Andern in geselligem Kreise froh wieder vergegenwärtigte, erneute sich die Neigung daran. Auch nahmen Viele gern an meinen größern und kleinern Arbeiten Theil, weil ich einen Jeden, der sich nur einigermaßen zum Hervorbringen geneigt und geschickt fühlte, etwas in seiner eignen Art unabhängig zu leisten dringend nöthigte und von Allen gleichfalls wieder zu neuem Dichten und Schreiben aufgefordert wurde. Dieses wechselseitige, bis zur Ausschweifung gehende Hetzen und Treiben gab Jedem nach seiner Art einen fröhlichen Einfluß, und aus diesem Quirlen und Schaffen, aus diesem Leben und Lebenlassen, aus diesem Nehmen und Geben, welches mit freier Brust, ohne irgend einen theoretischen Leitstern, von so viel Jünglingen nach eines jeden angebornem Charakter ohne Rücksichten getrieben wurde, entsprang jene berühmte, berufene und verrufene Literarepoche, in welcher eine Masse junger genialer Männer mit aller Muthigkeit und aller Anmaßung, wie sie nur einer solchen Jahreszeit eigen sein mag, hervorbrachen, durch Anwendung ihrer Kräfte manche Freude, manches Gute, durch den Mißbrauch derselben manchen Verdruß und manches Uebel stifteten; und gerade die aus dieser Quelle entspringenden Wirkungen und Gegenwirkungen sind das Hauptthema dieses Bandes.

Woran sollen aber junge Leute das höchste Interesse finden, wie sollen sie unter Ihresgleichen Interesse erregen, wenn die Liebe sie nicht beseelt, und wenn nicht Herzensangelegenheiten, von welcher Art sie auch sein mögen, in ihnen lebendig sind? Ich hatte im Stillen eine verlorene Liebe zu beklagen; dies machte mich mild und nachgiebig und der Gesellschaft angenehmer als in glänzenden Zeiten, wo mich nichts an einen Mangel oder einen Fehltritt erinnerte und ich ganz ungebunden vor mich hinstürmte.

Die Antwort Friedrikens auf einen schriftlichen Abschied zerriß mir das Herz. Es war dieselbe Hand, derselbe Sinn, dasselbe Gefühl, die sich zu mir, die sich an mir herangebildet

hatten. Ich fühlte nun erst den Verlust, den sie erlitt, und sah keine Möglichkeit, ihn zu ersetzen, ja nur ihn zu lindern. Sie war mir ganz gegenwärtig; stets empfand ich, daß sie mir fehlte, und was das Schlimmste war, ich konnte mir mein eignes Unglück nicht verzeihen. Gretchen hatte man mir genommen, Annette mich verlassen, hier war ich zum ersten Mal schuldig; ich hatte das schönste Herz in seinem Tiefsten verwundet, und so war die Epoche einer düsteren Reue bei dem Mangel einer gewohnten erquicklichen Liebe höchst peinlich, ja unerträglich. Aber der Mensch will leben; daher nahm ich aufrichtigen Theil an Andern, ich suchte ihre Verlegenheiten zu entwirren und, was sich trennen wollte, zu verbinden, damit es ihnen nicht ergehen möchte wie mir. Man pflegte mich daher den Vertrauten zu nennen, auch, wegen meines Umherschweifens in der Gegend, den Wanderer. Dieser Beruhigung für mein Gemüth, die mir nur unter freiem Himmel, in Thälern, auf Höhen, in Gefilden und Wäldern zu Theil ward, kam die Lage von Frankfurt zu Statten, das zwischen Darmstadt und Homburg mitten inne lag, zwei angenehmen Orten, die durch Verwandtschaft beider Höfe in gutem Verhältniß standen. Ich gewöhnte mich, auf der Straße zu leben und wie ein Bote zwischen dem Gebirg und dem flachen Lande hin und her zu wandern. Oft ging ich allein oder in Gesellschaft durch meine Vaterstadt, als wenn sie mich nichts anginge, speiste in einem der großen Gasthöfe in der Fahrgasse und zog nach Tische meines Wegs weiter fort. Mehr als jemals war ich gegen offene Welt und freie Natur gerichtet. Unterwegs sang ich mir seltsame Hymnen und Dithyramben, wovon noch eine unter dem Titel „Wanderers Sturmlied" übrig ist. Ich sang diesen Halbunsinn leidenschaftlich vor mich hin, da mich ein schreckliches Wetter unterweges traf, dem ich entgegengehn mußte.

Mein Herz war ungerührt und unbeschäftigt: ich vermied gewissenhaft alles nähere Verhältniß zu Frauenzimmern, und so blieb mir verborgen, daß mich Unaufmerksamen und Unwissenden ein liebevoller Genius heimlich umschwebe. Eine zarte liebenswürdige Frau hegte im Stillen eine Neigung zu mir, die ich nicht gewahrte und mich eben deswegen in ihrer wohlthätigen Gesellschaft desto heiterer und anmuthiger zeigte. Erst mehrere Jahre nachher, ja erst nach ihrem Tode erfuhr ich das geheime himmlische Lieben auf eine Weise, die mich erschüttern mußte; aber ich war schuldlos und konnte ein schuld-

loses Wesen rein und redlich betrauern, und um so schöner, als die Entdeckung gerade in eine Epoche fiel, wo ich ganz ohne Leidenschaft mir und meinen geistigen Neigungen zu leben das Glück hatte.

Aber zu der Zeit, als der Schmerz über Friedrikens Lage mich beängstigte, suchte ich nach meiner alten Art abermals Hilfe bei der Dichtkunst. Ich setzte die hergebrachte poetische Beichte wieder fort, um durch diese selbstquälerische Büßung einer innern Absolution würdig zu werden. Die beiden Marien in „Götz von Berlichingen" und „Clavigo" und die beiden schlechten Figuren, die ihre Liebhaber spielen, möchten wol Resultate solcher reuigen Betrachtungen gewesen sein.

Wie man aber Verletzungen und Krankheiten in der Jugend rasch überwindet, weil ein gesundes System des organischen Lebens für ein krankes einstehen und ihm Zeit lassen kann, auch wieder zu gesunden, so traten körperliche Uebungen glücklicherweise bei mancher günstigen Gelegenheit gar vortheilhaft hervor, und ich ward zu frischem Ermannen, zu neuen Lebensfreuden und Genüssen vielfältig aufgeregt. Das Reiten verdrängte nach und nach jene schlendernden, melancholischen, beschwerlichen und doch langsamen und zwecklosen Fußwanderungen; man kam schneller, lustiger und bequemer zum Zweck. Die jüngern Gesellen führten das Fechten wieder ein; besonders aber that sich bei eintretendem Winter eine neue Welt vor uns auf, indem ich mich zum Schlittschuhfahren, welches ich nie versucht hatte, rasch entschloß und es in kurzer Zeit durch Uebung, Nachdenken und Beharrlichkeit so weit brachte, als nöthig ist, um eine frohe und belebte Eisbahn mitzugenießen, ohne sich gerade auszeichnen zu wollen.

Diese neue frohe Thätigkeit waren wir denn auch Klopstocken schuldig, seinem Enthusiasmus für diese glückliche Bewegung, den Privatnachrichten bestätigten, wenn seine Oden davon ein unverwerfliches Zeugniß ablegen. Ich erinnere mich ganz genau, daß an einem heiteren Frostmorgen ich aus dem Bette springend mir jene Stellen zurief:

. . . Schon, von dem Gefühle der Gesundheit froh,
Hab' ich weit hinab weiß an dem Gestade gemacht
Den bedeckenden Krystall . . .

Wie erhellt des Winters werdender Tag
Sanft den See! Glänzenden Reif, Sternen gleich,
Streute die Nacht über ihn aus.

Mein zaudernder und schwankender Entschluß war sogleich bestimmt, und ich flog sträcklings dem Orte zu, wo ein so alter Anfänger mit einiger Schicklichkeit seine ersten Uebungen anstellen konnte. Und fürwahr, diese Kraftäußerung verdiente wohl von Klopstock empfohlen zu werden, die uns mit der frischesten Kindheit in Berührung setzt, den Jüngling seiner Gelenkheit ganz zu genießen auffruft und ein stockendes Alter abzuwehren geeignet ist. Auch hingen wir dieser Lust unmäßig nach. Einen herrlichen Sonnentag so auf dem Eise zu verbringen, genügte uns nicht, wir setzten unsere Bewegung bis spät in die Nacht fort. Denn wie andere Anstrengungen den Leib ermüden, so verleiht ihm diese eine immer neue Schwungkraft. Der über den nächtlichen, weiten, zu Eisfeldern überfrorenen Wiesen aus den Wolken hervortretende Vollmond, die unserm Lauf entgegensäuselnde Nachtluft, des bei abnehmendem Wasser sich senkenden Eises ernsthafter Donner, unserer eigenen Bewegungen sonderbarer Nachhall vergegenwärtigten uns Ossianische Scenen ganz vollkommen. Bald dieser, bald jener Freund ließ in deklamatorischem Halbgesange eine Klopstockische Ode ertönen, und wenn wir uns im Dämmerlichte zusammenfanden, erscholl das ungeheuchelte Lob des Stifters unserer Freuden:

Und sollte Der unsterblich nicht sein,
Der Gesundheit uns und Freuden erfand,
Die das Roß muthig im Lauf niemals gab,
Welche der Ball selber nicht hat?

Solchen Dank verdient sich ein Mann, der irgend ein irdisches Thun durch geistige Anregung zu veredeln und würdig zu verbreiten weiß!

Und so wie talentreiche Kinder, deren Geistesgaben schon früh wundersam ausgebildet sind, sich, wenn sie nur dürfen, den einfachsten Knabenspielen wieder zuwenden, vergaßen wir nur allzu leicht unsern Beruf zu ernsteren Dingen; doch regte gerade diese oft einsame Bewegung, dieses gemächliche Schweben im Unbestimmten gar manche meiner innern Bedürfnisse wieder auf, die eine Zeit lang geschlafen hatten, und ich bin solchen

Stunden die schnellere Ausbildung älterer Vorsätze schuldig geworden.

Die dunkleren Jahrhunderte der deutschen Geschichte hatten von je her meine Wißbegierde und Einbildungskraft beschäftigt. Der Gedanke, den Götz von Berlichingen in seiner Zeitumgebung zu dramatisiren, war mir höchlich lieb und werth. Ich las die Hauptschriftsteller fleißig; dem Werke De pace publica von Datt widmete ich alle Aufmerksamkeit; ich hatte es emsig durchstudirt und mir jene seltsamen Einzelnheiten möglichst veranschaulicht. Diese zu sittlichen und poetischen Absichten hingerichteten Bemühungen konnte ich auch nach einer andern Seite brauchen, und da ich nunmehr Wetzlar besuchen sollte, war ich geschichtlich vorbereitet genug; denn das Kammergericht war doch auch in Gefolge des Landfriedens entstanden, und die Geschichte desselben konnte für einen bedeutenden Leitfaden durch die verworrenen deutschen Ereignisse gelten. Giebt doch die Beschaffenheit der Gerichte und der Heere die genaueste Einsicht in die Beschaffenheit irgend eines Reichs. Die Finanzen selbst, deren Einfluß man für so wichtig hält, kommen viel weniger in Betracht; denn wenn es dem Ganzen fehlt, so darf man dem Einzelnen nur abnehmen, was er mühsam zusammengescharrt und -gehalten hat, und so ist der Staat immer reich genug.

Was mir in Wetzlar begegnete, ist von keiner großen Bedeutung; aber es kann ein höheres Interesse einflößen, wenn man eine flüchtige Geschichte des Kammergerichts nicht verschmähen will, um sich den ungünstigen Augenblick zu vergegenwärtigen, in welchem ich daselbst anlangte.

Die Herren der Erde sind es vorzüglich dadurch, daß sie, wie im Kriege die Tapfersten und Entschlossensten, so im Frieden die Weisesten und Gerechtesten um sich versammeln können. Auch zu dem Hofstaat eines deutschen Kaisers gehörte ein solches Gericht, das ihn bei seinen Zügen durch das Reich immer begleitete. Aber weder diese Sorgfalt noch das Schwabenrecht, welches im südlichen Deutschland, das Sachsenrecht, welches im nördlichen galt, weder die zu Aufrechthaltung derselben bestellten Richter noch die Austräge der Ebenbürtigen, weder die Schiedsrichter, durch Vertrag anerkannt, noch gütliche Vergleiche, durch die Geistlichen gestiftet, nichts konnte den aufgereizten ritterlichen Fehdegeist stillen, der bei den Deutschen durch innern Zwist, durch fremde Feldzüge, besonders aber durch die Kreuzfahrten,

ja durch Gerichtsgebräuche selbst aufgeregt, genährt und zur Sitte geworden. Dem Kaiser sowie den mächtigern Ständen waren die Plackereien höchst verdrießlich, wodurch die Kleinen einander selbst und, wenn sie sich verbanden, auch den Größern lästig wurden. Gelähmt war alle Kraft nach außen, wie die Ordnung nach innen gestört; überdies lastete noch das Vehmgericht auf einem großen Theile des Vaterlands, von dessen Schrecknissen man sich einen Begriff machen kann, wenn man denkt, daß es in eine geheime Polizei ausartete, die sogar zuletzt in die Hände von Privatleuten gelangte.

Diesen Unbilden einigermaßen zu steuern, ward Vieles umsonst versucht, bis endlich die Stände ein Gericht aus eignen Mitteln dringend in Vorschlag brachten. Dieser, so wohl gemeint er auch sein mochte, deutete doch immer auf Erweiterung der ständischen Befugnisse, auf eine Beschränkung der kaiserlichen Macht. Unter Friedrich dem Dritten verzögert sich die Sache; sein Sohn Maximilian, von außen gedrängt, giebt nach. Er bestellt den Oberrichter, die Stände senden die Beisitzer. Es sollten ihrer vierundzwanzig sein, Anfangs begnügt man sich mit zwölfen.

Ein allgemeiner Fehler, dessen sich die Menschen bei ihren Unternehmungen schuldig machen, war auch der erste und ewige Grundmangel des Kammergerichts: zu einem großen Zwecke wurden unzulängliche Mittel angewendet. Die Zahl der Assessoren war zu klein; wie sollte von ihnen die schwere und weitläuftige Aufgabe gelöst werden! Allein wer sollte auf eine hinlängliche Einrichtung dringen? Der Kaiser konnte eine Anstalt nicht begünstigen, die mehr wider als für ihn zu wirken schien; weit größere Ursache hatte er, sein eignes Gericht, seinen eignen Hofrath auszubilden. Betrachtet man dagegen das Interesse der Stände, so konnte es ihnen eigentlich nur um Stillung des Bluts zu thun sein; ob die Wunde geheilt würde, lag ihnen nicht so nah, und nun noch gar ein neuer Kostenaufwand! Man mochte sich's nicht ganz deutlich gemacht haben, daß durch diese Anstalt jeder Fürst seine Dienerschaft vermehre, freilich zu einem entschiedenen Zwecke; aber wer giebt gern Geld fürs Nothwendige? Jedermann wäre zufrieden, wenn er das Nützliche um Gottes willen haben könnte.

Anfangs sollten die Beisitzer von Sporteln leben, dann erfolgte eine mäßige Bewilligung der Stände; Beides war kümmerlich. Aber dem großen und auffallenden Bedürfniß ab-

zubelfen, fanden sich willige, tüchtige, arbeitsame Männer, und das Gericht ward eingesetzt. Ob man einsah, daß hier nur von Linderung, nicht von Heilung des Uebels die Rede sei, oder ob man sich, wie in ähnlichen Fällen, mit der Hoffnung schmeichelte, mit Wenigem Vieles zu leisten, ist nicht zu entscheiden; genug, das Gericht diente mehr zum Vorwande, die Unruhstifter zu bestrafen, als daß es gründlich dem Unrecht vorgebeugt hätte. Allein es ist kaum beisammen, so erwächst ihm eine Kraft aus sich selbst: es fühlt die Höhe, auf die es gestellt ist, es erkennt seine große politische Wichtigkeit. Nun sucht es sich durch auffallende Thätigkeit ein entschiedneres Ansehn zu erwerben; frisch arbeiten sie weg Alles, was kurz abgethan werden kann und muß, was über den Augenblick entscheidet oder was sonst leicht beurtheilt werden kann, und so erscheinen sie im ganzen Reiche wirksam und würdig. Die Sachen von schwererem Gehalt hingegen, die eigentlichen Rechtshändel, blieben im Rückstand, und es war kein Unglück. Dem Staate liegt nur daran, daß der Besitz gewiß und sicher sei; ob man mit Recht besitze, kann ihn weniger kümmern. Deswegen erwuchs aus der nach und nach aufschwellenden ungeheuern Anzahl von verspäteten Prozessen dem Reiche kein Schade. Gegen Leute, die Gewalt brauchten, war ja vorgesehn, und mit diesen konnte man fertig werden; die Uebrigen, die rechtlich um den Besitz stritten, sie lebten, genossen oder darbten, wie sie konnten; sie starben, verdarben, verglichen sich; das Alles war aber nur Heil oder Unheil einzelner Familien, das Reich ward nach und nach beruhigt. Denn dem Kammergericht war ein gesetzliches Faustrecht gegen die Ungehorsamen in die Hände gegeben; hätte man den Bannstrahl schleudern können, dieser wäre wirksamer gewesen.

Jetzo aber, bei der bald vermehrten, bald verminderten Anzahl der Assessoren, bei manchen Unterbrechungen, bei Verlegung des Gerichts von einem Ort an den andern mußten diese Reste, diese Akten ins Unendliche anwachsen. Nun flüchtete man in Kriegsnoth einen Theil des Archivs von Speier nach Aschaffenburg, einen Theil nach Worms, der dritte fiel in die Hände der Franzosen, welche ein Staatsarchiv erobert zu haben glaubten und hernach geneigt gewesen wären, sich dieses Papierwusts zu entledigen, wenn nur Jemand die Fuhren hätte daran wenden wollen.

Bei den westphälischen Friedensunterhandlungen sahen die

versammelten tüchtigen Männer wohl ein, was für ein Hebel erfordert werde, um jene Sisyphische Last vom Platze zu bewegen. Nun sollten funfzig Assessoren angestellt werden; diese Zahl ist aber nie erreicht worden: man begnügte sich abermals mit der Hälfte, weil der Aufwand zu groß schien; allein hätten die Interessenten sämmtlich ihren Vortheil bei der Sache gesehn, so wäre das Ganze gar wohl zu leisten gewesen. Um fünfundzwanzig Beisitzer zu besolden, waren ungefähr einhunderttausend Gulden nöthig; wie leicht hätte Deutschland das Doppelte herbeigeschafft! Der Vorschlag, das Kammergericht mit eingezogenen geistlichen Gütern auszustatten, konnte nicht durchgehen; denn wie sollten sich beide Religionstheile zu dieser Aufopferung verstehn? Die Katholiken wollten nicht noch mehr verlieren und die Protestanten das Gewonnene Jeder zu innern Zwecken verwenden. Die Spaltung des Reichs in zwei Religionsparteien hatte auch hier in mehrerem Betracht den schlimmsten Einfluß. Nun verminderte sich der Antheil der Stände an diesem ihrem Gericht immer mehr: die mächtigern suchten sich von dem Verbande loszulösen; Freibriefe, vor keinem obern Gerichtshofe belangt zu werden, wurden immer lebhafter gesucht; die größeren blieben mit den Zahlungen zurück, und die kleineren, die sich in der Matrikel ohnehin bevortheilt glaubten, säumten, so lange sie konnten.

Wie schwer war es daher, den zahltägigen Bedarf zu den Besoldungen aufzubringen! Hieraus entsprang ein neues Geschäft, ein neuer Zeitverlust für das Kammergericht; früher hatten die jährlichen sogenannten Visitationen dafür gesorgt. Fürsten in Person oder ihre Räthe begaben sich nur auf Wochen oder Monate an den Ort des Gerichts, untersuchten die Kassen, erforschten die Reste und übernahmen das Geschäft, sie beizutreiben. Zugleich, wenn etwas in dem Rechts- und Gerichtsgange stocken, irgend ein Mißbrauch einschleichen wollte, waren sie befugt, dem abzuhelfen. Gebrechen der Anstalt sollten sie entdecken und heben, aber persönliche Verbrechen der Glieder zu untersuchen und zu bestrafen, ward erst später ein Theil ihrer Pflicht. Weil aber Prozessirende den Lebenshauch ihrer Hoffnungen immer noch einen Augenblick verlängern wollen und deshalb immer höhere Instanzen suchen und hervorrufen, so wurden diese Visitatoren auch ein Revisionsgericht, vor dem man erst in bestimmten, offenbaren Fällen Wiederherstellung, zuletzt aber in allen Aufschub und Verewigung des Zwists zu finden

hoffte; wozu denn auch die Berufung an den Reichstag und das Bestreben beider Religionsparteien, sich einander wo nicht aufzuwiegen, doch im Gleichgewicht zu erhalten, das Ihrige beitrugen.

Denkt man sich aber, was dieses Gericht ohne solche Hindernisse, ohne so störende und zerstörende Bedingungen hätte sein können, so kann man es sich nicht merkwürdig und wichtig genug ausbilden. Wäre es gleich Anfangs mit einer hinreichenden Anzahl von Männern besetzt gewesen, hätte man diesen einen zulänglichen Unterhalt gesichert, unübersehbar wäre bei der Tüchtigkeit deutscher Männer der ungeheure Einfluß geworden, zu dem diese Gesellschaft hätte gelangen können. Den Ehrentitel Amphiktyonen, den man ihnen nur rednerisch zutheilte, würden sie wirklich verdient haben; ja, sie konnten sich zu einer Zwischenmacht erheben, beides dem Oberhaupt und den Gliedern ehrwürdig.

Aber weit entfernt von so großen Wirkungen, schleppte das Gericht, außer etwa eine kurze Zeit unter Karl dem Fünften und vor dem dreißigjährigen Kriege, sich nur kümmerlich hin. Man begreift oft nicht, wie sich nur Männer finden konnten zu diesem undankbaren und traurigen Geschäft. Aber was der Mensch täglich treibt, läßt er sich, wenn er Geschick dazu hat, gefallen, sollte er auch nicht gerade sehen, daß etwas dabei herauskomme. Der Deutsche besonders ist von einer solchen ausharrenden Sinnesart, und so haben sich drei Jahrhunderte hindurch die würdigsten Männer mit diesen Arbeiten und Gegenständen beschäftigt. Eine charakteristische Galerie solcher Bilder würde noch jetzt Antheil erregen und Muth einflößen.

Denn gerade in solchen anarchischen Zeiten tritt der tüchtige Mann am Festesten auf, und der das Gute will, findet sich recht an seinem Platze. So stand z. B. das Direktorium Fürstenberg's noch immer in gesegnetem Andenken, und mit dem Tode dieses vortrefflichen Manns beginnt die Epoche vieler verderblichen Mißbräuche.

Aber alle diese späteren und früheren Gebrechen entsprangen aus der ersten, einzigen Quelle: aus der geringen Personenzahl. Verordnet war, daß die Beisitzer in einer entschiedenen Folge und nach bestimmter Ordnung vortragen sollten. Ein jeder konnte wissen, wann die Reihe ihn treffen werde und welchen seiner ihm obliegenden Prozesse; er konnte darauf hinarbeiten, er konnte sich vorbereiten. Nun häuften sich aber die

unseligen Reste; man mußte sich entschließen, wichtigere Rechtshändel auszuheben und außer der Reihe vorzutragen. Die Beurtheilung der Wichtigkeit einer Sache vor der andern ist bei dem Zudrang von bedeutenden Fällen schwer, und die Auswahl läßt schon Gunst zu; aber nun trat noch ein anderer bedenklicher Fall ein. Der Referent quälte sich und das Gericht mit einem schweren verwickelten Handel, und zuletzt fand sich Niemand, der das Urtheil einlösen wollte. Die Parteien hatten sich verglichen, auseinandergesetzt, waren gestorben, hatten den Sinn geändert. Daher beschloß man, nur diejenigen Gegenstände vorzunehmen, welche erinnert wurden. Man wollte von der fortdauernden Beharrlichkeit der Parteien überzeugt sein, und hiedurch ward den größten Gebrechen die Einleitung gegeben; denn wer seine Sache empfiehlt, muß sie doch Jemand empfehlen, und wem empföhle man sie besser als Dem, der sie unter Händen hat! Diesen ordnungsgemäß geheim zu halten, ward unmöglich; denn bei so viel mitwissenden Subalternen, wie sollte derselbe verborgen bleiben? Bittet man um Beschleunigung, so darf man ja wol auch um Gunst bitten; denn eben daß man seine Sache betreibt, zeigt ja an, daß man sie für gerecht hält. Geradezu wird man es vielleicht nicht thun, gewiß aber am Ersten durch Untergeordnete; diese müssen gewonnen werden, und so ist die Einleitung zu allen Intriguen und Bestechungen gegeben.

Kaiser Joseph, nach eignem Antriebe und in Nachahmung Friedrich's, richtete zuerst seine Aufmerksamkeit auf die Waffen und die Justiz. Er faßte das Kammergericht ins Auge; herkömmliche Ungerechtigkeiten, eingeführte Mißbräuche waren ihm nicht unbekannt geblieben. Auch hier sollte aufgeregt, gerüttelt und gethan sein. Ohne zu fragen, ob es sein kaiserlicher Vortheil sei, ohne die Möglichkeit eines glücklichen Erfolgs vorauszusehn, brachte er die Visitation in Vorschlag und übereilte ihre Eröffnung. Seit hundertundsechsundsechzig Jahren hatte man keine ordentliche Visitation zu Stande gebracht; ein ungeheurer Wust von Akten lag aufgeschwollen und wuchs jährlich, da die siebzehn Assessoren nicht einmal im Stande waren, das Laufende wegzuarbeiten. Zwanzigtausend Prozesse hatten sich aufgehäuft, jährlich konnten sechzig abgethan werden, und das Doppelte kam hinzu. Auch auf die Visitatoren wartete keine geringe Anzahl von Revisionen; man wollte ihrer funfzigtausend zählen. Ueberdies hinderte so mancher Mißbrauch den

Gerichtsgang; als das Bedenklichste aber von Allem erschienen im Hintergrunde die persönlichen Verbrechen einiger Assessoren.

Als ich nach Wetzlar gehn sollte, war die Visitation schon einige Jahre im Gange, die Beschuldigten suspendirt, die Untersuchung weit vorgerückt; und weil nun die Kenner und Meister des deutschen Staatsrechts diese Gelegenheit nicht vorbeilassen durften, ihre Einsichten zu zeigen und sie dem gemeinen Besten zu widmen, so waren mehrere gründliche, wohlgesinnte Schriften erschienen, aus denen sich, wer nur einige Vorkenntnisse besaß, gründlich unterrichten konnte. Ging man bei dieser Gelegenheit in die Reichsverfassung und die von derselben handelnden Schriften zurück, so war es auffallend, wie der monstrose Zustand dieses durchaus kranken Körpers, der nur durch ein Wunder am Leben erhalten ward, gerade den Gelehrten am Meisten zusagte. Denn der ehrwürdige deutsche Fleiß, der mehr auf Sammlung und Entwickelung von Einzelnheiten als auf Resultate losging, fand hier einen unversiegenden Anlaß zu immer neuer Beschäftigung, und man mochte nun das Reich dem Kaiser, die kleinern den größern Ständen, die Katholiken den Protestanten entgegensetzen, immer gab es nach dem verschiedenen Interesse nothwendig verschiedene Meinungen und immer Gelegenheit zu neuen Kämpfen und Gegenreden.

Da ich mir alle diese ältern und neuern Zustände möglichst vergegenwärtigt hatte, konnte ich mir von meinem Wetzlar'schen Aufenthalt unmöglich viel Freude versprechen. Die Aussicht war nicht reizend, in einer zwar wohlgelegenen, aber kleinen und übelgebauten Stadt eine doppelte Welt zu finden: erst die einheimische alte, hergebrachte, dann eine fremde neue, jene scharf zu prüfen beauftragt, ein richtendes und ein gerichtetes Gericht; manchen Bewohner in Furcht und Sorge, er möchte auch noch mit in die verhängte Untersuchung gezogen werden; angesehene, so lange für würdig geltende Personen der schändlichsten Missethaten überwiesen und zu schimpflicher Bestrafung bezeichnet: das Alles zusammen machte das traurigste Bild und konnte nicht anreizen, tiefer in ein Geschäft einzugehen, das, an sich selbst verwickelt, nun gar durch Unthaten so verworren erschien.

Daß mir, außer dem deutschen Civil- und Staatsrechte, hier nichts Wissenschaftliches sonderlich begegnen, daß ich aller poetischen Mittheilung entbehren würde, glaubte ich vorauszusehn, als mich nach einigem Zögern die Lust, meinen Zustand zu verändern, mehr als der Trieb nach Kenntnissen in diese

Gegend hinführte. Allein wie verwundert war ich, als mir anstatt einer sauertöpfischen Gesellschaft ein drittes akademisches Leben entgegensprang. An einer großen Wirthstafel traf ich beinah sämmtliche Gesandtschaftsuntergeordnete, junge muntere Leute, beisammen; sie nahmen mich freundlich auf, und es blieb mir schon den ersten Tag kein Geheimniß, daß sie ihr mittägiges Beisammensein durch eine romantische Fiktion erheitert hatten. Sie stellten nämlich mit Geist und Munterkeit eine Rittertafel vor. Obenan saß der Heermeister, zur Seite desselben der Kanzler, sodann die wichtigsten Staatsbeamten; nun folgten die Ritter nach ihrer Anciennetät; Fremde hingegen, die zusprachen, mußten mit den untersten Plätzen vorlieb nehmen, und für sie war das Gespräch meist unverständlich, weil sich in der Gesellschaft die Sprache außer den Ritterausdrücken noch mit manchen Anspielungen bereichert hatte. Einem Jeden war ein Rittername zugelegt, mit einem Beiworte. Mich nannten sie Götz von Berlichingen, den Redlichen. Jenen verdiente ich mir durch meine Aufmerksamkeit für den biedern deutschen Altvater und diesen durch die aufrichtige Neigung und Ergebenheit gegen die vorzüglichen Männer, die ich kennen lernte. Dem Grafen von Kielmannsegge bin ich bei diesem Aufenthalt vielen Dank schuldig geworden. Er war der Ernsteste von Allen, höchst tüchtig und zuverlässig. Von Goué, ein schwer zu entziffernder und zu beschreibender Mann, eine derbe, breite, hannövrische Figur, still in sich gekehrt. Es fehlte ihm nicht an Talenten mancher Art. Man hegte von ihm die Vermuthung, daß er ein natürlicher Sohn sei; auch liebte er ein gewisses geheimnißvolles Wesen und verbarg seine eigensten Wünsche und Vorsätze unter mancherlei Seltsamkeiten, wie er denn die eigentliche Seele des wunderlichen Ritterbundes war, ohne daß er nach der Stelle des Heermeisters gestrebt hätte. Vielmehr ließ er, da gerade zu der Zeit dies Haupt der Ritterschaft abging, einen Andern wählen und übte durch diesen seinen Einfluß. So wußte er auch manche kleine Zufälligkeiten dahin zu lenken, daß sie bedeutend erschienen und in fabelhaften Formen durchgeführt werden konnten. Bei diesem Allen aber konnte man keinen ernsten Zweck bemerken; es war ihm blos zu thun, die Langeweile, die er und seine Kollegen bei dem verzögerten Geschäft empfinden mußten, zu erheitern und den leeren Raum, wäre es auch nur mit Spinnegewebe, auszufüllen. Uebrigens wurde dieses fabelhafte Fratzenspiel mit äußerlichem großen Ernst betrieben, ohne

daß Jemand lächerlich finden durfte, wenn eine gewisse Mühle als Schloß, der Müller als Burgherr behandelt wurde, wenn man die vier Haimonskinder für ein kanonisches Buch erklärte und Abschnitte daraus bei Zeremonien mit Ehrfurcht vorlas. Der Ritterschlag selbst geschah mit hergebrachten, von mehreren Ritterorden entlehnten Symbolen. Ein Hauptanlaß zum Scherze war ferner der, daß man das Offenbare als ein Geheimniß behandelte; man trieb die Sache öffentlich, und es sollte nicht davon gesprochen werden. Die Liste der sämmtlichen Ritter ward gedruckt, mit so viel Anstand als ein Reichstagskalender; und wenn Familien darüber zu spotten und die ganze Sache für absurd und lächerlich zu erklären wagten, so ward zu ihrer Bestrafung so lange intriguirt, bis man einen ernsthaften Ehemann oder nahen Verwandten beizutreten und den Ritterschlag anzunehmen bewogen hatte, da denn über den Verdruß der Angehörigen eine herrliche Schadenfreude entstand.

In dieses Ritterwesen verschlang sich noch ein seltsamer Orden, welcher philosophisch und mystisch sein sollte und keinen eigentlichen Namen hatte. Der erste Grad hieß der Uebergang, der zweite des Uebergangs Uebergang, der dritte des Uebergangs Uebergang zum Uebergang, und der vierte des Uebergangs Uebergang zu des Uebergangs Uebergang. Den hohen Sinn dieser Stufenfolge auszulegen, war nun die Pflicht der Eingeweihten, und dieses geschah nach Maßgabe eines gedruckten Büchelchens, in welchem jene seltsamen Worte auf eine noch seltsamere Weise erklärt oder vielmehr amplifizirt waren. Die Beschäftigung mit diesen Dingen war der erwünschteste Zeitverderb. Behrischens Thorheit und Lenzens Verkehrtheit schienen sich hier vereinigt zu haben; nur wiederhole ich, daß auch nicht eine Spur von Zweck hinter diesen Hüllen zu finden war.

Ob ich nun gleich zu solchen Possen sehr gern beirieth, auch zuerst die Perikopen aus den vier Haimonskindern in Ordnung brachte und Vorschläge that, wie sie bei Festen und Feierlichkeiten vorgelesen werden sollten, auch selbst sie mit großer Emphase vorzutragen verstand, so hatte ich mich doch schon früher an solchen Dingen müde getrieben, und als ich daher meine Frankfurter und Darmstädter Umgebung vermißte, war es mir höchst lieb, Gottern gefunden zu haben, der sich mit aufrichtiger Neigung an mich schloß, und dem ich ein herzliches Wohlwollen erwiderte. Sein Sinn war zart, klar und

heiter, sein Talent geübt und geregelt; er befleißigte sich der französischen Eleganz und freute sich des Theils der englischen Literatur, der sich mit sittlichen und angenehmen Gegenständen beschäftigt. Wir brachten viele vergnügte Stunden zusammen zu, in denen wir uns wechselseitig unsere Kenntnisse, Vorsätze und Neigungen mittheilten. Er regte mich zu manchen kleinen Arbeiten an, zumal da er, mit den Göttingern in Verhältniß stehend, für Boie's Almanach auch von meinen Gedichten etwas verlangte.

Dadurch kam ich mit Jenen in einige Berührung, die sich, jung und talentvoll, zusammenhielten und nachher so viel und mannichfaltig wirkten. Die beiden Grafen Stolberg, Bürger, Voß, Hölty und Andere waren im Glauben und Geiste um Klopstock versammelt, dessen Wirkung sich nach allen Seiten hin erstreckte. In einem solchen, sich immer mehr erweiternden deutschen Dichterkreise entwickelte sich zugleich mit so mannichfaltigen poetischen Verdiensten auch noch ein anderer Sinn, dem ich keinen ganz eigentlichen Namen zu geben wüßte. Man könnte ihn das Bedürfniß der Unabhängigkeit nennen, welches immer im Frieden entspringt und gerade da, wo man eigentlich nicht abhängig ist. Im Kriege erträgt man die rohe Gewalt, so gut man kann, man fühlt sich wohl physisch und ökonomisch verletzt, aber nicht moralisch; der Zwang beschämt Niemanden, und es ist kein schimpflicher Dienst, der Zeit zu dienen; man gewöhnt sich, von Feind und Freund zu leiden, man hat Wünsche und keine Gesinnungen. Im Frieden hingegen thut sich der Freiheitssinn der Menschen immer mehr hervor, und je freier man ist, desto freier will man sein. Man will nichts über sich dulden: wir wollen nicht beengt sein, Niemand soll beengt sein, und dies zarte, ja kranke Gefühl erscheint in schönen Seelen unter der Form der Gerechtigkeit. Dieser Geist und Sinn zeigte sich damals überall, und gerade da nur Wenige bedrückt waren, wollte man auch diese von zufälligem Druck befreien, und so entstand eine gewisse sittliche Befehdung, Einmischung der Einzelnen ins Regiment, die mit löblichen Anfängen zu unabsehbar unglücklichen Folgen hinführte.

Voltaire hatte durch den Schutz, den er der Familie Calas angedeihen ließ, großes Aufsehn erregt und sich ehrwürdig gemacht. Für Deutschland fast noch auffallender und wichtiger war das Unternehmen Lavater's gegen den Landvogt Grebel gewesen. Der ästhetische Sinn, mit dem jugendlichen Muth verbunden,

strebte vorwärts, und da man noch vor Kurzem studirte, um zu Aemtern zu gelangen, so fing man nun an, den Aufseher der Beamten zu machen, und die Zeit war nah, wo der Theater- und Romandichter seine Bösewichter am Liebsten unter Ministern und Amtleuten aufsuchte. Hieraus entstand eine halb eingebildete, halb wirkliche Welt von Wirkung und Gegenwirkung, in der wir späterhin die heftigsten Angebereien und Verhetzungen erlebt haben, welche sich die Verfasser von Zeitschriften und Tagblättern mit einer Art von Wuth unter dem Schein der Gerechtigkeit erlaubten und um so unwiderstehlicher dabei zu Werke gingen, als sie das Publikum glauben machten, vor ihm sei der wahre Gerichtshof; thöricht, da kein Publikum eine exekutive Gewalt hat und in dem zerstückten Deutschland die öffentliche Meinung Niemandem nutzte oder schadete.

Unter uns jungen Leuten ließ sich zwar nichts von jener Art spüren, welche tadelnswerth gewesen wäre; aber eine gewisse ähnliche Vorstellung hatte sich unsrer bemächtigt, die aus Poesie, Sittlichkeit und einem edlen Bestreben zusammengeflossen, zwar unschädlich, aber doch fruchtlos war.

Durch die „Hermanns-Schlacht" und die Zueignung derselben an Joseph den Zweiten hatte Klopstock eine wunderbare Anregung gegeben. Die Deutschen, die sich vom Druck der Römer befreiten, waren herrlich und mächtig dargestellt und dieses Bild gar wohl geeignet, das Selbstgefühl der Nation zu erwecken. Weil aber im Frieden der Patriotismus eigentlich nur darin besteht, daß Jeder vor seiner Thüre kehre, seines Amts warte, auch seine Lektion lerne, damit es wohl im Hause stehe, so fand das von Klopstock erregte Vaterlandsgefühl keinen Gegenstand, an dem es sich hätte üben können. Friedrich hatte die Ehre eines Theils der Deutschen gegen eine verbundene Welt gerettet, und es war jedem Gliede der Nation erlaubt, durch Beifall und Verehrung dieses großen Fürsten Theil an seinem Siege zu nehmen; aber wo denn nun hin mit jenem erregten kriegerischen Trotzgefühl? Welche Richtung sollte es nehmen und welche Wirkung hervorbringen? Zuerst war es blos poetische Form, und die nachher so oft gescholtenen, ja lächerlich gefundenen Bardenlieder häuften sich durch diesen Trieb, durch diesen Anstoß. Keine äußeren Feinde waren zu bekämpfen; nun bildete man sich Tyrannen, und dazu mußten die Fürsten und ihre Diener ihre Gestalten erst im Allgemeinen, sodann nach und nach im Besondern hergeben; und hier schloß

sich die Poesie an jene oben gerügte Einmischung in die Rechtspflege mit Heftigkeit an, und es ist merkwürdig, Gedichte aus jener Zeit zu sehn, die ganz in einem Sinne geschrieben sind, wodurch alles Obere, es sei nun monarchisch oder aristokratisch, aufgehoben wird.

Was mich betraf, so fuhr ich fort, die Dichtkunst zum Ausdruck meiner Gefühle und Grillen zu benutzen. Kleine Gedichte, wie „Der Wandrer", fallen in diese Zeit; sie wurden in den Göttinger Musenalmanach aufgenommen. Was aber von jener Sucht in mich eingedrungen sein mochte, davon strebte ich mich kurz nachher im „Götz von Berlichingen" zu befreien, indem ich schilderte, wie in wüsten Zeiten der wohldenkende brave Mann allenfalls an die Stelle des Gesetzes und der ausübenden Gewalt zu treten sich entschließt, aber in Verzweiflung ist, wenn er dem anerkannten verehrten Oberhaupt zweideutig, ja abtrünnig erscheint.

Durch Klopstock's Oden war denn auch in die deutsche Dichtkunst nicht sowol die nordische Mythologie als vielmehr die Nomenklatur ihrer Gottheiten eingeleitet, und ob ich gleich mich sonst gern Alles dessen bediente, was mir gereicht ward, so konnte ich es doch nicht von mir gewinnen, mich derselben zu bedienen, und zwar aus folgenden Ursachen. Ich hatte die Fabeln der „Edda" schon längst aus der Vorrede zu Mallet's dänischer Geschichte kennen gelernt und mich derselben sogleich bemächtigt; sie gehörten unter diejenigen Märchen, die ich, von einer Gesellschaft aufgefordert, am Liebsten erzählte. Herder gab mir den Resenius in die Hände und machte mich mit den Heldensagen mehr bekannt. Aber alle diese Dinge, wie werth ich sie hielt, konnte ich nicht in den Kreis meines Dichtungsvermögens aufnehmen; wie herrlich sie mir auch die Einbildungskraft anregten, entzogen sie sich doch ganz dem sinnlichen Anschaun, indessen die Mythologie der Griechen, durch die größten Künstler der Welt in sichtliche, leicht einzubildende Gestalten verwandelt, noch vor unsern Augen in Menge dastand. Götter ließ ich überhaupt nicht viel auftreten, weil sie mir noch außerhalb der Natur, die ich nachzubilden verstand, ihren Wohnsitz hatten. Was hätte mich nun gar bewegen sollen, Wodan für Jupiter und Thor für Mars zu setzen und statt der südlichen genau umschriebenen Figuren Nebelbilder, ja bloße Wortklänge in meine Dichtungen einzuführen? Von einer Seite schlossen sie sich vielmehr an die Ossian'schen gleichfalls

formlosen Helden, nur derber und riesenhafter an, von der andern lenkte ich sie nach dem heiteren Märchen hin; denn der humoristische Zug, der durch die ganze nordische Mythe durchgeht, war mir höchst lieb und bemerkenswerth. Sie schien mir die einzige, welche durchaus mit sich selbst scherzt, einer wunderlichen Dynastie von Göttern abenteuerliche Riesen, Zauberer und Ungeheuer entgegensetzt, die nur beschäftigt sind, die höchsten Personen während ihres Regiments zu irren, zum Besten zu haben und hinterdrein mit einem schmählichen, unvermeidlichen Untergang zu bedrohen.

Ein ähnliches, wo nicht gleiches Interesse gewannen mir die indischen Fabeln ab, die ich aus Dapper's Reisen zuerst kennen lernte und gleichfalls mit großer Lust in meinen Märchenvorrath hineinzog. Der Altar des Ram gelang mir vorzüglich im Nacherzählen, und ungeachtet der großen Mannichfaltigkeit der Personen dieses Märchens blieb doch der Affe Hanemann der Liebling meines Publikums. Aber auch diese unförmlichen und überförmlichen Ungeheuer konnten mich nicht eigentlich poetisch befriedigen; sie lagen zu weit von dem Wahren ab, nach welchem mein Sinn unabläßig hinstrebte.

Doch gegen alle diese kunstwidrigen Gespenster sollte mein Sinn für das Schöne durch die herrlichste Kraft geschützt werden. Glücklich ist immer die Epoche einer Literatur, wenn große Werke der Vergangenheit wieder einmal aufthauen und an die Tagesordnung kommen, weil sie alsdann eine vollkommen frische Wirkung hervorbringen. Auch das Homerische Licht ging uns neu wieder auf, und zwar recht im Sinne der Zeit, die ein solches Erscheinen höchst begünstigte; denn das beständige Hinweisen auf Natur bewirkte zuletzt, daß man auch die Werke der Alten von dieser Seite betrachten lernte. Was mehrere Reisende zu Aufklärung der heiligen Schriften gethan, leisteten andere für den Homer. Durch Guys ward man eingeleitet, Wood gab der Sache den Schwung. Eine Göttinger Recension des Anfangs sehr seltenen Originals machte uns mit der Absicht bekannt und belehrte uns, wie weit sie ausgeführt worden. Wir sahen nun nicht mehr in jenen Gedichten ein angespanntes und aufgedunsenes Heldenwesen, sondern die abgespiegelte Wahrheit einer uralten Gegenwart und suchten uns dieselbe möglichst heranzuziehen. Zwar wollte uns zu gleicher Zeit nicht völlig in den Sinn, wenn behauptet wurde, daß, um die Homerischen Naturen recht zu verstehn, man sich mit

den wilden Völkern und ihren Sitten bekannt machen müsse, wie sie uns die Reisebeschreiber der neuen Welten schildern; denn es ließ sich doch nicht leugnen, daß sowol Europäer als Asiaten in den Homerischen Gedichten schon auf einem hohen Grade der Kultur dargestellt worden, vielleicht auf einem höhern, als die Zeiten des Trojanischen Kriegs mochten genossen haben. Aber jene Maxime war doch mit dem herrschenden Naturbekenntniß übereinstimmend, und insofern mochten wir sie gelten lassen.

Bei allen diesen Beschäftigungen, die sich auf Menschenkunde im höheren Sinne sowie auf Dichtkunst im nächsten und lieblichsten bezogen, mußte ich doch jeden Tag erfahren, daß ich mich in Wetzlar aufhielt. Das Gespräch über den Zustand des Visitationsgeschäftes und seiner immer wachsenden Hindernisse, die Entdeckung neuer Gebrechen klang stündlich durch. Hier war nun abermals das heilige römische Reich versammelt, nicht blos zu äußerlichen Feierlichkeiten, sondern zu einem ins Allertiefste greifenden Geschäfte. Aber auch hier mußte mir jener halbleere Speisesaal am Krönungstage einfallen, wo die geladenen Gäste außen blieben, weil sie zu vornehm waren. Hier hatten sie sich zwar eingefunden, aber man mußte noch schlimmere Symptome gewahr werden. Der Unzusammenhalt des Ganzen, das Widerspiel der Theile kamen fortwährend zum Vorschein, und es war kein Geheimniß geblieben, daß Fürsten unter einander sich die Absicht vertraulich mitgetheilt hatten: man müsse sehn, ob man nicht bei dieser Gelegenheit dem Oberhaupt etwas abgewinnen könne.

Welchen üblen Eindruck das kleine Detail aller Anekdoten von Nachlässigkeiten und Versäumnissen, Ungerechtigkeiten und Bestechungen auf einen jungen Menschen machen mußte, der das Gute wollte und sein Inneres in diesem Sinne bearbeitete, wird jeder Redliche mitfühlen. Wo soll unter solchen Umständen Ehrfurcht vor dem Gesetz und dem Richter entspringen? Aber hätte man auch auf die Wirkungen der Visitation das größte Zutrauen gesetzt, hätte man glauben können, daß sie völlig ihre hohe Bestimmung erfüllen werde: für einen frohen, vorwärts schreitenden Jüngling war doch hier kein Heil zu finden. Die Förmlichkeiten dieses Prozesses an sich gingen alle auf ein Verschleifen; wollte man einigermaßen wirken und etwas bedeuten, so mußte man nur immer Demjenigen dienen, der Unrecht hatte, stets dem Beklagten, und in der Fechtkunst der verdrehenden und ausweichenden Streiche recht gewandt sein.

Ich verlor mich daher einmal über das andre, da mir in dieser Zerstreuung keine ästhetischen Arbeiten gelingen wollten, in ästhetische Spekulationen, wie denn alles Theoretisiren auf Mangel oder Stockung von Produktionskraft hindeutet. Früher mit Merken, nunmehr manchmal mit Gottern, machte ich den Versuch, Maximen auszufinden, wonach man beim Hervorbringen zu Werke gehn könnte. Aber weder mir noch ihnen wollte es gelingen. Merck war Zweifler und Eklektiker, Gotter hielt sich an solche Beispiele, die ihm am Meisten zusagten. Die Sulzer'sche Theorie war angekündigt, mehr für den Liebhaber als für den Künstler. In diesem Gesichtskreise werden vor Allem sittliche Wirkungen gefordert, und hier entsteht sogleich ein Zwiespalt zwischen der hervorbringenden und benutzenden Klasse; denn ein gutes Kunstwerk kann und wird zwar moralische Folgen haben, aber moralische Zwecke vom Künstler fordern heißt ihm sein Handwerk verderben.

Was die Alten über diese wichtigen Gegenstände gesagt, hatte ich seit einigen Jahren fleißig, wo nicht in einer Folge studirt, doch sprungweise gelesen. Aristoteles, Cicero, Quintilian, Longin, Keiner blieb unbeachtet, aber das half mir nichts; denn alle diese Männer setzten eine Erfahrung voraus, die mir abging. Sie führten mich in eine an Kunstwerken unendlich reiche Welt, sie entwickelten die Verdienste vortrefflicher Dichter und Redner, von deren meisten uns nur die Namen übrig geblieben sind, und überzeugten mich nur allzu lebhaft, daß erst eine große Fülle von Gegenständen vor uns liegen müsse, ehe man darüber denken könne, daß man erst selbst etwas leisten, ja daß man fehlen müsse, um seine eignen Fähigkeiten und die der Andern kennen zu lernen. Meine Bekanntschaft mit so vielem Guten jener alten Zeiten war doch immer nur schul- und buchmäßig und keineswegs lebendig, da es doch, besonders bei den gerühmtesten Rednern, auffiel, daß sie sich durchaus im Leben gebildet hatten, und daß man von den Eigenschaften ihres Kunstcharakters niemals sprechen konnte, ohne ihren persönlichen Gemüthscharakter zugleich mitzuerwähnen. Bei Dichtern schien dies weniger der Fall; überall aber trat Natur und Kunst nur durch Leben in Berührung, und so blieb das Resultat von allem meinen Sinnen und Trachten jener alte Vorsatz, die innere und äußere Natur zu erforschen und in liebevoller Nachahmung sie eben selbst walten zu lassen.

Zu diesen Wirkungen, welche weder Tag noch Nacht in

mir ruhten, lagen zwei große, ja ungeheure Stoffe vor mir, deren Reichthum ich nur einigermaßen zu schätzen brauchte, um etwas Bedeutendes hervorzubringen. Es war die ältere Epoche, in welche das Leben Götzens von Berlichingen fällt, und die neuere, deren unglückliche Blüthe im „Werther" geschildert ist.

Von der historischen Vorbereitung zu der ersten Arbeit habe ich bereits gesprochen; die ethischen Anlässe zu der zweiten sollen gegenwärtig eingeleitet werden.

Jener Vorsatz, meine innere Natur nach ihren Eigenheiten gewähren und die äußere nach ihren Eigenschaften auf mich einfließen zu lassen, trieb mich an das wunderliche Element, in welchem „Werther" ersonnen und geschrieben ist. Ich suchte mich innerlich von allem Fremden zu entbinden, das Aeußere liebevoll zu betrachten und alle Wesen, vom menschlichen an so tief hinab, als sie nur faßlich sein möchten, jedes in seiner Art auf mich wirken zu lassen. Dadurch entstand eine wundersame Verwandtschaft mit den einzelnen Gegenständen der Natur und ein inniges Anklingen, ein Mitstimmen ins Ganze, so daß ein jeder Wechsel, es sei der Ortschaften und Gegenden oder der Tags- und Jahreszeiten, oder was sonst sich ereignen konnte, mich aufs Innigste berührte. Der malerische Blick gesellte sich zu dem dichterischen, die schöne ländliche, durch den freundlichen Fluß belebte Landschaft vermehrte meine Neigung zur Einsamkeit und begünstigte meine stillen, nach allen Seiten hin sich ausbreitenden Betrachtungen.

Aber seitdem ich jenen Familienkreis zu Sesenheim und nun wieder meinen Freundeszirkel zu Frankfurt und Darmstadt verlassen, war mir eine Leere im Busen geblieben, die ich auszufüllen nicht vermochte; ich befand mich daher in einer Lage, wo uns die Neigung, sobald sie nur einigermaßen verhüllt auftritt, unversehens überschleichen und alle guten Vorsätze vereiteln kann.

Und indem nun der Verfasser zu dieser Stufe seines Unternehmens gelangt, fühlt er sich zum ersten Mal bei der Arbeit leicht ums Herz; denn von nun an wird dieses Buch erst, was es eigentlich sein soll. Es hat sich nicht als selbstständig angekündigt, es ist vielmehr bestimmt, die Lücken eines Autorlebens auszufüllen, manches Bruchstück zu ergänzen und das Andenken verlorner und verschollener Wagnisse zu erhalten. Was aber schon gethan ist, soll und kann nicht wiederholt werden; auch würde der Dichter jetzt die verdüsterten Seelenkräfte vergebens

aufrufen, umsonst von ihnen fordern, daß sie jene lieblichen Verhältnisse wieder vergegenwärtigen möchten, welche ihm den Aufenthalt im Lahnthale so hoch verschönten. Glücklicherweise hatte der Genius schon früher dafür gesorgt und ihn angetrieben, in vermögender Jugendzeit das Nächstvergangene festzuhalten, zu schildern und kühn genug zur günstigen Stunde öffentlich aufzustellen. Daß hier das Büchlein „Werther" gemeint sei, bedarf wol keiner nähern Bezeichnung; von den darin aufgeführten Personen aber sowie von den dargestellten Gesinnungen wird nach und nach Einiges zu eröffnen sein.

Unter den jungen Männern, welche, der Gesandtschaft zugegeben, sich zu ihrem künftigen Dienstlauf vorüben sollten, fand sich einer, den wir kurz und gut den Bräutigam zu nennen pflegten. Er zeichnete sich aus durch ein ruhiges gleiches Betragen, Klarheit der Ansichten, Bestimmtheit im Handeln und Reden. Seine heitere Thätigkeit, sein anhaltender Fleiß empfahl ihn dergestalt den Vorgesetzten, daß man ihm eine baldige Anstellung versprach. Hiedurch berechtigt, unternahm er, sich mit einem Frauenzimmer zu verloben, das seiner Gemüthsart und seinen Wünschen völlig zusagte. Nach dem Tode ihrer Mutter hatte sie sich als Haupt einer zahlreichen jüngeren Familie höchst thätig erwiesen und den Vater in seinem Wittwerstand allein aufrecht erhalten, so daß ein künftiger Gatte von ihr das Gleiche für sich und seine Nachkommenschaft hoffen und ein entschiedenes häusliches Glück erwarten konnte. Ein Jeder gestand, auch ohne diese Lebenszwecke eigennützig für sich im Auge zu haben, daß sie ein wünschenswerthes Frauenzimmer sei. Sie gehörte zu denen, die, wenn sie nicht heftige Leidenschaften einflößen, doch ein allgemeines Gefallen zu erregen geschaffen sind. Eine leicht aufgebaute, nett gebildete Gestalt, eine reine, gesunde Natur und die daraus entspringende frohe Lebensthätigkeit, eine unbefangene Behandlung des täglich Nothwendigen, das Alles war ihr zusammen gegeben. In der Betrachtung solcher Eigenschaften ward auch mir immer wohl, und ich gesellte mich gern zu Denen, die sie besaßen; und wenn ich nicht immer Gelegenheit fand, ihnen wirkliche Dienste zu leisten, so theilte ich mit ihnen lieber als mit Andern den Genuß jener unschuldigen Freuden, die der Jugend immer zur Hand sind und ohne große Bemühung und Aufwand ergriffen werden. Da es nun ferner ausgemacht ist, daß die Frauen sich nur für einander putzen und unter einander den Putz zu steigern un-

ermüdet sind, so waren mir diejenigen die liebsten, welche mit einfacher Reinlichkeit dem Freunde, dem Bräutigam die stille Versicherung geben, daß es eigentlich nur für ihn geschehen und daß ohne viel Umstände und Aufwand ein ganzes Leben so fortgeführt werden könne.

Solche Personen sind nicht allzu sehr mit sich selbst beschäftigt; sie haben Zeit, die Außenwelt zu betrachten, und Gelassenheit genug, sich nach ihr zu richten, sich ihr gleichzustellen; sie werden klug und verständig ohne Anstrengung und bedürfen zu ihrer Bildung wenig Bücher. So war die Braut. Der Bräutigam, bei seiner durchaus rechtlichen und zutraulichen Sinnesart, machte Jeden, den er schätzte, bald mit ihr bekannt und sah gern, weil er den größten Theil des Tages den Geschäften eifrig oblag, wenn seine Verlobte nach vollbrachten häuslichen Bemühungen sich sonst unterhielt und sich gesellig auf Spaziergängen und Landpartien mit Freunden und Freundinnen ergetzte. Lotte — denn so wird sie denn doch wol heißen — war anspruchslos in doppeltem Sinne: erst ihrer Natur nach, die mehr auf ein allgemeines Wohlwollen als auf besondere Neigungen gerichtet war, und dann hatte sie sich ja für einen Mann bestimmt, der, ihrer werth, sein Schicksal an das ihrige fürs Leben zu knüpfen sich bereit erklären mochte. Die heiterste Luft wehte in ihrer Umgebung. Ja, wenn es schon ein angenehmer Anblick ist, zu sehen, daß Eltern ihren Kindern eine ununterbrochene Sorgfalt widmen, so hat es noch etwas Schöneres, wenn Geschwister Geschwistern das Gleiche leisten. Dort glauben wir mehr Naturtrieb und bürgerliches Herkommen, hier mehr Wahl und freies Gemüth zu erblicken.

Der neue Ankömmling, völlig frei von allen Banden, sorglos in der Gegenwart eines Mädchens, das, schon versagt, den gefälligsten Dienst nicht als Bewerbung auslegen und sich desto eher daran erfreuen konnte, ließ sich ruhig gehen, war aber bald dergestalt eingesponnen und gefesselt und zugleich von dem jungen Paare so zutraulich und freundlich behandelt, daß er sich selbst nicht mehr kannte. Müssig und träumerisch, weil ihm keine Gegenwart genügte, fand er das, was ihm abging, in einer Freundin, die, indem sie fürs ganze Jahr lebte, nur für den Augenblick zu leben schien. Sie mochte ihn gern zu ihrem Begleiter; er konnte bald ihre Nähe nicht missen, denn sie vermittelte ihm die Alltagswelt, und so waren sie bei einer ausgedehnten Wirthschaft auf dem Acker und den Wiesen, auf

dem Krautland wie im Garten bald unzertrennliche Gefährten. Erlaubten es dem Bräutigam seine Geschäfte, so war er an seinem Theil dabei; sie hatten sich alle Drei an einander gewöhnt, ohne es zu wollen, und wußten nicht, wie sie dazu kamen, sich nicht entbehren zu können. So lebten sie den herrlichen Sommer hin, eine ächt deutsche Idylle, wozu das fruchtbare Land die Prosa und eine reine Neigung die Poesie hergab. Durch reife Kornfelder wandernd, erquickten sie sich am thaureichen Morgen; das Lied der Lerche, der Schlag der Wachtel waren ergetzliche Töne; heiße Stunden folgten, ungeheure Gewitter brachen herein, man schloß sich nur desto mehr an einander, und mancher kleine Familienverdruß war leicht ausgelöscht durch fortdauernde Liebe. Und so nahm ein gemeiner Tag den andern auf, und alle schienen Festtage zu sein; der ganze Kalender hätte müssen roth gedruckt werden. Verstehen wird mich, wer sich erinnert, was von dem glücklich-unglücklichen Freunde der neuen Heloise geweissagt worden: „Und zu den Füßen seiner Geliebten sitzend, wird er Hanf brechen, und er wird wünschen, Hanf zu brechen heute, morgen und übermorgen, ja sein ganzes Leben."

Nur wenig, aber gerade so viel, als nöthig sein mag, kann ich nunmehr von einem jungen Manne sagen, dessen Name in der Folgezeit nur allzu oft genannt worden. Es war Jerusalem, der Sohn des frei und zart denkenden Gottesgelehrten. Auch er war bei einer Gesandtschaft angestellt; seine Gestalt gefällig, mittlerer Größe, wohlgebaut; ein mehr rundes als längliches Gesicht; weiche, ruhige Züge und was sonst noch einem hübschen blonden Jüngling zukommen mag; blaue Augen sodann, mehr anziehend als sprechend zu nennen. Seine Kleidung war die unter den Niederdeutschen in Nachahmung der Engländer hergebrachte: blauer Frack, ledergelbe Weste und Unterkleider und Stiefeln mit braunen Stolpen. Der Verfasser hat ihn nie besucht, auch nicht bei sich gesehen; manchmal traf er ihn bei Freunden. Die Aeußerungen des jungen Mannes waren mäßig, aber wohlwollend. Er nahm an den verschiedensten Produktionen Theil, besonders liebte er solche Zeichnungen und Skizzen, in welchen man einsamen Gegenden ihren stillen Charakter abgewonnen hatte. Er theilte bei solchen Gelegenheiten Geßner'sche Radirungen mit und munterte die Liebhaber auf, darnach zu studiren. An allem jenem Ritterwesen und Mummenspiel nahm er wenig oder keinen Antheil, lebte sich und seinen Gesinnungen.

Man sprach von einer entschiedenen Leidenschaft zu der Gattin eines Freundes. Oeffentlich sah man sie nie mit einander. Ueberhaupt wußte man wenig von ihm zu sagen, außer daß er sich mit der englischen Literatur beschäftige. Als der Sohn eines wohlhabenden Mannes brauchte er sich weder ängstlich Geschäften zu widmen, noch um baldige Anstellung dringend zu bewerben.

Jene Geßner'schen Radirungen vermehrten die Lust und den Antheil an ländlichen Gegenständen, und ein kleines Gedicht, welches wir in unsern engern Kreis mit Leidenschaft aufnahmen, ließ uns von nun an nichts Anders mehr beachten. Das Deserted Village von Goldsmith mußte Jedermann auf jener Bildungsstufe, in jenem Gesinnungskreise höchlich zusagen. Nicht als lebendig oder wirksam, sondern als ein vergangenes, verschwundenes Dasein ward Alles das geschildert, was man so gern mit Augen sah, was man liebte, schätzte, in der Gegenwart leidenschaftlich aufsuchte, um jugendlich munter Theil daran zu nehmen. Fest- und Feiertage auf dem Lande, Kirchweihen und Jahrmärkte, dabei unter der Dorflinde erst die ernste Versammlung der Aeltesten, verdrängt von der heftigern Tanzlust der Jüngern, und wol gar die Theilnahme gebildeter Stände. Wie schicklich erschienen diese Vergnügungen, gemäßigt durch einen braven Landgeistlichen, der auch dasjenige, was allenfalls übergriff, was zu Händeln und Zwist Anlaß geben konnte, gleich zu schlichten und abzuthun verstand. Auch hier fanden wir unsern ehrlichen Wakefield wieder, in seinem wohlbekannten Kreise, aber nicht mehr wie er leibte und lebte, sondern als Schatten, zurückgerufen durch des elegischen Dichters leise Klagetöne. Schon der Gedanke dieser Darstellung ist einer der glücklichsten, sobald einmal der Vorsatz gefaßt ist, ein unschuldiges Vergangenes mit anmuthiger Trauer wieder heranzufordern. Und wie gelungen ist in jedem Sinne dem Engländer dieses gemüthliche Vorhaben! Ich theilte den Enthusiasmus für dieses allerliebste Gedicht mit Gottern, dem die von uns Beiden unternommene Uebersetzung besser als mir geglückt ist; denn ich hatte allzu ängstlich die zarte Bedeutsamkeit des Originals in unserer Sprache nachzubilden getrachtet und war daher wol mit einzelnen Stellen, nicht aber mit dem Ganzen übereingekommen.

Ruht nun, wie man sagt, in der Sehnsucht das größte Glück, und darf die wahre Sehnsucht nur auf ein Unerreichbares gerichtet sein, so traf wol Alles zusammen, um den Jüng-

ling, den wir gegenwärtig auf seinen Irrgängen begleiten, zum glücklichsten Sterblichen zu machen. Die Neigung zu einer versagten Braut, das Bestreben, Meisterstücke fremder Literatur der unsrigen zu erwerben und anzueignen, die Bemühung, Naturgegenstände nicht nur mit Worten, sondern auch mit Griffel und Pinsel ohne eigentliche Technik nachzuahmen: jedes einzeln wäre schon hinreichend gewesen, das Herz zu schwellen und die Brust zu beklemmen. Damit aber der so süß Leidende aus diesen Zuständen gerissen und ihm zu neuer Unruhe neue Verhältnisse bereitet würden, so ergab sich Folgendes.

In Gießen befand sich Höpfner, Professor der Rechte. Er war als tüchtig in seinem Fach, als denkender und wackerer Mann von Mercken und Schlossern anerkannt und höchlich geehrt. Schon längst hatte ich seine Bekanntschaft gewünscht, und nun, als jene beiden Freunde bei ihm einen Besuch abzustatten gedachten, um über literarische Gegenstände zu unterhandeln, ward beliebt, daß ich bei dieser Gelegenheit mich gleichfalls nach Gießen begeben sollte. Weil wir aber, wie es in dem Uebermuth froher und friedlicher Zeiten zu geschehn pflegt, nicht leicht etwas auf geradem Wege vollbringen konnten, sondern wie wahrhafte Kinder auch dem Nothwendigen irgend einen Scherz abzugewinnen suchten, so sollte ich als der Unbekannte in fremder Gestalt erscheinen und meiner Lust, verkleidet aufzutreten, hier abermals Genüge thun. An einem heiteren Morgen vor Sonnenaufgang schritt ich daher von Wetzlar an der Lahn hin, das liebliche Thal hinauf; solche Wanderungen machten wieder mein größtes Glück. Ich erfand, verknüpfte, arbeitete durch und war in der Stille mit mir selbst heiter und froh; ich legte mir zurecht, was die ewig widersprechende Welt mir ungeschickt und verworren aufgedrungen hatte. Am Ziele meines Weges angelangt, suchte ich Höpfner's Wohnung und pochte an seine Studirstube. Als er mir Herein! gerufen hatte, trat ich bescheidentlich vor ihn als ein Studirender, der von Akademien sich nach Hause verfügen und unterwegs die würdigsten Männer wollte kennen lernen. Auf seine Fragen nach meinen näheren Verhältnissen war ich vorbereitet; ich erzählte ein glaubliches prosaisches Märchen, womit er zufrieden schien, und als ich mich hierauf für einen Juristen angab, bestand ich nicht übel; denn ich kannte sein Verdienst in diesem Fach und wußte, daß er sich eben mit dem Naturrecht beschäftigte. Doch stockte das Gespräch einigemal, und es schien, als wenn er einem

Stammbuch oder meiner Beurlaubung entgegensähe. Ich wußte jedoch immer zu zaudern, indem ich Schlossern gewiß erwartete, dessen Pünktlichkeit mir bekannt war. Dieser kam auch wirklich, ward von seinem Freund bewillkommnet und nahm, als er mich von der Seite angesehn, wenig Notiz von mir. Höpfner aber zog mich ins Gespräch und zeigte sich durchaus als einen humanen, wohlwollenden Mann. Endlich empfahl ich mich und eilte nach dem Wirthshause, wo ich mit Mercken einige flüchtige Worte wechselte und das Weitere verabredete.

Die Freunde hatten sich vorgenommen, Höpfnern zu Tische zu bitten und zugleich jenen Christian Heinrich Schmid, der in dem deutschen Literarwesen zwar eine sehr untergeordnete, aber doch eine Rolle spielte. Auf Diesen war der Handel eigentlich angelegt, und er sollte für Manches, was er gesündigt hatte, auf eine lustige Weise bestraft werden. Als die Gäste sich in dem Speisesaale versammelt hatten, ließ ich durch den Kellner fragen, ob die Herren mir erlauben wollten, mitzuspeisen. Schlosser, dem ein gewisser Ernst gar wohl zu Gesicht stand, widersetzte sich, weil sie ihre freundschaftliche Unterhaltung nicht durch einen Dritten wollten gestört wissen. Auf das Andringen des Kellners aber und die Fürsprache Höpfner's, der versicherte, daß ich ein leidlicher Mensch sei, wurde ich eingelassen und betrug mich zu Anfang der Tafel bescheiden und verschämt. Schlosser und Merck thaten sich keinen Zwang an und ergingen sich über Manches so offen, als wenn kein Fremder dabei wäre. Die wichtigsten literarischen Angelegenheiten sowie die bedeutendsten Männer kamen zur Sprache. Ich erwies mich nun etwas kühner und ließ mich nicht stören, wenn Schlosser mir manchmal ernstlich, Merck spöttisch etwas abgab; doch richtete ich auf Schmiden alle meine Pfeile, die seine mir wohlbekannten Blößen scharf und sicher trafen.

Ich hatte mich bei meinem Nößel Tischwein mäßig verhalten; die Herren aber ließen sich besseren reichen und ermangelten nicht, auch mir davon mitzutheilen. Nachdem viele Angelegenheiten des Tags durchgesprochen waren, zog sich die Unterhaltung ins Allgemeine, und man behandelte die Frage, die, so lange es Schriftsteller giebt, sich immer wiederholen wird: ob nämlich die Literatur im Auf- oder Absteigen, im Vor- oder Rückschritt begriffen sei. Diese Frage, worüber sich besonders Alte und Junge, Angehende und Abtretende selten vergleichen, sprach man mit Heiterkeit durch, ohne daß man gerade die Ab-

sicht gehabt hätte, sich darüber entschieden zu verständigen. Zuletzt nahm ich das Wort und sagte: „Die Literaturen, scheint es mir, haben Jahrszeiten, die, mit einander abwechselnd, wie in der Natur gewisse Phänomene hervorbringen und sich der Reihe nach wiederholen. Ich glaube daher nicht, daß man irgend eine Epoche einer Literatur im Ganzen loben oder tadeln könne; besonders sehe ich nicht gerne, wenn man gewisse Talente, die von der Zeit hervorgerufen werden, so hoch erhebt und rühmt, andere dagegen schilt und niederdrückt. Die Kehle der Nachtigall wird durch das Frühjahr aufgeregt, zugleich aber auch die Gurgel des Kuckuks. Die Schmetterlinge, die dem Auge so wohl thun, und die Mücken, welche dem Gefühl so verdrießlich fallen, werden durch eben die Sonnenwärme hervorgerufen; beherzigte man dies, so würde man dieselbigen Klagen nicht alle zehn Jahre wieder erneuert hören, und die vergebliche Mühe, dieses und jenes Mißfällige auszurotten, würde nicht so oft verschwendet werden." Die Gesellschaft sah mich mit Verwunderung an, woher mir so viele Weisheit und so viele Toleranz käme. Ich aber fuhr ganz gelassen fort, die literarischen Erscheinungen mit Naturprodukten zu vergleichen, und ich weiß nicht, wie ich sogar auf die Mollusken kam und allerlei Wunderliches von ihnen herauszusetzen wußte. Ich sagte, es seien dies Geschöpfe, denen man zwar eine Art von Körper, ja sogar eine gewisse Gestalt nicht ableugnen könne; da sie aber keine Knochen hätten, so wüßte man doch nichts Rechts mit ihnen anzufangen, und sie seien nichts Besseres als ein lebendiger Schleim; jedoch müsse das Meer auch solche Bewohner haben. Da ich das Gleichniß über die Gebühr fortsetzte, um den gegenwärtigen Schmid und diese Art der charakterlosen Literatoren zu bezeichnen, so ließ man mich bemerken, daß ein zu weit ausgedehntes Gleichniß zuletzt gar nichts mehr sei. — „So will ich auf die Erde zurückkehren", versetzte ich, „und vom Epheu sprechen! Wie jene keine Knochen, so hat dieser keinen Stamm, mag aber gern überall, wo er sich anschmiegt, die Hauptrolle spielen. An alte Mauern gehört er hin, an denen ohnehin nichts mehr zu verderben ist, von neuen Gebäuden entfernt man ihn billig; die Bäume saugt er aus, und am Allerunerträglichsten ist er mir, wenn er an einem Pfahl hinaufklettert und versichert, hier sei ein lebendiger Stamm, weil er ihn umlaubt habe."

Ungeachtet man mir abermals die Dunkelheit und Unan-

wendbarkeit meiner Gleichnisse vorwarf, ward ich immer lebhafter gegen alle parasitischen Kreaturen und machte, soweit meine damaligen Naturkenntnisse reichten, meine Sachen noch ziemlich artig. Ich sang zuletzt ein Vivat allen selbstständigen Männern, ein Pereat den Andringlingen, ergriff nach Tische Höpfner's Hand, schüttelte sie derb, erklärte ihn für den bravsten Mann von der Welt und umarmte ihn sowie die Andern zuletzt recht herzlich. Der wackere neue Freund glaubte wirklich zu träumen, bis endlich Schlosser und Merck das Räthsel auflösten und der entdeckte Scherz eine allgemeine Heiterkeit verbreitete, in welche Schmid selbst mit einstimmte, der durch Anerkennung seiner wirklichen Verdienste und durch unsere Theilnahme an seinen Liebhabereien wieder begütigt wurde.

Diese geistreiche Einleitung konnte nicht anders als den literarischen Kongreß beleben und begünstigen, auf den es eigentlich angesehen war. Merck, bald ästhetisch, bald literarisch, bald kaufmännisch thätig, hatte den wohldenkenden, unterrichteten, in so vielen Fächern kenntnißreichen Schlosser angeregt, die „Frankfurter Gelehrten Anzeigen" in diesem Jahr herauszugeben. Sie hatten sich Höpfnern und andere Akademiker in Gießen, in Darmstadt einen verdienten Schulmann, den Rektor Wenck, und sonst manchen wackeren Mann zugesellt. Jeder hatte in seinem Fach historische und theoretische Kenntnisse genug, und der Zeitsinn ließ diese Männer nach einem Sinne wirken. Die zwei ersten Jahrgänge dieser Zeitung (denn nachher kam sie in andere Hände) geben ein wundersames Zeugniß, wie ausgebreitet die Einsicht, wie rein die Uebersicht, wie redlich der Wille der Mitarbeiter gewesen. Das Humane und Weltbürgerliche wird befördert; wackere und mit Recht berühmte Männer werden gegen Zudringlichkeit aller Art geschützt; man nimmt sich ihrer an gegen Feinde, besonders auch gegen Schüler, die das Ueberlieferte nun zum Schaden ihrer Lehrer mißbrauchen. Am Interessantesten sind beinah die Recensionen über andere Zeitschriften, die Berliner „Bibliothek", den „Teutschen Merkur", wo man die Gewandtheit in so vielen Fächern, die Einsicht sowie die Billigkeit mit Recht bewundert.

Was mich betrifft, so sahen sie wohl ein, daß mir nicht mehr als Alles zum eigentlichen Recensenten fehle. Mein historisches Wissen hing nicht zusammen, die Geschichte der Welt, der Wissenschaften, der Literatur hatte mich nur epochenweis, die Gegenstände selbst aber nur theil- und massenweis ange-

zogen. Die Möglichkeit, mir die Dinge auch außer ihrem Zusammenhange lebendig zu machen und zu vergegenwärtigen, setzte mich in den Fall, in einem Jahrhundert, in einer Abtheilung der Wissenschaft völlig zu Hause zu sein, ohne daß ich weder von dem Vorhergehenden noch von dem Nachfolgenden irgend unterrichtet gewesen wäre. Ebenso war ein gewisser theoretisch-praktischer Sinn in mir aufgegangen, daß ich von den Dingen, mehr wie sie sein sollten, als wie sie waren, Rechenschaft geben konnte, ohne eigentlichen philosophischen Zusammenhang, aber sprungweise treffend. Hiezu kam eine sehr leichte Fassungskraft und ein freundliches Aufnehmen der Meinungen Anderer, wenn sie nur nicht mit meinen Ueberzeugungen in geradem Widerspruch standen.

Jener literarische Verein ward überdies durch eine lebhafte Korrespondenz und bei der Nähe der Ortschaften durch öftere persönliche Unterhandlungen begünstigt. Wer das Buch zuerst gelesen hatte, der referirte, manchmal fand sich ein Korreferent; die Angelegenheit ward besprochen, an verwandte angeknüpft, und hatte sich zuletzt ein gewisses Resultat ergeben, so übernahm Einer die Redaktion. Dadurch sind mehrere Recensionen so tüchtig als lebhaft, so angenehm als befriedigend. Mir fiel sehr oft die Rolle des Protokollführers zu; meine Freunde erlaubten mir auch innerhalb ihrer Arbeiten zu scherzen und sodann bei Gegenständen, denen ich mich gewachsen fühlte, die mir besonders am Herzen lagen, selbstständig aufzutreten. Vergebens würde ich unternehmen, darstellend oder betrachtend den eigentlichen Geist und Sinn jener Tage wieder hervorzurufen, wenn nicht die beiden Jahrgänge gedachter Zeitung mir die entschiedensten Dokumente selbst anböten. Auszüge von Stellen, an denen ich mich wiedererkenne, mögen mit ähnlichen Aufsätzen künftig am schicklichen Orte erscheinen.

Bei einem so lebhaften Austausch von Kenntnissen, Meinungen, Ueberzeugungen lernte ich Höpfnern sehr bald näher kennen und gewann ihn lieb. Sobald wir allein waren, sprach ich mit ihm über Gegenstände seines Fachs, welches ja auch mein Fach sein sollte, und fand eine sehr natürlich zusammenhängende Aufklärung und Belehrung. Ich war mir damals noch nicht deutlich bewußt, daß ich wol aus Büchern und im Gespräch, nicht aber durch den zusammenhängenden Katheder-vortrag etwas lernen konnte. Das Buch erlaubte mir, bei einer Stelle zu verweilen, ja rückwärts zu sehen, welches der münd-

liche Vortrag und der Lehrer nicht gestatten konnte. Manchmal ergriff mich zu Anfang der Stunde ein Gedanke, dem ich nachhing, darüber das Folgende verlor und ganz aus dem Zusammenhang gerieth. Und so war es mir auch in den juristischen Kollegien ergangen, weshalb ich gar manchen Anlaß nehmen konnte, mich mit Höpfnern zu besprechen, der denn sehr gern in meine Zweifel und Bedenken einging, auch manche Lücken ausglich, so daß in mir der Wunsch entstand, in Gießen bei ihm zu verweilen, um mich an ihm zu unterrichten, ohne mich doch von meinen Wetzlarischen Neigungen allzu weit zu entfernen. Gegen diesen meinen Wunsch arbeiteten die beiden Freunde erst unwissend, sodann wissentlich; denn beide eilten nicht allein selbst von hier wegzukommen, sondern beide hatten sogar ein Interesse, mich aus dieser Gegend wegzubringen.

Schlosser entdeckte mir, daß er erst in ein freundschaftliches, dann in ein näheres Verhältniß zu meiner Schwester gekommen sei und daß er sich nach einer baldigen Anstellung umsehe, um sich mit ihr zu verbinden. Diese Erklärung machte mich einigermaßen betroffen, ob ich sie gleich in meiner Schwester Briefen schon längst hätte finden sollen; aber wir gehen leicht über das hinweg, was die gute Meinung, die wir von uns selbst hegen, verletzen könnte, und ich bemerkte nun erst, daß ich wirklich auf meine Schwester eifersüchtig sei, eine Empfindung, die ich mir um so weniger verbarg, als seit meiner Rückkehr von Straßburg unser Verhältniß noch viel inniger geworden war. Wie viel Zeit hatten wir nicht gebraucht, um uns wechselseitig die kleinen Herzensangelegenheiten, Liebes- und andere Händel mitzutheilen, die in der Zwischenzeit vorgefallen waren! Und hatte sich nicht auch im Felde der Einbildungskraft vor mir eine neue Welt aufgethan, in die ich sie doch auch einführen mußte? Meine eignen kleinen Machwerke, eine weit ausgebreitete Weltpoesie mußten ihr nach und nach bekannt werden. So übersetzte ich ihr aus dem Stegreife solche Homerische Stellen, an denen sie zunächst Antheil nehmen konnte. Die Clarke'sche wörtliche Uebersetzung las ich deutsch, so gut es gehen wollte, herunter, mein Vortrag verwandelte sich gewöhnlich in metrische Wendungen und Endungen, und die Lebhaftigkeit, womit ich die Bilder gefaßt hatte, die Gewalt, womit ich sie aussprach, hoben alle Hindernisse einer verschränkten Wortstellung; dem, was ich geistreich hingab, folgte sie mit dem Geiste. Manche Stunden des Tags unterhielten wir uns auf diese Weise; ver-

sammelte sich hingegen ihre Gesellschaft, so wurden der Wolf Fenris und der Affe Hanemann einstimmig hervorgerufen, und wie oft habe ich nicht die berühmte Geschichte, wie Thor und seine Begleiter von den zauberischen Riesen geäfft werden, umständlich wiederholen müssen! Daher ist mir auch von allen diesen Dichtungen ein so angenehmer Eindruck geblieben, daß sie noch immer unter das Wertheste gehören, was meine Einbildungskraft sich hervorrufen mag. In mein Verhältniß zu den Darmstädtern hatte ich meine Schwester auch hineingezogen, und sogar meine Wanderungen und Entfernungen mußten unser Band fester knüpfen, da ich mich von Allem, was mir begegnete, brieflich mit ihr unterhielt, ihr jedes kleine Gedicht, wenn es auch nur ein Ausrufungszeichen gewesen wäre, sogleich mittheilte und ihr zunächst alle Briefe, die ich erhielt, und alle Antworten, die ich darauf ertheilte, sehen ließ. Alle diese lebhafte Regung hatte seit meiner Abreise von Frankfurt gestockt, mein Aufenthalt zu Wetzlar war zu einer solchen Unterhaltung nicht ausgiebig genug, und dann mochte die Neigung zu Lotten den Aufmerksamkeiten gegen meine Schwester Eintrag thun; genug, sie fühlte sich allein, vielleicht vernachlässigt, und gab um so eher den redlichen Bemühungen eines Ehrenmannes Gehör, welcher, ernst und verschlossen, zuverlässig und schätzenswerth, ihr seine Neigung, mit der er sonst sehr kargte, leidenschaftlich zugewendet hatte. Ich mußte mich nun wol darein ergeben und meinem Freunde sein Glück gönnen, indem ich mir jedoch heimlich mit Selbstvertrauen zu sagen nicht unterließ, daß, wenn der Bruder nicht abwesend gewesen wäre, es mit dem Freunde so weit nicht hätte gedeihen können.

Meinem Freund und vermuthlichen Schwager war nun freilich sehr daran gelegen, daß ich nach Hause zurückkehrte, weil durch meine Vermittelung ein freierer Umgang möglich ward, dessen das Gefühl dieses von zärtlicher Neigung unvermuthet getroffenen Mannes äußerst zu bedürfen schien. Er nahm daher, als er sich bald entfernte, von mir das Versprechen, daß ich ihm zunächst folgen wollte.

Von Merken, der eben freie Zeit hatte, hoffte ich nun, daß er seinen Aufenthalt in Gießen verlängern würde, damit ich einige Stunden des Tags mit meinem guten Höpfner zubringen könnte, indessen der Freund seine Zeit an die „Frankfurter Gelehrten Anzeigen" wendete; allein er war nicht zu bewegen, und wie meinen Schwager die Liebe, so trieb Diesen der Haß von

der Universität hinweg. Denn wie es angeborene Antipathien giebt, so wie gewisse Menschen die Katzen nicht leiden können, andern dieses oder jenes in der Seele zuwider ist, so war Merck ein Todfeind aller akademischen Bürger, die nun freilich zu jener Zeit in Gießen sich in der tiefsten Rohheit gefielen. Mir waren sie ganz recht: ich hätte sie wol auch als Masken in eins meiner Fastnachtsspiele brauchen können, aber ihm verdarb ihr Anblick bei Tage und des Nachts ihr Gebrüll jede Art von gutem Humor. Er hatte die schönste Zeit seiner jungen Tage in der französischen Schweiz zugebracht und nachher den erfreulichen Umgang von Hof-, Welt- und Geschäftsleuten und gebildeten Literatoren genossen; mehrere Militärpersonen, in denen ein Streben nach Geisteskultur rege geworden, suchten ihn auf, und so bewegte er sein Leben in einem sehr gebildeten Zirkel. Daß ihn daher jenes Unwesen ärgerte, war nicht zu verwundern; allein seine Abneigung gegen die Studiosen war wirklich leidenschaftlicher, als es einem gesetzten Mann geziemte, wiewol er mich durch seine geistreichen Schilderungen ihres ungeheuerlichen Aussehns und Betragens sehr oft zum Lachen brachte. Höpfner's Einladungen und mein Zureden halfen nichts; ich mußte baldmöglichst mit ihm nach Wetzlar wandern.

Kaum konnte ich erwarten, bis ich ihn bei Lotten eingeführt, allein seine Gegenwart in diesem Kreise gerieth mir nicht zum Gedeihen; denn wie Mephistopheles, er mag hintreten wohin er will, wol schwerlich Segen mitbringt, so machte er mir durch seine Gleichgiltigkeit gegen diese geliebte Person, wenn er mich auch nicht zum Wanken brachte, doch wenigstens keine Freude. Ich konnte es wohl voraussehen, wenn ich mich erinnert hätte, daß gerade solche schlanke, zierliche Personen, die eine lebendige Heiterkeit um sich her verbreiten, ohne weitere Ansprüche zu machen, ihm nicht sonderlich gefielen. Er zog sehr schnell die Junonische Gestalt einer ihrer Freundinnen vor, und da es ihm an Zeit gebrach, ein näheres Verhältniß anzuknüpfen, so schalt er mich recht bitter aus, daß ich mich nicht um diese prächtige Gestalt bemüht, um so mehr, da sie frei, ohne irgend ein Verhältniß sich befinde. Ich verstehe eben meinen Vortheil nicht, meinte er, und er sehe höchst ungern auch hier meine besondere Liebhaberei, die Zeit zu verderben.

Wenn es gefährlich ist, einen Freund mit den Vorzügen seiner Geliebten bekannt zu machen, weil er sie wol auch reizend und begehrenswürdig finden möchte, so ist die umgekehrte Ge-

fahr nicht geringer, daß er uns durch seine Abstimmung irre machen kann. Dieses war zwar hier der Fall nicht; denn ich hatte mir das Bild ihrer Liebenswürdigkeit tief genug eingedrückt, als daß es so leicht auszulöschen gewesen wäre; aber seine Gegenwart, sein Zureden beschleunigte doch den Entschluß, den Ort zu verlassen. Er stellte mir eine Rheinreise, die er eben mit Frau und Sohn zu machen im Begriff sei, so reizend vor und erregte die Sehnsucht, diejenigen Gegenstände endlich mit Augen zu sehn, von denen ich so oft mit Neid hatte erzählen hören. Nun, als er sich entfernt hatte, trennte ich mich von Charlotten zwar mit reinerem Gewissen als von Friedriken, aber doch nicht ohne Schmerz. Auch dieses Verhältniß war durch Gewohnheit und Nachsicht leidenschaftlicher als billig von meiner Seite geworden; sie dagegen und ihr Bräutigam hielten sich mit Heiterkeit in einem Maße, das nicht schöner und liebenswürdiger sein konnte, und die eben hieraus entspringende Sicherheit ließ mich jede Gefahr vergessen. Indessen konnte ich mir nicht verbergen, daß diesem Abenteuer sein Ende bevorstehe; denn von der zunächst erwarteten Beförderung des jungen Mannes hing die Verbindung mit dem liebenswürdigen Mädchen ab; und da der Mensch, wenn er einigermaßen resolut ist, auch das Nothwendige selbst zu wollen übernimmt, so faßte ich den Entschluß, mich freiwillig zu entfernen, ehe ich durch das Unerträgliche vertrieben würde.

Dreizehntes Buch.

Mit Merck war verabredet, daß wir uns zur schönen Jahrszeit in Koblenz bei Frau von la Roche treffen wollten Ich hatte mein Gepäck nach Frankfurt und, was ich unterwegs brauchen könnte, durch eine Gelegenheit die Lahn hinunter gesendet und wanderte nun diesen schönen, durch seine Krümmungen lieblichen, in seinen Ufern so mannichfaltigen Fluß hinunter, dem Entschluß nach frei, dem Gefühle nach befangen, in einem Zustande, in welchem uns die Gegenwart der stummlebendigen Natur so wohlthätig ist. Mein Auge, geübt, die malerischen und übermalerischen Schönheiten der Landschaft zu entdecken, schwelgte in Betrachtung der Nähen und Fernen, der bebuschten Felsen, der sonnigen Wipfel, der feuchten Gründe, der thronenden Schlösser und der aus der Ferne lockenden blauen Bergreihen.

Ich wanderte auf dem rechten Ufer des Flusses, der in einiger Tiefe und Entfernung unter mir, von reichem Weidengebüsch zum Theil verdeckt, im Sonnenlicht hingleitete. Da stieg in mir der alte Wunsch wieder auf, solche Gegenstände würdig nachahmen zu können. Zufällig hatte ich ein schönes Taschenmesser in der linken Hand, und in dem Augenblicke trat aus dem tiefen Grunde der Seele gleichsam befehlshaberisch hervor: ich sollte dies Messer ungesäumt in den Fluß schleudern. Sähe ich es hineinfallen, so würde mein künstlerischer Wunsch erfüllt werden; würde aber das Eintauchen des Messers durch die überhängenden Weidenbüsche verdeckt, so sollte ich Wunsch

und Bemühung fahren lassen. So schnell als diese Grille in mir aufstieg, war sie auch ausgeführt. Denn ohne auf die Brauchbarkeit des Messers zu sehn, das gar manche Geräthschaften in sich vereinigte, schleuderte ich es mit der Linken, wie ich es hielt, gewaltsam nach dem Flusse hin. Aber auch hier mußte ich die triegliche Zweideutigkeit der Orakel, über die man sich im Alterthum so bitter beklagt, erfahren. Des Messers Eintauchen in den Fluß ward mir durch die letzten Weidenzweige verborgen, aber das dem Sturz entgegenwirkende Wasser sprang wie eine starke Fontaine in die Höhe und war mir vollkommen sichtbar. Ich legte diese Erscheinung nicht zu meinen Gunsten aus, und der durch sie in mir erregte Zweifel war in der Folge Schuld, daß ich diese Uebungen unterbrochner und fahrlässiger anstellte und dadurch selbst Anlaß gab, daß die Deutung des Orakels sich erfüllte. Wenigstens war mir für den Augenblick die Außenwelt verleidet, ich ergab mich meinen Einbildungen und Empfindungen und ließ die wohlgelegenen Schlösser und Ortschaften Weilburg, Limburg, Diez und Nassau nach und nach hinter mir, meistens allein, nur manchmal auf kurze Zeit mich zu einem Andern gesellend.

Nach einer so angenehmen Wanderung von einigen Tagen gelangte ich nach Ems, wo ich einigemale des sanften Bades genoß und sodann auf einem Kahne den Fluß hinabwärts fuhr. Da eröffnete sich mir der alte Rhein; die schöne Lage von Oberlahnstein entzückte mich; über Alles aber herrlich und majestätisch erschien das Schloß Ehrenbreitstein, welches in seiner Kraft und Macht vollkommen gerüstet dastand. In höchst lieblichem Kontrast lag an seinem Fuß das wohlgebaute Oertchen, Thal genannt, wo ich mich leicht zu der Wohnung des Geheimeraths von la Roche finden konnte. Angekündigt von Merck, ward ich von dieser edlen Familie sehr freundlich empfangen und geschwind als ein Glied derselben betrachtet. Mit der Mutter verband mich mein belletristisches und sentimentales Streben, mit dem Vater ein heiterer Weltsinn und mit den Töchtern meine Jugend.

Das Haus, ganz am Ende des Thals wenig erhöht über dem Fluß gelegen, hatte die freie Aussicht den Strom hinabwärts. Die Zimmer waren hoch und geräumig und die Wände galerieartig mit aneinanderstoßenden Gemälden behangen. Jedes Fenster, nach allen Seiten hin, machte den Rahmen zu einem natürlichen Bilde, das durch den Glanz einer milden Sonne

sehr lebhaft hervortrat; ich glaubte nie so heitere Morgen und so herrliche Abende gesehn zu haben.

Nicht lange war ich allein der Gast im Hause. Zu dem Kongreß, der hier theils im artistischen, theils im empfindsamen Sinne gehalten werden sollte, war auch Leuchsenring beschieden, der von Düsseldorf heraufkam. Dieser Mann, von schönen Kenntnissen in der neuern Literatur, hatte sich auf verschiedenen Reisen, besonders aber bei einem Aufenthalte in der Schweiz, viele Bekanntschaften und, da er angenehm und einschmeichelnd war, viele Gunst erworben. Er führte mehrere Schatullen bei sich, welche den vertrauten Briefwechsel mit mehreren Freunden enthielten; denn es war überhaupt eine so allgemeine Offenherzigkeit unter den Menschen, daß man mit keinem Einzelnen sprechen oder an ihn schreiben konnte, ohne es zugleich als an Mehrere gerichtet zu betrachten. Man spähte sein eigen Herz aus und das Herz der Andern, und bei der Gleichgiltigkeit der Regierungen gegen eine solche Mittheilung, bei der durchgreifenden Schnelligkeit der Taxis'schen Posten, der Sicherheit des Siegels, dem leidlichen Porto griff dieser sittliche und literarische Verkehr bald weiter um sich.

Solche Korrespondenzen, besonders mit bedeutenden Personen, wurden sorgfältig gesammelt und alsdann bei freundschaftlichen Zusammenkünften auszugsweise vorgelesen; und so ward man, da politische Diskurse wenig Interesse hatten, mit der Breite der moralischen Welt ziemlich bekannt.

Leuchsenring's Schatullen enthielten in diesem Sinne manche Schätze. Die Briefe einer Julie Bondeli wurden sehr hoch geachtet; sie war als Frauenzimmer von Sinn und Verdienst und als Rousseau's Freundin berühmt. Wer mit diesem außerordentlichen Manne nur irgend in Verhältniß gestanden hatte, genoß Theil an der Glorie, die von ihm ausging, und in seinem Namen war eine stille Gemeinde weit und breit ausgesäet.

Ich wohnte diesen Vorlesungen gerne bei, indem ich dadurch in eine unbekannte Welt versetzt wurde und das Innere mancher kurz vergangenen Begebenheit kennen lernte. Freilich war nicht Alles gehaltreich, und Herr von la Roche, ein heiterer Welt- und Geschäftsmann, der sich, obgleich Katholik, schon in Schriften über das Mönch- und Pfaffthum lustig gemacht hatte, glaubte auch hier eine Verbrüderung zu sehen, wo mancher Einzelne ohne Werth sich durch Verbindung mit bedeutenden

Menschen aufstutze, wobei am Ende wol er, aber nicht Jene gefördert würden. Meistens entzog sich dieser wackere Mann der Gesellschaft, wenn die Schatullen eröffnet wurden. Hörte er auch wol einmal einige Briefe mit an, so konnte man eine schalkhafte Bemerkung erwarten. Unter Andern sagte er einstens, er überzeuge sich bei dieser Korrespondenz noch mehr von dem, was er immer geglaubt habe: daß Frauenzimmer alles Siegellack sparen könnten, sie sollten nur ihre Briefe mit Stecknadeln zustecken und dürften versichert sein, daß sie uneröffnet an Ort und Stelle kämen. Auf gleiche Weise pflegte er mit Allem, was außer dem Lebens- und Thätigkeitskreise lag, zu scherzen und folgte hierin der Sinnesart seines Herrn und Meisters, des Grafen Stadion, kurmainzischen Ministers, welcher gewiß nicht geeignet war, den Welt- und Kaltsinn des Knaben durch Ehrfurcht vor irgend einem Ahnungsvollen ins Gleichgewicht zu setzen.

Eine Anekdote von dem großen praktischen Sinne des Grafen hingegen möge hier Platz finden. Als er den verwaisten la Roche lieb gewann und zu seinem Zögling erkor, forderte er von dem Knaben gleich die Dienste eines Sekretärs. Er gab ihm Briefe zu beantworten, Depeschen auszuarbeiten, die denn auch von ihm mundirt, öfter chiffrirt, gesiegelt und überschrieben werden mußten. Dieses dauerte mehrere Jahre. Als der Knabe zum Jüngling herangereift war und dasjenige wirklich leistete, was er sich bisher nur eingebildet hatte, führte ihn der Graf an einen großen Schreibtisch, in welchem sämmtliche Briefe und Packete unerbrochen als Exercitien der erstern Zeit aufbewahrt lagen.

Eine andere Uebung, die der Graf seinem Zögling zumuthete, wird nicht so allgemeinen Beifall finden. La Roche nämlich hatte sich üben müssen, die Hand seines Herrn und Meisters aufs Genaueste nachzuahmen, um ihn dadurch der Qual des Selbstschreibens zu überheben. Allein nicht nur in Geschäften sollte dieses Talent genutzt werden, auch in Liebeshändeln hatte der junge Mann die Stelle seines Lehrers zu vertreten. Der Graf war leidenschaftlich einer hohen und geistreichen Dame verbunden. Wenn er in deren Gesellschaft bis tief in die Nacht verweilte, saß indessen sein Sekretär zu Hause und schmiedete die heißesten Liebesbriefe; darunter wählte der Graf und sendete noch gleich zur Nachtzeit das Blatt an seine Geliebte, welche sich denn doch wohl daran von dem unverwüst-

lichen Feuer ihres leidenschaftlichen Anbeters überzeugen mußte. Dergleichen frühe Erfahrungen mochten denn freilich dem Jüngling nicht den besten Begriff von schriftlichen Liebesunterhaltungen gegeben haben.

Ein unversöhnlicher Haß gegen das Pfaffthum hatte sich bei diesem Manne, der zwei geistlichen Kurfürsten diente, festgesetzt, wahrscheinlich entsprungen aus der Betrachtung des rohen, geschmacklosen, geistverderblichen Fratzenwesens, welches die Mönche in Deutschland an manchen Orten zu treiben pflegten und dadurch eine jede Art von Bildung hinderten und zerstörten. Seine „Briefe über das Mönchswesen" machten großes Aufsehen; sie wurden von allen Protestanten und von vielen Katholiken mit großem Beifall aufgenommen.

Wenn sich aber Herr von la Roche gegen Alles, was man Empfindung nennen könnte, auflehnte, und wenn er selbst den Schein derselben entschieden von sich abhielt, so verhehlte er doch nicht eine väterlich zarte Neigung zu seiner ältesten Tochter, welche freilich nicht anders als liebenswürdig war: eher klein als groß von Gestalt, niedlich gebaut, eine freie anmuthige Bildung, die schwärzesten Augen und eine Gesichtsfarbe, die nicht reiner und blühender gedacht werden konnte. Auch sie liebte ihren Vater und neigte sich zu seinen Gesinnungen. Ihm, als thätigem Geschäftsmann, war die meiste Zeit durch Berufsarbeiten weggenommen, und weil die einkehrenden Gäste eigentlich durch seine Frau und nicht durch ihn angezogen wurden, so konnte ihm die Gesellschaft wenig Freude geben. Bei Tische war er heiter, unterhaltend und suchte wenigstens seine Tafel von der empfindsamen Würze frei zu halten.

Wer die Gesinnungen und die Denkweise der Frau von la Roche kennt — und sie ist durch ein langes Leben und viele Schriften einem jeden Deutschen ehrwürdig bekannt geworden —, der möchte vielleicht vermuthen, daß hieraus ein häusliches Mißverhältniß hätte entstehn müssen. Aber keineswegs! Sie war die wunderbarste Frau, und ich wüßte ihr keine andere zu vergleichen. Schlank und zart gebaut, eher groß als klein, hatte sie bis in ihre höheren Jahre eine gewisse Eleganz der Gestalt sowol als des Betragens zu erhalten gewußt, die zwischen dem Benehmen einer Edeldame und einer würdigen bürgerlichen Frau gar anmuthig schwebte. Im Anzuge war sie sich mehrere Jahre gleich geblieben. Ein nettes Flügelhäubchen stand dem kleinen Kopfe und dem feinen Gesichte gar wohl, und die braune oder graue

Kleidung gab ihrer Gegenwart Ruhe und Würde. Sie sprach gut und wußte dem, was sie sagte, durch Empfindung immer Bedeutung zu geben. Ihr Betragen war gegen Jedermann vollkommen gleich. Allein durch dieses Alles ist noch nicht das Eigenste ihres Wesens ausgesprochen; es zu bezeichnen ist schwer. Sie schien an Allem Theil zu nehmen, aber im Grunde wirkte nichts auf sie. Sie war mild gegen Alles und konnte Alles dulden, ohne zu leiden; den Scherz ihres Mannes, die Zärtlichkeit ihrer Freunde, die Anmuth ihrer Kinder, Alles erwiderte sie auf gleiche Weise und so blieb sie immer sie selbst, ohne daß ihr in der Welt durch Gutes und Böses oder in der Literatur durch Vortreffliches und Schwaches wäre beizukommen gewesen. Dieser Sinnesart verdankt sie ihre Selbstständigkeit bis in ein hohes Alter bei manchen traurigen, ja kümmerlichen Schicksalen. Doch um nicht ungerecht zu sein, muß ich erwähnen, daß ihre beiden Söhne, damals Kinder von blendender Schönheit, ihr manchmal einen Ausdruck ablockten, der sich von demjenigen unterschied, dessen sie sich zum täglichen Gebrauch bediente.

So lebte ich in einer neuen, wundersam angenehmen Umgebung eine Zeit lang fort, bis Merck mit seiner Familie herankam. Hier entstanden sogleich neue Wahlverwandtschaften; denn indem die beiden Frauen sich einander näherten, hatte Merck mit Herrn von la Roche als Welt- und Geschäftskenner, als unterrichtet und gereist nähere Berührung. Der Knabe gesellte sich zu den Knaben, und die Töchter fielen mir zu, von denen die älteste mich gar bald besonders anzog. Es ist eine sehr angenehme Empfindung, wenn sich eine neue Leidenschaft in uns zu regen anfängt, ehe die alte noch ganz verklungen ist. So sieht man bei untergehender Sonne gern auf der entgegengesetzten Seite den Mond aufgehn und erfreut sich an dem Doppelglanze der beiden Himmelslichter.

Nun fehlte es nicht an reicher Unterhaltung in und außer dem Hause. Man durchstrich die Gegend: Ehrenbreitstein diesseits, die Karthause jenseits wurden bestiegen. Die Stadt, die Moselbrücke, die Fähre, die uns über den Rhein brachte, Alles gewährte das mannichfachste Vergnügen. Noch nicht erbaut war das neue Schloß; man führte uns an den Platz, wo es stehn sollte, man ließ uns die vorschlägigen Risse davon sehen.

In diesem heitern Zustande entwickelte sich jedoch innerlich der Stoff der Unverträglichkeit, der in gebildeten wie in un-

gebildeten Gesellschaften gewöhnlich seine unfreundlichen Wirkungen zeigt. Merck, zugleich kalt und unruhig, hatte nicht lange jene Briefwechsel mit angehört, als er über die Dinge, von denen die Rede war, sowie über die Personen und ihre Verhältnisse gar manchen schalkhaften Einfall laut werden ließ, mir aber im Stillen die wunderlichsten Dinge eröffnete, die eigentlich darunter verborgen sein sollten. Von politischen Geheimnissen war zwar keineswegs die Rede, auch nicht von irgend etwas, das einen gewissen Zusammenhang gehabt hätte: er machte mich nur auf Menschen aufmerksam, die, ohne sonderliche Talente, mit einem gewissen Geschick sich persönlichen Einfluß zu verschaffen wissen und durch die Bekanntschaft mit Vielen aus sich selbst etwas zu bilden suchen; und von dieser Zeit an hatte ich Gelegenheit, dergleichen mehr zu bemerken. Da solche Personen gewöhnlich den Ort verändern und als Reisende bald hier, bald da eintreffen, so kommt ihnen die Gunst der Neuheit zu Gute, die man ihnen nicht beneiden noch verkümmern sollte; denn es ist dieses eine herkömmliche Sache, die jeder Reisende zu seinem Vortheil, jeder Bleibende zu seinem Nachtheil öfters erfahren hat.

Dem sei nun wie ihm wolle, genug, wir nährten von jener Zeit an eine gewisse unruhige, ja neidische Aufmerksamkeit auf dergleichen Leute, die auf ihre eigne Hand hin und wieder zogen, sich in jeder Stadt vor Anker legten und wenigstens in einigen Familien Einfluß zu gewinnen suchten. Einen zarten und weichen dieser Zunftgenossen habe ich im „Pater Brey", einen andern, tüchtigern und derbern in einem künftig mitzutheilenden Fastnachtsspiele, das den Titel führt: „Satyros, oder der vergötterte Waldteufel", wo nicht mit Billigkeit, doch wenigstens mit gutem Humor dargestellt.

Indessen wirkten die wunderlichen Elemente unserer kleinen Gesellschaft noch so ganz leidlich auf einander; wir waren theils durch eigne Sitte und Lebensart gebändigt, theils aber auch durch jene besondere Weise der Hausfrau gemildert, welche, von dem, was um sie vorging, nur leicht berührt, sich immer gewissen ideellen Vorstellungen hingab und, indem sie solche freundlich und wohlwollend zu äußern verstand, alles Scharfe, was in der Gesellschaft hervortreten mochte, zu mildern und das Unebne auszugleichen wußte.

Merck hatte noch eben zur rechten Zeit zum Aufbruch geblasen, so daß die Gesellschaft in dem besten Verhältniß aus-

einanderging. Ich fuhr mit ihm und den Seinigen auf einer nach Mainz rückkehrenden Jacht den Rhein aufwärts, und obschon dieses an sich sehr langsam ging, so ersuchten wir noch überdies den Schiffer, sich ja nicht zu übereilen. So genossen wir mit Muße der unendlich mannichfaltigen Gegenstände, die bei dem herrlichsten Wetter jede Stunde an Schönheit zuzunehmen und sowol an Größe als an Gefälligkeit immer neu zu wechseln scheinen; und ich wünsche nur, indem ich die Namen Rheinfels und St. Goar, Bacharach, Bingen, Ellfeld und Biberich ausspreche, daß jeder meiner Leser im Stande sei, sich diese Gegenden in der Erinnerung hervorzurufen.

Wir hatten fleißig gezeichnet und uns wenigstens dadurch die tausendfältige Abwechselung jener herrlichen Ufer fester eingedrückt; aber auch unser Verhältniß verinnigte sich durch dieses längere Zusammensein, durch die vertrauliche Mittheilung über so mancherlei Dinge dergestalt, daß Merck einen großen Einfluß über mich gewann und ich ihm als ein guter Gesell zu einem behaglichen Dasein unentbehrlich ward. Mein durch die Natur geschärfter Blick warf sich wieder auf die Kunstbeschauung, wozu mir die schönen Frankfurter Sammlungen an Gemälden und Kupferstichen die beste Gelegenheit gaben, und ich bin der Neigung der Herren Ettling, Ehrenreich, besonders aber dem braven Nothnagel sehr viel schuldig geworden. Die Natur in der Kunst zu sehen, ward bei mir zu einer Leidenschaft, die in ihren höchsten Augenblicken andern, selbst passionirten Liebhabern fast wie Wahnsinn erscheinen mußte; und wie konnte eine solche Neigung besser gehegt werden als durch eine fortdauernde Betrachtung der trefflichen Werke der Niederländer. Damit ich mich aber auch mit diesen Dingen werkthätig bekannt machen möchte, räumte mir Nothnagel ein Kabinet ein, wo ich Alles fand, was zur Oelmalerei nöthig war, und ich malte einige einfache Stilleben nach dem Wirklichen, auf deren einem ein Messerstiel von Schildpatt, mit Silber eingelegt, meinen Meister, der mich erst vor einer Stunde besucht hatte, dergestalt überraschte, daß er behauptete, es müsse während der Zeit einer von seinen untergeordneten Künstlern bei mir gewesen sein.

Hätte ich geduldig fortgefahren, mich an solchen Gegenständen zu üben, ihnen Licht und Schatten und die Eigenheiten ihrer Oberfläche abzugewinnen, ich hätte mir eine gewisse Praxis bilden und zum Höhern den Weg bahnen können; so aber

verfolgte mich der Fehler aller Dilettanten, mit dem Schwersten anzufangen, ja sogar das Unmögliche leisten zu wollen, und ich verwickelte mich bald in größere Unternehmungen, in denen ich stecken blieb, sowol weil sie weit über meine technischen Fähigkeiten hinauslagen, als weil ich die liebevolle Aufmerksamkeit und den gelassenen Fleiß, durch den auch schon der Anfänger etwas leistet, nicht immer rein und wirksam erhalten konnte.

Auch wurde ich zu gleicher Zeit abermals in eine höhere Sphäre gerissen, indem ich einige schöne Gipsabgüsse antiker Köpfe anzuschaffen Gelegenheit fand. Die Italiener nämlich, welche die Messen beziehn, brachten manchmal dergleichen gute Exemplare mit und verkauften sie auch wol, nachdem sie eine Form darüber genommen. Auf diesem Wege stellte ich mir ein kleines Museum auf, indem ich die Köpfe des Laokoon, seiner Söhne, der Niobe Töchter allmählich zusammenbrachte, nicht weniger die Nachbildungen der bedeutendsten Werke des Alterthums im Kleinen aus der Verlassenschaft eines Kunstfreundes ankaufte und so mir jenen großen Eindruck, den ich in Mannheim gewonnen hatte, möglichst wieder zu beleben suchte.

Indem ich nun Alles, was von Talent, Liebhaberei oder sonst irgend einer Neigung in mir leben mochte, auszubilden, zu nähren und zu unterhalten suchte, verwendete ich eine gute Zeit des Tages nach dem Wunsch meines Vaters auf die Advokatur, zu deren Ausübung ich zufälligerweise die beste Gelegenheit fand. Nach dem Tode des Großvaters war mein Oheim Textor in den Rath gekommen und übergab mir die kleineren Sachen, denen ich gewachsen war, welches die Gebrüder Schlosser auch thaten. Ich machte mich mit den Akten bekannt, mein Vater las sie ebenfalls mit vielem Vergnügen, da er sich durch Veranlassung des Sohns wieder in einer Thätigkeit sah, die er lange entbehrt hatte. Wir besprachen uns darüber, und mit großer Leichtigkeit machte ich alsdann die nöthigen Aufsätze. Wir hatten einen trefflichen Kopisten zur Hand, auf den man sich zugleich wegen aller Kanzleiförmlichkeiten verlassen konnte; und so war mir dieses Geschäft eine um so angenehmere Unterhaltung, als es mich dem Vater näher brachte, der, mit meinem Benehmen in diesem Punkte völlig zufrieden, allem Uebrigen, was ich trieb, gerne nachsah, in der sehnlichen Erwartung, daß ich nun bald auch schriftstellerischen Ruhm einernten würde.

Weil nun in jeder Zeitepoche Alles zusammenhängt, indem die herrschenden Meinungen und Gesinnungen sich auf die vielfachste Weise verzweigen, so befolgte man in der Rechtslehre nunmehr auch nach und nach alle diejenigen Maximen, nach welchen man Religion und Moral behandelte. Unter den Sachwaltern als den Jüngern, sodann unter den Richtern als den Aeltern verbreitete sich der Humanismus, und Alles wetteiferte, auch in rechtlichen Verhältnissen höchst menschlich zu sein. Gefängnisse wurden gebessert, Verbrechen entschuldigt, Strafen gelindert, die Legitimationen erleichtert, Scheidungen und Mißheirathen befördert, und einer unserer vorzüglichen Sachwalter erwarb sich den höchsten Ruhm, als er einem Scharfrichtersohne den Eingang in das Kollegium der Aerzte zu erfechten wußte. Vergebens widersetzten sich Gilden und Körperschaften: ein Damm nach dem andern ward durchbrochen. Die Duldsamkeit der Religionsparteien gegen einander ward nicht blos gelehrt, sondern ausgeübt, und mit einem noch größern Einflusse ward die bürgerliche Verfassung bedroht, als man Duldsamkeit gegen die Juden mit Verstand, Scharfsinn und Kraft der gutmüthigen Zeit anzuempfehlen bemüht war. Diese neuen Gegenstände rechtlicher Behandlung, welche außerhalb des Gesetzes und des Herkommens lagen und nur an billige Beurtheilung, an gemüthliche Theilnahme Anspruch machten, forderten zugleich einen natürlicheren und lebhafteren Stil. Hier war uns, den Jüngsten, ein heiteres Feld eröffnet, in welchem wir uns mit Lust herumtummelten, und ich erinnere mich noch gar wohl, daß ein Reichshofrathsagent mir in einem solchen Falle ein sehr artiges Belobungsschreiben zusendete. Die französischen Plaidoyers dienten uns zu Mustern und zur Anregung.

Und somit waren wir auf dem Wege, bessere Redner als Juristen zu werden, worauf mich der solide Georg Schlosser einstmals tadelnd aufmerksam machte. Ich hatte ihm erzählt, daß ich meiner Partei eine mit vieler Energie zu ihren Gunsten abgefaßte Streitschrift vorgelesen, worüber sie mir große Zufriedenheit bezeigt. Hierauf erwiderte er mir: „Du hast Dich in diesem Fall mehr als Schriftsteller denn als Advokat bewiesen. Man muß niemals fragen, wie eine solche Schrift dem Klienten, sondern wie sie dem Richter gefallen könne."

Wie nun aber Niemand noch so ernste und dringende Geschäfte haben mag, denen er seinen Tag widmet, daß er nicht demungeachtet Abends so viel Zeit fände, das Schauspiel

zu besuchen, so ging es auch mir, der ich in Ermangelung einer vorzüglichen Bühne über das deutsche Theater zu denken nicht aufhörte, um zu erforschen, wie man auf demselben allenfalls thätig mitwirken könnte. Der Zustand desselben in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ist bekannt genug, und Jedermann, der sich davon zu unterrichten verlangt, findet überall bereite Hilfsmittel. Ich denke deswegen hier nur einige allgemeine Bemerkungen einzuschalten.

Das Glück der Bühne beruhte mehr auf der Persönlichkeit der Schauspieler als auf dem Werthe der Stücke. Dies war besonders bei halb oder ganz extemporirten Stücken der Fall, wo Alles auf den Humor und das Talent der komischen Schauspieler ankam. Der Stoff solcher Stücke muß aus dem gemeinsten Leben genommen sein, den Sitten des Volks gemäß, vor welchem man spielt. Aus dieser unmittelbaren Anwendbarkeit entspringt der große Beifall, dessen sie sich jederzeit zu erfreuen haben. Diese waren immer im südlichen Deutschland zu Hause, wo man sie bis auf den heutigen Tag beibehält und nur von Zeit zu Zeit dem Charakter der possenhaften Masken einige Veränderung zu geben durch den Personenwechsel genöthigt ist. Doch nahm das deutsche Theater dem ernsten Charakter der Nation gemäß sehr bald eine Wendung nach dem Sittlichen, welche durch eine äußere Veranlassung noch mehr beschleunigt ward. Unter den strengen Christen entstand nämlich die Frage, ob das Theater zu den sündlichen und auf alle Fälle zu vermeidenden Dingen gehöre oder zu den gleichgiltigen, welche dem Guten gut und nur dem Bösen bös werden könnten. Strenge Eiferer verneinten das Letztere und hielten fest darüber, daß kein Geistlicher je ins Theater gehen solle. Nun konnte die Gegenrede nicht mit Nachdruck geführt werden, als wenn man das Theater nicht allein für unschädlich, sondern sogar für nützlich angab. Um nützlich zu sein, mußte es sittlich sein, und dazu bildete es sich im nördlichen Deutschland um so mehr aus, als durch einen gewissen Halbgeschmack die lustige Person vertrieben ward und, obgleich geistreiche Köpfe für sie einsprachen, dennoch weichen mußte, da sie sich bereits von der Derbheit des deutschen Hanswurfts gegen die Niedlichkeit und Zierlichkeit der italienischen und französischen Harlekine gewendet hatte. Selbst Scapin und Crispin verschwanden nach und nach; den Letztern habe ich zum letzten Mal von Koch in seinem hohen Alter spielen sehn.

Schon die Richardson'schen Romane hatten die bürgerliche Welt auf eine zartere Sittlichkeit aufmerksam gemacht. Die strengen und unausbleiblichen Folgen eines weiblichen Fehltritts waren in der „Clarisse" auf eine grausame Weise zergliedert. Lessing's „Miß Sara Sampson" behandelte dasselbe Thema. Nun ließ der „Kaufmann von London" einen verführten Jüngling in der schrecklichsten Lage sehen. Die französischen Dramen hatten denselben Zweck, verfuhren aber mäßiger und wußten durch Vermittelung am Ende zu gefallen. Diderot's „Hausvater", „Der ehrliche Verbrecher", „Der Essighändler", „Der Philosoph, ohne es zu wissen", „Eugenie" und mehr dergleichen Werke waren dem ehrbaren Bürger- und Familiensinn gemäß, der immer mehr obzuwalten anfing. Bei uns gingen „Der dankbare Sohn", „Der Deserteur aus Kindesliebe" und ihre Sippschaft denselben Weg. „Der Minister", „Clementine" und die übrigen Geblerischen Stücke, „Der deutsche Hausvater" von Gemmingen, alle brachten den Werth des mittleren, ja des unteren Standes zu einer gemüthlichen Anschauung und entzückten das große Publikum. Eckhof durch seine edle Persönlichkeit, die dem Schauspielerstand eine gewisse Würde mittheilte, deren er bisher entbehrte, hob die ersten Figuren solcher Stücke ungemein, indem der Ausdruck von Rechtlichkeit ihm als einem rechtlichen Manne vollkommen gelang.

Indem nun das deutsche Theater sich völlig zur Verweichlichung hinneigte, stand Schröder als Schriftsteller und Schauspieler auf und bearbeitete, durch die Verbindung Hamburg's mit England veranlaßt, englische Lustspiele. Er konnte dabei den Stoff derselben nur im Allgemeinsten brauchen; denn die Originale sind meistens formlos, und wenn sie auch gut und planmäßig anfangen, so verlieren sie sich doch zuletzt ins Weite. Es scheint ihren Verfassern nur darum zu thun, die wunderlichsten Scenen anzubringen, und wer an ein gehaltenes Kunstwerk gewöhnt ist, sieht sich zuletzt ungern ins Grenzenlose getrieben. Ueberdies geht ein wildes und unsittliches, gemeinwüstes Wesen bis zum Unerträglichen so entschieden durch, daß es schwer sein möchte, dem Plan und den Charaktern alle ihre Unarten zu benehmen. Sie sind eine derbe und dabei gefährliche Speise, die blos einer großen und halbverdorbenen Volksmasse zu einer gewissen Zeit genießbar und verdaulich gewesen sein mag. Schröder hat an diesen Dingen mehr gethan, als man gewöhnlich weiß: er hat sie von Grund aus verändert, dem deutschen Sinne angeähnlicht und sie möglichst gemildert.

Es bleibt ihnen aber immer ein herber Kern, weil der Scherz gar oft auf Mißhandlung von Personen beruht, sie mögen es verdienen oder nicht. In diesen Darstellungen, welche sich gleichfalls auf dem Theater verbreiteten, lag also ein heimliches Gegengewicht jener allzu zarten Sittlichkeit, und die Wirkung beider Arten gegen einander hinderte glücklicherweise die Eintönigkeit, in die man sonst verfallen wäre.

Der Deutsche, gut- und großmüthig von Natur, will Niemand gemißhandelt wissen. Weil aber kein Mensch, wenn er auch noch so gut denkt, sicher ist, daß man ihm nicht etwas gegen seine Neigung unterschiebe, auch das Lustspiel überhaupt immer etwas Schadenfreude bei dem Zuschauer voraussetzt oder erweckt, wenn es behagen soll, so gerieth man auf einem natürlichen Wege zu einem bisher für unnatürlich gehaltenen Benehmen; dieses war: die höheren Stände herabzusetzen und sie mehr oder weniger anzutasten. Die prosaische und poetische Satire hatte sich bisher immer gehütet, Hof und Adel zu berühren. Rabener enthielt sich nach jener Seite hin alles Spottes und blieb in einem niederen Kreise. Zachariä beschäftigt sich viel mit Landedelleuten, stellt ihre Liebhabereien und Eigenheiten komisch dar, aber ohne Mißachtung. Thümmel's „Wilhelmine", eine kleine geistreiche Komposition, so angenehm als kühn, erwarb sich großen Beifall, vielleicht auch mit deswegen, weil der Verfasser, ein Edelmann und Hofgenosse, die eigne Klasse nicht eben schonend behandelte. Den entschiedensten Schritt jedoch that Lessing in der „Emilia Galotti", wo die Leidenschaften und ränkevollen Verhältnisse der höheren Regionen schneidend und bitter geschildert sind. Alle diese Dinge sagten dem aufgeregten Zeitsinne vollkommen zu, und Menschen von weniger Geist und Talent glaubten das Gleiche, ja noch mehr thun zu dürfen, wie denn Großmann in sechs unappetitlichen Schüsseln alle Leckerspeisen seiner Pöbelküche dem schadenfrohen Publikum auftischte. Ein redlicher Mann, Hofrath Reinhard, machte bei dieser unerfreulichen Tafel den Haushofmeister zu Trost und Erbauung sämmtlicher Gäste. Von dieser Zeit an wählte man die theatralischen Bösewichter immer aus den höheren Ständen; doch mußte die Person Kammerjunker oder wenigstens Geheimsekretär sein, um sich einer solchen Auszeichnung würdig zu machen. Zu den allergottlosesten Schaubildern aber erkor man die obersten Chargen und Stellen des Hof- und Civiletats im Adreßkalender, in welcher vornehmen Gesellschaft denn doch noch

die Justitiarien als Bösewichter der ersten Instanz ihren Platz fanden.

Doch indem ich schon fürchten muß, über die Zeit hinausgegriffen zu haben, von der hier die Rede sein kann, kehre ich auf mich selbst zurück, um des Dranges zu erwähnen, den ich empfand, mich in freien Stunden mit den einmal ausgesonnenen theatralischen Planen zu beschäftigen.

Durch die fortdauernde Theilnahme an Shakespeare's Werken hatte ich mir den Geist so ausgeweitet, daß mir der enge Bühnenraum und die kurze einer Vorstellung zugemessene Zeit keineswegs hinlänglich schienen, um etwas Bedeutendes vorzutragen. Das Leben des biedern Götz von Berlichingen, von ihm selbst geschrieben, trieb mich in die historische Behandlungsart, und meine Einbildungskraft dehnte sich dergestalt aus, daß auch meine dramatische Form alle Theatergrenzen überschritt und sich den lebendigen Ereignissen mehr und mehr zu nähern suchte. Ich hatte mich davon, so wie ich vorwärts ging, mit meiner Schwester umständlich unterhalten, die an solchen Dingen mit Geist und Gemüth Theil nahm, und ich erneuerte diese Unterhaltung so oft, ohne nur irgend zum Werke zu schreiten, daß sie zuletzt ungeduldig und wohlwollend dringend bat, mich nur nicht immer mit Worten in die Luft zu ergehn, sondern endlich einmal das, was mir so gegenwärtig wäre, auf das Papier festzubringen. Durch diesen Antrieb bestimmt, fing ich eines Morgens zu schreiben an, ohne daß ich einen Entwurf oder Plan vorher aufgesetzt hätte. Ich schrieb die ersten Scenen, und Abends wurden sie Kornelien vorgelesen. Sie schenkte ihnen vielen Beifall, jedoch nur bedingt, indem sie zweifelte, daß ich so fortfahren würde; ja, sie äußerte sogar einen entschiedenen Unglauben an meine Beharrlichkeit. Dieses reizte mich nur um so mehr, ich fuhr den nächsten Tag fort und so den dritten; die Hoffnung wuchs bei den täglichen Mittheilungen, auch mir ward Alles von Schritt zu Schritt lebendiger, indem mir ohnehin der Stoff durchaus eigen geworden; und so hielt ich mich ununterbrochen ans Werk, das ich geradeswegs verfolgte, ohne weder rückwärts noch rechts noch links zu sehn, und in etwa sechs Wochen hatte ich das Vergnügen, das Manuskript geheftet zu erblicken. Ich theilte es Mercken mit, der verständig und wohlwollend darüber sprach; ich sendete es Herdern zu, der sich unfreundlich und hart dagegen äußerte und nicht ermangelte, in einigen gelegentlichen Schmähgedichten mich deshalb mit spöttischen Namen zu be-

zeichnen. Ich ließ mich dadurch nicht irre machen, sondern faßte meinen Gegenstand scharf ins Auge; der Wurf war einmal gethan, und es fragte sich nur, wie man die Steine im Brett vortheilhaft setzte. Ich sah wohl, daß mir auch hier Niemand rathen würde, und als ich nach einiger Zeit mein Werk wie ein fremdes betrachten konnte, so erkannte ich freilich, daß ich bei dem Versuch, auf die Einheit der Zeit und des Orts Verzicht zu thun, auch der höheren Einheit, die um desto mehr gefordert wird, Eintrag gethan hatte. Da ich mich ohne Plan und Entwurf blos der Einbildungskraft und einem innern Trieb überließ, so war ich von vorn herein ziemlich bei der Klinge geblieben, und die ersten Akte konnten für das, was sie sein sollten, gar füglich gelten; in den folgenden aber, und besonders gegen das Ende, riß mich eine wundersame Leidenschaft unbewußt hin. Ich hatte mich, indem ich Adelheid liebenswürdig zu schildern trachtete, selbst in sie verliebt, unwillkürlich war meine Feder nur ihr gewidmet, das Interesse an ihrem Schicksal nahm überhand, und wie ohnehin gegen das Ende Götz außer Thätigkeit gesetzt ist und dann nur zu einer unglücklichen Theilnahme am Bauernkriege zurückkehrt, so war nichts natürlicher, als daß eine reizende Frau ihn bei dem Autor ausstach, der, die Kunstfesseln abschüttelnd, in einem neuen Felde sich zu versuchen dachte. Diesen Mangel oder vielmehr diesen tadelhaften Ueberfluß erkannte ich gar bald, da die Natur meiner Poesie mich immer zur Einheit hindrängte. Ich hegte nun anstatt der Lebensbeschreibung Götzens und der deutschen Alterthümer mein eignes Werk im Sinne und suchte ihm immer mehr historischen und nationalen Gehalt zu geben und das, was daran fabelhaft oder blos leidenschaftlich war, auszulöschen, wobei ich freilich Manches aufopferte, indem die menschliche Neigung der künstlerischen Ueberzeugung weichen mußte. So hatte ich mir z. B. etwas Rechts zu Gute gethan, indem ich in einer grauserlich nächtlichen Zigeunerscene Adelheid auftreten und ihre schöne Gegenwart Wunder thun ließ. Eine nähere Prüfung verbannte sie, so wie auch der im vierten und fünften Akte umständlich ausgeführte Liebeshandel zwischen Franzen und seiner gnädigen Frau sich ins Enge zog und nur in seinen Hauptmomenten hervorleuchten durfte.

Ohne also an dem ersten Manuskript irgend etwas zu verändern, welches ich wirklich noch in seiner Urgestalt besitze, nahm ich mir vor, das Ganze umzuschreiben, und leistete dies auch mit

solcher Thätigkeit, daß in wenigen Wochen ein ganz erneutes Stück vor mir lag. Ich ging damit um so rascher zu Werke, je weniger ich die Absicht hatte, diese zweite Bearbeitung jemals drucken zu lassen, sondern sie gleichfalls nur als Vorübung ansah, die ich künftig bei einer mit mehrerem Fleiß und Ueberlegung anzustellenden neuen Behandlung abermals zum Grunde legen wollte.

Als ich nun mancherlei Vorschläge, wie ich dies anzufangen gedächte, Mercken vorzutragen anfing, spottete er mein und fragte, was denn das ewige Arbeiten und Umarbeiten heißen solle. Die Sache werde dadurch nur anders und selten besser; man müsse sehn, was das Eine für Wirkung thue, und dann immer wieder was Neues unternehmen. — „Bei Zeit auf die Zäun', so trocknen die Windeln!" rief er sprichwörtlich aus; das Säumen und Zaudern mache nur unsichere Menschen. Ich erwiderte ihm dagegen, daß es mir unangenehm sein würde, eine Arbeit, an die ich so viele Neigung verwendet, einem Buchhändler anzubieten und mir vielleicht gar eine abschlägliche Antwort zu holen; denn wie sollten sie einen jungen, namenlosen und noch dazu verwegenen Schriftsteller beurtheilen? Schon meine „Mitschuldigen", auf die ich etwas hielt, hätte ich, als meine Scheu vor der Presse nach und nach verschwand, gern gedruckt gesehn; allein ich fand keinen geneigten Verleger.

Hier ward nun meines Freundes technisch-merkantilische Lust auf einmal rege. Durch die Frankfurter Zeitung hatte er sich schon mit Gelehrten und Buchhändlern in Verbindung gesetzt; wir sollten daher, wie er meinte, dieses seltsame und gewiß auffallende Werk auf eigne Kosten herausgeben, und es werde davon ein guter Vortheil zu ziehen sein; wie er denn mit so vielen Andern öfters den Buchhändlern ihren Gewinn nachzurechnen pflegte, der bei manchen Werken freilich groß war, besonders wenn man außer Acht ließ, wie viel wieder an anderen Schriften und durch sonstige Handelsverhältnisse verloren geht. Genug, es ward ausgemacht, daß ich das Papier anschaffen, er aber für den Druck sorgen solle; und somit ging es frisch ans Werk, und mir gefiel es gar nicht übel, meine wilde dramatische Skizze nach und nach in saubern Aushängebogen zu sehen; sie nahm sich wirklich reinlicher aus, als ich selbst gedacht. Wir vollendeten das Werk, und es ward in vielen Packeten versendet. Nun dauerte es nicht lange, so entstand überall eine große Bewegung; das Aufsehn, das es machte,

ward allgemein. Weil wir aber bei unsern beschränkten Verhältnissen die Exemplare nicht schnell genug nach allen Orten zu vertheilen vermochten, so erschien plötzlich ein Nachdruck; und da überdies gegen unsere Aussendungen freilich so bald keine Erstattung, am Allerwenigsten eine baare, zurückerfolgen konnte, so war ich als Hausſohn, dessen Kasse nicht in reichlichen Umständen sein konnte, zu einer Zeit, wo man mir von allen Seiten her viel Aufmerksamkeit, ja sogar vielen Beifall erwies, höchst verlegen, wie ich nur das Papier bezahlen sollte, auf welchem ich die Welt mit meinem Talent bekannt gemacht hatte. Merck, der sich schon eher zu helfen wußte, hegte dagegen die besten Hoffnungen, daß sich nächstens Alles wieder ins Gleiche stellen würde; ich bin aber nichts davon gewahr worden.

Schon bei den kleinen Flugschriften, die ich ungenannt herausgab, hatte ich das Publikum und die Recensenten auf meine eignen Kosten kennen lernen und ich war auf Lob und Tadel so ziemlich vorbereitet, besonders da ich seit mehreren Jahren immer nachging und beobachtete, wie man die Schriftsteller behandle, denen ich eine vorzügliche Aufmerksamkeit gewidmet hatte.

Hier konnte ich selbst in meiner Unsicherheit deutlich bemerken, wie doch so Vieles grundlos, einseitig und willkürlich in den Tag hinein gesagt wurde. Mir begegnete nun dasselbe, und wenn ich nicht schon einigen Grund gehabt hätte, wie irre hätten mich die Widersprüche gebildeter Menschen machen müssen! So stand z. B. im „Teutschen Merkur" eine weitläuftige wohlgemeinte Recension, verfaßt von irgend einem beschränkten Geiste. Wo er tadelte, konnte ich nicht mit ihm einstimmen, noch weniger, wenn er angab, wie die Sache hätte können anders gemacht werden. Erfreulich war es mir daher, wenn ich unmittelbar hinterdrein eine heitere Erklärung Wieland's antraf, der im Allgemeinen dem Recensenten widersprach und sich meiner gegen ihn annahm. Indessen war doch jenes auch gedruckt, ich sah ein Beispiel von der dumpfen Sinnesart unterrichteter und gebildeter Männer; wie mochte es erst im großen Publikum aussehn!

Das Vergnügen, mich mit Mercken über solche Dinge zu besprechen und aufzuklären, war von kurzer Dauer; denn die einsichtsvolle Landgräfin von Hessen-Darmstadt nahm ihn auf ihrer Reise nach Petersburg in ihr Gefolge. Die ausführlichen Briefe, die er mir schrieb, gaben mir eine weitere Aussicht in

die Welt, die ich mir um so mehr zu eigen machen konnte, als die Schilderungen von einer bekannten und befreundeten Hand gezeichnet waren. Allein ich blieb demungeachtet dadurch auf längere Zeit sehr einsam und entbehrte gerade in dieser wichtigen Epoche seiner aufklärenden Theilnahme, deren ich denn doch so sehr bedurfte.

Denn wie man wol den Entschluß faßt, Soldat zu werden und in den Krieg zu gehen, sich auch muthig vorsetzt, Gefahr und Beschwerlichkeiten zu ertragen, sowie auch Wunden und Schmerzen, ja den Tod zu erdulden, aber sich dabei keineswegs die besonderen Fälle vorstellt, unter welchen diese im Allgemeinen erwarteten Uebel uns äußerst unangenehm überraschen können: so ergeht es einem Jeden, der sich in die Welt wagt, und besonders dem Autor, und so ging es auch mir. Da der größte Theil des Publikums mehr durch den Stoff als durch die Behandlung angeregt wird, so war die Theilnahme junger Männer an meinen Stücken meistens stoffartig. Sie glaubten daran ein Panier zu sehn, unter dessen Vorschritt Alles, was in der Jugend Wildes und Ungeschlachtes lebt, sich wol Raum machen dürfte, und gerade die besten Köpfe, in denen schon vorläufig etwas Aehnliches spukte, wurden davon hingerissen. Ich besitze noch von dem trefflichen und in manchem Betracht einzigen Bürger einen Brief, ich weiß nicht an wen, der als wichtiger Beleg dessen gelten kann, was jene Erscheinung damals gewirkt und aufgeregt hat. Von der Gegenseite tadelten mich gesetzte Männer, daß ich das Faustrecht mit zu günstigen Farben geschildert habe, ja, sie legten mir die Absicht unter, daß ich jene unregelmäßigen Zeiten wieder einzuführen gedächte. Noch Andere hielten mich für einen grundgelehrten Mann und verlangten, ich sollte die Originalerzählung des guten Götz neu mit Noten herausgeben, wozu ich mich keineswegs geschickt fühlte, ob ich es mir gleich gefallen ließ, daß man meinen Namen auf den Titel des frischen Abdrucks zu setzen beliebte. Man hatte, weil ich die Blumen eines großen Daseins abzupflücken verstand, mich für einen sorgfältigen Kunstgärtner gehalten. Diese meine Gelahrtheit und gründliche Sachkenntniß wurde jedoch wieder von Andern in Zweifel gezogen. Ein angesehener Geschäftsmann macht mir ganz unvermuthet die Visite. Ich sehe mich dadurch höchst geehrt, und um so mehr, als er sein Gespräch mit dem Lobe meines „Götz von Berlichingen" und meiner guten Einsichten in die deutsche Geschichte anfängt;

allein ich finde mich doch betroffen, als ich bemerke, er sei eigentlich nur gekommen, um mich zu belehren, daß Götz von Berlichingen kein Schwager von Franz von Sickingen gewesen sei, und daß ich also durch dieses poetische Ehebündniß gar sehr gegen die Geschichte verstoßen habe. Ich suchte mich dadurch zu entschuldigen, daß Götz ihn selber so nenne; allein mir ward erwidert, daß dieses eine Redensart sei, welche nur ein näheres freundschaftliches Verhältniß ausdrücke, wie man ja in der neueren Zeit die Postillone auch Schwager nenne, ohne daß ein Familienband sie an uns knüpfe. Ich dankte, so gut ich konnte, für diese Belehrung und bedauerte nur, daß dem Uebel nicht mehr abzuhelfen sei. Dieses ward von seiner Seite gleichfalls bedauert, wobei er mich freundlichst zu fernerem Studium der deutschen Geschichte und Verfassung ermahnte und mir dazu seine Bibliothek anbot, von der ich auch in der Folge guten Gebrauch machte.

Das Lustigste jedoch, was mir in dieser Art begegnete, war der Besuch eines Buchhändlers, der mit einer heiteren Freimüthigkeit sich ein Dutzend solcher Stücke ausbat und sie gut zu honoriren versprach. Daß wir uns darüber sehr lustig machten, läßt sich denken, und doch hatte er im Grunde so unrecht nicht; denn ich war schon im Stillen beschäftigt, von diesem Wendepunkt der deutschen Geschichte mich vor- und rückwärts zu bewegen und die Hauptereignisse in gleichem Sinn zu bearbeiten. Ein löblicher Vorsatz, der wie so manche andere durch die flüchtig vorbeirauschende Zeit vereitelt worden.

Jenes Schauspiel jedoch beschäftigte bisher den Verfasser nicht allein, sondern, während es ersonnen, geschrieben, umgeschrieben, gedruckt und verbreitet wurde, bewegten sich noch viele andere Bilder und Vorschläge in seinem Geiste. Diejenigen, welche dramatisch zu behandeln waren, erhielten den Vorzug, am Oefterſten durchgedacht und der Vollendung angenähert zu werden; allein zu gleicher Zeit entwickelte sich ein Uebergang zu einer andern Darstellungsart, welche nicht zu den dramatischen gerechnet zu werden pflegt und doch mit ihnen große Verwandtschaft hat. Dieser Uebergang geschah hauptsächlich durch eine Eigenheit des Verfassers, die sogar das Selbstgespräch zum Zwiegespräch umbildete.

Gewöhnt, am Liebsten seine Zeit in Gesellschaft zuzubringen, verwandelte er auch das einsame Denken zur geselligen Unterhaltung, und zwar auf folgende Weise. Er pflegte nämlich,

wenn er sich allein sah, irgend eine Person seiner Bekanntschaft im Geiste zu sich zu rufen. Er bat sie, niederzusitzen, ging an ihr auf und ab, blieb vor ihr stehen und verhandelte mit ihr den Gegenstand, der ihm eben im Sinne lag. Hierauf antwortete sie gelegentlich oder gab durch die gewöhnliche Mimik ihr Zu- oder Abstimmen zu erkennen, wie denn jeder Mensch hierin etwas Eignes hat. Sodann fuhr der Sprechende fort, dasjenige, was dem Gaste zu gefallen schien, weiter auszuführen, oder was derselbe mißbilligte, zu bedingen, näher zu bestimmen, und gab auch wol zuletzt seine These gefällig auf. Das Wunderlichste war dabei, daß er niemals Personen seiner näheren Bekanntschaft wählte, sondern solche, die er nur selten sah, ja mehrere, die weit in der Welt entfernt lebten und mit denen er nur in einem vorübergehenden Verhältniß gestanden; aber es waren meist Personen, die, mehr empfänglicher als ausgebender Natur, mit reinem Sinne einen ruhigen Antheil an Dingen zu nehmen bereit sind, die in ihrem Gesichtskreise liegen, ob er sich gleich manchmal zu diesen dialektischen Uebungen widersprechende Geister herbeirief. Hiezu bequemten sich nun Personen beiderlei Geschlechts, jedes Alters und Standes und erwiesen sich gefällig und anmuthig, da man sich nur von Gegenständen unterhielt, die ihnen deutlich und lieb waren. Höchst wunderbar würde es jedoch Manchen vorgekommen sein, wenn sie hätten erfahren können, wie oft sie zu dieser ideellen Unterhaltung berufen wurden, da sich Manche zu einer wirklichen wol schwerlich eingefunden hätten.

Wie nahe ein solches Gespräch im Geiste mit dem Briefwechsel verwandt sei, ist klar genug, nur daß man hier ein hergebrachtes Vertrauen erwidert sieht und dort ein neues, immer wechselndes, unerwidertes sich selbst zu schaffen weiß. Als daher jener Ueberdruß zu schildern war, mit welchem die Menschen, ohne durch Noth gedrungen zu sein, das Leben empfinden, mußte der Verfasser sogleich darauf fallen, seine Gesinnung in Briefen darzustellen; denn jeder Unmuth ist eine Geburt, ein Zögling der Einsamkeit: wer sich ihm ergiebt, flieht allen Widerspruch, und was widerspricht ihm mehr als jede heitere Gesellschaft? Der Lebensgenuß Anderer ist ihm ein peinlicher Vorwurf, und so wird er durch das, was ihn aus sich selbst herauslocken sollte, in sein Innerstes zurückgewiesen. Mag er sich allenfalls darüber äußern, so wird es durch Briefe geschehn; denn einem schriftlichen Erguß, er sei fröhlich oder ver-

drießlich, setzt sich doch Niemand unmittelbar entgegen; eine mit Gegengründen verfaßte Antwort aber giebt dem Einsamen Gelegenheit, sich in seinen Grillen zu befestigen, einen Anlaß, sich noch mehr zu verstocken. Jene in diesem Sinne geschriebenen Wertherischen Briefe haben nun wol deshalb einen so mannichfaltigen Reiz, weil ihr verschiedener Inhalt erst in solchen ideellen Dialogen mit mehreren Individuen durchgesprochen worden, sie sodann aber in der Komposition selbst nur an einen Freund und Theilnehmer gerichtet erscheinen. Mehr über die Behandlung des so viel besprochenen Werkleins zu sagen, möchte kaum räthlich sein; über den Inhalt jedoch läßt sich noch Einiges hinzufügen.

Jener Ekel vor dem Leben hat seine physischen und seine sittlichen Ursachen; jene wollen wir dem Arzt, diese dem Moralisten zu erforschen überlassen, und bei einer so oft durchgearbeiteten Materie nur den Hauptpunkt beachten, wo sich jene Erscheinung am Deutlichsten ausspricht. Alles Behagen am Leben ist auf eine regelmäßige Wiederkehr der äußeren Dinge gegründet. Der Wechsel von Tag und Nacht, der Jahreszeiten, der Blüthen und Früchte, und was uns sonst von Epoche zu Epoche entgegentritt, damit wir es genießen können und sollen, diese sind die eigentlichen Triebfedern des irdischen Lebens. Je offener wir für diese Genüsse sind, desto glücklicher fühlen wir uns; wälzt sich aber die Verschiedenheit dieser Erscheinungen vor uns auf und nieder, ohne daß wir daran Theil nehmen, sind wir gegen so holde Anerbietungen unempfänglich, dann tritt das größte Uebel, die schwerste Krankheit ein: man betrachtet das Leben als eine ekelhafte Last. Von einem Engländer wird erzählt, er habe sich aufgehangen, um nicht mehr täglich sich aus- und anzuziehn. Ich kannte einen wackeren Gärtner, den Aufseher einer großen Parkanlage, der einmal mit Verdruß ausrief: „Soll ich denn immer diese Regenwolken von Abend gegen Morgen ziehen sehn!" Man erzählt von einem unserer trefflichsten Männer, er habe mit Verdruß das Frühjahr wieder aufgrünen gesehn und gewünscht, es möchte zur Abwechselung einmal roth erscheinen. Dieses sind eigentlich die Symptome des Lebensüberdrusses, der nicht selten in den Selbstmord ausläuft und bei denkenden, in sich gekehrten Menschen häufiger war, als man glauben kann.

Nichts aber veranlaßt mehr diesen Ueberdruß als die Wiederkehr der Liebe. Die erste Liebe, sagt man mit Recht,

sei die einzige; denn in der zweiten und durch die zweite geht schon der höchste Sinn der Liebe verloren. Der Begriff des Ewigen und Unendlichen, der sie eigentlich hebt und trägt, ist zerstört, sie erscheint vergänglich wie alles Wiederkehrende. Die Absonderung des Sinnlichen vom Sittlichen, die in der verflochtenen kultivirten Welt die liebenden und begehrenden Empfindungen spaltet, bringt auch hier eine Uebertriebenheit hervor, die nichts Gutes stiften kann.

Ferner wird ein junger Mann, wo nicht gerade an sich selbst, doch an Andern bald gewahr, daß moralische Epochen ebenso gut wie die Jahreszeiten wechseln. Die Gnade der Großen, die Gunst der Gewaltigen, die Förderung der Thätigen, die Neigung der Menge, die Liebe der Einzelnen, Alles wandelt auf und nieder, ohne daß wir es festhalten können, so wenig als Sonne, Mond und Sterne; und doch sind diese Dinge nicht bloße Naturereignisse: sie entgehen uns durch eigne oder fremde Schuld, durch Zufall oder Geschick, aber sie wechseln, und wir sind ihrer niemals sicher.

Was aber den fühlenden Jüngling am Meisten ängstigt, ist die unaufhaltsame Wiederkehr unserer Fehler; denn wie spät lernen wir einsehen, daß wir, indem wir unsere Tugenden ausbilden, unsere Fehler zugleich mit anbauen. Jene ruhen auf diesen wie auf ihrer Wurzel, und diese verzweigen sich insgeheim ebenso stark und so mannichfaltig als jene im offenbaren Lichte. Weil wir nun unsere Tugenden meist mit Willen und Bewußtsein ausüben, von unseren Fehlern aber unbewußt überrascht werden, so machen uns jene selten einige Freude, diese hingegen beständig Noth und Qual. Hier liegt der schwerste Punkt der Selbsterkenntniß, der sie beinah unmöglich macht. Denke man sich nun hiezu ein siedend jugendliches Blut, eine durch einzelne Gegenstände leicht zu paralysirende Einbildungskraft, hiezu die schwankenden Bewegungen des Tags, und man wird ein ungeduldiges Streben, sich aus einer solchen Klemme zu befreien, nicht unnatürlich finden.

Solche düstere Betrachtungen jedoch, welche Denjenigen, der sich ihnen überläßt, ins Unendliche führen, hätten sich in den Gemüthern deutscher Jünglinge nicht so entschieden entwickeln können, hätte sie nicht eine äußere Veranlassung zu diesem traurigen Geschäft angeregt und gefördert. Es geschah dieses durch die englische Literatur, besonders durch die poetische, deren große Vorzüge ein ernster Trübsinn begleitet, welchen sie einem Jeden

mittheilt, der sich mit ihr beschäftigt. Der geistreiche Brite sieht sich von Jugend auf von einer bedeutenden Welt umgeben, die alle seine Kräfte anregt; er wird früher oder später gewahr, daß er allen seinen Verstand zusammennehmen muß, um sich mit ihr abzufinden. Wie viele ihrer Dichter haben nicht in der Jugend ein loses und rauschendes Leben geführt und sich früh berechtigt gefunden, die irdischen Dinge der Eitelkeit anzuklagen! Wie viele derselben haben sich in den Weltgeschäften versucht und im Parlament, bei Hofe, im Ministerium, auf Gesandtschaftsposten theils die ersten, theils untere Rollen gespielt und sich bei inneren Unruhen, Staats- und Regierungsveränderungen mitwirkend erwiesen und wo nicht an sich selbst, doch an ihren Freunden und Gönnern öfter traurige als erfreuliche Erfahrungen gemacht! Wie viele sind verbannt, vertrieben, im Gefängniß gehalten, an ihren Gütern beschädigt worden!

Aber auch nur Zuschauer von so großen Ereignissen zu sein, fordert den Menschen zum Ernst auf, und wohin kann der Ernst weiter führen, als zur Betrachtung der Vergänglichkeit und des Unwerths aller irdischen Dinge. Ernsthaft ist auch der Deutsche, und so war ihm die englische Poesie höchst gemäß und, weil sie sich aus einem höheren Zustande herschrieb, imposant. Man findet in ihr durchaus einen großen, tüchtigen, weltgeübten Verstand, ein tiefes, zartes Gemüth, ein vortreffliches Wollen, ein leidenschaftliches Wirken: die herrlichsten Eigenschaften, die man von geistreichen, gebildeten Menschen rühmen kann; aber das Alles zusammengenommen macht noch keinen Poeten. Die wahre Poesie kündet sich dadurch an, daß sie als ein weltliches Evangelium durch innere Heiterkeit, durch äußeres Behagen uns von den irdischen Lasten zu befreien weiß, die auf uns drücken. Wie ein Luftballon hebt sie uns mit dem Ballast, der uns anhängt, in höhere Regionen und läßt die verwirrten Irrgänge der Erde in Vogelperspektive vor uns entwickelt daliegen. Die muntersten wie die ernstesten Werke haben den gleichen Zweck, durch eine glückliche, geistreiche Darstellung so Lust als Schmerz zu mäßigen. Man betrachte nun in diesem Sinne die Mehrzahl der englischen meist moralisch-didaktischen Gedichte, und sie werden im Durchschnitt nur einen düstern Ueberdruß des Lebens zeigen. Nicht Young's „Nachtgedanken" allein, wo dieses Thema vorzüglich durchgeführt ist, sondern auch die übrigen betrachtenden Gedichte schweifen, eh man sich's versieht, in dieses traurige Gebiet, wo dem Verstande

eine Aufgabe zugewiesen ist, die er zu lösen nicht hinreicht, da ihn ja selbst die Religion, wie er sich solche allenfalls erbauen kann, im Stiche läßt. Ganze Bände könnte man zusammendrucken, welche als ein Kommentar zu jenem schrecklichen Texte gelten können:

„Then old age and experience, hand in hand,
Lead him to death, and make him understand,
After a search so painful and so long,
That all his life he has been in the wrong."

Was ferner die englischen Dichter noch zu Menschenhassern vollendet und das unangenehme Gefühl von Widerwillen gegen Alles über ihre Schriften verbreitet, ist, daß sie sämmtlich bei den vielfachen Spaltungen ihres Gemeinwesens wo nicht ihr ganzes Leben, doch den besten Theil desselben einer oder der andern Partei widmen müssen. Da nun ein solcher Schriftsteller die Seinigen, denen er ergeben ist, die Sache, der er anhängt, nicht loben und herausstreichen darf, weil er sonst nur Neid und Widerwillen erregen würde, so übt er sein Talent, indem er von den Gegnern so übel und schlecht als möglich spricht und die satirischen Waffen, so sehr er nur vermag, schärft, ja vergiftet. Geschieht dieses nun von beiden Theilen, so wird die dazwischen liegende Welt zerstört und rein aufgehoben, so daß man in einem großen, verständig thätigen Volksverein zum Allergelindesten nichts als Thorheit und Wahnsinn entdecken kann. Selbst ihre zärtlichen Gedichte beschäftigen sich mit traurigen Gegenständen. Hier stirbt ein verlassenes Mädchen, dort ertrinkt ein getreuer Liebhaber oder wird, ehe er voreilig schwimmend seine Geliebte erreicht, von einem Haifische gefressen; und wenn ein Dichter wie Gray sich auf einem Dorfkirchhofe lagert und jene bekannten Melodien wieder anstimmt, so kann er versichert sein, eine Anzahl Freunde der Melancholie um sich zu versammeln. Milton's „Allegro" muß erst in heftigen Versen den Unmuth verscheuchen, ehe er zu einer sehr mäßigen Lust gelangen kann, und selbst der heitere Goldsmith verliert sich in elegische Empfindungen, wenn uns sein Deserted Village ein verlorenes Paradies, das sein Traveller auf der ganzen Erde wiedersucht, so lieblich als traurig darstellt.

Ich zweifle nicht, daß man mir auch muntre Werke, heitere

Gedichte werde vorzeigen und entgegensetzen können; allein die meisten und besten derselben gehören gewiß in die ältere Epoche, und die neuern, die man dahin rechnen könnte, neigen sich gleichfalls gegen die Satire, sind bitter und besonders die Frauen verachtend.

Genug, jene oben im Allgemeinen erwähnten ernsten und die menschliche Natur untergrabenden Gedichte waren die Lieblinge, die wir uns vor allen andern aussuchten, der Eine nach seiner Gemüthsart die leichtere elegische Trauer, der Andere die schwer lastende, Alles aufgebende Verzweiflung suchend. Sonderbar genug bestärkte unser Vater und Lehrer Shakespeare, der so reine Heiterkeit zu verbreiten weiß, selbst diesen Unwillen. Hamlet und seine Monologen blieben Gespenster, die durch alle jungen Gemüther ihren Spuk trieben. Die Hauptstellen wußte ein Jeder auswendig und rezitirte sie gern, und Jedermann glaubte, er dürfe ebenso melancholisch sein als der Prinz von Dänemark, ob er gleich keinen Geist gesehn und keinen königlichen Vater zu rächen hatte.

Damit aber ja allem diesem Trübsinn nicht ein vollkommen passendes Lokal abgehe, so hatte uns Ossian bis ans letzte Thule gelockt, wo wir denn auf grauer, unendlicher Heide, unter vorstarrenden bemoosten Grabsteinen wandelnd, das durch einen schauerlichen Wind bewegte Gras um uns und einen schwer bewölkten Himmel über uns erblickten. Bei Mondenschein ward dann erst diese kaledonische Nacht zum Tage; untergegangene Helden, verblühte Mädchen umschwebten uns, bis wir zuletzt den Geist von Loda wirklich in seiner furchtbaren Gestalt zu erblicken glaubten.

In einem solchen Element, bei solcher Umgebung, bei Liebhabereien und Studien dieser Art, von unbefriedigten Leidenschaften gepeinigt, von außen zu bedeutenden Handlungen keineswegs angeregt, in der einzigen Aussicht, uns in einem schleppenden, geistlosen bürgerlichen Leben hinhalten zu müssen, befreundete man sich in unmuthigem Uebermuth mit dem Gedanken, das Leben, wenn es Einem nicht mehr anstehe, nach eignem Belieben allenfalls verlassen zu können, und half sich damit über die Unbilden und Langeweile der Tage nothdürftig genug hin. Diese Gesinnung war so allgemein, daß eben „Werther" deswegen die große Wirkung that, weil er überall anschlug und das Innere eines kranken jugendlichen Wahns öffentlich und faßlich darstellte. Wie genau die Engländer mit diesem Jammer be-

kannt waren, beweisen die wenigen bedeutenden, vor dem Erscheinen „Werther's" geschriebenen Zeilen:

„To griefs congenial prone,
More wounds than nature gave he knew,
While misery's form his fancy drew
In dark ideal hues and horrors not its own."

Der Selbstmord ist ein Ereigniß der menschlichen Natur, welches, mag auch darüber schon so viel gesprochen und gehandelt sein als da will, doch einen jeden Menschen zur Theilnahme fordert, in jeder Zeitepoche wieder einmal verhandelt werden muß. Montesquieu ertheilt seinen Helden und großen Männern das Recht, sich nach Befinden den Tod zu geben, indem er sagt, es müsse doch einem Jeden freistehen, den fünften Akt seiner Tragödie da zu schließen, wo es ihm beliebe. Hier aber ist von solchen Personen nicht die Rede, die ein bedeutendes Leben thätig geführt, für irgend ein großes Reich oder für die Sache der Freiheit ihre Tage verwendet, und denen man wol nicht verargen wird, wenn sie die Idee, die sie beseelt, sobald dieselbe von der Erde verschwindet, auch noch jenseits zu verfolgen denken. Wir haben es hier mit solchen zu thun, denen eigentlich aus Mangel von Thaten in dem friedlichsten Zustande von der Welt durch übertriebene Forderungen an sich selbst das Leben verleidet. Da ich selbst in dem Fall war und am Besten weiß, was für Pein ich darin erlitten, was für Anstrengung es mir gekostet, ihr zu entgehn, so will ich die Betrachtungen nicht verbergen, die ich über die verschiedenen Todesarten, die man wählen könnte, wohlbedächtig angestellt.

Es ist etwas so Unnatürliches, daß der Mensch sich von sich selbst losreiße, sich nicht allein beschädige, sondern vernichte, daß er meistentheils zu mechanischen Mitteln greift, um seinen Vorsatz ins Werk zu richten. Wenn Ajax in sein Schwert fällt, so ist es die Last seines Körpers, die ihm den letzten Dienst erweiset. Wenn der Krieger seinen Schildträger verpflichtet, ihn nicht in die Hände der Feinde gerathen zu lassen, so ist es auch eine äußere Kraft, deren er sich versichert, nur eine moralische statt einer physischen. Frauen suchen im Wasser die Kühlung ihres Verzweifelns, und das höchst mechanische Mittel des Schießgewehrs sichert eine schnelle That mit der geringsten Anstrengung. Des Erhängens erwähnt man nicht gern, weil es ein

unedler Tod ist. In England kann es am Ersten begegnen, weil man dort von Jugend auf so Manchen hängen sieht, ohne daß die Strafe gerade entehrend ist. Durch Gift, durch Oeffnung der Adern gedenkt man nur langsam vom Leben zu scheiden, und der raffinirteste, schnellste, schmerzenloseste Tod durch eine Natter war einer Königin würdig, die ihr Leben in Glanz und Lust zugebracht hatte. Alles dieses aber sind äußere Behelfe, sind Feinde, mit denen der Mensch gegen sich selbst einen Bund schließt.

Wenn ich nun alle diese Mittel überlegte und mich sonst in der Geschichte weiter umsah, so fand ich unter allen Denen, die sich selbst entleibt, Keinen, der diese That mit solcher Großheit und Freiheit des Geistes verrichtet als Kaiser Otho. Dieser, zwar als Feldherr im Nachtheil, aber doch keineswegs aufs Aeußerste gebracht, entschließt sich zum Besten des Reichs, das ihm gewissermaßen schon angehörte, und zur Schonung so vieler Tausende, die Welt zu verlassen. Er begeht mit seinen Freunden ein heiteres Nachtmahl, und man findet am andern Morgen, daß er sich einen scharfen Dolch mit eigner Hand in das Herz gestoßen. Diese einzige That schien mir nachahmungswürdig, und ich überzeugte mich, daß, wer nicht hierin handeln könne wie Otho, sich nicht erlauben dürfe, freiwillig aus der Welt zu gehn. Durch diese Ueberzeugung rettete ich mich nicht sowol von dem Vorsatz als von der Grille des Selbstmords, welche sich in jenen herrlichen Friedenszeiten bei einer müssigen Jugend eingeschlichen hatte. Unter einer ansehnlichen Waffensammlung besaß ich auch einen kostbaren wohlgeschliffenen Dolch. Diesen legte ich mir jederzeit neben das Bette, und ehe ich das Licht auslöschte, versuchte ich, ob es mir wol gelingen möchte, die scharfe Spitze ein paar Zoll tief in die Brust zu senken. Da dieses aber niemals gelingen wollte, so lachte ich mich zuletzt selbst aus, warf alle hypochondrischen Fratzen hinweg und beschloß zu leben. Um dies aber mit Heiterkeit thun zu können, mußte ich eine dichterische Aufgabe zur Ausführung bringen, wo Alles, was ich über diesen wichtigen Punkt empfunden, gedacht und gewähnt, zur Sprache kommen sollte. Ich versammelte hierzu die Elemente, die sich schon ein paar Jahre in mir herumtrieben, ich vergegenwärtigte mir die Fälle, die mich am Meisten gedrängt und geängstigt; aber es wollte sich nichts gestalten: es fehlte mir eine Begebenheit, eine Fabel, in welcher sie sich verkörpern könnten.

Auf einmal erfahre ich die Nachricht von Jerusalem's Tode und unmittelbar nach dem allgemeinen Gerüchte sogleich die genauste und umständlichste Beschreibung des Vorgangs, und in diesem Augenblick war der Plan zu „Werthern" gefunden; das Ganze schoß von allen Seiten zusammen und ward eine solide Masse, wie das Wasser im Gefäß, das eben auf dem Punkte des Gefrierens steht, durch die geringste Erschütterung sogleich in ein festes Eis verwandelt wird. Diesen seltsamen Gewinn festzuhalten, ein Werk von so bedeutendem und mannichfaltigem Inhalt mir zu vergegenwärtigen und in allen seinen Theilen auszuführen, war mir um so angelegener, als ich schon wieder in eine peinliche Lage gerathen war, die noch weniger Hoffnung ließ als die vorigen und nichts als Unmuth, wo nicht Verdruß weissagte.

Es ist immer ein Unglück, in neue Verhältnisse zu treten, in denen man nicht hergekommen ist; wir werden oft wider unsern Willen zu einer falschen Theilnahme gelockt, uns peinigt die Halbheit solcher Zustände, und doch sehen wir weder ein Mittel, sie zu ergänzen, noch ihnen zu entsagen.

Frau von la Roche hatte ihre älteste Tochter nach Frankfurt verheirathet, kam oft sie zu besuchen und konnte sich nicht recht in den Zustand finden, den sie doch selbst ausgewählt hatte. Anstatt sich darin behaglich zu fühlen oder zu irgend einer Veränderung Anlaß zu geben, erging sie sich in Klagen, so daß man wirklich denken mußte, ihre Tochter sei unglücklich, ob man gleich, da ihr nichts abging und ihr Gemahl ihr nichts verwehrte, nicht wohl einsah, worin das Unglück eigentlich bestünde. Ich war indessen in dem Hause gut aufgenommen und kam mit dem ganzen Zirkel in Berührung, der aus Personen bestand, die theils zur Heirath beigetragen hatten, theils derselben einen glücklichen Erfolg wünschten. Der Dechant von St. Leonhard, Dumeix, faßte Vertrauen, ja Freundschaft zu mir. Er war der erste katholische Geistliche, mit dem ich in nähere Berührung trat, und der, weil er ein sehr hellsehender Mann war, mir über den Glauben, die Gebräuche, die äußern und innern Verhältnisse der ältesten Kirche schöne und hinreichende Aufschlüsse gab. Der Gestalt einer wohlgebildeten, obgleich nicht jungen Frau mit Namen Servière erinnere ich mich noch genau. Ich kam mit der Allesina-Schweitzer'schen und andern Familien gleichfalls in Berührung und mit den Söhnen in Verhältnisse, die sich lange freundschaftlich fortsetzten, und sah mich auf einmal in

einem fremden Zirkel einheimisch, an dessen Beschäftigungen, Vergnügungen, selbst Religionsübungen ich Antheil zu nehmen veranlaßt, ja genöthigt wurde. Mein früheres Verhältniß zur jungen Frau, eigentlich ein geschwisterliches, ward nach der Heirath fortgesetzt; meine Jahre sagten den ihrigen zu, ich war der Einzige in dem ganzen Kreise, an dem sie noch einen Widerklang jener geistigen Töne vernahm, an die sie von Jugend auf gewöhnt war. Wir lebten in einem kindlichen Vertrauen zusammen fort, und ob sich gleich nichts Leidenschaftliches in unsern Umgang mischte, so war er doch peinigend genug, weil sie sich auch in ihre neue Umgebung nicht zu finden wußte und, obwol mit Glücksgütern gesegnet, aus dem heiteren Thal Ehrenbreitstein und einer fröhlichen Jugend in ein düster gelegenes Handelshaus versetzt, sich schon als Mutter von einigen Stiefkindern benehmen sollte. In so viel neue Familienverhältnisse war ich ohne wirklichen Antheil, ohne Mitwirkung eingeklemmt. War man mit einander zufrieden, so schien sich das von selbst zu verstehn; aber die meisten Theilnehmer wendeten sich in verdrießlichen Fällen an mich, die ich durch eine lebhafte Theilnahme mehr zu verschlimmern als zu verbessern pflegte. Es dauerte nicht lange, so wurde mir dieser Zustand ganz unerträglich, aller Lebensverdruß, der aus solchen Halbverhältnissen hervorzugehn pflegt, schien doppelt und dreifach auf mir zu lasten, und es bedurfte eines neuen gewaltsamen Entschlusses, mich auch hiervon zu befreien.

Jerusalem's Tod, der durch die unglückliche Neigung zu der Gattin eines Freundes verursacht ward, schüttelte mich aus dem Traum, und weil ich nicht blos mit Beschaulichkeit das, was ihm und mir begegnet, betrachtete, sondern das Aehnliche, was mir im Augenblicke selbst widerfuhr, mich in leidenschaftliche Bewegung setzte, so konnte es nicht fehlen, daß ich jener Produktion, die ich eben unternahm, alle die Gluth einhauchte, welche keine Unterscheidung zwischen dem Dichterischen und dem Wirklichen zuläßt. Ich hatte mich äußerlich völlig isolirt, ja die Besuche meiner Freunde verbeten, und so legte ich auch innerlich Alles bei Seite, was nicht unmittelbar hierher gehörte. Dagegen faßte ich Alles zusammen, was einigen Bezug auf meinen Vorsatz hatte, und wiederholte mir mein nächstes Leben, von dessen Inhalt ich noch keinen dichterischen Gebrauch gemacht hatte. Unter solchen Umständen, nach so langen und vielen geheimen Vorbereitungen schrieb ich den „Werther" in vier Wochen, ohne

daß ein Schema des Ganzen oder die Behandlung eines Theils irgend vorher wäre zu Papier gebracht gewesen.

Das nunmehr fertige Manuskript lag im Konzept, mit wenigen Korrekturen und Abänderungen vor mir. Es ward sogleich geheftet; denn der Band dient der Schrift ungefähr wie der Rahmen einem Bilde: man sieht viel eher, ob sie denn auch in sich wirklich bestehe. Da ich dieses Werklein ziemlich unbewußt, einem Nachtwandler ähnlich geschrieben hatte, so verwunderte ich mich selbst darüber, als ich es nun durchging, um daran etwas zu ändern und zu bessern. Doch in Erwartung, daß nach einiger Zeit, wenn ich es in gewisser Entfernung besähe, mir Manches beigehn würde, das noch zu seinem Vortheil gereichen könnte, gab ich es meinen jüngeren Freunden zu lesen, auf die es eine desto größere Wirkung that, als ich gegen meine Gewohnheit vorher Niemandem davon erzählt noch meine Absicht entdeckt hatte. Freilich war es hier abermals der Stoff, der eigentlich die Wirkung hervorbrachte, und so waren sie gerade in einer der meinigen entgegengesetzten Stimmung; denn ich hatte mich durch diese Komposition mehr als durch jede andere aus einem stürmischen Elemente gerettet, auf dem ich durch eigne und fremde Schuld, durch zufällige und gewählte Lebensweise, durch Vorsatz und Uebereilung, durch Hartnäckigkeit und Nachgeben auf die gewaltsamste Art hin und wieder getrieben worden. Ich fühlte mich wie nach einer Generalbeichte wieder froh und frei und zu einem neuen Leben berechtigt. Das alte Hausmittel war mir diesmal vortrefflich zu Statten gekommen. Wie ich mich nun aber dadurch erleichtert und aufgeklärt fühlte, die Wirklichkeit in Poesie verwandelt zu haben, so verwirrten sich meine Freunde daran, indem sie glaubten, man müsse die Poesie in Wirklichkeit verwandeln, einen solchen Roman nachspielen und sich allenfalls selbst erschießen: und was hier im Anfang unter Wenigen vorging, ereignete sich nachher im großen Publikum, und dieses Büchlein, was mir so viel genützt hatte, ward als höchst schädlich verrufen.

Allen den Uebeln jedoch und dem Unglück, das es hervorgebracht haben soll, wäre zufälligerweise beinahe vorgebeugt worden, als es bald nach seiner Entstehung Gefahr lief, vernichtet zu werden; und damit verhielt sich's also. Merck war seit Kurzem von Petersburg zurückgekommen. Ich hatte ihn, weil er immer beschäftigt war, nur wenig gesprochen und ihm von diesem Werther, der mir am Herzen lag, nur das All-

gemeinste eröffnen können. Einst besuchte er mich, und als er nicht sehr gesprächig schien, bat ich ihn, mir zuzuhören. Er setzte sich aufs Kanapee, und ich begann Brief vor Brief das Abenteuer vorzutragen. Nachdem ich eine Weile so fortgefahren hatte, ohne ihm ein Beifallszeichen abzulocken, griff ich mich noch pathetischer an, und wie ward mir zu Muthe, als er mich, da ich eine Pause machte, mit einem: „Nun ja! Es ist ganz hübsch", auf das Schrecklichste niederschlug und sich, ohne etwas weiter hinzuzufügen, entfernte. Ich war ganz außer mir; denn wie ich wol Freude an meinen Sachen, aber in der ersten Zeit kein Urtheil über sie hatte, so glaubte ich ganz sicher, ich habe mich im Sujet, im Ton, im Stil, die denn freilich alle bedenklich waren, vergriffen und etwas ganz Unzulässiges verfertigt. Wäre ein Kaminfeuer zur Hand gewesen, ich hätte das Werk sogleich hineingeworfen; aber ich ermannte mich wieder und verbrachte schmerzliche Tage, bis er mir endlich vertraute, daß er in jenem Moment sich in der schrecklichsten Lage befunden, in die ein Mensch gerathen kann. Er habe deswegen nichts gesehn noch gehört und wisse gar nicht, wovon in meinem Manuskripte die Rede sei. Die Sache hatte sich indessen, insofern sie sich herstellen ließ, wiederhergestellt, und Merck war in den Zeiten seiner Energie der Mann, sich ins Ungeheure zu schicken; sein Humor fand sich wieder ein, nur war er noch bitterer geworden als vorher. Er schalt meinen Vorsatz, den „Werther" umzuarbeiten, mit derben Ausdrücken und verlangte ihn gedruckt zu sehn, wie er lag. Es ward ein sauberes Manuskript davon besorgt, das nicht lange in meinen Händen blieb; denn zufälligerweise an demselben Tage, an dem meine Schwester sich mit Georg Schlosser verheirathete und das Haus, von einer freudigen Festlichkeit bewegt, glänzte, traf ein Brief von Weygand aus Leipzig ein, mich um ein Manuskript zu ersuchen. Ein solches Zusammentreffen hielt ich für ein günstiges Omen; ich sendete den „Werther" ab und war sehr zufrieden, als das Honorar, das ich dafür erhielt, nicht ganz durch die Schulden verschlungen wurde, die ich um des „Götz von Berlichingen" willen zu machen genöthigt gewesen.

Die Wirkung dieses Büchleins war groß, ja ungeheuer, und vorzüglich deshalb, weil es genau in die rechte Zeit traf. Denn wie es nur eines geringen Zündkrauts bedarf, um eine gewaltige Mine zu entschleudern, so war auch die Explosion, welche sich hierauf im Publikum ereignete, deshalb so mächtig,

weil die junge Welt sich schon selbst untergraben hatte, und die Erschütterung deswegen so groß, weil ein Jeder mit seinen übertriebenen Forderungen, unbefriedigten Leidenschaften und eingebildeten Leiden zum Ausbruch kam. Man kann von dem Publikum nicht verlangen, daß es ein geistiges Werk geistig aufnehmen solle. Eigentlich ward nur der Inhalt, der Stoff beachtet, wie ich schon an meinen Freunden erfahren hatte, und daneben trat das alte Vorurtheil wieder ein, entspringend aus der Würde eines gedruckten Buchs, daß es nämlich einen didaktischen Zweck haben müsse. Die wahre Darstellung aber hat keinen. Sie billigt nicht, sie tadelt nicht, sondern sie entwickelt die Gesinnungen und Handlungen in ihrer Folge, und dadurch erleuchtet und belehrt sie.

Von Recensionen nahm ich wenig Notiz. Die Sache war für mich völlig abgethan, jene guten Leute mochten nun auch sehn, wie sie damit fertig wurden. Doch verfehlten meine Freunde nicht, diese Dinge zu sammeln und, weil sie in meine Ansichten schon mehr eingeweiht waren, sich darüber lustig zu machen. Die „Freuden des jungen Werther's", mit welchen Nicolai sich hervorthat, gaben uns zu mancherlei Scherzen Gelegenheit. Dieser übrigens brave, verdienst- und kenntnißreiche Mann hatte schon angefangen, Alles niederzuhalten und zu beseitigen, was nicht zu seiner Sinnesart paßte, die er, geistig sehr beschränkt, für die ächte und einzige hielt. Auch gegen mich mußte er sich sogleich versuchen, und jene Broschüre kam uns bald in die Hände. Die höchst zarte Vignette von Chodowiecki machte mir viel Vergnügen, wie ich denn diesen Künstler über die Maßen verehrte. Das Machwerk selbst war aus der rohen Hausleinwand zugeschnitten, welche recht derb zu bereiten der Menschenverstand in seinem Familienkreise sich viel zu schaffen macht Ohne Gefühl, daß hier nichts zu vermitteln sei, daß Werther's Jugendblüthe schon von vorn herein als vom tödtlichen Wurm gestochen erscheine, läßt der Verfasser meine Behandlung bis Seite 214 gelten, und als der wüste Mensch sich zum tödtlichen Schritte vorbereitet, weiß der einsichtige psychische Arzt seinem Patienten eine mit Hühnerblut geladene Pistole unterzuschieben, woraus denn ein schmutziger Spektakel, aber glücklicherweise kein Unheil hervorgeht. Lotte wird Werther's Gattin, und die ganze Sache endigt sich zu Jedermanns Zufriedenheit.

So viel wüßte ich mich davon zu erinnern; denn es ist mir nie wieder unter die Augen gekommen. Die Vignette hatte

ich ausgeschnitten und unter meine liebsten Kupfer gelegt. Dann verfaßte ich zur stillen und unverfänglichen Rache ein kleines Spottgedicht, „Nicolai auf Werther's Grabe", welches sich jedoch nicht mittheilen läßt. Auch die Lust, Alles zu dramatisiren, ward bei dieser Gelegenheit abermals rege. Ich schrieb einen prosaischen Dialog zwischen Lotte und Werther, der ziemlich neckisch ausfiel. Werther beschwert sich bitterlich, daß die Erlösung durch Hühnerblut so schlecht abgelaufen. Er ist zwar am Leben geblieben, hat sich aber die Augen ausgeschossen. Nun ist er in Verzweiflung, ihr Gatte zu sein und sie nicht sehen zu können, da ihm der Anblick ihres Gesammtwesens fast lieber wäre als die süßen Einzelnheiten, deren er sich durchs Gefühl versichern darf. Lotten, wie man sie kennt, ist mit einem blinden Manne auch nicht sonderlich geholfen, und so findet sich Gelegenheit, Nicolai's Beginnen höchlich zu schelten, daß er sich ganz unberufen in fremde Angelegenheiten mische. Das Ganze war mit gutem Humor geschrieben und schilderte mit freier Vorahnung jenes unglückliche dünkelhafte Bestreben Nicolai's, sich mit Dingen zu befassen, denen er nicht gewachsen war, wodurch er sich und Andern in der Folge viel Verdruß machte und darüber zuletzt bei so entschiedenen Verdiensten seine literarische Achtung völlig verlor. Das Originalblatt dieses Scherzes ist niemals abgeschrieben worden und seit vielen Jahren verstoben. Ich hatte für die kleine Produktion eine besondere Vorliebe. Die reine, heiße Neigung der beiden jungen Personen war durch die komisch tragische Lage, in die sie sich versetzt fanden, mehr erhöht als geschwächt. Die größte Zärtlichkeit waltete durchaus, und auch der Gegner war nicht bitter, nur humoristisch behandelt. Nicht ganz so höflich ließ ich das Büchlein selber sprechen, welches, einen alten Reim nachahmend, sich also ausdrückte:

Mag jener dünkelhafte Mann
Mich als gefährlich preisen,
Der Plumpe, der nicht schwimmen kann,
Er will's dem Wasser verweisen.
Was schiert mich der Berliner Bann,
Geschmäcklerpfaffenwesen!
Und wer mich nicht verstehen kann,
Der lerne besser lesen!

Vorbereitet auf Alles, was man gegen den „Werther" vorbringen würde, fand ich so viele Widerreden keineswegs ver-

drießlich; aber daran hatte ich nicht gedacht, daß mir durch theilnehmende, wohlwollende Seelen eine unleidliche Qual bereitet sei; denn anstatt daß mir Jemand über mein Büchlein, wie es lag, etwas Verbindliches gesagt hätte, so wollten sie sämmtlich ein= für allemal wissen, was denn eigentlich an der Sache wahr sei, worüber ich denn sehr ärgerlich wurde und mich meistens höchst unartig dagegen äußerte. Denn diese Frage zu beantworten, hätte ich mein Werkchen, an dem ich so lange gesonnen, um so manchen Elementen eine poetische Einheit zu geben, wieder zerrupfen und die Form zerstören müssen, wodurch ja die wahrhaften Bestandtheile selbst, wo nicht vernichtet, wenigstens zerstreut und verzettelt worden wären. Näher betrachtet, konnte ich jedoch dem Publikum die Forderung nicht verübeln. Jerusalem's Schicksal hatte großes Aufsehn gemacht. Ein gebildeter, liebenswerther, unbescholtener junger Mann, der Sohn eines der ersten Gottesgelahrten und Schriftstellers, gesund und wohlhabend, ging auf einmal ohne bekannte Veranlassung aus der Welt. Jedermann fragte nun, wie das möglich gewesen, und als man von einer unglücklichen Liebe vernahm, war die ganze Jugend, als man von kleinen Verdrießlichkeiten, die ihm in vornehmerer Gesellschaft begegnet, sprach, der ganze Mittelstand aufgeregt, und Jedermann wünschte das Genauere zu erfahren. Nun erschien im „Werther" eine ausführliche Schilderung, in der man das Leben und die Sinnesart des genannten Jünglings wiederzufinden meinte. Lokalität und Persönlichkeit trafen zu, und bei der großen Natürlichkeit der Darstellung glaubte man sich nun vollkommen unterrichtet und befriedigt. Dagegen aber, bei näherer Betrachtung, paßte wieder so Vieles nicht, und es entstand für Die, welche das Wahre suchten, ein unerträgliches Geschäft, indem eine sondernde Kritik hundert Zweifel erregen muß. Auf den Grund der Sache war aber gar nicht zu kommen; denn was ich von meinem Leben und Leiden der Komposition zugewendet hatte, ließ sich nicht entziffern, indem ich als ein unbemerkter junger Mensch mein Wesen zwar nicht heimlich, aber doch im Stillen getrieben hatte.

Bei meiner Arbeit war mir nicht unbekannt, wie sehr begünstigt jener Künstler gewesen, dem man Gelegenheit gab, eine Venus aus mehreren Schönheiten herauszustudiren, und so nahm ich mir auch die Erlaubniß, an der Gestalt und den Eigenschaften mehrerer hübschen Kinder meine Lotte zu bilden, ob=

gleich die Hauptzüge von der geliebtesten genommen waren. Das forschende Publikum konnte daher Aehnlichkeiten von verschiedenen Frauenzimmern entdecken, und den Damen war es auch nicht ganz gleichgiltig, für die rechte zu gelten. Diese mehreren Lotten aber brachten mir unendliche Qual, weil Jedermann, der mich nur ansah, entschieden zu wissen verlangte, wo denn die eigentliche wohnhaft sei. Ich suchte mir wie Nathan mit den drei Ringen durchzuhelfen, auf einem Auswege, der freilich höheren Wesen zukommen mag, wodurch sich aber weder das gläubige noch das lesende Publikum will befriedigen lassen. Dergleichen peinliche Forschungen hoffte ich in einiger Zeit los zu werden; allein sie begleiteten mich durchs ganze Leben. Ich suchte mich davor auf Reisen durchs Inkognito zu retten; aber auch dieses Hilfsmittel wurde mir unversehens vereitelt, und so war der Verfasser jenes Werkleins, wenn er ja etwas Unrechtes und Schädliches gethan, dafür genugsam, ja übermäßig durch solche unausweichliche Zudringlichkeiten bestraft.

Auf diese Weise bedrängt, ward er nur allzu sehr gewahr, daß Autoren und Publikum durch eine ungeheure Kluft getrennt sind, wovon sie zu ihrem Glück beiderseits keinen Begriff haben. Wie vergeblich daher alle Vorreden seien, hatte er schon längst eingesehen; denn je mehr man seine Absicht klar zu machen gedenkt, zu desto mehr Verwirrung giebt man Anlaß. Ferner mag ein Autor bevorworten so viel er will, das Publikum wird immer fortfahren, die Forderungen an ihn zu machen, die er schon abzulehnen suchte. Mit einer verwandten Eigenheit der Leser, die uns besonders bei denen, welche ihr Urtheil drucken lassen, ganz komisch auffällt, ward ich gleichfalls früh bekannt. Sie leben nämlich in dem Wahn, man werde, indem man etwas leistet, ihr Schuldner und bleibe jederzeit noch weit zurück hinter dem, was sie eigentlich wollten und wünschten, ob sie gleich kurz vorher, ehe sie unsere Arbeit gesehn, noch gar keinen Begriff hatten, daß so etwas vorhanden oder nur möglich sein könnte. Alles dieses bei Seite gesetzt, so war nun das größte Glück oder Unglück, daß Jedermann von diesem seltsamen jungen Autor, der so unvermuthet und so kühn hervorgetreten, Kenntniß gewinnen wollte. Man verlangte ihn zu sehen, zu sprechen, auch in der Ferne etwas von ihm zu vernehmen, und so hatte er einen höchst bedeutenden, bald erfreulichen, bald unerquicklichen, immer aber zerstreuenden Zudrang zu erfahren. Denn es lagen angefangene Arbeiten genug

vor ihm, ja es wäre für einige Jahre hinreichend zu thun gewesen, wenn er mit hergebrachter Liebe sich daran hätte halten können; aber er war aus der Stille, der Dämmerung, der Dunkelheit, welche ganz allein die reinen Produktionen begünstigen kann, in den Lärmen des Tageslichts hervorgezogen, wo man sich in Andern verliert, wo man irre gemacht wird durch Theilnahme wie durch Kälte, durch Lob und durch Tadel, weil diese äußern Berührungen niemals mit der Epoche unserer innern Kultur zusammentreffen und uns daher, da sie nicht fördern können, nothwendig schaden müssen.

Doch mehr als alle Zerstreuungen des Tags hielt den Verfasser von Bearbeitung und Vollendung größerer Werke die Lust ab, die über jene Gesellschaft gekommen war, alles, was im Leben einigermaßen Bedeutendes vorging, zu dramatisiren. Was dieses Kunstwort (denn ein solches war es in jener produktiven Gesellschaft) eigentlich bedeutete, ist hier auseinanderzusetzen. Durch ein geistreiches Zusammensein an den heitersten Tagen aufgeregt, gewöhnte man sich, in augenblicklichen kurzen Darstellungen alles Dasjenige zu zersplittern, was man sonst zusammengehalten hatte, um größere Kompositionen daraus zu erbauen. Ein einzelner einfacher Vorfall, ein glücklich naives, ja ein albernes Wort, ein Mißverstand, eine Paradoxie, eine geistreiche Bemerkung, persönliche Eigenheiten oder Angewohnheiten, ja eine bedeutende Miene, und was nur immer in einem bunten rauschenden Leben vorkommen mag, Alles ward in Form des Dialogs, der Katechisation, einer bewegten Handlung, eines Schauspiels dargestellt, manchmal in Prosa, öfters in Versen.

An dieser genialisch-leidenschaftlich durchgesetzten Uebung bestätigte sich jene eigentlich poetische Denkweise. Man ließ nämlich Gegenstände, Begebenheiten, Personen an und für sich sowie in allen Verhältnissen bestehen; man suchte sie nur deutlich zu fassen und lebhaft abzubilden. Alles Urtheil, billigend oder mißbilligend, sollte sich vor den Augen des Beschauers in lebendigen Formen bewegen. Man könnte diese Produktionen belebte Sinngedichte nennen, die, ohne Schärfe und Spitzen, mit treffenden und entscheidenden Zügen reichlich ausgestattet waren. Das „Jahrmarktsfest" ist ein solches, oder vielmehr eine Sammlung solcher Epigramme. Unter allen dort auftretenden Masken sind wirkliche, in jener Sozietät lebende Glieder oder ihr wenigstens verbundene und einigermaßen bekannte Personen gemeint; aber der Sinn des Räthsels blieb den Meisten ver-

borgen, Alle lachten, und Wenige wußten, daß ihnen ihre eigensten Eigenheiten zum Scherze dienten. Der „Prolog" zu Bahrdt's „Neuesten Offenbarungen" gilt für einen Beleg anderer Art; die kleinsten finden sich unter den gemischten Gedichten, sehr viele sind zerstoben und verloren gegangen, manche noch übrige lassen sich nicht wohl mittheilen. Was hiervon im Druck erschienen, vermehrte nur die Bewegung im Publikum und die Neugierde auf den Verfasser; was handschriftlich mitgetheilt wurde, belebte den nächsten Kreis, der sich immer erweiterte. Doktor Bahrdt, damals in Gießen, besuchte mich, scheinbar höflich und zutraulich; er scherzte über den „Prolog" und wünschte ein freundliches Verhältniß. Wir jungen Leute aber fuhren fort, kein geselliges Fest zu begehen, ohne mit stiller Schadenfreude uns der Eigenheiten zu erfreuen, die wir an Andern bemerkt und glücklich dargestellt hatten.

Mißfiel es nun dem jungen Autor keineswegs, als ein literarisches Meteor angestaunt zu werden, so suchte er mit freudiger Bescheidenheit den bewährtesten Männern des Vaterlands seine Achtung zu bezeigen, unter denen vor allen andern der herrliche Justus Möser zu nennen ist. Dieses unvergleichlichen Mannes kleine Aufsätze staatsbürgerlichen Inhalts waren schon seit einigen Jahren in den Osnabrücker Intelligenzblättern abgedruckt und mir durch Herder bekannt geworden, der nichts ablehnte, was irgend würdig zu seiner Zeit, besonders aber im Druck sich hervorthat. Möser's Tochter, Frau von Voigts, war beschäftigt, diese zerstreuten Blätter zu sammeln. Wir konnten die Herausgabe kaum erwarten, und ich setzte mich mit ihr in Verbindung, um mit aufrichtiger Theilnahme zu versichern, daß die für einen bestimmten Kreis berechneten wirksamen Aufsätze sowol der Materie als der Form nach überall zum Nutzen und Frommen dienen würden. Sie und ihr Vater nahmen diese Aeußerung eines nicht ganz unbekannten Fremdlings gar wohl auf, indem eine Besorgniß, die sie gehegt, durch diese Erklärung vorläufig gehoben worden.

An diesen kleinen Aufsätzen, welche, sämmtlich in einem Sinne verfaßt, ein wahrhaft Ganzes ausmachen, ist die innigste Kenntniß des bürgerlichen Wesens im höchsten Grade merkwürdig und rühmenswerth. Wir sehen eine Verfassung auf der Vergangenheit ruhn und noch als lebendig bestehn. Von der einen Seite hält man am Herkommen fest, von der andern kann man die Bewegung und Veränderung der Dinge nicht

hindern. Hier fürchtet man sich vor einer nützlichen Neuerung, dort hat man Lust und Freude am Neuen, auch wenn es unnütz, ja schädlich wäre. Wie vorurtheilsfrei setzt der Verfasser die Verhältnisse der Stände aus einander sowie den Bezug, in welchem die Städte, Flecken und Dörfer wechselseitig stehn. Man erfährt ihre Gerechtsame zugleich mit den rechtlichen Gründen, es wird uns bekannt, wo das Grundkapital des Staats liegt und was es für Interessen bringt. Wir sehen den Besitz und seine Vortheile, dagegen aber auch die Abgaben und Nachtheile verschiedener Art, sodann den mannichfaltigen Erwerb; hier wird gleichfalls die ältere und neuere Zeit einander entgegengesetzt.

Osnabrück als Glied der Hanse finden wir in der ältern Epoche in großer Handelsthätigkeit. Nach jenen Zeitverhältnissen hat es eine merkwürdige und schöne Lage; es kann sich die Produkte des Landes zueignen und ist nicht allzu weit von der See entfernt, um auch dort selbst mitzuwirken. Nun aber, in der späteren Zeit, liegt es schon tief in der Mitte des Landes, es wird nach und nach vom Seehandel entfernt und ausgeschlossen. Wie dies zugegangen, wird von vielen Seiten dargestellt. Zur Sprache kommt der Konflikt Englands und der Küsten, der Häfen und des Mittellandes; hier werden die großen Vortheile Derer, welche der See anwohnen, herausgesetzt und ernstliche Vorschläge gethan, wie die Bewohner des Mittellandes sich dieselben gleichfalls zueignen könnten. Sodann erfahren wir gar Manches von Gewerben und Handwerken, und wie solche durch Fabriken überflügelt, durch Krämerei untergraben werden; wir sehen den Verfall als den Erfolg von mancherlei Ursachen und diesen Erfolg wieder als die Ursache neuen Verfalls in einem ewigen, schwer zu lösenden Zirkel; doch zeichnet ihn der wackere Staatsbürger auf eine so deutliche Weise hin, daß man noch glaubt, sich daraus retten zu können. Durchaus läßt der Verfasser die gründlichste Einsicht in die besondersten Umstände sehen. Seine Vorschläge, sein Rath, nichts ist aus der Luft gegriffen und doch so oft nicht ausführbar, deswegen er auch die Sammlung „Patriotische Phantasien" genannt, obgleich Alles sich darin an das Wirkliche und Mögliche hält.

Da nun aber alles Oeffentliche auf dem Familienwesen ruht, so wendet er auch dahin vorzüglich seinen Blick. Als Gegenstände seiner ernsten und scherzhaften Betrachtungen finden wir die Veränderung der Sitten und Gewohnheiten, der Klei-

dungen, der Diät, des häuslichen Lebens, der Erziehung. Man müßte eben Alles, was in der bürgerlichen und sittlichen Welt vorgeht, rubriziren, wenn man die Gegenstände erschöpfen wollte, die er behandelt. Und diese Behandlung ist bewundernswürdig. Ein vollkommener Geschäftsmann spricht zum Volke in Wochenblättern, um dasjenige, was eine einsichtige, wohlwollende Regierung sich vornimmt oder ausführt, einem Jeden von der rechten Seite faßlich zu machen, keineswegs aber lehrhaft, sondern in den mannichfaltigsten Formen, die man poetisch nennen könnte und die gewiß in dem besten Sinn für rhetorisch gelten müssen. Immer ist er über seinen Gegenstand erhaben und weiß uns eine heitere Ansicht des Ernstesten zu geben: bald hinter dieser, bald hinter jener Maske halb versteckt, bald in eigner Person sprechend, immer vollständig und erschöpfend, dabei immer froh, mehr oder weniger ironisch, durchaus tüchtig, rechtschaffen, wohlmeinend, ja manchmal derb und heftig und dieses Alles so abgemessen, daß man zugleich den Geist, den Verstand, die Leichtigkeit, Gewandtheit, den Geschmack und Charakter des Schriftstellers bewundern muß. In Absicht auf Wahl gemeinnütziger Gegenstände, auf tiefe Einsicht, freie Uebersicht, glückliche Behandlung, so gründlichen als frohen Humor wüßte ich ihm Niemand als Franklin zu vergleichen.

Ein solcher Mann imponirte uns unendlich und hatte den größten Einfluß auf eine Jugend, die auch etwas Tüchtiges wollte und im Begriff stand, es zu erfassen. In die Formen seines Vortrags glaubten wir uns wol auch finden zu können; aber wer durfte hoffen, sich eines so reichen Gehalts zu bemächtigen und die widerspenstigsten Gegenstände mit so viel Freiheit zu handhaben?

Doch das ist unser schönster und süßester Wahn, den wir nicht aufgeben dürfen, ob er uns gleich viel Pein im Leben verursacht: daß wir das, was wir schätzen und verehren, uns auch wo möglich zueignen, ja aus uns selbst hervorbringen und darstellen möchten.

Vierzehntes Buch.

Mit jener Bewegung nun, welche sich im Publikum verbreitete, ergab sich eine andere, für den Verfasser vielleicht von größerer Bedeutung, indem sie sich in seiner nächsten Umgebung ereignete. Aeltere Freunde, welche jene Dichtungen, die nun so großes Aufsehen machten, schon im Manuskript gekannt hatten und sie deshalb zum Theil als die ihrigen ansahen, triumphirten über den guten Erfolg, den sie, kühn genug, zum Voraus geweissagt. Zu ihnen fanden sich neue Theilnehmer, besonders solche, welche selbst eine produktive Kraft in sich spürten oder zu erregen und zu hegen wünschten.

Unter den Erstern that sich Lenz am Lebhaftesten und gar sonderbar hervor. Das Aeußerliche dieses merkwürdigen Menschen ist schon umrissen, seines humoristischen Talents mit Liebe gedacht; nun will ich von seinem Charakter mehr in Resultaten als schildernd sprechen, weil es unmöglich wäre, ihn durch die Umschweife seines Lebensganges zu begleiten und seine Eigenheiten darstellend zu überliefern.

Man kennt jene Selbstquälerei, welche, da man von außen und von Andern keine Noth hatte, an der Tagesordnung war und gerade die vorzüglichsten Geister beunruhigte. Was gewöhnliche Menschen, die sich nicht selbst beobachten, nur vorübergehend quält, was sie sich aus dem Sinne zu schlagen suchen, das ward von den Besseren scharf bemerkt, beachtet, in Schriften, Briefen und Tagebüchern aufbewahrt. Nun aber gesellten sich die strengsten sittlichen Forderungen an sich und Andere zu der größten Fahrlässigkeit im Thun, und ein aus dieser halben

Selbstkenntniß entspringender Dünkel verführte zu den seltsamsten Angewohnheiten und Unarten. Zu einem solchen Abarbeiten in der Selbstbeobachtung berechtigte jedoch die aufwachende empirische Psychologie, die nicht gerade Alles, was uns innerlich beunruhigt, für bös und verwerflich erklären wollte, aber doch auch nicht Alles billigen konnte; und so war ein ewiger, nie beizulegender Streit erregt. Diesen zu führen und zu unterhalten, übertraf nun Lenz alle übrigen Un- oder Halbbeschäftigten, welche ihr Inneres untergruben, und so litt er im Allgemeinen von der Zeitgesinnung, welche durch die Schilderung Werther's abgeschlossen sein sollte; aber ein individueller Zuschnitt unterschied ihn von allen Uebrigen, die man durchaus für offene, redliche Seelen anerkennen mußte. Er hatte nämlich einen entschiedenen Hang zur Intrigue, und zwar zur Intrigue an sich, ohne daß er eigentliche Zwecke, verständige, selbstische, erreichbare Zwecke dabei gehabt hätte; vielmehr pflegte er sich immer etwas Fratzenhaftes vorzusetzen, und eben deswegen diente es ihm zur beständigen Unterhaltung. Auf diese Weise war er Zeitlebens ein Schelm in der Einbildung, seine Liebe wie sein Haß waren imaginär, mit seinen Vorstellungen und Gefühlen verfuhr er willkürlich, damit er immerfort etwas zu thun haben möchte. Durch die verkehrtesten Mittel suchte er seinen Neigungen und Abneigungen Realität zu geben und vernichtete sein Werk immer wieder selbst; und so hat er Niemandem, den er liebte, jemals genützt, Niemandem, den er haßte, jemals geschadet, und im Ganzen schien er nur zu sündigen, um sich strafen, nur zu intriguiren, um eine neue Fabel auf eine alte pfropfen zu können.

Aus wahrhafter Tiefe, aus unerschöpflicher Produktivität ging sein Talent hervor, in welchem Zartheit, Beweglichkeit und Spitzfindigkeit mit einander wetteiferten, das aber bei aller seiner Schönheit durchaus kränkelte, und gerade diese Talente sind am Schwersten zu beurtheilen. Man konnte in seinen Arbeiten große Züge nicht verkennen; eine liebliche Zärtlichkeit schleicht sich durch zwischen den albernsten und barockesten Fratzen, die man selbst einem so gründlichen und anspruchlosen Humor, einer wahrhaft komischen Gabe kaum verzeihen kann. Seine Tage waren aus lauter Nichts zusammengesetzt, dem er durch seine Rührigkeit eine Bedeutung zu geben wußte, und er konnte um so mehr viele Stunden verschlendern, als die Zeit, die er zum Lesen anwendete, ihm bei einem glücklichen Gedächtniß

immer viel Frucht brachte und seine originelle Denkweise mit mannichfaltigem Stoff bereicherte.

Man hatte ihn mit livländischen Kavalieren nach Straßburg gesendet und einen Mentor nicht leicht unglücklicher wählen können. Der ältere Baron ging für einige Zeit ins Vaterland zurück und hinterließ eine Geliebte, an die er fest geknüpft war. Lenz, um den zweiten Bruder, der auch um dieses Frauenzimmer warb, und andere Liebhaber zurückzudrängen und das kostbare Herz seinem abwesenden Freunde zu erhalten, beschloß nun selbst sich in die Schöne verliebt zu stellen oder, wenn man will, zu verlieben. Er setzte diese seine These mit der hartnäckigsten Anhänglichkeit an das Ideal, das er sich von ihr gemacht hatte, durch, ohne gewahr werden zu wollen, daß er so gut als die Uebrigen ihr nur zum Scherz und zur Unterhaltung diene. Desto besser für ihn! Denn bei ihm war es auch nur Spiel, welches desto länger dauern konnte, als sie es ihm gleichfalls spielend erwiderte, ihn bald anzog, bald abstieß, bald hervorrief, bald hintansetzte. Man sei überzeugt, daß wenn er zum Bewußtsein kam, wie ihm denn das zuweilen zu geschehen pflegte, er sich zu einem solchen Fund recht behaglich Glück gewünscht habe.

Uebrigens lebte er, wie seine Zöglinge, meistens mit Offizieren der Garnison, wobei ihm die wundersamen Anschauungen, die er später in dem Lustspiel „Die Soldaten" aufstellte, mögen geworden sein. Indessen hatte diese frühe Bekanntschaft mit dem Militär die eigene Folge für ihn, daß er sich für einen großen Kenner des Waffenwesens hielt; auch hatte er wirklich dieses Fach nach und nach so im Detail studirt, daß er einige Jahre später ein großes Memoire an den französischen Kriegsminister aufsetzte, wovon er sich den besten Erfolg versprach. Die Gebrechen jenes Zustandes waren ziemlich gut gesehn, die Heilmittel dagegen lächerlich und unausführbar. Er aber hielt sich überzeugt, daß er dadurch bei Hofe großen Einfluß gewinnen könne, und wußte es den Freunden schlechten Dank, die ihn theils durch Gründe, theils durch thätigen Widerstand abhielten, dieses phantastische Werk, das schon sauber abgeschrieben, mit einem Briefe begleitet, couvertirt und förmlich adressirt war, zurückzuhalten und in der Folge zu verbrennen.

Mündlich und nachher schriftlich hatte er mir die sämmtlichen Irrgänge seiner Kreuz- und Querbewegungen in Bezug auf jenes Frauenzimmer vertraut. Die Poesie, die er in das

Gemeinste zu legen wußte, setzte mich oft in Erstaunen, so daß ich ihn dringend bat, den Kern dieses weitschweifigen Abenteuers geistreich zu befruchten und einen kleinen Roman daraus zu bilden; aber es war nicht seine Sache, ihm konnte nicht wohl werden, als wenn er sich grenzenlos im Einzelnen verfloß und sich an einem unendlichen Faden ohne Absicht hinspann. Vielleicht wird es dereinst möglich, nach diesen Prämissen seinen Lebensgang bis zu der Zeit, da er sich in Wahnsinn verlor, auf irgend eine Weise anschaulich zu machen; gegenwärtig halte ich mich an das Nächste, was eigentlich hierher gehört.

Kaum war „Götz von Berlichingen" erschienen, als mir Lenz einen weitläuftigen Aufsatz zusendete, auf geringes Konzeptpapier geschrieben, dessen er sich gewöhnlich bediente, ohne den mindesten Rand weder oben noch unten noch an den Seiten zu lassen. Diese Blätter waren betitelt: „Ueber unsere Ehe", und sie würden, wären sie noch vorhanden, uns gegenwärtig mehr aufklären als mich damals, da ich über ihn und sein Wesen noch sehr im Dunkeln schwebte. Das Hauptabsehen dieser weitläuftigen Schrift war, mein Talent und das seinige neben einander zu stellen; bald schien er sich mir zu subordiniren, bald sich mir gleich zu setzen; das Alles aber geschah mit so humoristischen und zierlichen Wendungen, daß ich die Ansicht, die er mir dadurch geben wollte, um so lieber aufnahm, als ich seine Gaben wirklich sehr hoch schätzte und immer nur darauf drang, daß er aus dem formlosen Schweifen sich zusammenziehen und die Bildungsgabe, die ihm angeboren war, mit kunstgemäßer Fassung benutzen möchte. Ich erwiderte sein Vertrauen freundlichst, und weil er in seinen Blättern auf die innigste Verbindung drang (wie denn auch schon der wunderliche Titel andeutete), so theilte ich ihm von nun an Alles mit, sowol das schon Gearbeitete als was ich vorhatte; er sendete mir dagegen nach und nach seine Manuskripte, den „Hofmeister", den „Neuen Menoza", die „Soldaten", Nachbildungen des Plautus und jene Uebersetzung des englischen Stücks als Zugabe zu den Anmerkungen über das Theater.

Bei diesen war es mir einigermaßen auffallend, daß er in einem lakonischen Vorberichte sich dahin äußerte, als sei der Inhalt dieses Aufsatzes, der mit Heftigkeit gegen das regelmäßige Theater gerichtet war, schon vor einigen Jahren als Vorlesung einer Gesellschaft von Literaturfreunden bekannt geworden, zu der Zeit also, wo „Götz" noch nicht geschrieben gewesen. In

Lenzens Straßburger Verhältnissen schien ein literarischer Zirkel, den ich nicht kennen sollte, etwas problematisch; allein ich ließ es hingehen und verschaffte ihm zu dieser wie zu seinen übrigen Schriften bald Verleger, ohne auch nur im Mindesten zu ahnen, daß er mich zum vorzüglichsten Gegenstande seines imaginären Hasses und zum Ziel einer abenteuerlichen und grillenhaften Verfolgung ausersehn hatte.

Vorübergehend will ich nur der Folge wegen noch eines guten Gesellen gedenken, der, obgleich von keinen außerordentlichen Gaben, doch auch mitzählte. Er hieß Wagner, erst ein Glied der Straßburger, dann der Frankfurter Gesellschaft, nicht ohne Geist, Talent und Unterricht. Er zeigte sich als ein Strebender, und so war er willkommen. Auch hielt er treulich an mir, und weil ich aus Allem, was ich vorhatte, kein Geheimniß machte, so erzählte ich ihm wie Andern meine Absicht mit „Faust", besonders die Katastrophe von Gretchen. Er faßte das Sujet auf und benutzte es für ein Trauerspiel, „Die Kindesmörderin". Es war das erste Mal, daß mir Jemand etwas von meinen Vorsätzen wegschnappte; es verdroß mich, ohne daß ich's ihm nachgetragen hätte. Ich habe dergleichen Gedankenraub und Vorwegnahmen nachher noch oft genug erlebt und hatte mich bei meinem Zaudern und Beschwätzen so manches Vorgesetzten und Eingebildeten nicht mit Recht zu beschweren.

Wenn Redner und Schriftsteller in Betracht der großen Wirkung, welche dadurch hervorzubringen ist, sich gern der Kontraste bedienen, und sollten sie auch erst aufgesucht und herbeigeholt werden, so muß es dem Verfasser um so angenehmer sein, daß ein entschiedener Gegensatz sich ihm anbietet, indem er nach Lenzen von Klingern zu sprechen hat. Beide waren gleichzeitig, bestrebten sich in ihrer Jugend mit und neben einander. Lenz jedoch, als ein vorübergehendes Meteor, zog nur augenblicklich über den Horizont der deutschen Literatur hin und verschwand plötzlich, ohne im Leben eine Spur zurückzulassen; Klinger hingegen, als einflußreicher Schriftsteller, als thätiger Geschäftsmann, erhält sich noch bis auf diese Zeit. Von ihm werde ich nun ohne weitere Vergleichung, die sich von selbst ergiebt, sprechen, insofern es nöthig ist, da er nicht im Verborgenen so Manches geleistet und so Vieles gewirkt, sondern Beides in weiterem und näherem Kreise noch in gutem Andenken und Ansehn steht.

Klinger's Aeußeres — denn von diesem beginne ich immer

am Liebsten — war sehr vortheilhaft. Die Natur hatte ihm eine große, schlanke, wohlgebaute Gestalt und eine regelmäßige Gesichtsbildung gegeben; er hielt auf seine Person, trug sich nett, und man konnte ihn für das hübscheste Mitglied der ganzen kleinen Gesellschaft ansprechen. Sein Betragen war weder zuvorkommend noch abstoßend und, wenn es nicht innerlich stürmte, gemäßigt.

Man liebt an dem Mädchen, was es ist, und an dem Jüngling, was er ankündigt, und so war ich Klinger's Freund, sobald ich ihn kennen lernte. Er empfahl sich durch eine reine Gemüthlichkeit, und ein unverkennbar entschiedener Charakter erwarb ihm Zutrauen. Auf ein ernstes Wesen war er von Jugend auf hingewiesen; er nebst einer ebenso schönen und wackern Schwester hatte für eine Mutter zu sorgen, die als Wittwe solcher Kinder bedurfte, um sich aufrecht zu erhalten. Alles, was an ihm war, hatte er sich selbst verschafft und geschaffen, so daß man ihm einen Zug von stolzer Unabhängigkeit, der durch sein Betragen durchging, nicht verargte. Entschiedene natürliche Anlagen, welche allen wohlbegabten Menschen gemein sind, leichte Fassungskraft, vortreffliches Gedächtniß, Sprachengabe besaß er in hohem Grade; aber Alles schien er weniger zu achten als die Festigkeit und Beharrlichkeit, die sich ihm, gleichfalls angeboren, durch Umstände völlig bestätigt hatten.

Einem solchen Jüngling mußten Rousseau's Werke vorzüglich zusagen. „Emil" war sein Haupt- und Grundbuch, und jene Gesinnungen fruchteten um so mehr bei ihm, als sie über die ganze gebildete Welt allgemeine Wirkung ausübten, ja bei ihm mehr als bei Andern. Denn auch er war ein Kind der Natur, auch er hatte von unten auf angefangen; das, was Andere wegwerfen sollten, hatte er nie besessen, Verhältnisse, aus welchen sie sich retten sollten, hatten ihn nie beengt, und so konnte er für einen der reinsten Jünger jenes Natur-Evangeliums angesehen werden und in Betracht seines ernsten Bestrebens, seines Betragens als Mensch und Sohn recht wohl ausrufen: „Alles ist gut, wie es aus den Händen der Natur kommt!" — Aber auch den Nachsatz: „Alles verschlimmert sich unter den Händen der Menschen!" drängte ihm eine widerwärtige Erfahrung auf. Er hatte nicht mit sich selbst, aber außer sich mit der Welt des Herkommens zu kämpfen, von deren Fesseln der Bürger von Genf uns zu erlösen gedachte. Weil nun in des Jünglings Lage dieser Kampf oft schwer und

sauer ward, so fühlte er sich gewaltsamer in sich zurückgetrieben, als daß er durchaus zu einer frohen und freudigen Ausbildung hätte gelangen können: vielmehr mußte er sich durchstürmen, durchdrängen, daher sich ein bitterer Zug in sein Wesen schlich, den er in der Folge zum Theil gehegt und genährt, mehr aber bekämpft und besiegt hat.

In seinen Produktionen, insofern sie mir gegenwärtig sind, zeigt sich ein strenger Verstand, ein biederer Sinn, eine rege Einbildungskraft, eine glückliche Beobachtung der menschlichen Mannichfaltigkeit und eine charakteristische Nachbildung der generischen Unterschiede. Seine Mädchen und Knaben sind frei und lieblich, seine Jünglinge glühend, seine Männer schlicht und verständig, die Figuren, die er ungünstig darstellt, nicht zu sehr übertrieben; ihm fehlt es nicht an Heiterkeit und guter Laune, Witz und glücklichen Einfällen; Allegorien und Symbole stehen ihm zu Gebot; er weiß uns zu unterhalten und zu vergnügen, und der Genuß würde noch reiner sein, wenn er sich und uns den heitern bedeutenden Scherz nicht durch ein bitteres Mißwollen hier und da verkümmerte. Doch dies macht ihn eben zu dem, was er ist, und dadurch wird ja die Gattung der Lebenden und Schreibenden so mannichfaltig, daß ein Jeder theoretisch zwischen Erkennen und Irren, praktisch zwischen Beleben und Vernichten hin und wieder wogt.

Klinger gehört unter Die, welche sich aus sich selbst, aus ihrem Gemüthe und Verstande heraus zur Welt gebildet hatten. Weil nun dieses mit und in einer größeren Masse geschah und sie sich unter einander einer verständlichen, aus der allgemeinen Natur und aus der Volkseigenthümlichkeit herfließenden Sprache mit Kraft und Wirkung bedienten, so waren ihnen früher und später alle Schulformen äußerst zuwider, besonders wenn sie, von ihrem lebendigen Ursprung getrennt, in Phrasen ausarteten und so ihre erste frische Bedeutung gänzlich verloren. Wie nun gegen neue Meinungen, Ansichten, Systeme, so erklären sich solche Männer auch gegen neue Ereignisse, hervortretende bedeutende Menschen, welche große Veränderungen ankündigen oder bewirken: ein Verfahren, das ihnen keineswegs so zu verargen ist, weil sie dasjenige von Grund aus gefährdet sehen, dem sie ihr eignes Dasein und Bildung schuldig geworden.

Jenes Beharren eines tüchtigen Charakters aber wird um desto würdiger, wenn es sich durch das Welt- und Geschäftsleben durcherhält, und wenn eine Behandlungsart des Vorkomm-

lichen, welche Manchem schroff, ja gewaltsam scheinen möchte, zur rechten Zeit angewandt, am Sichersten zum Ziele führt. Dies geschah bei ihm, da er, ohne Biegsamkeit (welches ohnedem die Tugend der geborenen Reichsbürger niemals gewesen), aber desto tüchtiger, fester und redlicher sich zu bedeutenden Posten erhob, sich darauf zu erhalten wußte und mit Beifall und Gnade seiner höchsten Gönner fortwirkte, dabei aber niemals weder seine alten Freunde noch den Weg, den er zurückgelegt, vergaß. Ja, er suchte die vollkommenste Stetigkeit des Andenkens durch alle Grade der Abwesenheit und Trennung hartnäckig zu erhalten; wie es denn gewiß angemerkt zu werden verdient, daß er als ein anderer Willigis in seinem durch Ordenszeichen geschmückten Wappen Merkmale seiner frühesten Zeit zu verewigen nicht verschmähte.

Es dauerte nicht lange, so kam ich auch mit Lavatern in Verbindung. Der „Brief des Pastors" an seinen Kollegen hatte ihm stellenweise sehr eingeleuchtet, denn Manches traf mit seinen Gesinnungen vollkommen überein. Bei seinem unablässigen Treiben ward unser Briefwechsel bald sehr lebhaft. Er machte so eben ernstliche Anstalten zu seiner größern Physiognomik, deren Einleitung schon früher in das Publikum gelangt war. Er forderte alle Welt auf, ihm Zeichnungen, Schattenrisse, besonders aber Christusbilder zu schicken, und ob ich gleich so gut wie gar nichts leisten konnte, so wollte er doch von mir ein- für allemal auch einen Heiland gezeichnet haben, wie ich mir ihn vorstellte. Dergleichen Forderungen des Unmöglichen gaben mir zu mancherlei Scherzen Anlaß, und ich wußte mir gegen seine Eigenheiten nicht anders zu helfen, als daß ich die meinigen hervorkehrte.

Die Anzahl Derer, welche keinen Glauben an die Physiognomik hatten oder doch wenigstens sie für ungewiß und trieglich hielten, war sehr groß, und sogar Viele, die es mit Lavatern gut meinten, fühlten einen Kitzel, ihn zu versuchen und ihm wo möglich einen Streich zu spielen. Er hatte sich in Frankfurt bei einem nicht ungeschickten Maler die Profile mehrerer namhaften Menschen bestellt. Der Absender erlaubte sich den Scherz, Bahrdt's Porträt zuerst statt des meinigen abzuschicken, wogegen eine zwar muntere, aber donnernde Epistel zurückkam mit allen Trümpfen und Betheurungen, daß dies mein Bild nicht sei, und was Lavater sonst Alles zu Bestätigung der physiognomischen Lehre bei dieser Gelegenheit mochte

zu sagen haben. Mein wirkliches nachgesendetes ließ er eher gelten; aber auch hier schon that sich der Widerstreit hervor, in welchem er sich sowol mit den Malern als mit den Individuen befand. Jene konnten ihm niemals wahr und genau genug arbeiten, diese, bei allen Vorzügen, welche sie haben mochten, blieben doch immer zu weit hinter der Idee zurück, die er von der Menschheit und den Menschen hegte, als daß er nicht durch das Besondere, wodurch der Einzelne zur Person wird, einigermaßen hätte abgestoßen werden sollen.

Der Begriff von der Menschheit, der sich in ihm und an seiner Menschheit herangebildet hatte, war so genau mit der Vorstellung verwandt, die er von Christo lebendig in sich trug, daß es ihm unbegreiflich schien, wie ein Mensch leben und athmen könne, ohne zugleich ein Christ zu sein. Mein Verhältniß zu der christlichen Religion lag blos in Sinn und Gemüth, und ich hatte von jener physischen Verwandtschaft, zu welcher Lavater sich hinneigte, nicht den mindesten Begriff. Aergerlich war mir daher die heftige Zudringlichkeit eines so geist- als herzvollen Mannes, mit der er auf mich sowie auf Mendelssohn und Andere losging und behauptete, man müsse entweder mit ihm ein Christ, ein Christ nach seiner Art werden, oder man müsse ihn zu sich hinüberziehen, man müsse ihn gleichfalls von demjenigen überzeugen, worin man seine Beruhigung finde. Diese Forderung, so unmittelbar dem liberalen Weltsinn, zu dem ich mich nach und nach auch bekannte, entgegenstehend, that auf mich nicht die beste Wirkung. Alle Bekehrungsversuche, wenn sie nicht gelingen, machen Denjenigen, den man zum Proselyten ausersah, starr und verstockt, und dieses war um so mehr mein Fall, als Lavater zuletzt mit dem harten Dilemma hervortrat: „Entweder Christ oder Atheist!" Ich erklärte darauf, daß wenn er mir mein Christenthum nicht lassen wollte, wie ich es bisher gehegt hätte, so könnte ich mich auch wol zum Atheismus entschließen, zumal da ich sähe, daß Niemand recht wisse, was Beides eigentlich heißen solle.

Dieses Hin- und Wiederschreiben, so heftig es auch war, störte das gute Verhältniß nicht. Lavater hatte eine unglaubliche Geduld, Beharrlichkeit, Ausdauer; er war seiner Lehre gewiß, und bei dem entschiedenen Vorsatz, seine Ueberzeugung in der Welt auszubreiten, ließ er sich's gefallen, was nicht durch Kraft geschehen konnte, durch Abwarten und Milde durchzuführen. Ueberhaupt gehörte er zu den wenigen glücklichen Menschen,

deren äußerer Beruf mit dem innern vollkommen übereinstimmt und deren früheste Bildung, stetig zusammenhängend mit der spätern, ihre Fähigkeiten naturgemäß entwickelt. Mit den zartesten sittlichen Anlagen geboren, bestimmte er sich zum Geistlichen. Er genoß des nöthigen Unterrichts und zeigte viele Fähigkeiten, ohne sich jedoch zu jener Ausbildung hinzuneigen, die man eigentlich gelehrt nennt. Denn auch er, um so viel früher geboren als wir, ward von dem Freiheits- und Naturgeist der Zeit ergriffen, der Jedem sehr schmeichlerisch in die Ohren raunte: man habe ohne viele äußere Hilfsmittel Stoff und Gehalt genug in sich selbst, Alles komme nur darauf an, daß man ihn gehörig entfalte. Die Pflicht des Geistlichen, sittlich im täglichen Sinne, religiös im höheren auf die Menschen zu wirken, traf mit seiner Denkweise vollkommen überein. Redliche und fromme Gesinnungen, wie er sie fühlte, den Menschen mitzutheilen, sie in ihnen zu erregen, war des Jünglings entschiedenster Trieb, und seine liebste Beschäftigung, wie auf sich selbst, so auf Andere zu merken. Jenes ward ihm durch ein inneres Zartgefühl, dieses durch einen scharfen Blick auf das Aeußere erleichtert, ja aufgedrungen. Zur Beschaulichkeit war er jedoch nicht geboren, zur Darstellung im eigentlichen Sinne hatte er keine Gabe; er fühlte sich vielmehr mit allen seinen Kräften zur Thätigkeit, zur Wirksamkeit gedrängt, so daß ich Niemand gekannt habe, der ununterbrochener handelte als er. Weil nun aber unser inneres sittliches Wesen in äußeren Bedingungen verkörpert ist, es sei nun, daß wir einer Familie, einem Stande, einer Gilde, einer Stadt oder einem Staate angehören, so mußte er zugleich, insofern er wirken wollte, alle diese Aeußerlichkeiten berühren und in Bewegung setzen, wodurch denn freilich mancher Anstoß, manche Verwickelung entsprang, besonders da das Gemeinwesen, als dessen Glied er geboren war, in der genausten und bestimmtesten Beschränkung einer löblichen hergebrachten Freiheit genoß. Schon der republikanische Knabe gewöhnt sich, über das öffentliche Wesen zu denken und mitzusprechen. In der ersten Blüthe seiner Tage sieht sich der Jüngling als Zunftgenosse bald in dem Fall, seine Stimme zu geben und zu versagen. Will er gerecht und selbstständig urtheilen, so muß er sich von dem Werth seiner Mitbürger vor allen Dingen überzeugen, er muß sie kennen lernen, er muß sich nach ihren Gesinnungen, nach ihren Kräften umthun und so, indem er Andere zu erforschen trachtet, immer in seinen eignen Busen zurückkehren.

In solchen Verhältnissen übte sich Lavater früh, und eben diese Lebensthätigkeit scheint ihn mehr beschäftigt zu haben als Sprachstudien, als jene sondernde Kritik, die, mit ihnen verwandt, ihr Grund sowie ihr Ziel ist. In späteren Jahren, da sich seine Kenntnisse, seine Einsichten unendlich weit ausgebreitet hatten, sprach er doch im Ernst und Scherz oft genug aus, daß er nicht gelehrt sei; und gerade einem solchen Mangel von eindringendem Studium muß man zuschreiben, daß er sich an den Buchstaben der Bibel, ja der Bibelübersetzung hielt und freilich für das, was er suchte und beabsichtigte, hier genugsame Nahrung und Hilfsmittel fand.

Aber gar bald ward jener zunft- und gildemäßig langsam bewegte Wirkungskreis dem lebhaften Naturell zu enge. Gerecht zu sein wird dem Jüngling nicht schwer, und ein reines Gemüth verabscheut die Ungerechtigkeit, deren es sich selbst noch nicht schuldig gemacht hat. Die Bedrückungen eines Landvogts lagen offenbar vor den Augen der Bürger, schwerer waren sie vor Gericht zu bringen. Lavater gesellt sich einen Freund zu, und Beide bedrohen, ohne sich zu nennen, jenen strafwürdigen Mann. Die Sache wird ruchbar, man sieht sich genöthigt, sie zu untersuchen. Der Schuldige wird bestraft, aber die Veranlasser dieser Gerechtigkeit werden getadelt, wo nicht gescholten. In einem wohleingerichteten Staate soll das Rechte selbst nicht auf unrechte Weise geschehn.

Auf einer Reise, die Lavater durch Deutschland macht, setzt er sich mit gelehrten und wohldenkenden Männern in Berührung; allein er befestigt sich dabei nur mehr in seinen eignen Gedanken und Ueberzeugungen; nach Hause zurückgekommen, wirkt er immer freier aus sich selbst. Als ein edler, guter Mensch fühlt er in sich einen herrlichen Begriff von der Menschheit, und was diesem allenfalls in der Erfahrung widerspricht, alle die unleugbaren Mängel, die einen Jeden von der Vollkommenheit ablenken, sollen ausgeglichen werden durch den Begriff der Gottheit, die sich in der Mitte der Zeiten in die menschliche Natur herabgesenkt, um ihr früheres Ebenbild vollkommen wiederherzustellen.

So viel vorerst von den Anfängen dieses merkwürdigen Mannes, und nun vor allen Dingen eine heitere Schilderung unseres persönlichen Zusammentreffens und Beisammenseins! Denn unser Briefwechsel hatte nicht lange gedauert, als er mir und Andern ankündigte, er werde bald auf einer vorzunehmenden

Rheinreise in Frankfurt einsprechen. Sogleich entstand im Publikum die größte Bewegung; Alle waren neugierig, einen so merkwürdigen Mann zu sehen; Viele hofften für ihre sittliche und religiöse Bildung zu gewinnen; die Zweifler dachten sich mit bedeutenden Einwendungen hervorzuthun, die Einbildischen waren gewiß, ihn durch Argumente, in denen sie sich selbst bestärkt hatten, zu verwirren und zu beschämen, und was sonst alles Williges und Unwilliges einen bemerkten Menschen erwartet, der sich mit dieser gemischten Welt abzugeben gedenkt.

Unser erstes Begegnen war herzlich; wir umarmten uns aufs Freundlichste, und ich fand ihn gleich, wie mir ihn so manche Bilder schon überliefert hatten. Ein Individuum, einzig, ausgezeichnet, wie man es nicht gesehn hat und nicht wieder sehn wird, sah ich lebendig und wirksam vor mir. Er hingegen verrieth im ersten Augenblick durch einige sonderbare Ausrufungen, daß er mich anders erwartet habe. Ich versicherte ihm dagegen nach meinem angeborenen und angebildeten Realismus, daß, da es Gott und der Natur nun einmal gefallen habe, mich so zu machen, wir es auch dabei wollten bewenden lassen. Nun kamen zwar sogleich die bedeutendsten Punkte zur Sprache, über die wir uns in Briefen am Wenigsten vereinigen konnten; allein dieselben ausführlich zu behandeln, ward uns nicht Raum gelassen, und ich erfuhr, was mir noch nie vorgekommen.

Wir Andern, wenn wir uns über Angelegenheiten des Geistes und Herzens unterhalten wollten, pflegten uns von der Menge, ja von der Gesellschaft zu entfernen, weil es bei der vielfachen Denkweise und den verschiedenen Bildungsstufen schon schwer fällt, sich auch nur mit Wenigen zu verständigen. Allein Lavater war ganz anders gesinnt: er liebte seine Wirkungen ins Weite und Breite auszudehnen, ihm ward nicht wohl als in der Gemeinde, für deren Belehrung und Unterhaltung er ein besonderes Talent besaß, welches auf jener großen physiognomischen Gabe ruhte. Ihm war eine richtige Unterscheidung der Personen und Geister verliehen, so daß er einem Jeden geschwind ansah, wie ihm allenfalls zu Muthe sein möchte. Fügte sich hiezu nun ein aufrichtiges Bekenntniß, eine treuherzige Frage, so wußte er aus der großen Fülle innerer und äußerer Erfahrung zu Jedermanns Befriedigung das Gehörige zu erwidern. Die tiefe Sanftmuth seines Blicks, die bestimmte Lieblichkeit seiner Lippen, selbst der durch sein Hochdeutsch durchtönende treuherzige Schweizerdialekt und wie manches Andere,

was ihn auszeichnete, gab Allen, zu denen er sprach, die angenehmste Sinnesberuhigung; ja, seine bei flacher Brust etwas vorgebogene Körperhaltung trug nicht wenig dazu bei, die Uebergewalt seiner Gegenwart mit der übrigen Gesellschaft auszugleichen. Gegen Anmaßung und Dünkel wußte er sich sehr ruhig und geschickt zu benehmen; denn indem er auszuweichen schien, wendete er auf einmal eine große Ansicht, auf welche der beschränkte Gegner niemals denken konnte, wie einen diamantnen Schild hervor und wußte denn doch das daher entspringende Licht so angenehm zu mäßigen, daß dergleichen Menschen, wenigstens in seiner Gegenwart, sich belehrt und überzeugt fühlten. Vielleicht hat der Eindruck bei Manchen fortgewirkt; denn selbstische Menschen sind wol zugleich auch gut: es kommt nur darauf an, daß die harte Schale, die den fruchtbaren Kern umschließt, durch gelinde Einwirkung aufgelöst werde.

Was ihm dagegen die größte Pein verursachte, war die Gegenwart solcher Personen, deren äußere Häßlichkeit sie zu entschiedenen Feinden jener Lehre von der Bedeutsamkeit der Gestalten unwiderruflich stempeln mußte. Sie wendeten gewöhnlich einen hinreichenden Menschenverstand, ja sonstige Gaben und Talente leidenschaftlich mißwollend und kleinlich zweifelnd an, um eine Lehre zu entkräften, die für ihre Persönlichkeit beleidigend schien; denn es fand sich nicht leicht Jemand so großdenkend wie Sokrates, der gerade seine faunische Hülle zu Gunsten einer erworbenen Sittlichkeit gedeutet hätte. Die Härte, die Verstockung solcher Gegner war ihm fürchterlich, sein Gegenstreben nicht ohne Leidenschaft, so wie das Schmelzfeuer die widerstrebenden Erze als lästig und feindselig anfauchen muß.

Unter solchen Umständen war an ein vertrauliches Gespräch, an ein solches, das Bezug auf uns selbst gehabt hätte, nicht zu denken, ob ich mich gleich durch Beobachtung der Art, wie er die Menschen behandelte, sehr belehrt, jedoch nicht gebildet fand; denn meine Lage war ganz von der seinigen verschieden. Wer sittlich wirkt, verliert keine seiner Bemühungen; denn es gedeiht davon weit mehr, als das Evangelium vom Sämanne allzu bescheiden eingesteht: wer aber künstlerisch verfährt, der hat in jedem Werke Alles verloren, wenn es nicht als ein solches anerkannt wird. Nun weiß man, wie ungeduldig meine lieben theilnehmenden Leser mich zu machen pflegten, und aus welchen Ursachen ich höchst abgeneigt war, mich mit ihnen zu verständigen. Nun fühlte ich den Abstand zwischen meiner und der

Lavater'schen Wirksamkeit nur allzu sehr: die seine galt in der Gegenwart, die meine in der Abwesenheit; wer mit ihm in der Ferne unzufrieden war, befreundete sich ihm in der Nähe, und wer mich nach meinen Werken für liebenswürdig hielt, fand sich sehr getäuscht, wenn er an einen starren, ablehnenden Menschen anstieß.

Merck, der von Darmstadt sogleich herübergekommen war, spielte den Mephistopheles, spottete besonders über das Zudringen der Weiblein, und als einige derselben die Zimmer, die man dem Propheten eingeräumt, und besonders auch das Schlafzimmer mit Aufmerksamkeit untersuchten, sagte der Schalk: die frommen Seelen wollten doch sehen, wo man den Herrn hingelegt habe. — Mit alle dem mußte er sich so gut wie die Andern exorzisiren lassen; denn Lips, der Lavatern begleitete, zeichnete sein Profil so ausführlich und brav wie die Bildnisse bedeutender und unbedeutender Menschen, welche dereinst in dem großen Werke der Physiognomik angehäuft werden sollten.

Für mich war der Umgang mit Lavatern höchst wichtig und lehrreich; denn seine dringenden Anregungen brachten mein ruhiges, künstlerisch beschauliches Wesen in Umtrieb, freilich nicht zu meinem augenblicklichen Vortheil, indem die Zerstreuung, die mich schon ergriffen hatte, sich nur vermehrte; allein es war so viel unter uns zur Sprache gekommen, daß in mir die größte Sehnsucht entstand, diese Unterhaltung fortzusetzen. Daher entschloß ich mich, ihn, wenn er nach Ems gehen würde, zu begleiten, um unterwegs, im Wagen eingeschlossen und von der Welt abgesondert, diejenigen Gegenstände, die uns wechselseitig am Herzen lagen, frei abzuhandeln.

Sehr merkwürdig und folgereich waren mir indessen die Unterhaltungen Lavater's und der Fräulein von Klettenberg. Hier standen nun zwei entschiedene Christen gegen einander über, und es war ganz deutlich zu sehen, wie sich ebendasselbe Bekenntniß nach den Gesinnungen verschiedener Personen umbildet. Man wiederholte so oft in jenen toleranten Zeiten, jeder Mensch habe seine eigne Religion, seine eigne Art der Gottesverehrung. Ob ich nun gleich dies nicht geradezu behauptete, so konnte ich doch im gegenwärtigen Fall bemerken, daß Männer und Frauen einen verschiedenen Heiland bedürfen. Fräulein von Klettenberg verhielt sich zu dem ihrigen wie zu einem Geliebten, dem man sich unbedingt hingiebt, alle Freude und Hoffnung auf seine Person legt und ihm ohne Zweifel und Be-

denken das Schicksal des Lebens anvertraut. Lavater hingegen behandelte den seinigen als einen Freund, dem man neidlos und liebevoll nacheifert, seine Verdienste anerkennt, sie hochpreist und eben deswegen ihm ähnlich, ja gleich zu werden bemüht ist. Welch ein Unterschied zwischen beiderlei Richtung, wodurch im Allgemeinen die geistigen Bedürfnisse der zwei Geschlechter ausgesprochen werden! Daraus mag es auch zu erklären sein, daß zärtere Männer sich an die Mutter Gottes gewendet, ihr als einem Ausbund weiblicher Schönheit und Tugend, wie Sannazar gethan, Leben und Talente gewidmet und allenfalls nebenher mit dem göttlichen Knaben gespielt haben.

Wie meine beiden Freunde zu einander standen, wie sie gegen einander gesinnt waren, erfuhr ich nicht allein aus Gesprächen, denen ich beiwohnte, sondern auch aus Eröffnungen, welche mir Beide ingeheim thaten. Ich konnte weder dem Einen noch dem Andern völlig zustimmen; denn mein Christus hatte auch seine eigne Gestalt nach meinem Sinne angenommen. Weil sie mir aber den meinigen gar nicht wollten gelten lassen, so quälte ich sie mit allerlei Paradoxien und Extremen, und wenn sie ungeduldig werden wollten, entfernte ich mich mit einem Scherze.

Der Streit zwischen Wissen und Glauben war noch nicht an der Tagesordnung; allein die beiden Worte und die Begriffe, die man damit verknüpft, kamen wol auch gelegentlich vor, und die wahren Weltverächter behaupteten, Eins sei so unzuverlässig als das Andere. Daher beliebte es mir, mich zu Gunsten beider zu erklären, ohne jedoch den Beifall meiner Freunde gewinnen zu können. Beim Glauben, sagte ich, komme Alles darauf an, daß man glaube: was man glaube, sei völlig gleichgiltig. Der Glaube sei ein großes Gefühl von Sicherheit für die Gegenwart und Zukunft, und diese Sicherheit entspringe aus dem Zutrauen auf ein übergroßes, übermächtiges und unerforschliches Wesen. Auf die Unerschütterlichkeit dieses Zutrauens komme Alles an; wie wir uns aber dieses Wesen denken, dies hänge von unsern übrigen Fähigkeiten, ja von den Umständen ab und sei ganz gleichgiltig. Der Glaube sei ein heiliges Gefäß, in welches ein Jeder sein Gefühl, seinen Verstand, seine Einbildungskraft, so gut als er vermöge, zu opfern bereit stehe. Mit dem Wissen sei es gerade das Gegentheil; es komme gar nicht darauf an, daß man wisse, sondern was man wisse, wie gut und wie viel man wisse. Daher könne man über das

Wissen streiten, weil es sich berichtigen, sich erweitern und verengern lasse. Das Wissen fange vom Einzelnen an, sei endlos und gestaltlos und könne niemals, höchstens nur träumerisch, zusammengefaßt werden und bleibe also dem Glauben geradezu entgegengesetzt.

Dergleichen Halbwahrheiten und die daraus entspringenden Irrsale mögen, poetisch dargestellt, aufregend und unterhaltend sein, im Leben aber stören und verwirren sie das Gespräch. Ich ließ daher Lavatern gern mit allen Denjenigen allein, die sich an ihm und mit ihm erbauen wollten, und fand mich für diese Entbehrung genugsam entschädigt durch die Reise, die wir zusammen nach Ems antraten. Ein schönes Sommerwetter begleitete uns, Lavater war heiter und allerliebst. Denn bei einer religiösen und sittlichen, keineswegs ängstlichen Richtung seines Geistes blieb er nicht unempfindlich, wenn durch Lebensvorfälle die Gemüther munter und lustig aufgeregt wurden. Er war theilnehmend, geistreich, witzig und mochte das Gleiche gern an Andern, nur daß es innerhalb der Grenzen bliebe, die seine zarten Gesinnungen ihm vorschrieben. Wagte man sich allenfalls darüber hinaus, so pflegte er Einem auf die Achsel zu klopfen und den Verwegenen durch ein treuherziges „Bisch guet!" zur Sitte aufzufordern. Diese Reise gereichte mir zu mancherlei Belehrung und Belebung, die mir aber mehr in der Kenntniß seines Charakters als in der Reglung und Bildung des meinigen zu Theil ward. In Ems sah ich ihn gleich wieder von Gesellschaft aller Art umringt und kehrte nach Frankfurt zurück, weil meine kleinen Geschäfte gerade auf der Bahn waren, so daß ich sie kaum verlassen durfte.

Aber ich sollte so bald nicht wieder zur Ruhe kommen; denn Basedow traf ein, berührte und ergriff mich von einer andern Seite. Einen entschiedneren Kontrast konnte man nicht sehen als diese beiden Männer. Schon der Anblick Basedow's deutete auf das Gegentheil. Wenn Lavater's Gesichtszüge sich dem Beschauenden frei hergaben, so waren die Basedowischen zusammengepackt und wie nach innen gezogen. Lavater's Auge klar und fromm, unter sehr breiten Augenlidern, Basedow's aber tief im Kopfe, klein, schwarz, scharf, unter struppigen Augenbrauen hervorblinkend, dahingegen Lavater's Stirnknochen von den sanftesten braunen Haarbogen eingefaßt erschien. Basedow's heftige rauhe Stimme, seine schnellen und scharfen Aeußerungen, ein gewisses höhnisches Lachen, ein schnelles Herumwerfen des

Gespräch's, und was ihn sonst noch bezeichnen mochte, Alles war den Eigenschaften und dem Betragen entgegengesetzt, durch die uns Lavater verwöhnt hatte. Auch Basedow ward in Frankfurt sehr gesucht und seine großen Geistesgaben bewundert; allein er war nicht der Mann, weder die Gemüther zu erbauen noch zu lenken. Ihm war einzig darum zu thun, jenes große Feld, das er sich bezeichnet hatte, besser anzubauen, damit die Menschheit künftig bequemer und naturgemäßer darin ihre Wohnung nehmen sollte, und auf diesen Zweck eilte er nur allzu gerade los.

Mit seinen Planen konnte ich mich nicht befreunden, ja mir nicht einmal seine Absichten deutlich machen. Daß er allen Unterricht lebendig und naturgemäß verlangte, konnte mir wohl gefallen; daß die alten Sprachen an der Gegenwart geübt werden sollten, schien mir lobenswürdig, und gern erkannte ich an, was in seinem Vorhaben zu Beförderung der Thätigkeit und einer frischeren Weltanschauung lag; allein mir mißfiel, daß die Zeichnungen seines Elementarwerks noch mehr als die Gegenstände selbst zerstreuten, da in der wirklichen Welt doch immer nur das Mögliche beisammen steht und sie deshalb, ungeachtet aller Mannichfaltigkeit und scheinbarer Verwirrung, immer noch in allen ihren Theilen etwas Geregeltes hat. Jenes Elementarwerk hingegen zersplittert sie ganz und gar, indem das, was in der Weltanschauung keineswegs zusammentrifft, um der Verwandtschaft der Begriffe willen neben einander steht; weswegen es auch jener sinnlich-methodischen Vorzüge ermangelt, die wir ähnlichen Arbeiten des Amos Comenius zuerkennen müssen.

Viel wunderbarer jedoch und schwerer zu begreifen als seine Lehre war Basedow's Betragen. Er hatte bei dieser Reise die Absicht, das Publikum durch seine Persönlichkeit für sein philanthropisches Unternehmen zu gewinnen, und zwar nicht etwa die Gemüther, sondern geradezu die Beutel aufzuschließen. Er wußte von seinem Vorhaben groß und überzeugend zu sprechen, und Jedermann gab ihm gern zu, was er behauptete. Aber auf die unbegreiflichste Weise verletzte er die Gemüther der Menschen, denen er eine Beisteuer abgewinnen wollte, ja er beleidigte sie ohne Noth, indem er seine Meinungen und Grillen über religiöse Gegenstände nicht zurückhalten konnte. Auch hierin erschien Basedow als das Gegenstück von Lavatern. Wenn Dieser die Bibel buchstäblich und mit ihrem ganzen Inhalte, ja Wort vor Wort bis auf den heutigen Tag für geltend annahm

und für anwendbar hielt, so fühlte Jener den unruhigsten Kitzel, Alles zu verneuen und sowol die Glaubenslehren als die äußerlichen kirchlichen Handlungen nach eignen einmal gefaßten Grillen umzumodeln. Am Unbarmherzigsten jedoch und am Unvorsichtigsten verfuhr er mit denjenigen Vorstellungen, die sich nicht unmittelbar aus der Bibel, sondern von ihrer Auslegung herschreiben, mit jenen Ausdrücken, philosophischen Kunstworten oder sinnlichen Gleichnissen, womit die Kirchenväter und Konzilien sich das Unaussprechliche zu verdeutlichen oder die Ketzer zu bestreiten gesucht haben. Auf eine harte und unverantwortliche Weise erklärte er sich vor Jedermann als den abgesagtesten Feind der Dreieinigkeit und konnte gar nicht fertig werden, gegen dies allgemein zugestandene Geheimniß zu argumentiren. Auch ich hatte im Privatgespräch von dieser Unterhaltung sehr viel zu leiden und mußte mir die Hypostasis und Ousia sowie das Prosopon immer wieder vorführen lassen. Dagegen griff ich zu den Waffen der Paradoxie, überflügelte seine Meinungen und wagte, das Verwegne mit Verwegnerem zu bekämpfen. Dies gab meinem Geiste wieder neue Anregung, und weil Basedow viel belesener war, auch die Fechterstreiche des Disputirens gewandter als ich Naturalist zu führen wußte, so hatte ich mich immer mehr anzustrengen, je wichtigere Punkte unter uns abgehandelt wurden.

Eine so herrliche Gelegenheit mich wo nicht aufzuklären, doch gewiß zu üben, konnte ich nicht kurz vorübergehen lassen. Ich vermochte Vater und Freunde, die nothwendigsten Geschäfte zu übernehmen, und fuhr nun, Basedow begleitend, abermals von Frankfurt ab. Welchen Unterschied empfand ich aber, wenn ich der Anmuth gedachte, die von Lavatern ausging! Reinlich, wie er war, verschaffte er sich auch eine reinliche Umgebung. Man ward jungfräulich an seiner Seite, um ihn nicht mit etwas Widrigem zu berühren. Basedow hingegen, viel zu sehr in sich gedrängt, konnte nicht auf sein Aeußeres merken. Schon daß er ununterbrochen schlechten Tabak rauchte, fiel äußerst lästig, um so mehr, als er einen unreinlich bereiteten, schnell Feuer fangenden, aber häßlich dunstenden Schwamm nach ausgerauchter Pfeife sogleich wieder aufschlug und jedesmal mit den ersten Zügen die Luft unerträglich verpestete. Ich nannte dieses Präparat Basedow'schen Stinkschwamm und wollte ihn unter diesem Titel in der Naturgeschichte eingeführt wissen, woran er großen Spaß hatte, mir die widerliche Bereitung recht zum Ekel um-

ſtändlich auseinanderſetzte und mit großer Schadenfreude ſich an meinem Abſcheu behagte. Denn dieſes war eine von den tiefgewurzelten üblen Eigenheiten des ſo trefflich begabten Mannes, daß er gern zu necken und die Unbefangenſten tückiſch anzuſtechen beliebte. Ruhen konnte er Niemand ſehn; durch grinſenden Spott mit heiſerer Stimme reizte er auf, durch eine überraſchende Frage ſetzte er in Verlegenheit und lachte bitter, wenn er ſeinen Zweck erreicht hatte, war es aber wohl zufrieden, wenn man, ſchnell gefaßt, ihm etwas dagegen abgab.

Um wie viel größer war nun meine Sehnſucht nach Lavatern. Auch er ſchien ſich zu freuen, als er mich wiederſah, vertraute mir manches bisher Erfahrne, beſonders was ſich auf den verſchiedenen Charakter der Mitgäſte bezog, unter denen er ſich ſchon viele Freunde und Anhänger zu verſchaffen gewußt. Nun fand ich ſelbſt manchen alten Bekannten, und an denen, die ich in Jahren nicht geſehn, fing ich an die Bemerkung zu machen, die uns in der Jugend lange verborgen bleibt, daß die Männer altern und die Frauen ſich verändern. Die Geſellſchaft nahm täglich zu. Es ward unmäßig getanzt und, weil man ſich in den beiden großen Badehäuſern ziemlich nahe berührte, bei guter und genauer Bekanntſchaft mancherlei Scherz getrieben. Einſt verkleidete ich mich in einen Dorfgeiſtlichen und ein namhafter Freund in deſſen Gattin; wir fielen der vornehmen Geſellſchaft durch allzu große Höflichkeit ziemlich zur Laſt, wodurch denn Jedermann in guten Humor verſetzt wurde. An Abend-, Mitternacht- und Morgenſtändchen fehlte es auch nicht, und wir Jüngeren genoſſen des Schlafs ſehr wenig.

Im Gegenſatze zu dieſen Zerſtreuungen brachte ich immer einen Theil der Nacht mit Baſedow zu. Dieſer legte ſich nie zu Bette, ſondern diktirte unaufhörlich. Manchmal warf er ſich aufs Lager und ſchlummerte, indeſſen ſein Tiro, die Feder in der Hand, ganz ruhig ſitzen blieb und ſogleich bereit war fortzuſchreiben, wenn der Halberwachte ſeinen Gedanken wieder freien Lauf gab. Dies Alles geſchah in einem dichtverſchloſſenen, von Tabaks- und Schwammdampf erfüllten Zimmer. So oft ich nun einen Tanz ausſetzte, ſprang ich zu Baſedow hinauf, der gleich über jedes Problem zu ſprechen und zu disputiren geneigt war und, wenn ich nach Verlauf einiger Zeit wieder zum Tanze hineilte, noch eh ich die Thüre hinter mir anzog, den Faden ſeiner Abhandlung ſo ruhig diktirend aufnahm, als wenn weiter nichts geweſen wäre.

Wir machten dann zusammen auch manche Fahrt in die Nachbarschaft, besuchten die Schlösser, besonders adliger Frauen, welche durchaus mehr als die Männer geneigt waren, etwas Geistiges und Geistliches aufzunehmen. Zu Nassau bei Frau von Stein, einer höchst ehrwürdigen Dame, die der allgemeinsten Achtung genoß, fanden wir große Gesellschaft. Frau von la Roche war gleichfalls gegenwärtig, an jungen Frauenzimmern und Kindern fehlte es auch nicht. Hier sollte nun Lavater in physiognomische Versuchung geführt werden, welche meist darin bestand, daß man ihn verleiten wollte, Zufälligkeiten der Bildung für Grundform zu halten; er war aber beaugt genug, um sich nicht täuschen zu lassen. Ich sollte nach wie vor die Wahrhaftigkeit der Leiden Werther's und den Wohnort Lottens bezeugen, welchem Ansinnen ich mich nicht auf die artigste Weise entzog, dagegen die Kinder um mich versammelte, um ihnen recht seltsame Märchen zu erzählen, welche aus lauter bekannten Gegenständen zusammengesonnen waren; wobei ich den großen Vortheil hatte, daß kein Glied meines Hörkreises mich etwa zudringlich gefragt hätte, was denn wol daran für Wahrheit oder Dichtung zu halten sein möchte.

Basedow brachte das Einzige vor, das Noth sei, nämlich eine bessere Erziehung der Jugend, weshalb er die Vornehmen und Begüterten zu ansehnlichen Beiträgen aufforderte. Kaum aber hatte er durch Gründe sowol als durch leidenschaftliche Beredsamkeit die Gemüther wo nicht sich zugewendet, doch zum guten Willen vorbereitet, als ihn der böse antitrinitarische Geist ergriff und er ohne das mindeste Gefühl, wo er sich befinde, in die wunderlichsten Reden ausbrach, in seinem Sinne höchst religiös, nach Ueberzeugung der Gesellschaft höchst lästerlich. Lavater durch sanften Ernst, ich durch ableitende Scherze, die Frauen durch zerstreuende Spaziergänge, suchten Mittel gegen dieses Unheil; die Verstimmung jedoch konnte nicht geheilt werden. Eine christliche Unterhaltung, die man sich von Lavater's Gegenwart versprochen, eine pädagogische, wie man sie von Basedow erwartete, eine sentimentale, zu der ich mich bereit finden sollte: Alles war auf einmal gestört und aufgehoben. Auf dem Heimwege machte Lavater ihm Vorwürfe, ich aber bestrafte ihn auf eine lustige Weise. Es war heiße Zeit, und der Tabaksdampf mochte Basedow's Gaumen noch mehr getrocknet haben; sehnlichst verlangte er nach einem Glase Bier, und als er an der Landstraße von Weitem ein Wirthshaus erblickte, befahl er höchst

gierig dem Kutscher, dort stille zu halten. Ich aber im Augenblicke, daß derselbe anfahren wollte, rufe ihm mit Gewalt gebieterisch zu, er solle weiter fahren! Basedow, überrascht, konnte kaum mit heiserer Stimme das Gegentheil hervorbringen. Ich trieb den Kutscher nur heftiger an, der mir gehorchte. Basedow verwünschte mich und hätte gern mit Fäusten zugeschlagen; ich aber erwiderte ihm mit der größten Gelassenheit: „Vater, seid ruhig! Ihr habt mir großen Dank zu sagen. Glücklicherweise sahet Ihr das Vierzeichen nicht! Es ist aus zwei verschränkten Triangeln zusammengesetzt. Nun werdet Ihr über einen Triangel gewöhnlich schon toll; wären Euch die beiden zu Gesicht gekommen, man hätte Euch müssen an Ketten legen." Dieser Spaß brachte ihn zu einem unmäßigen Gelächter, zwischendurch schalt und verwünschte er mich, und Lavater übte seine Geduld an dem alten und jungen Thoren.

Als nun in der Hälfte des Juli Lavater sich zur Abreise bereitete, fand Basedow seinen Vortheil, sich anzuschließen, und ich hatte mich in diese bedeutende Gesellschaft schon so eingewohnt, daß ich es nicht über mich gewinnen konnte, sie zu verlassen. Eine sehr angenehme, Herz und Sinn erfreuende Fahrt hatten wir die Lahn hinab. Beim Anblick einer merkwürdigen Burgruine schrieb ich jenes Lied: „Hoch auf dem alten Thurme steht" in Lipsens Stammbuch und, als es wohl aufgenommen wurde, um nach meiner bösen Art den Eindruck wieder zu verderben, allerlei Knittelreime und Possen auf die nächsten Blätter. Ich freute mich, den herrlichen Rhein wiederzusehn, und ergetzte mich an der Ueberraschung Derer, die dieses Schauspiel noch nicht genossen hatten. Nun landeten wir in Koblenz; wohin wir traten, war der Zudrang sehr groß, und jeder von uns Dreien erregte nach seiner Art Antheil und Neugierde. Basedow und ich schienen zu wetteifern, wer am Unartigsten sein könnte; Lavater benahm sich vernünftig und klug, nur daß er seine Herzensmeinungen nicht verbergen konnte und dadurch mit dem reinsten Willen allen Menschen vom Mittelschlag höchst auffallend erschien.

Das Andenken an einen wunderlichen Wirthstisch in Koblenz habe ich in Knittelversen aufbewahrt, die nun auch mit ihrer Sippschaft in meiner neuen Ausgabe stehn mögen. Ich saß zwischen Lavater und Basedow; der Erste belehrte einen Landgeistlichen über die Geheimnisse der Offenbarung Johannis, und der Andere bemühte sich vergebens, einem hartnäckigen Tanz-

meister zu beweisen, daß die Taufe ein veralteter und für unsere Zeiten gar nicht berechneter Gebrauch sei. Und wie wir nun fürder nach Köln zogen, schrieb ich in irgend ein Album:

Und, wie nach Emmaus, weiter ging's
Mit Sturm- und Feuerschritten:
Prophete rechts, Prophete links,
Das Weltkind in der Mitten.

Glücklicherweise hatte dieses Weltkind auch eine Seite, die nach dem Himmlischen deutete, welche nun auf eine ganz eigne Weise berührt werden sollte. Schon in Ems hatte ich mich gefreut, als ich vernahm, daß wir in Köln die Gebrüder Jacobi treffen sollten, welche mit andern vorzüglichen und aufmerksamen Männern sich jenen beiden merkwürdigen Reisenden entgegen bewegten. Ich an meinem Theile hoffte von ihnen Vergebung wegen kleiner Unarten zu erhalten, die aus unserer großen, durch Herder's scharfen Humor veranlaßten Unart entsprungen waren. Jene Briefe und Gedichte, worin Gleim und Georg Jacobi sich öffentlich an einander erfreuten, hatten uns zu mancherlei Scherzen Gelegenheit gegeben, und wir bedachten nicht, daß ebenso viel Selbstgefälligkeit dazu gehöre, Andern, die sich behaglich fühlen, wehe zu thun, als sich selbst oder seinen Freunden überflüssiges Gute zu erzeigen. Es war dadurch eine gewisse Mißhelligkeit zwischen dem Ober- und Unterrhein entstanden, aber von so geringer Bedeutung, daß sie leicht vermittelt werden konnte, und hierzu waren die Frauen vorzüglich geeignet. Schon Sophie la Roche gab uns den besten Begriff von diesen edlen Brüdern; Demoiselle Fahlmer, von Düsseldorf nach Frankfurt gezogen und jenem Kreise innig verwandt, gab durch die große Zartheit ihres Gemüths, durch die ungemeine Bildung des Geistes ein Zeugniß von dem Werth der Gesellschaft, in der sie herangewachsen. Sie beschämte uns nach und nach durch ihre Geduld mit unsrer grellen oberdeutschen Manier, sie lehrte uns Schonung, indem sie uns fühlen ließ, daß wir derselben auch wol bedürften. Die Treuherzigkeit der jüngern Jacobi'schen Schwester, die große Heiterkeit der Gattin von Fritz Jacobi leiteten unsern Geist und Sinn immer mehr und mehr nach jenen Gegenden. Die Letztgedachte war geeignet, mich völlig einzunehmen: ohne eine Spur von Sentimentalität richtig fühlend, sich munter ausdrückend, eine herrliche Niederländerin, die, ohne

Ausdruck von Sinnlichkeit, durch ihr tüchtiges Wesen an die Rubens'schen Frauen erinnerte. Genannte Damen hatten bei längerem und kürzerem Aufenthalt in Frankfurt mit meiner Schwester die engste Verbindung geknüpft und das ernste, starre, gewissermaßen liebelose Wesen Korneliens aufgeschlossen und erheitert, und so war uns denn ein Düsseldorf, ein Pempelfort dem Geist und Herzen nach in Frankfurt zu Theil geworden.

Unser erstes Begegnen in Köln konnte daher sogleich offen und zutraulich sein; denn jener Frauen gute Meinung von uns hatte gleichfalls nach Hause gewirkt; man behandelte mich nicht, wie bisher auf der Reise, blos als den Dunstschweif jener beiden großen Wandelsterne, sondern man wendete sich auch besonders an mich, um mir manches Gute zu ertheilen, und schien geneigt, auch von mir zu empfangen. Ich war meiner bisherigen Thorheiten und Frechheiten müde, hinter denen ich doch eigentlich nur den Unmuth verbarg, daß für mein Herz, für mein Gemüth auf dieser Reise so wenig gesorgt werde; es brach daher mein Inneres mit Gewalt hervor, und dies mag die Ursache sein, warum ich mich der einzelnen Vorgänge wenig erinnere. Das, was man gedacht, die Bilder, die man gesehn, lassen sich in dem Verstand und in der Einbildungskraft wieder hervorrufen; aber das Herz ist nicht so gefällig, es wiederholt uns nicht die schönen Gefühle, und am Wenigsten sind wir vermögend, uns enthusiastische Momente wieder zu vergegenwärtigen; man wird unvorbereitet davon überfallen und überläßt sich ihnen unbewußt. Andere, die uns in solchen Augenblicken beobachten, haben deshalb davon eine klarere und reinere Ansicht als wir selbst.

Religiöse Gespräche hatte ich bisher sachte abgelehnt und verständige Anfragen selten mit Bescheidenheit erwidert, weil sie mir gegen das, was ich suchte, nur allzu beschränkt schienen. Wenn man mir seine Gefühle, seine Meinungen über meine eignen Produktionen aufdringen wollte, besonders aber wenn man mich mit den Forderungen des Alltagsverstandes peinigte und mir sehr entschieden vortrug, was ich hätte thun und lassen sollen, dann zerriß der Geduldsfaden und das Gespräch zerbrach oder zerbröckelte sich, so daß Niemand mit einer sonderlich günstigen Meinung von mir scheiden konnte. Viel natürlicher wäre mir gewesen, mich freundlich und zart zu erweisen; aber mein Gemüth wollte nicht geschulmeistert, sondern durch freies Wohlwollen aufgeschlossen und durch wahre Theilnahme zur Hin-

gebung angeregt sein. Ein Gefühl aber, das bei mir gewaltig überhand nahm und sich nicht wundersam genug äußern konnte, war die Empfindung der Vergangenheit und Gegenwart in Eins: eine Anschauung, die etwas Gespenstermäßiges in die Gegenwart brachte. Sie ist in vielen meiner größern und kleinern Arbeiten ausgedrückt und wirkt im Gedicht immer wohlthätig, ob sie gleich im Augenblick, wo sie sich unmittelbar am Leben und im Leben selbst ausdrückte, Jedermann seltsam, unerklärlich, vielleicht unerfreulich scheinen mußte.

Köln war der Ort, wo das Alterthum eine solche unzuberechnende Wirkung auf mich ausüben konnte. Die Ruine des Doms (denn ein nichtfertiges Werk ist einem zerstörten gleich) erregte die von Straßburg her gewohnten Gefühle. Kunstbetrachtungen konnte ich nicht anstellen, mir war zu viel und zu wenig gegeben, und Niemand fand sich, der mir aus dem Labyrinth des Geleisteten und Beabsichtigten, der That und des Vorsatzes, des Erbauten und Angedeuteten hätte heraushelfen können, wie es jetzt wol durch unsre fleißigen, beharrlichen Freunde geschieht. In Gesellschaft bewunderte ich zwar diese merkwürdigen Hallen und Pfeiler, aber einsam versenkte ich mich in dieses mitten in seiner Erschaffung, fern von der Vollendung schon erstarrte Weltgebäude immer mißmuthig. Hier war abermals ein ungeheurer Gedanke nicht zur Ausführung gekommen! Scheint es doch, als wäre die Architektur nur da, um uns zu überzeugen, daß durch mehrere Menschen in einer Folge von Zeit nichts zu leisten ist und daß in Künsten und Thaten nur dasjenige zu Stande kommt, was wie Minerva erwachsen und gerüstet aus des Erfinders Haupt hervorspringt.

In diesen mehr drückenden als herzerhebenden Augenblicken ahnete ich nicht, daß mich das zarteste und schönste Gefühl so ganz nah erwartete. Man führte mich in Jabach's Wohnung, wo mir das, was ich sonst nur innerlich zu bilden pflegte, wirklich und sinnlich entgegentrat. Diese Familie mochte längst ausgestorben sein, aber in dem Untergeschoß, das an einen Garten stieß, fanden wir nichts verändert. Ein durch braunrothe Ziegelrauten regelmäßig verziertes Estrich, hohe geschnitzte Sessel mit ausgenähten Sitzen und Rücken, Tischblätter, künstlich eingelegt, auf schweren Füßen, metallene Hängeleuchter, ein ungeheures Kamin und dem angemessenes Feuergeräthe, Alles mit jenen früheren Tagen übereinstimmend, und in dem ganzen

Raume nichts neu, nichts heutig als wir selber. Was nun aber die hiedurch wundersam aufgeregten Empfindungen überschwänglich vermehrte und vollendete, war ein großes Familiengemälde über dem Kamin. Der ehmalige reiche Inhaber dieser Wohnung saß mit seiner Frau, von Kindern umgeben, abgebildet, alle gegenwärtig, frisch und lebendig wie von gestern, ja von heute, und doch waren sie schon alle vorübergegangen. Auch diese frischen, rundbäckigen Kinder hatten gealtert, und ohne diese kunstreiche Abbildung wäre kein Gedächtniß von ihnen übrig geblieben. Wie ich, überwältigt von diesen Eindrücken, mich verhielt und benahm, wüßte ich nicht zu sagen. Der tiefste Grund meiner menschlichen Anlagen und dichterischen Fähigkeiten ward durch die unendliche Herzensbewegung aufgedeckt, und alles Gute und Liebevolle, was in meinem Gemüthe lag, mochte sich aufschließen und hervorbrechen; denn von dem Augenblick an ward ich ohne weitere Untersuchung und Verhandlung der Neigung, des Vertrauens jener vorzüglichen Männer für mein Leben theilhaft.

In Gefolg von diesem Seelen- und Geistesverein, wo Alles, was in einem Jeden lebte, zur Sprache kam, erbot ich mich, meine neusten und liebsten Balladen zu rezitiren. Der „König von Thule" und „Es war ein Buhle frech genung" thaten gute Wirkung, und ich trug sie um so gemüthlicher vor, als meine Gedichte mir noch ans Herz geknüpft waren und nur selten über die Lippen kamen. Denn mich hinderten leicht gewisse gegenwärtige Personen, denen mein überzartes Gefühl vielleicht Unrecht thun mochte; ich ward manchmal mitten im Rezitiren irre und konnte mich nicht wieder zurecht finden. Wie oft bin ich nicht deshalb des Eigensinns und eines wunderlichen, grillenhaften Wesens angeklagt worden!

Ob mich nun gleich die dichterische Darstellungsweise am Meisten beschäftigte und meinem Naturell eigentlich zusagte, so war mir doch auch das Nachdenken über Gegenstände aller Art nicht fremd und Jacobi's originelle, seiner Natur gemäße Richtung gegen das Unerforschliche höchst willkommen und gemüthlich. Hier that sich kein Widerstreit hervor, nicht ein christlicher wie mit Lavater, nicht ein didaktischer wie mit Basedow. Die Gedanken, die mir Jacobi mittheilte, entsprangen unmittelbar aus seinem Gefühl, und wie eigen war ich durchdrungen, als er mir mit unbedingtem Vertrauen die tiefsten Seelenforderungen nicht verhehlte. Aus einer so wundersamen Ver-

einigung von Bedürfniß, Leidenschaft und Ideen konnten auch für mich nur Vorahnungen entspringen dessen, was mir vielleicht künftig deutlicher werden sollte. Glücklicherweise hatte ich mich auch schon von dieser Seite wo nicht gebildet, doch bearbeitet und in mich das Dasein und die Denkweise eines außerordentlichen Mannes aufgenommen, zwar nur unvollständig und wie auf den Raub, aber ich empfand davon doch schon bedeutende Wirkungen. Dieser Geist, der so entschieden auf mich wirkte und der auf meine ganze Denkweise so großen Einfluß haben sollte, war Spinoza. Nachdem ich mich nämlich in aller Welt um ein Bildungsmittel meines wunderlichen Wesens vergebens umgesehn hatte, gerieth ich endlich an die „Ethik" dieses Mannes. Was ich mir aus dem Werke mag herausgelesen, was ich in dasselbe mag hineingelesen haben, davon wüßte ich keine Rechenschaft zu geben: genug, ich fand hier eine Beruhigung meiner Leidenschaften, es schien sich mir eine große und freie Aussicht über die sinnliche und sittliche Welt aufzuthun. Was mich aber besonders an ihn fesselte, war die grenzenlose Uneigennützigkeit, die aus jedem Satze hervorleuchtete. Jenes wunderliche Wort: „Wer Gott recht liebt, muß nicht verlangen, daß Gott ihn wieder liebe", mit allen den Vordersätzen, worauf es ruht, mit allen den Folgen, die daraus entspringen, erfüllte mein ganzes Nachdenken. Uneigennützig zu sein in Allem, am Uneigennützigsten in Liebe und Freundschaft, war meine höchste Lust, meine Maxime, meine Ausübung, so daß jenes freche spätere Wort: „Wenn ich Dich liebe, was geht's Dich an?" mir recht aus dem Herzen gesprochen ist. Uebrigens möge auch hier nicht verkannt werden, daß eigentlich die innigsten Verbindungen nur aus dem Entgegengesetzten folgen. Die Alles ausgleichende Ruhe Spinoza's kontrastirte mit meinem Alles aufregenden Streben, seine mathematische Methode war das Widerspiel meiner poetischen Sinnes- und Darstellungsweise, und eben jene geregelte Behandlungsart, die man sittlichen Gegenständen nicht angemessen finden wollte, machte mich zu seinem leidenschaftlichen Schüler, zu seinem entschiedensten Verehrer. Geist und Herz, Verstand und Sinn suchten sich mit nothwendiger Wahlverwandtschaft, und durch diese kam die Vereinigung der verschiedensten Wesen zu Stande.

Noch war aber Alles in der ersten Wirkung und Gegenwirkung, gährend und siedend. Fritz Jacobi, der Erste, den ich in dieses Chaos hineinblicken ließ, er, dessen Natur gleichfalls

im Tiefsten arbeitete, nahm mein Vertrauen herzlich auf, erwiderte dasselbe und suchte mich in seinen Sinn einzuleiten. Auch er empfand ein unaussprechliches geistiges Bedürfniß, auch er wollte es nicht durch fremde Hilfe beschwichtigt, sondern aus sich selbst herausgebildet und aufgeklärt haben. Was er mir von dem Zustande seines Gemüthes mittheilte, konnte ich nicht fassen, um so weniger, als ich mir keinen Begriff von meinem eignen machen konnte. Doch er, der in philosophischem Denken, selbst in Betrachtung des Spinoza, mir weit vorgeschritten war, suchte mein dunkles Bestreben zu leiten und aufzuklären. Eine solche reine Geistesverwandtschaft war mir neu und erregte ein leidenschaftliches Verlangen fernerer Mittheilung. Nachts, als wir uns schon getrennt und in die Schlafzimmer zurückgezogen hatten, suchte ich ihn nochmals auf. Der Mondschein zitterte über dem breiten Rheine, und wir, am Fenster stehend, schwelgten in der Fülle des Hin- und Wiedergebens, das in jener herrlichen Zeit der Entfaltung so reichlich aufquillt.

Doch wüßte ich von jenem Unaussprechlichen gegenwärtig keine Rechenschaft zu liefern; deutlicher ist mir eine Fahrt nach dem Jagdschlosse Bensberg, das, auf der rechten Seite des Rheins gelegen, der herrlichsten Aussicht genoß. Was mich daselbst über die Maßen entzückte, waren die Wandverzierungen durch Weenix. Wohlgeordnet lagen alle Thiere, welche die Jagd nur liefern kann, rings umher wie auf dem Sockel einer großen Säulenhalle; über sie hinaus sah man in eine weite Landschaft. Jene entlebten Geschöpfe zu beleben, hatte der außerordentliche Mann sein ganzes Talent erschöpft und in Darstellung des mannichfaltigsten thierischen Ueberkleides, der Borsten, der Haare, der Federn, des Geweihes, der Klauen, sich der Natur gleichgestellt, in Absicht auf Wirkung sie übertroffen. Hatte man die Kunstwerke im Ganzen genugsam bewundert, so ward man genöthigt, über die Handgriffe nachzudenken, wodurch solche Bilder so geistreich als mechanisch hervorgebracht werden konnten. Man begriff nicht, wie sie durch Menschenhände entstanden seien und durch was für Instrumente. Der Pinsel war nicht hinreichend; man mußte ganz eigne Vorrichtungen annehmen, durch welche ein so Mannichfaltiges möglich geworden. Man näherte, man entfernte sich mit gleichem Erstaunen: die Ursache war so bewundernswerth als die Wirkung.

Die weitere Fahrt rheinabwärts ging froh und glücklich von Statten. Die Ausbreitung des Flusses ladet auch das Gemüth ein, sich auszubreiten und nach der Ferne zu sehen. Wir gelangten nach Düsseldorf und von da nach Pempelfort, dem angenehmsten und heitersten Aufenthalt, wo ein geräumiges Wohngebäude, an weite wohlunterhaltene Gärten stoßend, einen sinnigen und sittigen Kreis versammelte. Die Familienglieder waren zahlreich, und an Fremden fehlte es nie, die sich in diesen reichlichen und angenehmen Verhältnissen gar wohl gefielen.

In der Düsseldorfer Galerie konnte meine Vorliebe für die niederländische Schule reichliche Nahrung finden. Der tüchtigen, derben, von Naturfülle glänzenden Bilder fanden sich ganze Säle, und wenn auch nicht eben meine Einsicht vermehrt wurde, meine Kenntniß ward doch bereichert und meine Liebhaberei bestärkt.

Die schöne Ruhe, Behaglichkeit und Beharrlichkeit, welche den Hauptcharakter dieses Familienvereins bezeichneten, belebten sich gar bald vor den Augen des Gastes, indem er wohl bemerken konnte, daß ein weiter Wirkungskreis von hier ausging und anderwärts eingriff. Die Thätigkeit und Wohlhabenheit benachbarter Städte und Ortschaften trug nicht wenig bei, das Gefühl einer inneren Zufriedenheit zu erhöhen. Wir besuchten Elberfeld und erfreuten uns an der Rührigkeit so mancher wohlbestellten Fabriken. Hier fanden wir unsern Jung, genannt Stilling, wieder, der uns schon in Koblenz entgegengekommen war und der den Glauben an Gott und die Treue gegen die Menschen immer zu seinem köstlichen Geleit hatte. Hier sahen wir ihn in seinem Kreise und freuten uns des Zutrauens, das ihm seine Mitbürger schenkten, die, mit irdischem Erwerb beschäftigt, die himmlischen Güter nicht außer Acht ließen. Die betriebsame Gegend gab einen beruhigenden Anblick, weil das Nützliche hier aus Ordnung und Reinlichkeit hervortrat. Wir verlebten in diesen Betrachtungen glückliche Tage.

Kehrte ich dann wieder zu meinem Freunde Jacobi zurück, so genoß ich des entzückenden Gefühls einer Verbindung durch das innerste Gemüth. Wir waren Beide von der lebendigsten Hoffnung gemeinsamer Wirkung belebt; dringend forderte ich ihn auf, Alles, was in ihm sich rege und bewege, in irgend einer Form kräftig darzustellen. Es war das Mittel, wodurch ich mich aus so viel Verwirrungen herausgerissen hatte; ich

hoffte, es solle auch ihm zusagen. Er säumte nicht, es mit Muth zu ergreifen, und wie viel Gutes, Schönes, Herzerfreuendes hat er nicht geleistet! Und so schieden wir endlich in der seligen Empfindung ewiger Vereinigung, ganz ohne Vorgefühl, daß unser Streben eine entgegengesetzte Richtung nehmen werde, wie es sich im Laufe des Lebens nur allzu sehr offenbarte.

Was mir ferner auf dem Rückwege rheinaufwärts begegnet, ist mir ganz aus der Erinnerung verschwunden, theils weil der zweite Anblick der Gegenstände in Gedanken mit dem ersten zu verfließen pflegt, theils auch, weil ich, in mich gekehrt, das Viele, was ich erfahren hatte, zurecht zu legen, das, was auf mich gewirkt, zu verarbeiten trachtete. Von einem wichtigen Resultat, das mir eine Zeit lang viel Beschäftigung gab, indem es mich zum Hervorbringen aufforderte, gedenke ich gegenwärtig zu reden.

Bei meiner überfreien Gesinnung, bei meinem völlig zweck- und planlosen Leben und Handeln konnte mir nicht verborgen bleiben, daß Lavater und Basedow geistige, ja geistliche Mittel zu irdischen Zwecken gebrauchten. Mir, der ich mein Talent und meine Tage absichtslos vergeudete, mußte schnell auffallen, daß beide Männer, jeder auf seine Art, indem sie zu lehren, zu unterrichten und zu überzeugen bemüht waren, doch auch gewisse Absichten im Hinterhalte verbargen, an deren Beförderung ihnen sehr gelegen war. Lavater ging zart und klug, Basedow heftig, frevelhaft, sogar plump zu Werke; auch waren Beide von ihren Liebhabereien, Unternehmungen und von der Vortrefflichkeit ihres Treibens so überzeugt, daß man sie für redliche Männer halten, sie lieben und verehren mußte. Lavatern besonders konnte man zum Ruhme nachsagen, daß er wirklich höhere Zwecke hatte und, wenn er weltklug handelte, wol glauben durfte, der Zweck heilige die Mittel. Indem ich nun Beide beobachtete, ja ihnen frei heraus meine Meinung gestand und die ihrige dagegen vernahm, so wurde der Gedanke rege, daß freilich der vorzügliche Mensch das Göttliche, was in ihm ist, auch außer sich verbreiten möchte. Dann aber trifft er auf die rohe Welt, und um auf sie zu wirken, muß er sich ihr gleichstellen; hierdurch aber vergiebt er jenen hohen Vorzügen gar sehr, und am Ende begiebt er sich ihrer gänzlich. Das Himmlische, Ewige wird in den Körper irdischer Absichten eingesenkt und zu vergänglichen Schicksalen mit fortgerissen. Nun betrachtete ich den Lebensgang beider Männer aus diesem Ge-

sichtspunkt, und sie schienen mir ebenso ehrwürdig als bedauernswerth; denn ich glaubte vorauszusehn, daß Beide sich genöthigt finden könnten, das Obere dem Unteren aufzuopfern. Weil ich nun aber alle Betrachtungen dieser Art bis aufs Aeußerste verfolgte und über meine enge Erfahrung hinaus nach ähnlichen Fällen in der Geschichte mich umsah, so entwickelte sich bei mir der Vorsatz, an dem Leben Mahomet's, den ich nie als einen Betrieger hatte ansehn können, jene von mir in der Wirklichkeit so lebhaft angeschauten Wege, die anstatt zum Heil vielmehr zum Verderben führen, dramatisch darzustellen. Ich hatte kurz vorher das Leben des orientalischen Propheten mit großem Interesse gelesen und studirt und war daher, als der Gedanke mir aufging, ziemlich vorbereitet. Das Ganze näherte sich mehr der regelmäßigen Form, zu der ich mich schon wieder hinneigte, ob ich mich gleich der dem Theater einmal errungenen Freiheit, mit Zeit und Ort nach Belieben schalten zu dürfen, mäßig bediente. Das Stück fing mit einer Hymne an, welche Mahomet allein unter dem heiteren Nachthimmel anstimmt. Erst verehrt er die unendlichen Gestirne als ebenso viele Götter; dann steigt der freundliche Stern Gad (unser Jupiter) hervor, und nun wird diesem als dem König der Gestirne ausschließliche Verehrung gewidmet. Nicht lange, so bewegt sich der Mond herauf und gewinnt Aug' und Herz des Anbetenden, der sodann, durch die hervortretende Sonne herrlich erquickt und gestärkt, zu neuem Preise aufgerufen wird. Aber dieser Wechsel, wie erfreulich er auch sein mag, ist dennoch beunruhigend, das Gemüth empfindet, daß es sich nochmals überbieten muß: es erhebt sich zu Gott, dem einzigen, ewigen, unbegrenzten, dem alle diese begrenzten herrlichen Wesen ihr Dasein zu verdanken haben. Diese Hymne hatte ich mit viel Liebe gedichtet; sie ist verloren gegangen, würde sich aber zum Zweck einer Kantate wol wiederherstellen lassen und sich dem Musiker durch die Mannichfaltigkeit des Ausdrucks empfehlen. Man müßte sich aber, wie es auch damals schon die Absicht war, den Anführer einer Karawane mit seiner Familie und dem ganzen Stamme denken, und so würde für die Abwechselung der Stimmen und die Macht der Chöre wohl gesorgt sein.

Nachdem sich also Mahomet selbst bekehrt, theilt er diese Gefühle und Gesinnungen den Seinigen mit; seine Frau und Ali fallen ihm unbedingt zu. Im zweiten Akt versucht er selbst, heftiger aber Ali, diesen Glauben in dem Stamme weiter aus-

zubreiten. Hier zeigt sich Beistimmung und Widersetzlichkeit nach Verschiedenheit der Charakter. Der Zwist beginnt, der Streit wird gewaltsam, und Mahomet muß entfliehn. Im dritten Akt bezwingt er seine Gegner, macht seine Religion zur öffentlichen, reinigt die Kaaba von den Götzenbildern; weil aber doch nicht Alles durch Kraft zu thun ist, so muß er auch zur List seine Zuflucht nehmen. Das Irdische wächst und breitet sich aus, das Göttliche tritt zurück und wird getrübt. Im vierten Akte verfolgt Mahomet seine Eroberungen, die Lehre wird mehr Vorwand als Zweck, alle denkbaren Mittel müssen benutzt werden, es fehlt nicht an Grausamkeiten. Eine Frau, deren Mann er hat hinrichten lassen, vergiftet ihn. Im fünften fühlt er sich vergiftet. Seine große Fassung, die Wiederkehr zu sich selbst, zum höheren Sinne, machen ihn der Bewunderung würdig. Er reinigt seine Lehre, befestigt sein Reich und stirbt.

So war der Entwurf einer Arbeit, die mich lange im Geist beschäftigte; denn gewöhnlich mußte ich erst etwas im Sinne beisammen haben, eh ich zur Ausführung schritt. Alles, was das Genie durch Charakter und Geist über die Menschen vermag, sollte dargestellt werden, und wie es dabei gewinnt und verliert. Mehrere einzuschaltende Gesänge wurden vorläufig gedichtet; von denen ist allein noch übrig, was überschrieben „Mahomet's Gesang" unter meinen Gedichten steht. Im Stücke sollte Ali zu Ehren seines Meisters auf dem höchsten Punkte des Gelingens diesen Gesang vortragen, kurz vor der Umwendung, die durch das Gift geschieht. Ich erinnere mich auch noch der Intentionen einzelner Stellen, doch würde mich die Entwickelung derselben hier zu weit führen.

Fünfzehntes Buch.

Von so vielfachen Zerstreuungen, die doch meist zu ernsten, ja religiösen Betrachtungen Anlaß gaben, kehrte ich immer wieder zu meiner edlen Freundin von Klettenberg zurück, deren Gegenwart meine stürmischen, nach allen Seiten hinstrebenden Neigungen und Leidenschaften wenigstens für einen Augenblick beschwichtigte und der ich von solchen Vorsätzen nach meiner Schwester am Liebsten Rechenschaft gab. Ich hätte wol bemerken können, daß von Zeit zu Zeit ihre Gesundheit abnahm; allein ich verhehlte mir's und durfte dies um so eher, als ihre Heiterkeit mit der Krankheit zunahm. Sie pflegte nett und reinlich am Fenster in ihrem Sessel zu sitzen, vernahm die Erzählungen meiner Ausflüge mit Wohlwollen sowie dasjenige, was ich ihr vorlas. Manchmal zeichnete ich ihr auch etwas hin, um die Gegenden leichter zu beschreiben, die ich gesehn hatte. Eines Abends, als ich mir eben mancherlei Bilder wieder hervorgerufen, kam bei untergehender Sonne sie und ihre Umgebung mir wie verklärt vor, und ich konnte mich nicht enthalten, so gut es meine Unfähigkeit zuließ, ihre Person und die Gegenstände des Zimmers in ein Bild zu bringen, das unter den Händen eines kunstfertigen Malers wie Kersting höchst anmuthig geworden wäre. Ich sendete es an eine auswärtige Freundin und legte als Kommentar und Supplement ein Lied hinzu.

Sieh in diesem Zauberspiegel
Einen Traum, wie lieb und gut
Unter ihres Gottes Flügel
Unsre Freundin leidend ruht.

Schaue, wie sie sich hinüber
Aus des Lebens Woge stritt;
Sieh Dein Bild ihr gegenüber
Und den Gott, der für Euch litt!

Fühle, was ich in dem Weben
Dieser Himmelsluft gefühlt,
Als mit ungeduld'gem Streben
Ich die Zeichnung hingewühlt!

Wenn ich mich in diesen Strophen, wie auch sonst wol manchmal geschah, als einen Auswärtigen, Fremden, sogar als einen Heiden gab, war ihr dieses nicht zuwider, vielmehr versicherte sie mir, daß ich ihr so lieber sei als früher, da ich mich der christlichen Terminologie bedient, deren Anwendung mir nie recht habe glücken wollen; ja, es war schon hergebracht, wenn ich ihr Missionsberichte vorlas, welche zu hören ihr immer sehr angenehm war, daß ich mich der Völker gegen die Missionarien annehmen und ihren früheren Zustand dem neuern vorziehen durfte. Sie blieb immer freundlich und sanft und schien meiner und meines Heils wegen nicht in der mindesten Sorge zu sein.

Daß ich mich aber nach und nach immer mehr von jenem Bekenntniß entfernte, kam daher, weil ich dasselbe mit allzu großem Ernst, mit leidenschaftlicher Liebe zu ergreifen gesucht hatte. Seit meiner Annäherung an die Brüdergemeinde hatte meine Neigung zu dieser Gesellschaft, die sich unter der Siegesfahne Christi versammelte, immer zugenommen. Jede positive Religion hat ihren größten Reiz, wenn sie im Werden begriffen ist; deswegen ist es so angenehm, sich in die Zeiten der Apostel zu denken, wo sich Alles noch frisch und unmittelbar geistig darstellt, und die Brüdergemeinde hatte hierin etwas Magisches, daß sie jenen ersten Zustand fortzusetzen, ja zu verewigen schien. Sie knüpfte ihren Ursprung an die frühsten Zeiten an, sie war niemals fertig geworden, sie hatte sich nur in unbemerkten Ranken durch die rohe Welt hindurchgewunden; nun schlug ein einzelnes Auge unter dem Schutz eines frommen vorzüglichen Mannes Wurzel, um sich abermals aus unmerklichen, zufällig scheinenden Anfängen weit über die Welt auszubreiten. Der wichtigste Punkt hierbei war der, daß man die religiöse und bürgerliche Verfassung unzertrennlich in Eins zusammenschlang, daß der Lehrer zugleich als Gebieter, der Vater zugleich als

Richter dastand; ja, was noch mehr war, das göttliche Oberhaupt, dem man in geistlichen Dingen einen unbedingten Glauben geschenkt hatte, ward auch zu Lenkung weltlicher Angelegenheiten angerufen, und seine Antwort, sowol was die Verwaltung im Ganzen als auch was jeden Einzelnen bestimmen sollte, durch den Ausspruch des Looses mit Ergebenheit vernommen. Die schöne Ruhe, wie sie wenigstens das Aeußere bezeugte, war höchst einladend, indem von der andern Seite durch den Missionsberuf alle Thatkraft, die in dem Menschen liegt, in Anspruch genommen wurde. Die trefflichen Männer, die ich auf dem Synodus zu Marienborn, wohin mich Legationsrath Moritz, Geschäftsträger der Grafen von Isenburg, mitnahm, kennen lernte, hatten meine ganze Verehrung gewonnen, und es wäre nur auf sie angekommen, mich zu dem Ihrigen zu machen. Ich beschäftigte mich mit ihrer Geschichte, mit ihrer Lehre, der Herkunft und Ausbildung derselben und fand mich in dem Fall, davon Rechenschaft zu geben und mich mit Theilnehmenden darüber zu unterhalten. Ich mußte jedoch bemerken, daß die Brüder so wenig als Fräulein von Klettenberg mich für einen Christen wollten gelten lassen, welches mich anfangs beunruhigte, nachher aber meine Neigung einigermaßen erkältete. Lange konnte ich jedoch den eigentlichen Unterscheidungsgrund nicht auffinden, ob er gleich ziemlich am Tage lag, bis er mir mehr zufällig als durch Forschung entgegendrang. Was mich nämlich von der Brüdergemeinde sowie von andern werthen Christenseelen absonderte, war dasselbige, worüber die Kirche schon mehr als einmal in Spaltung gerathen war. Ein Theil behauptete, daß die menschliche Natur durch den Sündenfall dergestalt verdorben sei, daß auch bis in ihren innersten Kern nicht das mindeste Gute an ihr zu finden, deshalb der Mensch auf seine eignen Kräfte durchaus Verzicht zu thun und Alles von der Gnade und ihrer Einwirkung zu erwarten habe. Der andere Theil gab zwar die erblichen Mängel der Menschen sehr gern zu, wollte aber der Natur inwendig noch einen gewissen Keim zugestehn, welcher, durch göttliche Gnade belebt, zu einem frohen Baume geistiger Glückseligkeit emporwachsen könne. Von dieser letztern Ueberzeugung war ich aufs Innigste durchdrungen, ohne es selbst zu wissen, obwol ich mich mit Mund und Feder zu dem Gegentheile bekannt hatte; aber ich dämmerte so hin, das eigentliche Dilemma hatte ich mir nie ausgesprochen. Aus diesem Traume wurde ich jedoch einst ganz unvermuthet gerissen, als ich diese meine, wie

mir schien, höchst unschuldige Meinung in einem geistlichen Gespräch ganz unbewunden eröffnete und deshalb eine große Strafpredigt erdulden mußte. Dies sei eben, behauptete man mir entgegen, der wahre Pelagianismus, und gerade zum Unglück der neueren Zeit wolle diese verderbliche Lehre wieder um sich greifen. Ich war hierüber erstaunt, ja erschrocken. Ich ging in die Kirchengeschichte zurück, betrachtete die Lehre und die Schicksale des Pelagius näher und sah nun deutlich, wie diese beiden unvereinbaren Meinungen durch Jahrhunderte hin und her gewogt und von den Menschen, je nachdem sie mehr thätiger oder leidender Natur gewesen, aufgenommen und bekannt worden.

Mich hatte der Lauf der vergangenen Jahre unablässig zu Uebung eigner Kraft aufgefordert, in mir arbeitete eine rastlose Thätigkeit mit dem besten Willen zu moralischer Ausbildung. Die Außenwelt forderte, daß diese Thätigkeit geregelt und zum Nutzen Anderer gebraucht werden sollte, und ich hatte diese große Forderung in mir selbst zu verarbeiten. Nach allen Seiten hin war ich an die Natur gewiesen, sie war mir in ihrer Herrlichkeit erschienen; ich hatte so viel wackere und brave Menschen kennen gelernt, die sich's in ihrer Pflicht um der Pflicht willen sauer werden ließen; ihnen, ja mir selbst zu entsagen, schien mir unmöglich; die Kluft, die mich von jener Lehre trennte, ward mir deutlich, ich mußte also auch aus dieser Gesellschaft scheiden, und da mir meine Neigung zu den heiligen Schriften sowie zu dem Stifter und den früheren Bekennern nicht geraubt werden konnte, so bildete ich mir ein Christenthum zu meinem Privatgebrauch und suchte dieses durch fleißiges Studium der Geschichte und durch genaue Bemerkung Derjenigen, die sich zu meinem Sinne hingeneigt hatten, zu begründen und aufzubauen.

Weil nun aber Alles, was ich mit Liebe in mich aufnahm, sich sogleich zu einer dichterischen Form anlegte, so ergriff ich den wunderlichen Einfall, die Geschichte des ewigen Juden, die sich schon früh durch die Volksbücher bei mir eingedrückt hatte, episch zu behandeln, um an diesem Leitfaden die hervorstehenden Punkte der Religions- und Kirchengeschichte nach Befinden darzustellen. Wie ich mir aber die Fabel gebildet und welchen Sinn ich ihr untergelegt, gedenke ich nunmehr zu erzählen.

In Jerusalem befand sich ein Schuster, dem die Legende den Namen Ahasverus giebt. Zu diesem hatte mir mein

Dresdner Schuster die Grundzüge geliefert. Ich hatte ihn mit eines Handwerksgenossen, mit Hans Sachsens Geist und Humor bestens ausgestattet und ihn durch eine Neigung zu Christo veredelt. Weil er nun bei offener Werkstatt sich gern mit den Vorbeigehenden unterhielt, sie neckte und auf Sokratische Weise Jeden nach seiner Art anregte, so verweilten die Nachbarn und Andre vom Volk gern bei ihm, auch Pharisäer und Sadducäer sprachen zu, und begleitet von seinen Jüngern mochte der Heiland selbst wol auch manchmal bei ihm verweilen. Der Schuster, dessen Sinn blos auf die Welt gerichtet war, faßte doch zu unserm Herrn eine besondere Neigung, die sich hauptsächlich dadurch äußerte, daß er den hohen Mann, dessen Sinn er nicht faßte, zu seiner eignen Denk- und Handelsweise bekehren wollte. Er lag daher Christo sehr inständig an, doch aus der Beschaulichkeit hervorzutreten, nicht mit solchen Müssiggängern im Lande herumzuziehn, nicht das Volk von der Arbeit hinweg an sich in die Einöde zu locken: ein versammeltes Volk sei immer ein aufgeregtes, und es werde nichts Gutes daraus entstehn.

Dagegen suchte ihn der Herr von seinen höheren Ansichten und Zwecken sinnbildlich zu belehren, die aber bei dem derben Manne nicht fruchten wollten. Daher, als Christus immer bedeutender, ja eine öffentliche Person ward, ließ sich der wohlwollende Handwerker immer schärfer und heftiger vernehmen, stellte vor, daß hieraus nothwendig Unruhen und Aufstände erfolgen und Christus selbst genöthigt sein würde, sich als Parteihaupt zu erklären, welches doch unmöglich seine Absicht sei. Da nun der Verlauf der Sache, wie wir wissen, erfolgt, Christus gefangen und verurtheilt ist, so wird Ahasverus noch heftiger aufgeregt, als Judas, der scheinbar den Herrn verrathen, verzweifelnd in die Werkstatt tritt und jammernd seine mißlungene That erzählt. Er sei nämlich so gut als die klügsten der übrigen Anhänger fest überzeugt gewesen, daß Christus sich als Regent und Volkshaupt erklären werde und habe das bisher unüberwindliche Zaudern des Herrn mit Gewalt zur That nöthigen wollen und deswegen die Priesterschaft zu Thätlichkeiten aufgereizt, welche auch diese bisher nicht gewagt. Von der Jünger Seite sei man auch nicht unbewaffnet gewesen, und wahrscheinlicherweise wäre Alles gut abgelaufen, wenn der Herr sich nicht selbst ergeben und sie in den traurigsten Zuständen zurückgelassen hätte. Ahasverus, durch diese Erzählung keineswegs zur Milde gestimmt, verbittert vielmehr noch den Zustand des armen Ex-

apostels, so daß diesem nichts übrig bleibt, als in der Eile sich aufzuhängen.

Als nun Jesus vor der Werkstatt des Schusters vorbei zum Tode geführt wird, ereignet sich gerade dort die bekannte Scene, daß der Leidende unter der Last des Kreuzes erliegt und Simon von Cyrene dasselbe weiter zu tragen gezwungen wird. Hier tritt Ahasverus hervor, nach hartverständiger Menschen Art, die, wenn sie Jemand durch eigne Schuld unglücklich sehn, kein Mitleid fühlen, ja vielmehr, durch unzeitige Gerechtigkeit gedrungen, das Uebel durch Vorwürfe vermehren; er tritt heraus und wiederholt alle früheren Warnungen, die er in heftige Beschuldigungen verwandelt, wozu ihn seine Neigung für den Leidenden zu berechtigen scheint. Dieser antwortet nicht, aber im Augenblicke bedeckt die liebende Veronika des Heilands Gesicht mit dem Tuche, und da sie es wegnimmt und in die Höhe hält, erblickt Ahasverus darauf das Antlitz des Herrn, aber keineswegs des in Gegenwart leidenden, sondern eines herrlich Verklärten und himmlisches Leben Ausstrahlenden. Geblendet von dieser Erscheinung, wendet er die Augen weg und vernimmt die Worte: „Du wandelst auf Erden, bis Du mich in dieser Gestalt wieder erblickst.“ Der Betroffene kommt erst einige Zeit nachher zu sich selbst zurück, findet, da Alles sich zum Gerichtsplatz gedrängt hat, die Straßen Jerusalem's öde, Unruhe und Sehnsucht treiben ihn fort, und er beginnt seine Wanderung.

Von dieser und von dem Ereigniß, wodurch das Gedicht zwar geendigt, aber nicht abgeschlossen wird, vielleicht ein andermal. Der Anfang, zerstreute Stellen und der Schluß waren geschrieben; aber mir fehlte die Sammlung, mir fehlte die Zeit, die nöthigen Studien zu machen, daß ich ihm hätte den Gehalt, den ich wünschte, geben können, und es blieben die wenigen Blätter um desto eher liegen, als sich eine Epoche in mir entwickelte, die sich schon, als ich den „Werther“ schrieb und nachher dessen Wirkungen sah, nothwendig anspinnen mußte.

Das gemeine Menschenschicksal, an welchem wir Alle zu tragen haben, muß Denjenigen am Schwersten aufliegen, deren Geisteskräfte sich früher und breiter entwickeln. Wir mögen unter dem Schutz von Eltern und Verwandten emporkommen, wir mögen uns an Geschwister und Freunde anlehnen, durch Bekannte unterhalten, durch geliebte Personen beglückt werden; so ist doch immer das Final, daß der Mensch auf sich zurück-

gewiesen wird, und es scheint, es habe sogar die Gottheit sich so zu dem Menschen gestellt, daß sie dessen Ehrfurcht, Zutrauen und Liebe nicht immer, wenigstens nicht gerade im dringenden Augenblick erwidern kann. Ich hatte jung genug gar oft erfahren, daß in den hilfsbedürftigsten Momenten uns zugerufen wird: „Arzt, hilf Dir selber!“ und wie oft hatte ich nicht schmerzlich ausseufzen müssen: „Ich trete die Kelter allein!“ Indem ich mich also nach Bestätigung der Selbstständigkeit umsah, fand ich als die sicherste Base derselben mein produktives Talent. Es verließ mich seit einigen Jahren keinen Augenblick; was ich wachend am Tage gewahr wurde, bildete sich sogar öfters Nachts in regelmäßige Träume, und wie ich die Augen aufthat, erschien mir entweder ein wunderliches neues Ganze oder der Theil eines schon Vorhandenen. Gewöhnlich schrieb ich Alles zur frühsten Tageszeit; aber auch Abends, ja tief in die Nacht, wenn Wein und Geselligkeit die Lebensgeister erhöhten, konnte man von mir fordern, was man wollte; es kam nur auf eine Gelegenheit an, die einigen Charakter hatte, so war ich bereit und fertig. Wie ich nun über diese Naturgabe nachdachte und fand, daß sie mir ganz eigen angehöre und durch nichts Fremdes weder begünstigt noch gehindert werden könne, so mochte ich gern hierauf mein ganzes Dasein in Gedanken gründen. Diese Vorstellung verwandelte sich in ein Bild, die alte mythologische Figur des Prometheus fiel mir auf, der, abgesondert von den Göttern, von seiner Werkstätte aus eine Welt bevölkerte. Ich fühlte recht gut, daß sich etwas Bedeutendes nur produziren lasse, wenn man sich isolire. Meine Sachen, die so viel Beifall gefunden hatten, waren Kinder der Einsamkeit, und seitdem ich zu der Welt in einem breitern Verhältniß stand, fehlte es nicht an Kraft und Lust der Erfindung; aber die Ausführung stockte, weil ich weder in Prosa noch in Versen eigentlich einen Stil hatte und bei einer jeden neuen Arbeit, je nachdem der Gegenstand war, immer wieder von vorne tasten und versuchen mußte. Indem ich nun hierbei die Hilfe der Menschen abzulehnen, ja auszuschließen hatte, so sonderte ich mich nach Prometheischer Weise auch von den Göttern ab, um so natürlicher, als bei meinem Charakter und meiner Denkweise eine Gesinnung jederzeit die übrigen verschlang und abstieß.

Die Fabel des Prometheus ward in mir lebendig. Das alte Titanengewand schnitt ich mir nach meinem Wuchse zu und fing, ohne weiter nachgedacht zu haben, ein Stück zu schreiben

an, worin das Mißverhältniß dargestellt ist, in welches Prometheus zu dem Zeus und den neuen Göttern geräth, indem er auf eigne Hand Menschen bildet, sie durch Gunst der Minerva belebt und eine dritte Dynastie stiftet. Und wirklich hatten die jetzt regierenden Götter sich zu beschweren völlig Ursache, weil man sie als unrechtmäßig zwischen die Titanen und Menschen eingeschobene Wesen betrachten konnte. Zu dieser seltsamen Komposition gehört als Monolog jenes Gedicht, das in der deutschen Literatur bedeutend geworden, weil, dadurch veranlaßt, Lessing über wichtige Punkte des Denkens und Empfindens sich gegen Jacobi erklärte. Es diente zum Zündkraut einer Explosion, welche die geheimsten Verhältnisse würdiger Männer aufdeckte und zur Sprache brachte, Verhältnisse, die, ihnen selbst unbewußt, in einer sonst höchst aufgeklärten Gesellschaft schlummerten. Der Riß war so gewaltsam, daß wir darüber bei eintretenden Zufälligkeiten einen unserer würdigsten Männer, Mendelssohn, verloren.

Ob man nun wol, wie auch geschehn, bei diesem Gegenstande philosophische, ja religiöse Betrachtungen anstellen kann, so gehört er doch ganz eigentlich der Poesie. Die Titanen sind die Folie des Polytheismus, so wie man als Folie des Monotheismus den Teufel betrachten kann; doch ist dieser sowie der einzige Gott, dem er entgegensteht, keine poetische Figur. Der Satan Milton's, brav genug gezeichnet, bleibt immer in dem Nachtheil der Subalternität, indem er die herrliche Schöpfung eines oberen Wesens zu zerstören sucht, Prometheus hingegen im Vortheil, der zum Trutz höherer Wesen zu schaffen und zu bilden vermag. Auch ist es ein schöner, der Poesie zusagender Gedanke, die Menschen nicht durch den obersten Weltherrscher, sondern durch eine Mittelfigur hervorbringen zu lassen, die aber doch als Abkömmling der ältesten Dynastie hierzu würdig und wichtig genug ist; wie denn überhaupt die griechische Mythologie einen unerschöpflichen Reichthum göttlicher und menschlicher Symbole darbietet.

Der titanisch-gigantische, himmelstürmende Sinn jedoch verlieh meiner Dichtungsart keinen Stoff. Eher ziemte sich mir, darzustellen jenes friedliche, plastische, allenfalls duldende Widerstreben, das die Obergewalt anerkannt, aber sich ihr gleichsetzen möchte. Doch auch die Kühneren jenes Geschlechts, Tantalus, Ixion, Sisyphus, waren meine Heiligen. In die Gesellschaft der Götter aufgenommen, mochten sie sich nicht untergeordnet

genug betragen, als übermüthige Gäste ihres wirthlichen Gönners Zorn verdient und sich eine traurige Verbannung zugezogen haben. Ich bemitleidete sie; ihr Zustand war von den Alten schon als wahrhaft tragisch anerkannt, und wenn ich sie als Glieder einer ungeheuren Opposition im Hintergrunde meiner „Iphigenie" zeigte, so bin ich ihnen wol einen Theil der Wirkung schuldig, welche dieses Stück hervorzubringen das Glück hatte.

Zu jener Zeit aber ging bei mir das Dichten und Bilden unaufhaltsam mit einander. Ich zeichnete die Porträte meiner Freunde im Profil auf grau Papier mit weißer und schwarzer Kreide. Wenn ich diktirte oder mir vorlesen ließ, entwarf ich die Stellungen der Schreibenden und Lesenden mit ihrer Umgebung; die Aehnlichkeit war nicht zu verkennen, und die Blätter wurden gut aufgenommen. Diesen Vortheil haben Dilettanten immer, weil sie ihre Arbeit umsonst geben. Das Unzulängliche dieses Abbildens jedoch fühlend, griff ich wieder zu Sprache und Rhythmus, die mir besser zu Gebote standen. Wie munter, froh und rasch ich dabei zu Werke ging, davon zeugen manche Gedichte, welche, die Kunstnatur und die Naturkunst enthusiastisch verkündend, im Augenblicke des Entstehens sowol mir als meinen Freunden immer neuen Muth beförderten.

Als ich nun einst in dieser Epoche und so beschäftigt bei gesperrtem Lichte in meinem Zimmer saß, dem wenigstens der Schein einer Künstlerwerkstatt hierdurch verliehen war, überdies auch die Wände, mit halbfertigen Arbeiten besteckt und behangen, das Vorurtheil einer großen Thätigkeit gaben, so trat ein wohlgebildeter schlanker Mann bei mir ein, den ich zuerst in der Halbdämmerung für Fritz Jacobi hielt, bald aber meinen Irrthum erkennend als einen Fremden begrüßte. An seinem freien, anständigen Betragen war eine gewisse militärische Haltung nicht zu verkennen. Er nannte mir seinen Namen, von Knebel, und aus einer kurzen Eröffnung vernahm ich, daß er, im preußischen Dienste, bei einem längern Aufenthalt in Berlin und Potsdam mit den dortigen Literatoren und der deutschen Literatur überhaupt ein gutes und thätiges Verhältniß angeknüpft habe. An Ramlern hatte er sich vorzüglich gehalten und dessen Art, Gedichte zu rezitiren, angenommen. Auch war er genau mit Allem bekannt, was Götz geschrieben, der unter den Deutschen damals noch keinen Namen hatte. Durch seine Veranstaltung war die „Mädcheninsel" dieses Dichters in Potsdam

abgedruckt worden und sogar dem König in die Hände gekommen, welcher sich günstig darüber geäußert haben soll.

Kaum hatten wir diese allgemein deutschen literarischen Gegenstände durchgesprochen, als ich zu meinem Vergnügen erfuhr, daß er gegenwärtig in Weimar angestellt und zwar dem Prinzen Konstantin zum Begleiter bestimmt sei. Von den dortigen Verhältnissen hatte ich schon manches Günstige vernommen; denn es kamen viele Fremde von da her zu uns, die Zeugen gewesen waren, wie die Herzogin Amalia zu Erziehung ihrer Prinzen die vorzüglichsten Männer berufen; wie die Akademie Jena durch ihre bedeutenden Lehrer zu diesem schönen Zweck gleichfalls das Ihrige beigetragen; wie die Künste nicht nur von gedachter Fürstin geschützt, sondern selbst von ihr gründlich und eifrig getrieben würden. Auch vernahm man, daß Wieland in vorzüglicher Gunst stehe; wie denn auch der „Teutsche Merkur", der die Arbeiten so mancher auswärtigen Gelehrten versammelte, nicht wenig zu dem Rufe der Stadt beitrug, wo er herausgegeben wurde. Eins der besten deutschen Theater war dort eingerichtet und berühmt durch Schauspieler sowol als Autoren, die dafür arbeiteten. Diese schönen Anstalten und Anlagen schienen jedoch durch den schrecklichen Schloßbrand, der im Mai desselben Jahres sich ereignet hatte, gestört und mit einer langen Stockung bedroht; allein das Zutrauen auf den Erbprinzen war so groß, daß Jedermann sich überzeugt hielt, dieser Schade werde nicht allein bald ersetzt, sondern auch dessenungeachtet jede andere Hoffnung reichlich erfüllt werden. Wie ich mich nun gleichsam als ein alter Bekannter nach diesen Personen und Gegenständen erkundigte und den Wunsch äußerte, mit den dortigen Verhältnissen näher bekannt zu sein, so versetzte der Ankömmling gar freundlich: es sei nichts leichter als dieses, denn so eben lange der Erbprinz mit seinem Herrn Bruder, dem Prinzen Konstantin, in Frankfurt an, welche mich zu sprechen und zu kennen wünschten. Ich zeigte sogleich die größte Bereitwilligkeit, ihnen aufzuwarten, und der neue Freund versetzte, daß ich damit nicht säumen solle, weil der Aufenthalt nicht lange dauern werde. Um mich hiezu anzuschicken, führte ich ihn zu meinen Eltern, die, über seine Ankunft und Botschaft höchst verwundert, mit ihm sich ganz vergnüglich unterhielten. Ich eilte nunmehr mit demselben zu den jungen Fürsten, die mich sehr frei und freundlich empfingen, so wie auch der Führer des Erbprinzen, Graf Görtz, mich nicht ungern zu sehen schien.

Ob es nun gleich an literarischer Unterhaltung nicht fehlte, so machte doch ein Zufall die beste Einleitung, daß sie gar bald bedeutend und fruchtbar werden konnte.

Es lagen nämlich Möser's „Patriotische Phantasien", und zwar der erste Theil, frisch geheftet und unaufgeschnitten auf dem Tische. Da ich sie nun sehr gut, die Gesellschaft sie aber wenig kannte, so hatte ich den Vortheil, davon eine ausführliche Relation liefern zu können; und hier fand sich der schicklichste Anlaß zu einem Gespräch mit einem jungen Fürsten, der den besten Willen und den festen Vorsatz hatte, an seiner Stelle entschieden Gutes zu wirken. Möser's Darstellung, so dem Inhalt als dem Sinne nach, muß einem jeden Deutschen höchst interessant sein. Wenn man sonst dem deutschen Reiche Zersplitterung, Anarchie und Ohnmacht vorwarf, so erschien aus dem Möserischen Standpunkte gerade die Menge kleiner Staaten als höchst erwünscht zu Ausbreitung der Kultur im Einzelnen nach den Bedürfnissen, welche aus der Lage und Beschaffenheit der verschiedensten Provinzen hervorgehn; und wenn Möser von der Stadt, vom Stift Osnabrück ausgehend und über den westphälischen Kreis sich verbreitend, nunmehr dessen Verhältniß zu dem ganzen Reiche zu schildern wußte und bei Beurtheilung der Lage, das Vergangene mit dem Gegenwärtigen zusammenknüpfend, dieses aus jenem ableitete und dadurch, ob eine Veränderung lobens- oder tadelnswürdig sei, gar deutlich auseinandersetzte: so durfte nur jeder Staatsverweser an seinem Ort auf gleiche Weise verfahren, um die Verfassung seines Umkreises und deren Verknüpfung mit Nachbarn und mit dem Ganzen aufs Beste kennen zu lernen und sowol Gegenwart als Zukunft zu beurtheilen.

Bei dieser Gelegenheit kam Manches aufs Tapet, was den Unterschied der ober- und niedersächsischen Staaten betraf, und wie sowol die Naturprodukte als die Sitten, Gesetze und Gewohnheiten sich von den frühesten Zeiten her anders gebildet und nach der Regierungsform und der Religion bald auf die eine bald auf die andere Weise gelenkt hatten. Man versuchte die Unterschiede von beiden etwas genauer herauszusetzen, und es zeigte sich gerade daran, wie vortheilhaft es sei, ein gutes Muster vor sich zu haben, welches, wenn man nicht dessen Einzelnheiten sondern die Methode betrachtet, nach welcher es angelegt ist, auf die verschiedensten Fälle angewendet und eben dadurch dem Urtheil höchst ersprießlich werden kann.

Bei Tafel wurden diese Gespräche fortgesetzt, und sie erregten für mich ein besseres Vorurtheil, als ich vielleicht verdiente. Denn anstatt daß ich diejenigen Arbeiten, die ich selbst zu liefern vermochte, zum Gegenstand des Gesprächs gemacht, für das Schauspiel, für den Roman eine ungetheilte Aufmerksamkeit gefordert hätte, so schien ich vielmehr in Mösern solche Schriftsteller vorzuziehen, deren Talent aus dem thätigen Leben ausging und in dasselbe unmittelbar nützlich sogleich wieder zurückkehrte, während eigentlich poetische Arbeiten, die über dem Sittlichen und Sinnlichen schweben, erst durch einen Umschweif und gleichsam nur zufällig nützen können. Bei diesen Gesprächen ging es nun wie bei den Märchen der „Tausendundeinen Nacht“: es schob sich eine bedeutende Materie in und über die andere, manches Thema klang nur an, ohne daß man es hätte verfolgen können; und so ward, weil der Aufenthalt der jungen Herrschaften in Frankfurt nur kurz sein konnte, mir das Versprechen abgenommen, daß ich nach Mainz folgen und dort einige Tage zubringen sollte, welches ich denn herzlich gern ablegte und mit dieser vergnügten Nachricht nach Hause eilte, um solche meinen Eltern mitzutheilen.

Meinem Vater wollte es jedoch keineswegs gefallen; denn nach seinen reichsbürgerlichen Gesinnungen hatte er sich jederzeit von den Großen entfernt gehalten und, obgleich mit den Geschäftsträgern der umliegenden Fürsten und Herren in Verbindung, stand er doch keineswegs in persönlichen Verhältnissen zu ihnen; ja, es gehörten die Höfe unter die Gegenstände, worüber er zu scherzen pflegte, auch wol gern sah, wenn man ihm etwas entgegensetzte, nur mußte man sich dabei nach seinem Bedünken geistreich und witzig verhalten. Hatten wir ihm das „Procul a Jove, procul a fulmine“ gelten lassen, doch aber bemerkt, daß beim Blitze nicht sowol vom Woher als vom Wohin die Rede sei, so brachte er das alte Sprüchlein, mit großen Herren sei Kirschessen nicht gut, auf die Bahn. Wir erwiderten, es sei noch schlimmer, mit genäschigen Leuten aus einem Korbe speisen. Das wollte er nicht leugnen, hatte aber schnell einen anderen Spruchreim zur Hand, der uns in Verlegenheit setzen sollte. Denn da Sprichworte und Denkreime vom Volke ausgehn, welches, weil es gehorchen muß, doch wenigstens gern reden mag, die Oberen dagegen durch die That sich zu entschädigen wissen, da ferner die Poesie des sechzehnten Jahrhunderts fast durchaus kräftig didaktisch ist, so kann es in

unserer Sprache an Ernst und Scherz nicht fehlen, den man von unten nach oben hinauf ausgeübt hat. Und so übten wir Jüngeren uns nun auch von oben herunter, indem wir, uns was Großes einbildend, auch die Partei der Großen zu nehmen beliebten; von welchen Reden und Gegenreden ich Einiges einschalte:

A.

Lang' bei Hofe, lang' bei Höll'!

B.

Dort wärmt sich mancher gute Gesell!

A.

So wie ich bin, bin ich mein eigen;
Mir soll Niemand eine Gunst erzeigen.

B.

Was willst Du Dich der Gunst denn schämen?
Willst Du sie geben, mußt Du sie nehmen.

A.

Willst Du die Noth des Hofes schauen:
Da wo Dich's juckt, darfst Du nicht krauen!

B.

Wenn der Redner zum Volke spricht:
Da wo er kraut, da juckt's ihn nicht.

A.

Hat Einer Knechtschaft sich erkoren,
Ist gleich die Hälfte des Lebens verloren;
Ergeb' sich, was da will, so denk' er:
Die andre Hälft' geht auch zum Henker.

B.

Wer sich in Fürsten weiß zu schicken,
Dem wird's heut oder morgen glücken;
Wer sich in den Pöbel zu schicken sucht,
Der hat sein ganzes Jahr verflucht.

A.

Wenn Dir der Weizen bei Hofe blüht,
So denke nur, daß nichts geschieht;
Und wenn Du denkst, Du hättest's in der Scheuer,
Da eben ist es nicht geheuer.

B.

Und blüht der Weizen, so reift er auch,
Das ist immer so ein alter Brauch;
Und schlägt der Hagel die Ernte nieder,
'S andre Jahr trägt der Boden wieder.

A.

Wer ganz will sein eigen sein,
Schließe sich ins Häuschen ein,
Geselle sich zu Frau und Kindern,
Genieße leichten Rebenmost
Und überdies frugale Kost,
Und nichts wird ihn am Leben hindern.

B.

Du willst dem Herrscher Dich entziehn?
So sag, wohin willst Du denn fliehn?
O nimm es nur nicht so genau!
Denn es beherrscht Dich Deine Frau,
Und die beherrscht ihr dummer Bube;
So bist Du Knecht in Deiner Stube.

So eben, da ich aus alten Denkblättchen die vorstehenden Reime zusammensuche, fallen mir mehr solche lustige Uebungen in die Hände, wo wir alte deutsche Kernworte amplifizirt und ihnen sodann andere Sprüchlein, welche sich in der Erfahrung ebenso gut bewahrheiten, entgegengesetzt hatten. Eine Auswahl derselben mag dereinst als Epilog der Puppenspiele zu einem heiteren Denken Anlaß geben.

Durch alle solche Erwiderungen ließ sich jedoch mein Vater von seinen Gesinnungen nicht abwendig machen. Er pflegte gewöhnlich sein stärkstes Argument bis zum Schlusse der Unterhaltung aufzusparen, da er denn Voltaire's Abenteuer mit Friedrich dem Zweiten umständlich ausmalte: wie die übergroße

Gunst, die Familiarität, die wechselseitigen Verbindlichkeiten auf einmal aufgehoben und verschwunden und wir das Schauspiel erlebt, daß jener außerordentliche Dichter und Schriftsteller durch Frankfurter Stadtsoldaten auf Requisition des Residenten Freytag und nach Befehl des Burgemeisters von Fichard arretirt und eine ziemliche Zeit im Gasthof zur Rose auf der Zeil gefänglich angehalten worden. Hierauf hätte sich zwar Manches einwenden lassen, unter Andern, daß Voltaire selbst nicht ohne Schuld gewesen; aber wir gaben uns aus kindlicher Achtung jedesmal gefangen.

Da nun auch bei dieser Gelegenheit auf solche und ähnliche Dinge angespielt wurde, so wußte ich kaum, wie ich mich benehmen sollte; denn er warnte mich unbewunden und behauptete, die Einladung sei nur, um mich in eine Falle zu locken und wegen jenes gegen den begünstigten Wieland verübten Muthwillens Rache an mir zu nehmen. Wie sehr ich nun auch vom Gegentheil überzeugt war, indem ich nur allzu deutlich sah, daß eine vorgefaßte Meinung, durch hypochondrische Traumbilder aufgeregt, den würdigen Mann beängstige, so wollte ich gleichwol nicht gerade wider seine Ueberzeugung handeln und konnte doch auch keinen Vorwand finden, unter dem ich, ohne undankbar und unartig zu erscheinen, mein Versprechen wieder zurücknehmen durfte. Leider war unsere Freundin von Klettenberg bettlägrig, auf die wir in ähnlichen Fällen uns zu berufen pflegten. An ihr und meiner Mutter hatte ich zwei vortreffliche Begleiterinnen: ich nannte sie nur immer Rath und That; denn wenn Jene einen heitern, ja seligen Blick über die irdischen Dinge warf, so entwirrte sich vor ihr gar leicht, was uns andere Erdenkinder verwirrte, und sie wußte den rechten Weg gewöhnlich anzudeuten, eben weil sie ins Labyrinth von oben herabsah und nicht selbst darin befangen war; hatte man sich aber entschieden, so konnte man sich auf die Bereitwilligkeit und auf die Thatkraft meiner Mutter verlassen. Wie Jener das Schauen, so kam Dieser der Glaube zu Hilfe, und weil sie in allen Fällen ihre Heiterkeit behielt, fehlte es ihr auch niemals an Hilfsmitteln, das Vorgesetzte oder Gewünschte zu bewerkstelligen. Gegenwärtig wurde sie nun an die kranke Freundin abgesendet, um deren Gutachten einzuholen, und da dieses für meine Seite günstig ausfiel, sodann ersucht, die Einwilligung des Vaters zu erlangen, der denn auch, obgleich ungläubig und ungern, nachgab.

Ich gelangte also in sehr kalter Jahreszeit zur bestimmten Stunde nach Mainz und wurde von den jungen Herrschaften und ihren Begleitern der Einladung gemäß gar freundlich aufgenommen. Der in Frankfurt geführten Gespräche erinnerte man sich, die begonnenen wurden fortgesetzt, und als von der neuesten deutschen Literatur und von ihren Kühnheiten die Rede war, fügte es sich ganz natürlich, daß auch jenes famose Stück, „Götter, Helden und Wieland", zur Sprache kam, wobei ich gleich Anfangs mit Vergnügen bemerkte, daß man die Sache heiter und lustig betrachtete. Wie es aber mit dieser Posse, welche so großes Aufsehn erregt, eigentlich zugegangen, war ich zu erzählen veranlaßt, und so konnte ich nicht umhin, vor allen Dingen einzugestehn, daß wir als wahrhaft oberrheinische Gesellen sowol der Neigung als Abneigung keine Grenzen kannten. Die Verehrung Shakespeare's ging bei uns bis zur Anbetung. Wieland hatte hingegen bei der entschiedenen Eigenheit, sich und seinen Lesern das Interesse zu verderben und den Enthusiasmus zu verkümmern, in den Noten zu seiner Uebersetzung gar Manches an dem großen Autor getadelt, und zwar auf eine Weise, die uns äußerst verdroß und in unsern Augen das Verdienst dieser Arbeit schmälerte. Wir sahen Wielanden, den wir als Dichter so hoch verehrten, der uns als Uebersetzer so großen Vortheil gebracht, nunmehr als Kritiker launisch, einseitig und ungerecht. Hiezu kam noch, daß er sich auch gegen unsere Abgötter, die Griechen, erklärte und dadurch unsern bösen Willen gegen ihn noch schärfte. Es ist genugsam bekannt, daß die griechischen Götter und Helden nicht auf moralischen, sondern auf verklärten physischen Eigenschaften ruhen, weshalb sie auch dem Künstler so herrliche Gestalten anbieten. Nun hatte Wieland in der „Alceste" Helden und Halbgötter nach moderner Art gebildet; wogegen denn auch nichts wäre zu sagen gewesen, weil ja einem Jeden freisteht, die poetischen Traditionen nach seinen Zwecken und seiner Denkweise umzuformen. Allein in den Briefen, die er über gedachte Oper in den „Merkur" einrückte, schien er uns diese Behandlungsart allzu parteiisch hervorzuheben und sich an den trefflichen Alten und ihrem höhern Stil unverantwortlich zu versündigen, indem er die derbe gesunde Natur, die jenen Produktionen zum Grunde liegt, keineswegs anerkennen wollte. Diese Beschwerden hatten wir kaum in unserer kleinen Sozietät leidenschaftlich durchgesprochen, als die gewöhnliche Wuth, Alles zu dramatisiren, mich eines Sonntags

Nachmittags anwandelte und ich bei einer Flasche guten Burgunders das ganze Stück, wie es jetzt daliegt, in einer Sitzung niederschrieb. Es war nicht sobald meinen gegenwärtigen Mitgenossen vorgelesen und von ihnen mit großem Jubel aufgenommen worden, als ich die Handschrift an Lenz nach Straßburg schickte, welcher gleichfalls davon entzückt schien und behauptete, es müsse auf der Stelle gedruckt werden. Nach einigem Hin- und Wiederschreiben gestand ich es zu, und er gab es in Straßburg eilig unter die Presse. Erst lange nachher erfuhr ich, daß dieses einer von Lenzens ersten Schritten gewesen, wodurch er mir zu schaden und mich beim Publikum in üblen Ruf zu setzen die Absicht hatte, wovon ich aber zu jener Zeit nichts spürte noch ahnete.

Und so hatte ich meinen neuen Gönnern mit aller Naivität diesen arglosen Ursprung des Stücks, so gut wie ich ihn selbst wußte, vorerzählt und, um sie völlig zu überzeugen, daß hiebei keine Persönlichkeit noch eine andere Absicht obwalte, auch die lustige und verwegene Art mitgetheilt, wie wir uns unter einander zu necken und zu verspotten pflegten. Hierauf sah ich die Gemüther völlig erheitert, und man bewunderte uns beinah, daß wir eine so große Furcht hatten, es möge irgend Jemand auf seinen Lorbeern einschlafen. Man verglich eine solche Gesellschaft jenen Flibustiers, welche sich in jedem Augenblick der Ruhe zu verweichlichen fürchteten, weshalb der Anführer, wenn es keine Feinde und nichts zu rauben gab, unter den Gelagtisch eine Pistole losschoß, damit es auch im Frieden nicht an Wunden und Schmerzen fehlen möge. Nach manchen Hin- und Wiederreden über diesen Gegenstand ward ich endlich veranlaßt, Wielanden einen freundlichen Brief zu schreiben, wozu ich die Gelegenheit sehr gern ergriff, da er sich schon im „Merkur" über diesen Jugendstreich sehr liberal erklärt und, wie er es in literarischen Fehden meist gethan, geistreich abschließend benommen hatte.

Die wenigen Tage des Mainzer Aufenthalts verstrichen sehr angenehm; denn wenn die neuen Gönner durch Visiten und Gastmähler außer dem Hause gehalten wurden, blieb ich bei den Ihrigen, porträtirte Manchen und fuhr auch wol Schlittschuh, wozu die eingefrornen Festungsgraben die beste Gelegenheit verschafften. Voll von dem Guten, was mir dort begegnet war, kehrte ich nach Hause zurück und stand im Begriff, beim Eintreten mir durch umständliche Erzählung das Herz zu erleichtern; aber ich sah nur verstörte Gesichter, und es blieb mir

nicht lange verborgen, daß unsre Freundin Klettenberg von uns geschieden sei. Ich war hierüber sehr betroffen, weil ich ihrer grade in meiner gegenwärtigen Lage mehr als jemals bedurfte. Man erzählte mir zu meiner Beruhigung, daß ein frommer Tod sich an ein seliges Leben angeschlossen und ihre gläubige Heiterkeit sich bis ans Ende ungetrübt erhalten habe. Noch ein anderes Hinderniß stellte sich einer freien Mittheilung entgegen: mein Vater, anstatt sich über den guten Ausgang dieses kleinen Abenteuers zu freuen, verharrte auf seinem Sinne und behauptete, dieses Alles sei von jener Seite nur Verstellung, und man gedenke vielleicht in der Folge etwas Schlimmeres gegen mich auszuführen. Ich war daher mit meiner Erzählung zu den jüngern Freunden hingedrängt, denen ich denn freilich die Sache nicht umständlich genug überliefern konnte. Aber auch hier entsprang aus Neigung und gutem Willen eine mir höchst unangenehme Folge; denn kurz darauf erschien eine Flugschrift, „Prometheus und seine Recensenten", gleichfalls in dramatischer Form. Man hatte darin den neckischen Einfall ausgeführt, anstatt der Personennamen kleine Holzschnittfiguren zwischen den Dialog zu setzen und durch allerlei satirische Bilder diejenigen Kritiker zu bezeichnen, die sich über meine Arbeiten und was ihnen verwandt war, öffentlich hatten vernehmen lassen. Hier stieß der „Altonaer Postreuter" ohne Kopf ins Horn, hier brummte ein Bär, dort schnatterte eine Gans; der „Merkur" war auch nicht vergessen, und manches wilde und zahme Geschöpf suchte den Bildner in seiner Werkstatt irre zu machen, welcher aber, ohne sonderlich Notiz zu nehmen, seine Arbeit eifrig fortsetzte und dabei nicht verschwieg, wie er es überhaupt zu halten denke. Dieser unerwartet hervorbrechende Scherz fiel mir sehr auf, weil er dem Stil und Ton nach von Jemand aus unserer Gesellschaft sein mußte, ja man hätte das Werklein für meine eigne Arbeit halten sollen. Am Unangenehmsten aber war mir, daß Prometheus Einiges verlauten ließ, was sich auf den Mainzer Aufenthalt und die dortigen Aeußerungen bezog und was eigentlich Niemand als ich wissen sollte. Mir aber bewies es, daß der Verfasser von Denjenigen sei, die meinen engsten Kreis bildeten und mich jene Ereignisse und Umstände weitläuftig hatten erzählen hören. Wir sahen Einer den Andern an, und Jeder hatte die Uebrigen im Verdacht: der unbekannte Verfasser wußte sich gut zu verstellen. Ich schalt sehr heftig auf ihn, weil es mir äußerst verdrießlich war, nach einer so

günstigen Aufnahme und so bedeutender Unterhaltung, nach meinem an Wieland geschriebenen zutraulichen Briefe hier wieder Anlässe zu neuem Mißtrauen und frische Unannehmlichkeiten zu sehen. Die Ungewißheit hierüber dauerte jedoch nicht lange; denn als ich in meiner Stube auf und ab gehend mir das Büchlein laut vorlas, hörte ich an den Einfällen und Wendungen ganz deutlich die Stimme Wagner's, und er war es auch. Wie ich nämlich zur Mutter hinuntersprang, ihr meine Entdeckung mitzutheilen, gestand sie mir, daß sie es schon wisse. Der Autor, beängstigt über den schlimmen Erfolg bei einer, wie ihm däuchte, so guten und löblichen Absicht, hatte sich ihr entdeckt und um Fürsprache gebeten, damit meine ausgestoßene Drohung, ich würde mit dem Verfasser wegen mißbrauchten Vertrauens keinen Umgang mehr haben, an ihm nicht erfüllt werden möchte. Hier kam ihm nun sehr zu Statten, daß ich es selbst entdeckt hatte und durch das Behagen, wovon ein jedes eigene Gewahrwerden begleitet wird, zur Versöhnung gestimmt war. Der Fehler war verziehen, der zu einem solchen Beweis meiner Spürkraft Gelegenheit gegeben hatte. Indessen war das Publikum so leicht nicht zu überzeugen, daß Wagner der Verfasser sei und daß ich keine Hand mit im Spiel gehabt habe. Man traute ihm diese Vielseitigkeit nicht zu, weil man nicht bedachte, daß er Alles, was in einer geistreichen Gesellschaft seit geraumer Zeit bescherzt und verhandelt worden, aufzufassen, zu merken und in einer bekannten Manier wohl darzustellen vermochte, ohne deshalb ein ausgezeichnetes Talent zu besitzen. Und so hatte ich nicht allein meine eigenen Thorheiten, sondern auch den Leichtsinn, die Uebereilung meiner Freunde diesmal und in der Folge sehr oft zu büßen.

Erinnert durch mehrere zusammentreffende Umstände, will ich noch einiger bedeutenden Männer gedenken, die, zu verschiedener Zeit vorüberreisend, theils in unserm Hause gewohnt, theils freundliche Bewirthung angenommen haben. Klopstock steht hier billig abermals obenan. Ich hatte schon mehrere Briefe mit ihm gewechselt, als er mir anzeigte, daß er nach Karlsruhe zu gehen und daselbst zu wohnen eingeladen sei; er werde zur bestimmten Zeit in Friedberg eintreffen und wünsche, daß ich ihn daselbst abhole. Ich verfehlte nicht, zur rechten Stunde mich einzufinden; allein er war auf seinem Wege zufällig aufgehalten worden, und nachdem ich einige Tage vergebens gewartet, kehrte ich nach Hause zurück, wo er denn erst

nach einiger Zeit eintraf, sein Außenbleiben entschuldigte und meine Bereitwilligkeit, ihm entgegenzukommen, sehr wohl aufnahm. Er war klein von Person, aber gut gebaut, sein Betragen ernst und abgemessen, ohne steif zu sein, seine Unterhaltung bestimmt und angenehm. Im Ganzen hatte seine Gegenwart etwas von der eines Diplomaten. Ein solcher Mann unterwindet sich der schweren Aufgabe, zugleich seine eigene Würde und die Würde eines Höheren, dem er Rechenschaft schuldig ist, durchzuführen, seinen eigenen Vortheil neben dem viel wichtigern eines Fürsten, ja ganzer Staaten zu befördern und sich in dieser bedenklichen Lage vor allen Dingen den Menschen gefällig zu machen. Und so schien sich auch Klopstock als Mann von Werth und als Stellvertreter höherer Wesen, der Religion, der Sittlichkeit und Freiheit, zu betragen. Eine andere Eigenheit der Weltleute hatte er auch angenommen, nämlich nicht leicht von Gegenständen zu reden, über die man gerade ein Gespräch erwartet und wünscht. Von poetischen und literarischen Dingen hörte man ihn selten sprechen. Da er aber an mir und meinen Freunden leidenschaftliche Schlittschuhfahrer fand, so unterhielt er sich mit uns weitläuftig über diese edle Kunst, die er gründlich durchgedacht und, was dabei zu suchen und zu meiden sei, sich wohl überlegt hatte. Ehe wir jedoch seiner geneigten Belehrung theilhaft werden konnten, mußten wir uns gefallen lassen, über den Ausdruck selbst, den wir verfehlten, zurechtgewiesen zu werden. Wir sprachen nämlich auf gut Oberdeutsch von Schlittschuhen, welches er durchaus nicht wollte gelten lassen; denn das Wort komme keineswegs von Schlitten, als wenn man auf kleinen Kufen dahinführe, sondern von schreiten, indem man, den Homerischen Göttern gleich, auf diesen geflügelten Sohlen über das zum Boden gewordene Meer hinschritte. Nun kam es an das Werkzeug selbst; er wollte von den hohen hohlgeschliffenen Schrittschuhen nichts wissen, sondern empfahl die niedrigen, breiten, flachgeschliffenen friesländischen Stähle, als welche zum Schnellaufen die dienlichsten seien. Von Kunststücken, die man bei dieser Uebung zu machen pflegt, war er kein Freund. Ich schaffte mir nach seinem Gebot so ein Paar flache Schuhe mit langen Schnäbeln und habe solche, obschon mit einiger Unbequemlichkeit, viele Jahre geführt. Auch vom Kunstreiten und sogar vom Bereiten der Pferde wußte er Rechenschaft zu geben und that es gern; und so lehnte er, wie es schien vorsätzlich, das Gespräch über sein eigen Metier gewöhnlich

ab, um über fremde Künste, die er als Liebhaberei trieb, desto unbefangener zu sprechen. Von diesen und andern Eigenthümlichkeiten des außerordentlichen Mannes würde ich noch Manches erwähnen können, wenn nicht Personen, die länger mit ihm gelebt, uns bereits genugsam hievon unterrichtet hätten; aber einer Betrachtung kann ich mich nicht erwehren, daß nämlich Menschen, denen die Natur außerordentliche Vorzüge gegeben, sie aber in einen engen oder wenigstens nicht verhältnißmäßigen Wirkungskreis gesetzt, gewöhnlich auf Sonderbarkeiten verfallen und, weil sie von ihren Gaben keinen direkten Gebrauch zu machen wissen, sie auf außerordentlichen und wunderlichen Wegen geltend zu machen versuchen.

Zimmermann war gleichfalls eine Zeit lang unser Gast. Dieser, groß und stark gebaut, von Natur heftig und gerade vor sich hin, hatte doch sein Aeußeres und sein Betragen völlig in der Gewalt, so daß er im Umgang als ein gewandter weltmännischer Arzt erschien und seinem innerlich ungebändigten Charakter nur in Schriften und im vertrautesten Umgang einen ungeregelten Lauf ließ. Seine Unterhaltung war mannichfaltig und höchst unterrichtend; und konnte man ihm nachsehen, daß er sich, seine Persönlichkeit, seine Verdienste sehr lebhaft vorempfand, so war kein Umgang wünschenswerther zu finden. Da mich nun überhaupt das, was man Eitelkeit nennt, niemals verletzte und ich mir dagegen auch wieder eitel zu sein erlaubte, das heißt, dasjenige unbedenklich hervorkehrte, was mir an mir selbst Freude machte, so kam ich mit ihm gar wohl überein; wir ließen uns wechselsweise gelten und schalten, und weil er sich durchaus offen und mittheilend erwies, so lernte ich in kurzer Zeit sehr viel von ihm.

Beurtheil' ich nun aber einen solchen Mann dankbar, wohlwollend und gründlich, so darf ich nicht einmal sagen, daß er eitel gewesen. Wir Deutschen mißbrauchen das Wort eitel nur allzu oft; denn eigentlich führt es den Begriff von Leerheit mit sich, und man bezeichnet damit billigerweise nur Einen, der die Freude an seinem Nichts, die Zufriedenheit mit einer hohlen Existenz nicht verbergen kann. Bei Zimmermann war gerade das Gegentheil, er hatte große Verdienste und kein inneres Behagen; wer sich aber an seinen Naturgaben nicht im Stillen erfreuen kann, wer sich bei Ausübung derselben nicht selbst seinen Lohn dahinnimmt, sondern erst darauf wartet und hofft, daß Andere das Geleistete anerkennen und es gehörig

würdigen sollen, der findet sich in einer übeln Lage, weil es nur allzu bekannt ist, daß die Menschen den Beifall sehr spärlich austheilen, daß sie das Lob verkümmern, ja, wenn es nur einigermaßen thunlich ist, in Tadel verwandeln. Wer, ohne hierauf vorbereitet zu sein, öffentlich auftritt, der kann nichts als Verdruß erwarten; denn wenn er das, was von ihm ausgeht, auch nicht überschätzt, so schätzt er es doch unbedingt, und jede Aufnahme, die wir in der Welt erfahren, wird bedingt sein; und sodann gehört ja für Lob und Beifall auch eine Empfänglichkeit wie für jedes Vergnügen. Man wende dieses auf Zimmermann an, und man wird auch hier gestehen müssen: was Einer nicht schon mitbringt, kann er nicht erhalten.

Will man diese Entschuldigung nicht gelten lassen, so werden wir diesen merkwürdigen Mann wegen eines andern Fehlers noch weniger rechtfertigen können, weil das Glück Anderer dadurch gestört, ja vernichtet worden. Es war das Betragen gegen seine Kinder. Eine Tochter, die mit ihm reiste, war, als er sich in der Nachbarschaft umsah, bei uns geblieben. Sie konnte etwa sechzehn Jahr alt sein. Schlank und wohlgewachsen, trat sie auf ohne Zierlichkeit; ihr regelmäßiges Gesicht wäre angenehm gewesen, wenn sich ein Zug von Theilnahme darin aufgethan hätte; aber sie sah immer so ruhig aus wie ein Bild, sie äußerte sich selten, in der Gegenwart ihres Vaters nie. Kaum aber war sie einige Tage mit meiner Mutter allein und hatte die heitere, liebevolle Gegenwart dieser theilnehmenden Frau in sich aufgenommen, als sie sich ihr mit aufgeschlossenem Herzen zu Füßen warf und unter tausend Thränen bat, sie da zu behalten. Mit dem leidenschaftlichsten Ausdruck erklärte sie: als Magd, als Sklavin wolle sie zeitlebens im Hause bleiben, nur um nicht zu ihrem Vater zurückzukehren, von dessen Härte und Tyrannei man sich keinen Begriff machen könne. Ihr Bruder sei über diese Behandlung wahnsinnig geworden; sie habe es mit Noth so lange getragen, weil sie geglaubt, es sei in jeder Familie nicht anders oder nicht viel besser; da sie aber nun eine so liebevolle, heitere, zwanglose Behandlung erfahren, so werde ihr Zustand zu einer wahren Hölle. Meine Mutter war sehr bewegt, als sie mir diesen leidenschaftlichen Erguß hinterbrachte; ja, sie ging in ihrem Mitleiden so weit, daß sie nicht undeutlich zu verstehen gab, sie würde es wohl zufrieden sein, das Kind im Hause zu behalten, wenn ich mich entschließen könnte, sie zu heirathen. — „Wenn es eine Waise wäre," versetzt'

ich, „so ließe sich darüber denken und unterhandeln; aber Gott bewahre mich vor einem Schwiegervater, der ein solcher Vater ist!" Meine Mutter gab sich noch viel Mühe mit dem guten Kinde, aber es ward dadurch nur immer unglücklicher. Man fand zuletzt noch einen Ausweg, sie in eine Pension zu thun. Sie hat übrigens ihr Leben nicht hoch gebracht.

Dieser tadelnswürdigen Eigenheit eines so verdienstvollen Mannes würde ich kaum erwähnen, wenn dieselbe nicht schon öffentlich wäre zur Sprache gekommen, und zwar als man nach seinem Tode der unseligen Hypochondrie gedachte, womit er sich und Andere in seinen letzten Stunden gequält. Denn auch jene Härte gegen seine Kinder war Hypochondrie, ein partieller Wahnsinn, ein fortdauerndes moralisches Morden, das er, nachdem er seine Kinder aufgeopfert hatte, zuletzt gegen sich selbst kehrte. Wir wollen aber bedenken, daß dieser so rüstig scheinende Mann in seinen besten Jahren leidend war, daß ein Leibesschaden unheilbar den geschickten Arzt quälte, ihn, der so manchem Kranken geholfen hatte und half. Ja, dieser brave Mann führte bei äußerem Ansehen, Ruhm, Ehre, Rang und Vermögen das traurigste Leben, und wer sich davon aus vorhandenen Druckschriften noch weiter unterrichten will, der wird ihn nicht verdammen, sondern bedauern.

Erwartet man nun aber, daß ich von der Wirkung dieses bedeutenden Mannes auf mich nähere Rechenschaft gebe, so muß ich im Allgemeinen jener Zeit abermals gedenken. Die Epoche, in der wir lebten, kann man die fordernde nennen; denn man machte an sich und Andere Forderungen auf das, was noch kein Mensch geleistet hatte. Es war nämlich vorzüglichen denkenden und fühlenden Geistern ein Licht aufgegangen, daß die unmittelbare originelle Ansicht der Natur und ein darauf gegründetes Handeln das Beste sei, was der Mensch sich wünschen könne, und nicht einmal schwer zu erlangen. Erfahrung war also abermals das allgemeine Loosungswort, und Jedermann that die Augen auf, so gut er konnte; eigentlich aber waren es die Aerzte, die am Meisten Ursache hatten, darauf zu dringen, und Gelegenheit, sich darnach umzuthun. Hier leuchtete ihnen nun aus alter Zeit ein Gestirn entgegen, welches als Beispiel alles Wünschenswerthen gelten konnte. Die Schriften, die uns unter dem Namen „Hippokrates" zugekommen waren, gaben das Muster, wie der Mensch die Welt anschauen und das Gesehene, ohne sich selbst hineinzumischen, überliefern sollte. Allein Niemand

bedachte, daß wir nicht sehen können wie die Griechen und daß wir niemals wie sie dichten, bilden und heilen werden. Zugegeben aber auch, daß man von ihnen lernen könne, so war unterdessen unendlich viel und nicht immer so rein erfahren worden, und gar oft hatten sich die Erfahrungen nach den Meinungen gebildet. Dieses aber sollte man auch wissen, unterscheiden und sichten: abermals eine ungeheure Forderung; dann sollte man auch persönlich umherblickend und handelnd die gesunde Natur selbst kennen lernen, eben als wenn sie zum ersten Mal beachtet und behandelt würde; hiebei sollte denn nur das Aechte und Rechte geschehen. Allein weil sich die Gelahrtheit überhaupt nicht wohl ohne Polyhistorie und Pedanterie, die Praxis aber wol schwerlich ohne Empirie und Charlatanerie denken läßt, so entstand ein gewaltiger Konflikt, indem man den Mißbrauch vom Gebrauch sondern und der Kern die Oberhand über die Schale gewinnen sollte. Wie man nun auch hier zur Ausübung schritt, so sah man, am Kürzesten sei zuletzt aus der Sache zu kommen, wenn man das Genie zu Hilfe riefe, das durch seine magische Gabe den Streit schlichten und die Forderungen leisten würde. Der Verstand mischte sich indessen auch in die Sache, Alles sollte auf klare Begriffe gebracht und in logischer Form dargelegt werden, damit jedes Vorurtheil beseitigt und aller Aberglaube zerstört werde. Weil nun wirklich einige außerordentliche Menschen wie Boerhave und Haller das Unglaubliche geleistet, so schien man sich berechtigt, von ihren Schülern und Nachkömmlingen noch mehr zu fordern. Man behauptete, die Bahn sei gebrochen, da doch in allen irdischen Dingen selten von Bahn die Rede sein kann; denn wie das Wasser, das durch ein Schiff verdrängt wird, gleich hinter ihm wieder zusammenstürzt, so schließt sich auch der Irrthum, wenn vorzügliche Geister ihn bei Seite gedrängt und sich Platz gemacht haben, hinter ihnen sehr geschwind wieder naturgemäß zusammen.

Aber hievon wollte sich der brave Zimmermann ein- für allemal keinen Begriff machen; er wollte nicht eingestehen, daß das Absurde eigentlich die Welt erfülle. Bis zur Wuth ungeduldig, schlug er auf Alles los, was er für unrecht erkannte und hielt. Ob er sich mit dem Krankenwärter oder mit Paracelsus, mit einem Harnpropheten oder Chymisten balgte, war ihm gleich; er hieb ein wie das andre Mal zu, und wenn er sich außer Athem gearbeitet hatte, war er höchlich erstaunt, daß

die sämmtlichen Köpfe dieser Hydra, die er mit Füßen zu treten geglaubt, ihm schon wieder ganz frisch von unzähligen Hälsen die Zähne wiesen.

Wer seine Schriften, besonders sein tüchtiges Werk über die Erfahrung liest, wird bestimmter einsehen, was zwischen diesem trefflichen Manne und mir verhandelt worden; welches auf mich um so kräftiger wirken mußte, da er zwanzig Jahr älter war denn ich. Als berühmter Arzt war er vorzüglich in den höhern Ständen beschäftigt, und hier kam die Verderbniß der Zeit durch Verweichlichung und Uebergenuß jeden Augenblick zur Sprache; und so drängten auch seine ärztlichen Reden wie die der Philosophen und meiner dichterischen Freunde mich wieder auf die Natur zurück. Seine leidenschaftliche Verbesserungswuth konnte ich vollends nicht mit ihm theilen. Ich zog mich vielmehr, nachdem wir uns getrennt, gar bald wieder in mein eigenthümliches Fach zurück und suchte die von der Natur mir verliehenen Gaben mit mäßiger Anstrengung anzuwenden und in heiterem Widerstreit gegen das, was ich mißbilligte, mir einigen Raum zu verschaffen, unbesorgt, wie weit meine Wirkungen reichen und wohin sie mich führen könnten.

Von Salis, der in Marschlins die große Pensionsanstalt errichtete, ging ebenfalls bei uns vorüber, ein ernster, verständiger Mann, der über die genialisch tolle Lebensweise unserer kleinen Gesellschaft gar wunderliche Anmerkungen im Stillen wird gemacht haben. Ein Gleiches mag Sulzern, der uns auf seiner Reise nach dem südlichen Frankreich berührte, begegnet sein; wenigstens scheint eine Stelle seiner Reisebeschreibung, worin er mein gedenkt, dahin zu deuten.

Diese so angenehmen als förderlichen Besuche waren aber auch mit solchen durchwebt, die man lieber abgelehnt hätte. Wahrhaft Dürftige und unverschämte Abenteurer wendeten sich an den zutraulichen Jüngling, ihre dringenden Forderungen durch wirkliche wie durch vorgebliche Verwandtschaften oder Schicksale unterstützend. Sie borgten mir Geld ab und setzten mich in den Fall, wieder borgen zu müssen, so daß ich mit begüterten und wohlwollenden Freunden darüber in das unangenehmste Verhältniß gerieth. Wünschte ich nun solche Zudringlinge allen Raben zur Beute, so fühlte sich mein Vater gleichfalls in der Lage des Zauberlehrlings, der wol sein Haus gerne reingewaschen sähe, sich aber entsetzt, wenn die Fluth über Schwellen und Stufen unaufhaltsam einhergestürzt kommt.

Denn es ward durch das allzu viele Gute der mäßige Lebensplan, den sich mein Vater für mich ausgedacht hatte, Schritt für Schritt verrückt, verschoben und von einem Tag zum andern wider Erwarten umgestaltet. Der Aufenthalt zu Regensburg und Wien war so gut als aufgegeben, aber doch sollte auf dem Wege nach Italien eine Durchreise stattfinden, damit man wenigstens eine allgemeine Uebersicht gewönne. Dagegen aber waren andere Freunde, die einen so großen Umweg ins thätige Leben zu gelangen nicht billigen konnten, der Meinung, man solle den Augenblick, wo so manche Gunst sich aufthat, benutzen und an eine bleibende Einrichtung in der Vaterstadt denken. Denn ob ich gleich erst durch den Großvater, sodann aber durch den Oheim von dem Rathe ausgeschlossen war, so gab es doch noch manche bürgerliche Stellen, an die man Anspruch machen, sich einstweilen festsetzen und die Zukunft erwarten konnte. Manche Agentschaften gaben zu thun genug, und ehrenvoll waren die Residentenstellen. Ich ließ mir davon vorreden und glaubte wol auch, daß ich mich dazu schicke, ohne mich geprüft zu haben, ob eine solche Lebens- und Geschäftsweise, welche fordert, daß man am Liebsten in der Zerstreuung zweckmäßig thätig sei, für mich passen möchte; und nun gesellte sich zu diesen Vorschlägen und Vorsätzen noch eine zarte Neigung, welche zu bestimmter Häuslichkeit aufzufordern und jenen Entschluß zu beschleunigen schien.

Die früher erwähnte Gesellschaft nämlich von jungen Männern und Frauenzimmern, welche meiner Schwester wo nicht den Ursprung doch die Konsistenz verdankte, war nach ihrer Verheirathung und Abreise noch immer bestanden, weil man sich einmal an einander gewöhnt hatte und einen Abend in der Woche nicht besser als in diesem freundschaftlichen Zirkel zuzubringen wußte. Auch jener wunderliche Redner, den wir schon aus dem sechsten Buche kennen, war nach mancherlei Schicksalen gescheiter und verkehrter zu uns zurückgewandert und spielte abermals den Gesetzgeber des kleinen Staats. Er hatte sich in Gefolg von jenen frühern Scherzen etwas Aehnliches ausgedacht: es sollte nämlich alle acht Tage gelooßt werden, nicht um, wie vormals, liebende Paare, sondern wahrhafte Ehegatten zu bestimmen. Wie man sich gegen Geliebte betrage, das sei uns bekannt genug; aber wie sich Gatte und Gattin in Gesellschaft zu nehmen hätten, das sei uns unbewußt und müsse nun bei zunehmenden Jahren vor allen Dingen gelernt

werden. Er gab die Regeln an im Allgemeinen, welche bekanntlich darin bestehen, daß man thun müsse, als wenn man einander nicht angehöre: man dürfe nicht neben einander sitzen, nicht viel mit einander sprechen, viel weniger sich Liebkosungen erlauben; dabei aber habe man nicht allein Alles zu vermeiden, was wechselseitig Verdacht und Unannehmlichkeit erregen könnte, ja man würde im Gegentheil das größte Lob verdienen, wenn man seine Gattin auf eine ungezwungene Weise zu verbinden wisse.

Das Loos wurde hierauf zur Entscheidung herbeigeholt, über einige barocke Paarungen, die es beliebt, gelacht und gescherzt und die allgemeine Ehestands-Komödie mit gutem Humor begonnen und jedesmal am achten Tage wiederum erneuert.

Hier traf es sich nun wunderbar genug, daß mir das Loos gleich von Anfang ebendasselbe Frauenzimmer zweimal bestimmte, ein sehr gutes Wesen, gerade von der Art, die man sich als Frau gerne denken mag. Ihre Gestalt war schön und regelmäßig, ihr Gesicht angenehm, und in ihrem Betragen waltete eine Ruhe, die von der Gesundheit ihres Körpers und ihres Geistes zeugte. Sie war sich zu allen Tagen und Stunden völlig gleich. Ihre häusliche Thätigkeit wurde höchlich gerühmt. Ohne daß sie gesprächig gewesen wäre, konnte man an ihren Aeußerungen einen geraden Verstand und eine natürliche Bildung erkennen. Nun war es leicht, einer solchen Person mit Freundlichkeit und Achtung zu begegnen; schon vorher war ich gewohnt, es aus allgemeinem Gefühl zu thun, jetzt wirkte bei mir ein herkömmliches Wohlwollen als gesellige Pflicht. Wie uns nun aber das Loos zum dritten Male zusammenbrachte, so erklärte der neckische Gesetzgeber feierlichst: der Himmel habe gesprochen und wir könnten nunmehr nicht geschieden werden. Wir ließen es uns beiderseits gefallen und fügten uns wechselsweise so hübsch in die offenbaren Ehestandspflichten, daß wir wirklich für ein Muster gelten konnten. Da nun nach der allgemeinen Verfassung die sämmtlichen für den Abend vereinten Paare sich auf die wenigen Stunden mit Du anreden mußten, so waren wir dieser traulichen Anrede durch eine Reihe von Wochen so gewohnt, daß auch in der Zwischenzeit, wenn wir uns begegneten, das Du gemüthlich hervorsprang. Die Gewohnheit ist aber ein wunderliches Ding: wir Beide fanden nach und nach nichts natürlicher als dieses Verhältniß; sie ward mir immer werther, und ihre Art mit mir zu sein zeugte von

einem schönen ruhigen Vertrauen, so daß wir uns wol gelegentlich, wenn ein Priester zugegen gewesen wäre, ohne vieles Bedenken auf der Stelle hätten zusammengeben lassen.

Weil nun bei jeder unserer geselligen Zusammenkünfte etwas Neues vorgelesen werden mußte, so brachte ich eines Abends als ganz frische Neuigkeit das Memoire des Beaumarchais gegen Clavigo im Original mit. Es erwarb sich sehr vielen Beifall; die Bemerkungen, zu denen es auffordert, blieben nicht aus, und nachdem man viel darüber hin und wieder gesprochen hatte, sagte mein lieber Partner: „Wenn ich Deine Gebieterin und nicht Deine Frau wäre, so würde ich Dich ersuchen, dieses Memoire in ein Schauspiel zu verwandeln; es scheint mir ganz dazu geeignet zu sein.“ — ‚Damit Du siehst, meine Liebe,‘ antwortete ich, ‚daß Gebieterin und Frau auch in einer Person vereinigt sein können, so verspreche ich, heute über acht Tage den Gegenstand dieses Heftes als Theaterstück vorzulesen, wie es jetzt mit diesen Blättern geschehen.‘ Man verwunderte sich über ein so kühnes Versprechen, und ich säumte nicht, es zu erfüllen. Denn was man in solchen Fällen Erfindung nennt, war bei mir augenblicklich, und gleich, als ich meine Titulargattin nach Hause führte, war ich still; sie fragte, was mir sei. — ‚Ich sinne‘, versetzte ich, ‚schon das Stück aus und bin mitten drin; ich wünsche Dir zu zeigen, daß ich Dir gerne etwas zu Liebe thue.‘ Sie drückte mir die Hand, und als ich sie dagegen eifrig küßte, sagte sie: „Du mußt nicht aus der Rolle fallen! Zärtlich zu sein, meinen die Leute, schicke sich nicht für Ehegatten!“ — ‚Laß sie meinen,‘ versetzte ich, ‚wir wollen es auf unsere Weise halten.‘

Ehe ich, freilich durch einen großen Umweg, nach Hause kam, war das Stück schon ziemlich herangedacht; damit dies aber nicht gar zu großsprecherisch scheine, so will ich gestehen, daß schon beim ersten und zweiten Lesen der Gegenstand mir dramatisch, ja theatralisch vorgekommen; aber ohne eine solche Anregung wäre das Stück wie so viele andere auch blos unter den möglichen Geburten geblieben. Wie ich dabei verfahren, ist bekannt genug. Der Bösewichter müde, die aus Rache, Haß oder kleinlichen Absichten sich einer edlen Natur entgegensetzen und sie zu Grunde richten, wollt' ich in Carlos den reinen Weltverstand mit wahrer Freundschaft gegen Leidenschaft, Neigung und äußere Bedrängniß wirken lassen, um auch einmal auf diese Weise eine Tragödie zu motiviren. Berechtigt durch unsern

Altvater Shakespeare, nahm ich nicht einen Augenblick Anstand, die Hauptscene und die eigentlich theatralische Darstellung wörtlich zu übersetzen. Um zuletzt abzuschließen, entlehnt' ich den Schluß einer englischen Ballade, und so war ich immer noch eher fertig, als der Freitag herankam. Die gute Wirkung, die ich beim Vorlesen erreichte, wird man mir leicht zugestehen. Meine gebietende Gattin erfreute sich nicht wenig daran, und es war, als wenn unser Verhältniß wie durch eine geistige Nachkommenschaft durch diese Produktion sich enger zusammenzöge und befestigte.

Mephistopheles Merck aber that mir zum ersten Mal hier einen großen Schaden. Denn als ich ihm das Stück mittheilte, erwiderte er: „Solch einen Quark mußt Du mir künftig nicht mehr schreiben; das können die Andern auch." Und doch hatt' er hierin Unrecht. Muß ja doch nicht Alles über alle Begriffe hinausgehen, die man nun einmal gefaßt hat; es ist auch gut, wenn Manches sich an den gewöhnlichen Sinn anschließt. Hätte ich damals ein Dutzend Stücke der Art geschrieben, welches mir bei einiger Aufmunterung ein Leichtes gewesen wäre, so hätten sich vielleicht drei oder vier davon auf dem Theater erhalten. Jede Direktion, die ihr Repertorium zu schätzen weiß, kann sagen, was das für ein Vortheil wäre.

Durch solche und andre geistreiche Scherze ward unser wunderliches Mariage-Spiel wo nicht zum Stadt-, doch zum Familienmärchen, das den Müttern unserer Schönen gar nicht unangenehm in die Ohren klang. Auch meiner Mutter war ein solcher Zufall nicht zuwider; sie begünstigte schon früher das Frauenzimmer, mit dem ich in ein so seltsames Verhältniß gekommen war, und mochte ihr zutrauen, daß sie eine ebenso gute Schwiegertochter als Gattin werden könnte. Jenes unbestimmte Rumoren, in welchem ich mich schon seit geraumer Zeit herumtrieb, wollte ihr nicht behagen, und wirklich hatte sie auch die größte Beschwerde davon. Sie war es, welche die zuströmenden Gäste reichlich bewirthen mußte, ohne sich für die literarische Einquartierung anders als durch die Ehre, die man ihrem Sohne anthat, ihn zu beschmausen, entschädigt zu sehen. Ferner war es ihr klar, daß so viele junge Leute, sämmtlich ohne Vermögen, nicht allein zum Wissen und Dichten, sondern auch zum lustigen Leben versammelt, sich unter einander und zuletzt am Sichersten mir, dessen leichtsinnige Freigebigkeit und Verbürgungslust sie kannte, zur Last und zum Schaden gereichen würden.

Sie hielt daher die schon längst bezweckte italienische Reise, die der Vater wieder in Anregung brachte, für das sicherste Mittel, alle diese Verhältnisse auf einmal durchzuschneiden. Damit aber ja nicht wieder in der weiten Welt sich neues Gefährliche anschließen möge, so dachte sie vorher die schon eingeleitete Verbindung zu befestigen, damit eine Rückkehr ins Vaterland wünschenswerther und eine endliche Bestimmung entschieden werde. Ob ich ihr diesen Plan nur unterlege, oder ob sie ihn deutlich, vielleicht mit der seligen Freundin, entworfen, möchte ich nicht entscheiden; genug, ihre Handlungen schienen auf einen bedachten Vorsatz gegründet. Denn ich hatte manchmal zu vernehmen, unser Familienkreis sei nach Verheirathung Korneliens doch gar zu eng; man wollte finden, daß mir eine Schwester, der Mutter eine Gehilfin, dem Vater ein Lehrling abgehe, und bei diesen Reden blieb es nicht. Es ergab sich wie von ungefähr, daß meine Eltern jenem Frauenzimmer auf einem Spaziergang begegneten, sie in den Garten einluden und sich mit ihr längere Zeit unterhielten. Hierüber ward nun beim Abendtische gescherzt und mit einem gewissen Behagen bemerkt, daß sie dem Vater wohlgefallen, indem sie die Haupteigenschaften, die er als ein Kenner von einem Frauenzimmer fordere, sämmtlich besitze.

Hierauf ward im ersten Stock Eins und das Andere veranstaltet, eben als wenn man Gäste zu erwarten habe, das Leinwandgeräthe gemustert und auch an einigen bisher vernachlässigten Hausrath gedacht. Da überraschte ich nun einst meine Mutter, als sie in einer Bodenkammer die alten Wiegen betrachtete, worunter eine übergroße von Nußbaum, mit Elfenbein und Ebenholz eingelegt, die mich ehmals geschwenkt hatte, besonders hervorstach. Sie schien nicht ganz zufrieden, als ich ihr bemerkte, daß solche Schaukelkasten nunmehr völlig aus der Mode seien und daß man die Kinder mit freien Gliedern in einem artigen Körbchen, an einem Bande über die Schulter wie andre kurze Waare zur Schau trage.

Genug, dergleichen Vorboten zu erneuernder Häuslichkeit zeigten sich öfter, und da ich mich dabei ganz leidend verhielt, so verbreitete sich durch den Gedanken an einen Zustand, der fürs Leben dauern sollte, ein solcher Friede über unser Haus und dessen Bewohner, dergleichen es lange nicht genossen hatte.

Zur Reviſion des Textes.

Verglichen sind folgende Drucke:

A. Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. Von Goethe. Dritter Theil.

Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Tübingen, in der J. G. Cottaischen Buchhandlung. 1814. 8. 538 S.

5. Goethe's Werke. Neunzehnter Band. Stuttgart und Tübingen, daf. 1819. Groß 8. 354 S. Zweiter Titel: Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. Dritter Theil. Motto wie bei A.

5a. Desgleichen. XIX. Band. Original-Ausgabe. Wien und Stuttgart. (Mit einem Kupfer.) 1819. 8. 393 S. Zweiter Titel wie bei 5.

6. Desgleichen. Vollständige Ausgabe letzter Hand. Sechs und zwanzigster Band. Unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1829. 16. 354 S. mit einem Kupfer. Zweiter Titel wie bei 5.

6a. Dieselbe Ausgabe 1830. 8. 346 S.

8. Goethe's poetische und prosaische Werke in zwei Bänden. Zweiter Theil. Daf. 1837. Zweite Abtheilung. Lexikon-Format. S. 141 bis 210. (Verzeichniß des Inhalts: Aus meinem Leben. Wahrheit und Dichtung. Dritter Theil, gdr. 1814.)

8a. Dieselbe Ausgabe. Zweite Auflage 1846. Zweiter Band. S. 745 bis 810.

9. Goethe's sämmtliche Werke in vierzig Bänden. Vollständige, neugeordnete Ausgabe. Zweiundzwanzigster Band. Unter des u. s. w. Daf. 1840. Schillerformat. S. 1 bis 267. Zweiter Titel: Aus meinem Leben. Wahrheit und Dichtung. Dritter Theil. Motto wie bei A.

11a. Dieselben in dreißig Bänden. Vollständige, neugeordnete Ausgabe. Achtzehnter Band. Daf. 1851. Groß 8. S. 1 bis 196. Zweiter Titel wie bei 9.

14a. Dieselben in vierzig Bänden. Stuttgart, daf. 1869. Schillerformat. Dreiundzwanzigster Band, S. 127 bis 163 (11. Buch), und Vierundzwan-

zigster Band, S. 1 bis 110 (12. bis 15. Buch). Ueberschrift des ganzen Werkes: Aus meinem Leben. Wahrheit und Dichtung.

15. Dieselben. Vollständige Ausgabe in funfzehn Bänden. Mit Einleitungen von Karl Goedeke. Neunter Band. Das. 1872. 8. S. 356 bis 529. Ueberschrift wie in 14a.

K. Bibliothek der deutschen Nationalliteratur. Herausgegeben von Heinrich Kurz. Goethe's Werke. Neunter Band. Hildburghausen. Verlag des Bibliographischen Instituts. 1868. 8. S. 385 bis 570. Zweiter Titel wie bei 9.

Die Titel der in der Textrevision und in den Anmerkungen dieses Theils wiederholt angeführten Schriften sind in nachstehender Weise abgekürzt:

Abeken: Goethe in den Jahren 1771 bis 1775. Von Bernh. Rud. Abeken. Hannover. 1861.

Alsatia: Jahrbuch für elsässische Geschichte, herausgegeben von A. Stöber, 1850 bis 1857, und Neue Reihenfolge, 1858 bis 1875 (10 Bde). Mülhausen (bis 1867) und Colmar.

Appell: Werther und seine Zeit. Von J. W. Appell. Leipzig. 1855.

Beaulieu's Amalia: Anna Amalia, Carl August und der Minister von Fritsch, von Carl Freih. von Beaulieu-Marconnay. Weimar. 1874.

Belli-G., Leben: Deren Leben in Frankfurt a. M. Auszüge der Frag- und Anzeigungs-Nachrichten, 1722 bis 1821. 10 Bde. Frankfurt a. M. 1850.

Bergk, Lieder: Acht Lieder von Goethe. Zum ersten Male mit Erläuterungen herausgegeben von Th. Bergk. Wetzlar. 1857.

Bernays: Dessen Kritik und Geschichte des Goethe'schen Textes. Berlin. 1866.

Bodemann: Julie von Bondeli und ihr Freundeskreis, von Ed. Bodemann. Hannover. 1874.

Briefe an Lavater: Briefe von Goethe an Lavater. Aus den Jahren 1774 bis 1783. Leipzig. Herausgegeben von H. Hirzel. 1833.

Briefwechsel mit Jacobi: Briefwechsel zwischen Goethe und F. H. Jacobi, herausgegeben von Max Jacobi. Leipzig. 1846.

Dorer-Egloff: Dessen J. M. R. Lenz und seine Schriften. (Baden. 1857.)

Düntzer's Frauenbilder: Frauenbilder aus Goethe's Jugendzeit. Studien zum Leben des Dichters. Von H. Düntzer. Stuttgart. 1852.

Düntzer's Freundesbilder: Freundesbilder aus Goethe's Leben. Studien zum Leben des Dichters. Von H. Düntzer. Leipzig. 1853.

Düntzer's Lenz: Aus Goethe's Freundeskreise. Darstellungen aus dem Leben des Dichters. Von H. Düntzer. Braunschweig. 1868 (No. III. S. 87 bis 132. J. M. R. Lenz).

Eckermann's Gespräche: Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens von J. P. Eckermann. 2 Theile, Leipzig. 1837. 3. Theil, Magdeburg. 1848.

Fahlmer, Briefe: Briefe von Goethe an Johanna Fahlmer. Herausgegeben von L. Urlichs. Leipzig. 1875.

Fiſcher's Geſch. d. Phil.: Geſchichte der neuern Philoſophie von Dr. Kuno Fiſcher. 2 Bde. Mannheim. 1855.

Geliebte Schatten: Geliebte Schatten. Bildniſſe und Autographen von Klopſtock, Wieland, Herder u. ſ. w. von Fr. Götz. Mannheim. 1858.

Goedeke's Grundr.: Deſſen Grundriß zur Geſchichte der deutſchen Dichtung. 3 Bde. Hannover. Seit 1859.

Goedeke's Leben: Goethe's Leben und Schriften von K. Goedeke. Stuttgart. 1874.

Goethe als Rechtsanwalt: Deutſche Kulturbilder von G. L. Kriegk. Leipzig. 1874. (Anhang, S. 263 bis 517.)

Grimm's Wörterbuch: Deutſches Wörterbuch von Jakob Grimm und Wilhelm Grimm. Leipzig. Seit 1854.

Gruppe's Lenz: Reinhold Lenz's Leben und Werke von O. F. Gruppe. Berlin. 1861.

Herder's Nachlaß: Aus Herder's Nachlaß. Ungedruckte Briefe u. ſ. w. 3 Bde. Frankfurt a. M. 1857.

Hirzel's Verzeichniß: Deſſen Neueſtes Verzeichniß einer Goethe-Bibliothek. Leipzig. Auguſt 1874.

Jördens: Deſſen Lexikon deutſcher Dichter und Proſaiſten. 6 Bde. Leipzig. 1806 bis 1811.

Keſtner: Goethe und Werther. Briefe Goethe's, meiſtens aus ſeiner Jugendzeit, herausgegeben von A. Keſtner. Stuttgart und Tübingen. 1854.

Kurz's Lenz: Deutſche Dichter und Proſaiſten. 2. Abth. Bd. III. Leipzig. 1865 (S. 340 bis 390. J. M. R. Lenz von Heinrich Kurz).

Lappenberg's Reliquien: Reliquien der Fräulein Suſanna Katharina von Klettenberg nebſt Erläuterungen von J. M. Lappenberg. Hamburg. 1849.

Lehmann's Sünden: Sprachliche Sünden der Gegenwart von Dr. A. Lehmann. Braunſchweig. 1875.

Lewes' Leben: Goethe's Leben und Schriften von G. H. Lewes. Ueberſetzt von Dr. J. Freſe. 2 Bde. Berlin. 1857.

Leyſer's Goethe: Goethe zu Straßburg. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeſchichte des Dichters von J. Leyſer. Neuſtadt a. d. H. 1871.

Lucius' Pfarrhaus: Aus der Geſchichte eines alten Pfarrhauſes. Von Ferdinand Lucius. Selbſtverlag des Verfaſſers (1871).

Merck's Briefe, I: Briefe an J. H. Merck von Göthe u. ſ. w. herausgegeben von Dr. K. Wagner. Darmſtadt. 1835.

Merck's Briefe, II: Briefe an und von J. H. Merck u. ſ. w. herausgegeben von Dr. K. Wagner. Darmſtadt. 1838.

Merck's Briefe, III: Briefe aus dem Freundeskreiſe von Goethe u. ſ. w. herausgegeben von Dr. K. Wagner. Leipzig. 1847.

Müller's Unterhaltungen: Goethe's Unterhaltungen mit dem Kanzler Friedrich v. Müller. Herausgegeben von C. A. H. Burkhardt. Stuttgart. 1870.

Musculus: Deſſen Alphabetiſches Namen-Regiſter der in Goethe's Werken erwähnten Perſonen u. ſ. w. Stuttgart und Tübingen. 1842.

Pfeiffer's Friederike: Goethe's Friederike von Freimund Pfeiffer. Leipzig. 1841. (Anhang: Seſenheimer Liederbuch.)

Pierer: Deſſen Univerſal-Lexikon der Vergangenheit und Gegenwart. 5. Aufl. Altenburg.

Ristelhuber's Elſaß: L'Alsace ancienne et moderne etc. par Baquol. Trois. édition par P. Ristelhuber. Strasbourg. 1865.

Sanders' Fremdw.: Deſſen Fremdwörterbuch. 2 Bde. Leipzig. 1871.

Sanders' Wörterb.: Deſſen Wörterbuch der deutſchen Sprache. Leipzig. I. 1860. II. 1865.

Schaefer's Leben: Goethe's Leben von J. W. Schaefer. 2 Bde. Bremen. 1851.
Schmidt's Richardson: Richardson, Rousseau und Goethe von Erich Schmidt. Jena. 1875.
Schöll's Aufsätze: Briefe und Aufsätze von Goethe aus den Jahren 1766 bis 1786. Zum erstenmal herausgegeben durch A. Schöll. 2. Ausgabe. Weimar. 1857.
Stöber's Curiosités: Curiosités de Voyages en Alsace par Aug. St. Colmar. 1874.
Stöber's Lenz: Dessen Der Dichter Lenz und Friederike von Sesenheim. Basel. 1842.
Stöber's Röderer: Dessen Joh. Gottfried Röderer und seine Freunde. 2. Aufl. Kolmar. 1874.
Stöber's Salzmann: Der Aktuar Salzmann. Eine Lebens-Skizze nebst Briefen von Goethe u. s. w. Herausgegeben von August Stöber. Frankfurt a. M. 1855.
Viehoff's Leben: Goethe's Leben von Heinrich Viehoff. 2 Thle. 3. A. Stuttgart. 1864.
Werke oder Goethe's Werke, ohne weitern Zusatz, bezeichnet stets Goethe's Werke in der vorliegenden Berliner Ausgabe von Gustav Hempel.

Zur Revision des Textes.

Varianten, Druckfehler und andre sprachliche Bemerkungen.

Seite Zeile

1 u. 3. Der Titel: Dichtung und Wahrheit A bis 6a; Wahrheit und Dichtung seit 8, nach Goethe's Tode. Vergl. Thl. I. S. 205.

Elftes Buch.

5. 10 v. o. Gelegenheit A, 15 u. K; der Gelegenheit 5 bis 11a.
8 v. u. Widerhaken, s. Pfeil mit Widerhaken Thl. II. S. 7 u. 221.
6. 5. 4 v. u. lassen mit dem Dativ konstruirt, wie oft von Goethe, nach der Analogie der romanischen Sprachen, z. B. S. 100.
8. 4 v. u. Kollation, mehrfach wiederholt, s. Thl. I. S. 180, Textrev. dazu S. 224, und Büchmann, „Gefl. W.", 6. A. S. 83.
9. 6 v. o. Ereigniß, hier, wie das franz. événement, im Sinne von Ausgang.
10. letzte. Gewandtheit, auch S. 40 letzte Zeile und sonst schon von Lessing und Klinger gebraucht, jedoch erst in der Mitte vorigen Jahrhunderts aufgekommen, noch in der 1. Ausg. von Adelung's Wörterbuch fehlend. Die „Chronik von Berlin" erklärte 1789 (S. 812) dies Substantiv für ein noch unbekanntes, als die dortige „Theaterzeitung" desselben Jahres (S. 26) von einem Schauspieler gesagt hatte, er spiele „die Rolle mit vieler Gewandtheit".
11. 4 v. o. aufzudringen; aufzudrängen 14a ohne Autorität.
12. 10 v. o. vorgeschlagenen A, 15 u. K; vorgeschlagnen 6.
13 v. o. zur A, 15 u. K; zu 6 bis 9, ebenso S. 25. Umgekehrt S. 159.
18 v. o. an Hand nach A mit 14a und 15;
an die Hand zuerst 5 u. 5a, festgehalten bis 11a.
Ueber den formelhaften Gebrauch des „An Händen" oder „An Hand Gehens" bei Goethe s. M. Heyne in Grimm's Wörterb. (Hand II. 1 g) und Goethe's Brief an Kaaz vom 30. Mai 1809 (S. 123 in v. Biedermann's „Goethe und Dresden" 1875).
23 v. o. überdrüssig mit dem Akkusativ bei Lessing und Goethe häufiger als mit dem Genitiv, s. Beispiele in Sanders' Wörterbuch unter „Druss".
26 v. o. stehn nach A und 5, stehen seit 6, auch K. In der Redensart „zu stehn kommen" erscheint die zusammengezogene Form dem Tonfall gemäßer.
14. 15. 16 v. o. worüber und darauf, s. Thl. II. Anm. 171.
15. 14 v. o. geübten A, 5a, 14a u. 15; sehr geübten nach 5, festgehalten in 6 bis 11a und K.

15. 15 v. o. Schicht machen = ein Ende machen, pausiren; ursprünglich bergmännischer Ausdruck sowol von der Arbeitszeit, dem Abschnitt der Tagesarbeit, als von deren Abschluß; die Ruhezeit angekündigt durch den Ruf: „Schicht ist's" oder „Schicht gemacht" (s. Sanders' Wörterbuch).

10 v. u. heftigen A, 5a, 14a u. 15; heftigsten zuerst in 5, festgehalten bis 11a und K. Zu dem Superlativ fehlt es nach der Darstellung Thl. II. S. 168, wo nur das wiederholte Küssen betont wird, an einem zwingenden Grunde.

6 v. u. Schuldlose; schuldlose 6 u. 8.

" " über stehn, 2 Worte seit 6, da über zu gegen gehört, wie Bd. IV. S. 292 Z. 10 v. u. „gegen einander über stellen"; überstehn, 1 Wort, A, 5 u. 5a.

16. 15 v. o. eignes, dem Tonfall entsprechend, A, 5 u. 5a; eigenes 6 bis 15 und K.

22 v. o. Tageslicht, nach 6 bis 9 u. K.; Tagslicht A bis 5a und 11a bis 15. Die Elision erscheint hier umgekehrt sehr hart; dieselben Ausgaben, die hier elidiren, lesen unten S. 138 mit uns Tageslichts u. S. 181 Tageszeit, dagegen S. 17 Geist des Tags, S. 20 Tags- und Jahreszeiten, je nach dem Bedürfnisse des Wohlklanges und Rhythmus.

17. med. „Der Wahn, indem er floh, ließ eine wahre Betrachtung über den Zustand zurück"; der Gegensatz ruht auf Wahn und wahr: an Stelle des Wahns trat eine klare Einsicht in den Zustand; aus der Beobachtung entsprang die Erkenntniß der Wahrheit.

6 v. u. Raymond; bei Görres (D. teutschen Volksbücher, S. 236) Raimondin, Sohn des Grafen von Forêt, Gatte der Melusine.

18. 12 v. o. läßlich s. Thl. I. S. 221 zu S. 155 u. Thl. II. S. 187, Z. 10.

14 v. o. Romanfiguren nach 6 flgde.; Romanenfiguren A, 5 u. K in Beibehaltung der alten Pluralform der Gottsched'schen Zeit; s. unten zu S. 84.

16 v. o. Langeweile mit innrer Flektion, wie S. 23 der Langenweile.

24 v. o. schöne Forderung = ästhetische.

14 v. u. eindringen reflexiv = eindrängen, bei Luther, Lessing (unsere Ausg., I. S. 172 „Die grübelnde Vernunft dringt sich in Alles ein"), Kant, Goethe, Schiller; s. Grimm „eindringen" No. 3.

7 v. u. Urselblandine = Ursula Blandina.

19. 10 v. o. Kreis A, 5a u. 15; Kreise 5 bis 11a u. K.

17 v. u. Fort Louis, besser als Fort-Louis (15); ebenso Port Louis.

15. 14 v. u. so gern als = sowol als; gern entspricht wohl, gut; so kommt auch vor: ebenso fast als. Goethe meint: gern schlossen sie sowol Küche und Keller als auch Gärten 2c. auf.

8 v. u. Rheinschnaken, s. Thl. II. S. 230 zu S. 143.

2 v. u. geistlichen Vaters, s. Thl. II. S. 74 „geistlichen Großvater", und Thl. I, Schluß der Anm. 108.

20. 2. 3 v. o. Das parlamentarische „Zur Ordnung Rufen" hier in einem frühen Beispiele.

" " verständigen = belehren; vergl. Sanders (unter: Ständig) „verständigen" 1d; veralteter Gebrauch.

12 v. o. geschehen nach 6; geschehn A u. 5.

17 v. o. Tags- und Jahreszeiten; alle Ausgaben, bis auf 11a: Tags- und Jahrszeiten; vielleicht wäre zu setzen: Tages- und Jahreszeiten. Seinen „Annalen" gab Goethe den zweiten Titel: „Tag- und Jahreshefte".

21. 2 v. o. was = das, zur Vermeidung der Wiederholung. Vergl. S. 132, S. 146 und sonst.
8 v. o. Mode geworden, für zur Mode geworden, modern, modig. Vgl. Goethe's Werke, Bd. III. S. 295 „Mode machen".
17 v. o. Grundriß, die architektonische Zeichnung der Grundfläche, Aufriß die der äußeren Ansicht, Durchschnitt die der innern im Profil; vergl. Sanders' Wörterb. unter „Riß".
19 v. o. Anschlag = Kostenanschlag.
20 v. o. und kostspieligen ausgefallen in 5 (nicht in 5a) und danach in 6 bis 11a.
21 v. o. thulich; thunlich 5a.
7 v. u. Rumpelkasten; Kasten = Kutschkasten, Kutsche; s. R. Hildebrand in Grimm's Wörterbuch unter Kasten 2c. Auch die Arche Noah nannte Luther einen Kasten.
4. 3 v. u. Himmels willen, 1 Wort A, 6 u. 8.
22. 1 v. o. Zwischenfälligkeiten, Verdeutschung von Episoden, analog „Zufälligkeiten" gebildet, solche zwischen andern Ereignissen. Sanders citirt aus Immermann's Münchhausen (12, 25): „ob sie zu den Zwischenfälligkeiten oder zu den Katastrophen gehören".
8 v. u. nickend bezieht sich ungenau auf Blumen, schwankend, eine Zeile vorher, korrekt auf Zweigen. Lehmann hat gegen solche unrichtige „adjektivische Begleiter" ein eigenes Kapitel in seinen „Sprachlichen Sünden der Gegenwart" (S. 52—57) gerichtet. Doch ist unser Fall, wenn auch nicht zu billigen, erträglich, wie goldne Hochzeitsfeier, französischer Sprachlehrer, freie Handzeichnung.
23. 8 v. o. ruhig=edle nach A; ruhig edle 15 u. K, in Uebereinstimmung mit Lehmann, a. a. O. S. 12.
16 v. o. und es doch that; das sie der Zeile vorher zu attrahiren, da that von weil, nicht aber von daß regiert wird.
9 v. u. Nichten = Cousinen; ebenso braucht Goethe das Wort nièce in dem Allegat Thl. II. Anm. 177a. Auch in der „Klaudine" steht Nichtchen (Bd. XI. 2. S. 188, Zeile 3) für Cousine, Base.
25. 10 v. u. zur A; zu 6; s. S. 12.
„ „ Rechtstopik, systematische Zusammenstellung der Quellen und die Kunst, solche aufzufinden.
8 v. u. keine.... drängte; älterer Gebrauch für: eine.... drängte nicht.
26. 15 v. u. zugestehn A u. 15; zugestehen 6 u. 8.
27. 2. 1 v. u. sich zeigen als, mit Akkusativ (auf sich bezogen) von Lessing und Goethe bevorzugt, bei Letzterem auch mit dem Nominativ (auf das Subjekt bezogen, hier der Aspirant).
28. 20 v. o. guter A, 9 bis 15; gut 6, 8 und K.
29. 9 v. o. ergriff; griff 6.
10 v. o. sie fehlt in 5.
„ „ sich; in sich 6 bis 11a.
13 v. o. emergirt und eminirt: sein erstes Auftreten ist sogleich ein Hervortreten; vergl. Thl. II. S. 228 zu S. 128, u. S. 362, Z. 9.
30. 13 v. o. schlank= und wohlgewachsene nach A;
schlank und wohl gewachsene 6 u. K;
schlank und wohlgewachsene 15.
21 v. o. allerliebste... akademische Plebs, wie süßer Pöbel im „Faust" (Bd. XII. S. 129), dem dolce plebe des Ariost nachgebildet.

30. 15 v. u. feinem, d. h. Schöpflin's.
3 v. u. Minnesingern und Heldendichtern; vergl. Werke, Bd. XI. 1. S. 304 u. 305.

31. 8 v. o. Civilisten, d. h. Civilrechtler, im Gegensatz zum Staatsrechtler, nicht etwa zum Soldaten.
5 v. u. wenig A, 5a u. 15, wie viel; wenige 5, 6 flgde. u. K.
4 v. u. steten mit 15; = stetig; stäten A und K.

32. 11 v. o. deswegen A, 5a u. K; ausgefallen in 5 und danach in den folgenden Ausgaben, selbst noch in 15, jedenfalls nur aus Versehn.

33. 7 v. o. Jahrhunderts seit 5; Jahrhundert A.
9 v. o. Amyot A flgde., K und Musculus nach der älteren Schreibweise des Namens; Amiot 14a u. 15 mit Pierer nach der modernen.
13 v. o. dem A, 5 u. 15; den seit 6 u. K. Der Dativ erscheint geboten, es fehlt die Bewegung.
18 v. o. idiotisch, d. h. im Idiom, wie Idiotikon, Wörterbuch für einen besondern Dialekt, Idiom.

34. 1 v. o. disseriren und dialogiren die wissenschaftliche, konversiren die rein gesellschaftliche Form der Erörterung.
2 v. o. ward; war Druckf. in 14a und 15.
9 v. u. Studirens; A Studirens-.

35. 8 v. o. erhoben; A flgde. erhuben.

36. 5 v. o. Grunde A u. 15; Grund 6 flgde.
13 v. o. bejahrt und vornehm gesperrt nach A mit 15 und K. Seit 6 nicht gesperrt. Jedoch werden die auf S. 38 wiederholten Worte wie ein Thema behandelt, das zunächst ausgeführt wird.
18 v. o. religiosen; ebenso S. 42 u. Th. II. S. 111; in den letzten Büchern dieses Theils dagegen o mit dem Umlaut, die französische, statt der lat. oder ital. Form.
16 v. u. begnügen müssen, mit der, namentlich von Lessing angewandten, in neuerer Zeit mit Unrecht vermiedenen Auslassung des Hilfsverbums; dieses ist hier nicht im Präsens (haben), sondern in der Vergangenheit zu denken: hätten.

37. 13 v. u. Uebles A u. 15; Uebels 6, flgde. u. K. Die letzte Form zweideutig, weil zugleich Genitiv des Hauptworts.
„ „ Schein A u. 15; Scheine 6, flgde. u. K., ohne Grund einen Hiatus bewirkend.
6. 5 v. u. Mit dem „über die Schnur hauen" bleibt der Verfasser ganz im Bilde, da der Fechter auf einer Mensur steht.

38. 8 v. o. Natur in K ohne Divis. Nicht deutsche Natur, sondern deutsche Naturliebe.
7 v. o. würdigen A u. 15; würdiger 6 flgde. K.
14 v. o. versteinten 6 bis 15; versteinte A u. K.
16 v. o. Bastberge; die Ausgaben Baschberge, s. Thl. II. S. 231 zu S. 187.
17 v. o. abgetrocknetem nach 6 mit 15 u. K; abgetrockneten A.
21 v. o. ungeheurer 6, 15 u. K; ungeheuerer A.
6 v. u. ungeheuern 6, 15 u. K; ebenso S. 40 med.; ungeheueren A.
2 v. u. Poniatowski mit 15; Poniatowsky die ältern Ausgaben u. K.

39. 1 v. o. Nachgiebigkeit nach A u. 5a; Nachgiebigkeiten durch 5 hineingekommen und verblieben, auch noch in K u. 15. Indulgenzen hat aber Voltaire von Rom nie erhalten, und Goethe konnte das nicht sagen, vielmehr nur den Singular, = Nachsicht, brauchen wollen.

39. 6 v. o. geistreicher, im Zusammenhange durch das folgende Appositum erklärt als die Eigenschaft, die Joseph bestimmt hätte, Anknüpfungen mit Männern wie Voltaire zu suchen. In der neuesten englischen Uebersetzung von John Oxenford (in Bohn's Standard Library, London 1872) ist diese Stelle durchaus verfehlt: somewhat more practically clever and a better appreciator of the mind.
16 v. o. dieses A, 5a, 15 u. K; das 5 und danach 6 flgde.
„ „ mitsammt mit 15 als 1 Wort; A u. K 2 Worte.
17 v. u. wir andern, romanische Wendung.
40. 1—7 v. o. Das von Goethe oft angewandte Bild vom Webstuhl, s. „Faust" (Bd. XII. S. 62) und in anderer Beziehung Bd. XI, 1. S. 94.
12 v. u. gestellten mit allen Ausgaben. Die Gesetze der Perspektive werden nicht auf die hinter einander gestellten oder zu stellenden Coulissen angewandt, sondern auf die Malerei derselben. Doch ist vielleicht Beides zulässig, gestellten und gestellte.
41. 3 v. o. Vorschritt, in feiner Unterscheidung von „Fortschritt", gern von Goethe gebraucht, wie entsprechend vorschreiten.
14 v. o. Lecain mit 15 u. Pierer; Le Cain A u. 6; Lekain 8 bis 14a u. K.
15 v. o. Erholung, nicht im abgeleiteten Sinne des Ausruhens, der Stärkung, sondern, parallel Erhebung, im eigentlichen Sinne der Heranbewegung; der Schauspieler, und der Zuschauer mit ihm, wurde erholt und erhoben, d. h. heran und in die Höhe getragen. Dieser ganz ungewöhnliche und auch unbemerkt gebliebene Gebrauch des Worts Erholung — sofern wir es richtig verstehn — ergab sich aus der Anlehnung an das Wort Erhebung. Sonst könnte es auch Kraft bedeuten.
7 v. u. merkwürdig Epoche machenden; vielleicht besser: merkwürdig epochemachenden.
42. 13 v. o. religiose A u. 15, wie oben S. 36 Z. 18; religiöse 6 flgde.
21 v. o. so grau, so cimmerisch, wie Werke, Bd. II. S. 22: „ein graulicher Tag hinten im Norden", und „Faust", Bd. XIII. S. 140: „dringend aus cimmer'scher Nacht". In Young's „Nachtged." (III.) heißt das Thal des Todes cimmerisch (cimmerian), nach Homer.
5. 4 v. u. der klimatischen A, 5a, 15 u. K; der ausgefallen in 5 und danach in 6 flgde.
43. 19 v. o. unzuläßlich, analog unerläßlich gebildet; unzulässig willkürliche Aenderung in 11a.
25 v. o. von Ewigkeit, und A, 5a und 11a flgde; ausgefallen in 5 und danach in 6 flgde.
10 v. u. hingepfahlt mit absichtlichem Anklang an das von Goethe sonst (Bd. XIX. S. 200) gebrauchte holländische bepaalt, wonach in der Farbenlehre (Werke, 40 bdge A., Bd. XXXIX. S. 97) bepfählt. Vergl. Leibniz (dessen deutsche Schriften, ed. Guhrauer, I. 380): „Die Begrenzung, Definitio, bepaeling nennen es die Holländer", sowie ältere Anwendungen bei Grimm, I. S. 1479 und Sanders (unter „Pfählen" und „Paale").
2 v. u. Dichten, dem Thun entgegengesetzt allgemein als denken, wie in „Dichten und Trachten".
44. 15 v. o. allen A u. 5a; ausgelassen in 5 und danach in 6 bis 11a.
46. 4 v. o. in; im Druckfehler in 14a und 15.
18. 17 v. u. Love's Labour's Lost nach der jetzt in England angenommenen Schreibweise; in den andern Ausgaben anders; ältere Shakespeare-Drucke: Love's Labour lost. Lenz selbst schreibt auf dem Titelblatt seiner Uebersetzung: Loves Labour's lost (Anmerkungen über's Theater. 1774. S. 57).

46. 15 v. u. Herkömmlichkeit, absichtliche Vermeidung des Fremdwortes Tradition.
letzte. angenehme A u. 5a; angenehm 5, danach 6 bis 11a.
47. 17 v. u. schweren, Aflgde.; schwerem 14a und 15 nach Lenz, der allerdings in seiner Uebersetzung (a. a. O. S. 101, und bei Tieck, Gesammelte Schriften von J. M. R. Lenz, II. S. 254) liest: „Es fiel dahin in schwerem Schlaf". Das Hirschlein fiel aber nicht im Schlaf, sondern die Prinzessin „traf" sein Leben, und es fiel in schweren Schlaf, d. h. in den Tod. Man wird also in diesem Fall Goethe's Verbesserung des Lenz'schen Textes beibehalten dürfen. Im Uebrigen geben wir die Uebersetzung genau nach dem Lenz'schen Originaldrucke; daher die beiden folgenden Aenderungen.
15 v. u. Vor Ein setzen die andern Ausgaben einen Gedankenstrich, der im Original fehlt. Wir haben ihn daher gestrichen, zumal er den Scherz, wonach „Ein L" aus den beiden Schlußkonsonanten von „voll" genommen wird, unverständlich macht und das unmittelbar Zusammengehörende trennt.
14 v. u. dann nach Lenz; die Ausgaben denn.
3 v. u. Folgendes mit K u. 15; die älteren Ausgaben folgendes.
48. 13 v. o. diese; die Druckfehler 6 bis 11a.
14 v. o. und so Mehrere; vermuthlich korrumpirt aus und desto M. oder und um desto M.
49. 5 v. u. leidige; 6a Druckfehler ledige.
50. 9 v. o. seltner; 5 flgde seltener.
3 v. u. offenbare Geheimniß, ein Lieblingsausdruck Goethe's; s. Werke, Bd. XIX., Nr. 214 und das „Geheimnißvoll am lichten Tag" im „Faust" (Bd. XII. S. 26).
2 v. u. „Jemand mit Unwahrheit berichten"; mit st. des Genitivs, s. Grimm's Wörterb. unter „Berichten" 2b und 3.
52. 3 v. o. Verschaffelt's, nach der Werke Bd. XXVIII. S. 844 angenommenen Schreibweise; A, 5 u. 6 Verschaffel's; Musculus, 8 bis 15 und K Verschaffeldt's.
19 v. o. denen = denjenigen.
53. 17 v. o. erhabenen plastischen; 6a erhabener plastischer, wol auf Göttling's Vorschlag.

Zwölftes Buch.

55. 2 v. o. Die Zeitbestimmung endlich elliptisch verbunden mit dem folgenden das erste Mal; gemeint ist: endlich war er gesund und froh nach Hause gelangt, und zwar mehr (gesünder und froher) als das erste Mal.
9 v. u. Der Gegenstand der deutlichsten Ueberzeugung bleibt unausgesprochen und ist dem Zusammenhange zu entnehmen = mit klarstem Bewußtsein der nachtheiligen Folgen.
56. 6 v. o. trotz mit dem Dativ (allen Hindernissen zum Trotz) bei Goethe fast so häufig als mit dem Genitiv; auch Lessing sagt im „Nathan" (IV. 2; uns. Ausg., Th. III. S. 156): „Auch trotz ihm, sollt' ich meinen, selig machen".
10. 9 v. u. allerdings = in jedem Betracht, im ältern, eigentlichen Sinne.
57. 10 v. o. Eugen nach A bis 6 mit K; nach seinem vollen Namen Friedrich Eugen (s. Thl. II. S. 50 und Anm. 215), weshalb 8 und 9 Friedrich (Eugen), 11a Friedrich Eugen u. 15 (Friedrich) Eugen setzen. Will man ändern, so muß ausgedrückt

werden, daß Friedrich der den Prinzen unterscheidende Vorname ist, da er mit seinen beiden Brüdern Karl und Ludwig den Namen Eugen gemeinschaftlich führte; danach ist die Aenderung in 15 verfehlt.

57. 19 v. u. Merck richtig seit 8; bis dahin Merk.

10 v. u. Welt- und Menschengeschichte; die Geschichte von Welt und Menschen als eine gedacht, nicht als zwei getrennte Geschichten; der herkömmliche Ausdruck Weltgeschichte ist nicht ganz genau, da darunter nicht die Geschichte des Kosmos, sondern die der Menschen, und zwar aller Völker im Gegensatz zu den Partikulargeschichten verstanden wird; Goethe fühlte daher das Bedürfniß, den Begriff durch den Zusatz „Menschen" abzugrenzen.

58. 3. 4 v. o. grillenkrank, wol sonst nicht vorkommend, gebildet wie sehnsuchtskrank, wahnkrank, sorgenkrank, kummerkrank (Sanders unter Krank); vergl. Goethe's „durch der guten Mutter kranken Wahn" (Werke, Bd. I. S. 268).

59. 4 v. o. Hesse; Heß A.

5 v. o. Wenck seit 8; Wenk A bis 6.

60. 1 v. o. wagte A, 5a und seit 8; wage 5 u. 6.

5. 6 v. o. Der Titel genau nach dem ersten Einzeldrucke der Schrift, ebenso Z. 13 flgde.

16. 15 v. u. in dem ... aufgenommen = rezipirt.

14 v. u. im Einzelnen nach A mit 15 u. K wie S. 62 Z. 1; in Einzelnen 5, welcher Fehler in 6 verbessert wurde: in Einzelnem und so bis 11a (in einzelnem).

13 v. u. Schmid'schen s. Thl. I. S. 119 u. 326.

62. 2 v. o. die... Charakter, s. Thl. I. S. 212 zu S. 63 u. S. 220 zu S. 148. Bodmer und Breitinger brauchten nur diese Pluralform des Worts.

13 v. u. hatte nach A mit 15 u. K; hätte 6 bis 11a, nicht sinngemäß, da unbedingt gesprochen wird.

8 v. u. Zehn Gebote mit K; A bis 9 Zehn-Gebote; 15 Zehngebote.

63. 7. 8 v. o. Brüdergemeinde wie Werke, Bd. III. S. 274, Z. 1, u. XVII. S. 376. Brüdergemeine die Ausgaben.

15 v. o. Toleranz gesperrt nach A mit 15 u. K.

20. 21 v. o. verhöken, auch verhöcken (Jean Paul) und verhökern (Heine); s. Sanders' Wörterb. unter „Höke".

64. 20 v. u. Verständniß = Einverständniß; man hatte sich verständigt (Z. 14 v. o.).

18 v. u. aus (wie Z. 6 v. o.); von 6 bis 11a.

17 v. u. sofort, nicht = sogleich, sondern = so fortan, jetzt und künftig.

66. 5 v. u. literarischer Verkehr und daß er sich nach 6 bis 11a; literarisches Verkehr und daß es sich A, 5, 14a u. 15; literarisches Verkehr und daß er sich K, wonach er irrig auf Herder bezogen wird. Goethe bevorzugt zwar das Neutrum; die Aenderung in der Ausgabe letzter Hand erweist sich aber als eine absichtliche, weil in beiden Fällen gleichmäßig bewirkt.

67. 14 v. u. habhaft mit dem Akkusativ wie Thl. I. S. 87; s. Textrevision das. S. 215.

70. 18 v. u. Jahreszeit, aufs menschliche Leben übertragen = solchen Jahren.

71. 1 v. o. vor sah in 14a und 15 ein ich ohne Grund eingeschoben.

11 v. u. unterweges nach A; kurz vorher „meines Wegs" und „Unterwegs".

72. 7 v. u. wenn, nicht bedingend, sondern gegensätzlich.

72. 1—3 v. u. Die ausgefallenen Worte zu Anfang und am Schlusse der Strophe waren, was in den übrigen Ausgaben unterblieben ist, durch Punkte anzudeuten; der erste Vers lautet in Strophe 3 der Klopstock'schen Ode „Braga" v. J. 1766:

„Neide mich! schon von dem Gefühle" u. s. w.

die beiden letzten:

„Den bedeckenden Krystall und geschwebt
Eilend, als sänge der Barbiet den Tanz."

Das Anfangs-Metrum ist — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — Keiner der Verse ist einzurücken, wie in den übrigen Ausgaben geschieht.

73. 1—3 v. o. Das Letztere gilt auch von diesen Versen, deren erster dem Metrum folgt ⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑ — ; sie sind aus der 7. Strophe der Ode „Eislauf" v. J. 1764; ihnen geht voran der Vers:

„Sein Licht hat er in Düfte gehüllt,
Wie" u. s. w.

Als zwei verschiedenen Gedichten entnommene Stellen (Seite 72, Z. 4. v. u.) müssen diese Verse von denen der Seite 72, nach A bis 8, getrennt werden. Dies unterließ zuerst 9, und so ungeschieden und in gleicher Anordnung, trotz des ganz verschiedenen Metrums, erscheinen die beiden Strophen noch in den neusten Cotta'schen Ausgaben (14a und 15) und in K, gleichsam als läge nur ein Allegat und aus demselben Gedichte vor.

15. 16 v. o. Schwungkraft, bei Vermeidung des Fremdworts „Elastizität".

14—11 v. u. Strophe 3 der Ode „Eislauf"; Ball im 4. Verse nach der ersten Ausgabe von Goethe citirt, während Klopstock in der Ode „Die Kunst Tialf's", Strophe 11, „Ball" in Tanz schon 1771 und hier 1798 in Reihn geändert hatte.

74. 20 v. u. -gehalten, da das Zusammenhalten gemeint ist; in den übrigen Ausgaben fehlen die Bindestriche.

75. 3 v. o. Kleinen } nach 6 mit 15 u. K; wenn A kleinen ..... größeren liest, so sind deswegen nicht nothwendig Stände zu ergänzen, weil Adjektiva in älterer Schreibart auch bei substantivischem Gebrauch mit kleinen Anfangsbuchstaben geschrieben wurden; dazu kommt, daß, was hier von dem feindseligen Verhalten der Kleinen gegen die Großen gesagt wird, nicht allein auf Reichsstände, sondern auf alle Reichseingesessenen Anwendung findet.
4 v. o. Größern }

76. 12 v. o. weg Alles; Alles ausgelassen in 5 und danach in 6 bis 9; restituirt in K mit der Umstellung Alles weg und in 11a bis 15.
16 v. u. oder; und Fehler in 5, verschleppt nach 6 bis 11a.

77. 2 v. o. jene; eine Fehler aus 5, übergegangen in 6 bis 9.
21 v. o. größeren } mit 15 nach A, weil Apposition zu den nach der
22 v. o. kleineren } Matrikel zahlenden Reichsständen, wie S. 80 medio; 6 bis 11a u. K Größeren ..... Kleineren.
24 v. o. zahltägigen, von Zahltag, den am Zahltage fälligen, A und 5a; der Fehler in 5 zahlthätigen übergegangen in 6.

78. 15 v. o. beides im ältern Sinn von sowol als auch = dem engl. both.

79. 13. 14 v. o. } Beidemal dieselbe Schlußwendung mit den Worten Einleitung
23. 24 v. o. } gegeben. Goethe liebt diese Form und das Zeitwort „einleiten" für einführen, bekannt machen, besonders, z. B. unten S. 86, Z. 10 v. u., S. 89. Z. 8 u. a. m.

81 11 v. o. zusprachen; 14a zusprechen.
21 v. o. Kielmannsegge lautet der Name; s. Strodtmann, Briefe von und an Bürger, Bd. II. (1874), und über Stein's Schwiegersohn dieses Namens dessen Leben von Pertz; Kielmannsegg die Ausgaben und Musculus.
23 v. o. Die Schilderung Goué's als „derbe, breite, hannövrische Figur" gilt Glover (Goethe als Mensch und Schriftsteller, 1824, S. 12) als Symptom eines hohen Grades „von Aberwitz und Muthwillen"; er erblickt darin die Absicht, „die Bewohner einer ganzen deutschen Provinz beleidigen oder lächerlich machen zu wollen", und frägt: „wie würde es ihm [Goethe] gefallen, wollte man ihn selbst öffentlich eine hagere, lange Frankfurter Figur nennen!"
2 v. u. Spinnegewebe; Thl. II. S. 97 Spinnengewebe, s. Textrevision das. S. 226.
1 v. u. großen; 6a großem.
82. 16 v. o. herrliche mit A bis 8 u. K; herzliche 9 bis 15. Die letzte Lesart hat viel Bestechendes, da Goethe auch sonst von der „herzlichsten Schadenfreude" spricht (Werke, Bd. XVII. S. 262, Z. 10) und man Jemand von Herzen hassen, herzlichen Spott an ihm üben kann. Andrerseits ist herrlich auch zulässig. M. Heyne bringt dies Wort in Grimm's Wörterb. unter 8 in ironischer Bedeutung und unter 9 in Gleichstellung mit „sehr, höchst, ungemein" und belegt den Gebrauch von herrlich verachten, herrlich trotzen, herrlich lachen, also ganz wie „herzlich". Wie eine herrliche Freude (das. unter 1), kann es auch eine herrliche Schadenfreude geben. Wir finden daher mit Kurz keinen zwingenden Grund zur Annahme der erst nach Goethe's Tode in der wenig Gewähr bietenden Ausgabe v. J. 1840 beliebten Aenderung. Nahe lag für Goethe die Analogie: es gab einen herrlichen Spaß, sie hatten herrlichen Spaß davon.
9 v. u. Perikopen, vergleichsweise, wie solche aus der Bibel, d. h. zum Text der Predigt bestimmte Abschnitte derselben.
83. 9 v. u. bedrückt nach 6; bedruckt A, wie S. 59 „vorgeruckt" und S. 102 „eingedruckt"; vergl. Thl. II. S. 231 zu S. 170 fortrückende.
2 v. u. Grebel; der Name fehlt in A bis 11a; als in der Feder stecken geblieben ist er bei Kurz und in 14a und 15 nachgetragen.
84. 4 v. o. Romandichter, s. oben zu S. 18; Romanendichter A.
85. 8 v. o. Der Wandrer wie Werke, Bd. II. S. 178; der Wanderer die Ausgaben.
11 v. o. befreien nach 6; befreyn A.
86. 14 v. o. Altar, bei Dapper für „Avatâra"; s. Benfey's Orient und Occident, I. 4, S. 728; die Erzählung von „Gott und Bajadere" findet sich z. B. im 6. Avatâra.
16 v. o. Hanemann, s. Werke Bd. III. S. 42.
19 v. o. zu A bis 8, K u. 15; so 9 u. 11a.
8 v. u. Recension = kritische Ausgabe (Textum recensuit N. N. s. Sanders' Fremdwörterb.).
87. 21. 22 v. o. Unzusammenhalt, frei gebildet als Gegensatz des bei Sanders (Wörterb. unter „Halt") durch viele Beispiele belegten Hauptworts „der Zusammenhalt".
88. 5 v. o. manchmal, in 6 ausgefallen, wiederhergestellt in 14a, 15 u. K.
4 v. u. meinen nach 6 bis 14a und K; meinem (schon von Glover getadelt) 15 nach A.

90. 1 v. o. aufrufen A, 5a, K, 14a und 15; anrufen 5, danach 6 bis 11a.
20 v. o. Tode A; Tod 6.
91. 18 v. o. anſpruchslos A; anſpruchlos 6.
92. 7 v. o. Proſa; 6a Proſe.
16 v. o. glücklich=unglücklichen; vergl. im „Werther" S. 96 Werke, Bd. XIV: „der glückliche Unglückliche" (ſ. Schmidt's Richardſon S. 125) und „Divan", Werke, Bd. IV. S. 168, „von jenen tauſend Glücklich = Unglücklichen Einer".
17—20 v. o. Die Stelle iſt kein wirkliches Citat aus der „Neuen Heloiſe", etwa nach Gellius' Ueberſetzung, wenn auch Erinnerung an Brief 7, Thl. V. des Romans. Nur die Schlußworte geben genau wieder das franzöſiſche: le lendemain, le surlendemain et toute sa vie (ſ. Schmidt's Richardſon, S. 124).
10 v. u. Stolpen, oberdeutſche Form für Stulpen (oder Stülpen, wie Adelung will), die umgelegten, umgeſtülpten Schäfte des Stiefels.
4 v. u. Geßner; Geſner A u. 6; ſ. Thl. II. S. 222 zu S. 24.
2 v. u. jenem 6 flgde. u. K; jenen A u. 15.
„ „ Mummenſpiel, als Variante von Mummenſchanz neugebildet.
93. 11. 12 v. o. Deserted Village nach der Ueberſchrift des Gedichts in den Miscellaneous Works of Oliver Goldsmith. Vol. II. p. 55. London. 1820; ſ. oben Thl. II. S. 277.
11 v. u. Vergangenes nach 6 mit K; Vergangene 14a und 15 nach A.
94. 16 v. u. Lahn; Lahne 6 bis 11a.
15 v. u. wieder, wol nicht in beſtimmter Beziehung auf oben Z. 2, ſondern allgemein zur Bezeichnung und Hervorhebung dieſer Art des Glücks; jeder Glücksfall iſt an ſich eine Wiederholung.
95. 4 v. o. bewillkommnen bevorzugt Goethe vor bewillkommen, welches letztere Adelung „in der anſtändigen Sprechart" allein geſtattet; an unſerer Stelle ließt wol nur 11a bewillkommt.
11 v. o. Chriſtian Heinrich Schmid; ſo lautet der Name auf den Titeln der Schmid'ſchen (des Gießer Schmid) Schriften ſowie bei Jördens und Goedeke; Schmid ſeit 8, Schmidt A bis 6, wo der erſte Vorname Philipp lautet.
10 v. u. Nößel (Nöſſel, Nöſel), ſchon bei Luther, Maß für Flüſſigkeiten, = ½ Kanne (Sanders).
97. 2 v. o. paraſitiſchen 6; paraſitiſche A.
5 v. o. Andringlingen wie unten S. 199 „Zudringlinge"; 14a Andringliche.
19 v. o. Gelehrten im Titel der Zeitſchrift; gelehrten die Ausgaben.
99. 3 v. o. die Thl. II., Anm. 171 erörterte Relativ=Konſtruktion.
100. 14. 15 v. o. ihr ... ſehen ließ, ſ. oben zu S. 6.
101. 3 v. o. andern A bis 14a; Andern 15 u. K. Beides zuläſſig.
6. 7 v. o. in eins ... brauchen; elliptiſch (ſ. Thl. I. S. 221 zu S. 156) für: in eins hineinnehmen, ſetzen, und darin verwenden, brauchen.
8 v. o. ihr Anblick A und 11a flgde.; der Anblick 6 bis 9, vielleicht um das doppelte ihr zu vermeiden.
102. 3 v. o. tief genug, als daß, für: tief genug, um nicht mit dem Inf., oder für: zu tief, als daß.
3. 4 v. o. eingedrückt; eingedruckt A u. 6, ſ. oben zu S. 83 „bedrückt".
9 v. o. mit Augen zu ſehn, ſ. Thl. I. S. 207 zu S. 16.
„ „ ſo, ausgefallen in 6 bis 11a.

Dreizehntes Buch.

103. 3 v. o. la Roche mit 11a bis 15, Goedeke's Grundr., Musculus und der Rang- und Quartierliste für das Jahr 1874, S. 180; Laroche A, 6 u. K; La Roche 8 u. 9.
9. 10 v. o. stumm-lebendig, Oxymoron = stummsprechend, wie im „Faust" (Werke, Bd. XIII. S. 234) stummfreundlich.
11 v. o. übermalerisch, wo die Natur von der Kunst nicht erreicht wird.
4 v. u. dies; dieses 9 und 11a.
104. 6 v. o. triegliche nach der Schreibweise der Offizin; trügliche die Ausgaben.
7 v. o. beklagt, Präteritum, nicht Präsens.
20 v. u. sanften Bades, ungewöhnlich im Sinne von warmen Bades.
13 v. u. Geheimeraths mit 6 bis 11a und K; Geheimenraths mit innerer Flektion A, 14a und 15, veraltet.
105. 10 v. o. Schatullen; Chatoullen 6 u. K, als käme das Wort aus dem Französischen.
15 v. u. Bondeli A, 5 u. 6; Bondelli 8 bis 15 u. K; die erste Form die richtige nach Bodemann, s. oben Thl. II. S. 276, 283 u. 336.
107. 17 v. o. väterlich A, K, 11a bis 15; väterliche 5, danach 6 bis 9.
20 v. o. Bildung vom Gesicht, im Gegensatz zum Bau, wie französ. la figure.
23 v. o. als thätigem Geschäftsmann; s. Sanders' Hauptschwierigkeiten, S. 45.
13 v. u. die Denkweise A, 5, K, 14a u. 15; die ausgelassen in 6 bis 11a.
108. 3 v. u. vorschlägig = anschlägig, vorveranschlagt.
109. 14 v. o. mehr = öfter.
9 v. u. gebändigt, d. h. in Schranken gehalten, nicht eigentlich „gezähmt". Goethe liebt diesen etwas starken Ausdruck, wie in dem Gedicht auf Schiller, Werke, Bd. I. S. 137 V. 20, u. Bd. XI. 1. S. 311: „Er fühlt sich frei, wenn er gebändigt lebt".
110. 13 v. o. jener herrlichen Ufer 6 bis 11a; Au. 5a jenes herrlichen Ufers, danach 14a, 15 u. K; 5 jenes herrlichen Ufer; auf die Verbesserung dieser Lesart ist die in 6 zurückzuführen; diese wird beizubehalten sein, da sie in der That richtiger ist als die ursprüngliche in A; denn Ellfeld und Biberich liegen auf dem einen, St. Goar und Bingen auf dem andern (linken) Rheinufer. Die tausendfältige Abwechselung muß sich auf beide Ufer beziehn; andernfalls wäre es unklar, welches derselben unter „jenem" zu verstehen.
13. 14 v. o. eingedrückt mit 15; eingedruckt A bis 6 u. K, s. oben zu S. 102.
14 v. o. verinnigte sich; Verbum von innig, gleich so vielen Zeitworten von Adjektiven auf ig (gütig, lebendig) gebildet und gleich verinnerlichen von innerlich; Goethe braucht auch das Simplex innigen (Sanders unter „innig", der das Vorkommen von „verinnigen" nur bei modernen Schriftstellern, Schelling, Kühne, nachweist).
16 17 v. o. Einfluß über mich, statt auf, wie Herrschaft über Jem.; der Betroffene steht umgekehrt unter dem Einflusse Jemandes. Auch diese Wendung ist elliptisch.
111. 10 v. o. Gipsabgüsse A u. 5a; Gipsabrisse 5 bis 11a.
112. 6 v. o. Jüngern
7 v. o. Aeltern
8 v. o. Jüngsten
} mit kleinen Anfangsbuchstaben A, 6, 15 u. K.

112. 10 v. o. Legitimationen, d. h. der unehelich Gebornen.
13 v. u. Plaidoyers; einige Ausgaben A, 6, 11a plaidoyés.
4 v. u. könne A, 11a bis 15 u. K; kann Fehler in 5 bis 9.
2. 1 v. u. daß nicht = ohne daß.
letzte. demungeachtet; 6a dessenungeachtet, wie S. 120.
113. 7 v. o. einige, ausgelassen in 14a.
16 v. u. gleichgiltigen = Adiaphora.
12 v. u. nicht; hinzuzudenken anders, oder mit größerem.
8 v. u. Halbgeschmack, analog Halbbildung.
6 v. u. einsprachen = Einspruch thaten, ein Fürwort einlegten.
114. 15 v. o. Geblerischen; A bis 6 Gehlerischen.
9. 8 v. u. gemein-wüstes A u. 5; 6 ohne Bindestriche.
7 v. u. Charaktern, s. oben zu S. 62.
letzte. angeähnlicht; „anähnlichen" und „anähneln" von Goethe aus dem schon Luther und Fischart bekannten intr. „ähnlichen" und zur Verdeutschung von assimiliren oder akkomodiren neu gebildet; s. Beispiele bei Grimm I, und „angenähert" unten S. 121.
115. 8 v. o. gut- und großmüthig; die in allen Ausgaben fehlenden Bindestriche haben wir hinzugesetzt; sie scheinen uns nothwendig, weil der Verfasser die seinen Landsleuten eigne Gutmüthigkeit bezeichnen, sie für gutmüthig, gutdenkend erklären wollte, wie das unmittelbar folgende, „wenn er auch noch so gut denkt" erläutert. Das Prädikat gut schlechthin kann nicht gemeint sein.
9 v. u. Reinhard A u. 15; Reinhardt 6 flgde., auch K.
116. 23 v. o. auf das Papier festzubringen, elliptisch für: a. d. P. zu bringen und dort zu fixiren; s. Thl. I. S. 221 zu S. 156.
117. 3 v. o. Steine im Brett, Bild vom Dambrett-, nicht vom Schachspiel, wie Werke, Bd. XIX. Nr. 139 u. 776. Mehrere sprichwörtliche, daher genommene Wendungen bei Sanders unter „Brett" 2e. Da man hier den Wurf aus Z. 2 als zu demselben Bilde gehörig betrachten muß, so wäre an ein mit Würfeln verbundenes Brettspiel (Toccadille) zu denken.
11. 12 v. o. bei der Klinge geblieben, wie „bei der Stange"; Lessing schreibt (uns. Ausg, Th. XVI. S. 213): „Endlich scheinet der Herr Hauptpastor Goeze ..... zur Klinge kommen und bei der Klinge bleiben zu wollen."
10 v. u. grauserlich, Variante von grausig, grauerlich, grauslich, grüseli (schweiz.) und ähnlichen Formen.
118. 18 v. u. ward; war Druckf. in 6 u. 6a.
9 v. u. geht, Präsens, da vom konkreten Fall zur allgemeinen Erfahrung übergegangen wird.
119. 14 v. o. ungenannt, „anonym" vermeidend.
16 v. u. Teutschen nach dem Titel; 15 Deutschen; K deutschen.
120. 3 v. o. demungeachtet; dessenungeachtet 6a, wie S. 112.
18 v. o. Vorschritt = Voraufgang, Anführung, s. oben zu S. 41 Vorschrift Druckf. in 6a.
121. 1 v. o. bemerke A, 15 u. K; bemerkte 6 bis 11a.
4 v. o. dieses d. h. das nur mittelbar erwähnte zwischen Franz und Götzens Schwester.
9 v. o. Schwager, in anderm Sinne (= Rival) Werke, Bd. IV. S. 382 zu S. 56.
17 v. o. Lustigste; Lustige Druckf. in 6.
10 v. u. am Oefterſten, bevorzugt von Goethe vor am Oftesten.

122. 15. 16 v. o. empfänglicher und ausgebender, zur Vermeidung der Fremdworte rezeptiv und produktiv, wie Z. 17 Gesichtskreis und nicht Horizont.
15 v. u. Gespräch im Geiste = ideeller Dialog S. 123, Z. 7; Gespräche Druckf. in 6 u. 6a.
123. 9 v. o. einen zu sperren, als Gegensatz zu den „mehreren Individuen" von Z. 7, die auch Freunde und Theilnehmer sind.
13 v. u. aufgehangen = aufgehängt, s. Grimm, „aufhangen" 2, Sanders und Gellert's „Lügner".
124. 16. 17 v. u. im offenbaren Lichte, im Gegensatz zu insgeheim, nach schon biblischem Gebrauch, namentlich Jerem. 2, 34: „nicht heimlich, sondern offenbar".
125. 9 v. u. entwickelt, im eigentlichen Sinne = entwirrt, klar.
126. 6 v. o. age and experience, nach I. S. 505 der englischen Uebersetzung von „Dichtung und Wahrheit" von John Oxenford (London 1872); die übrigen Ausgaben Age and Experience nach der ältern Schreibweise.
8 v. o. painful; die ältern Ausgaben painfull.
10. 11 v. o. zu Menschenhassern vollendet, statt des umständlichern: vollends zu Menschenhassern, zu vollendeten Menschenhassern macht.
127. 20 v. o. letzte Thule, Wiedergabe von ultima Thule.
15 v. u. Loda, eigentlich Lodun = Wodan, Odin.
8 v. u. in unmuthigem Uebermuth; andre Beispiele einer solchen Steigerung durch Wiederholung bei dem Worte Uebermuth führt Sanders an, so das Sprichwort: Muth macht Uebermuth, Uebermuth Armuth, Armuth Demuth; Nicolai spricht vom Uebermuthe des Muthes, Börne gleichfalls vom Muth im Uebermuth, Zschokke von Gleichmuth gegen Uebermuth u. s. w. Grade das Auseinandergehn der Begriffe in solchen Zusammensetzungen mit demselben Stammworte reizt zum Wortspiel.
128. 20 v. u. solchen mit 15; andre Ausgg. wie K Solchen.
17 v. u. verleidet intr, s. Thl. II. S. 222 zu S. 26.
129. 13. 22 v. o. Otho; A u. 5 Otto.
130. 12 v. u. hatten, in A fehlend, in 5 zugesetzt und seitdem beibehalten, auch in 15 u. K. Vielleicht eine wirkliche Verbesserung; die Symmetrie erfordert auch hier ein Verbum, wie bei dem mit „wünschten" endigenden Satze.
10 v. u. Dumeix, die richtige Namensform nach Düntzer's Untersuchungen (Frauenbilder, S. 213, Note), so auch A, 6 u. 6a; Musculus, 8 bis 15 und K Dumeitz, die Staatskalender Dumeiz.
4 v. u. Servière nach Düntzer a. a. O.; sonst die Ausgg. Servières.
3 v. u. Allesina-Schweitzer'schen nach der von der Familie angenommenen Namensform (Allesina von Schweitzer). In den Ausgaben Alessina 8 bis 15, K mit Musculus, und früher A bis 6 Alosino. Der erste Name auch richtig bei Düntzer a. a. O.; das doppelte l ist durch Anfügung eines ad an den Stamm organisch entstanden (anders der etruskische Frauenname Alesina). — Der zweite Name bei Düntzer a. a. O. und in den Ausgaben Schweizer.
131. 4 v. u. nächstes, d. i. letztes, zunächst verflossenes.
132. 9 v. u. was = das.
133. 2 v. u. Explosion
134. 4 v. o. Ausbruch } als Ursachen,
2 v. o. Erschütterung als deren Wirkung.
19 v. o. Werther's nach dem Titel; die Ausgaben Werther; s. Goedeke's Grundr., II. S. 881, Nr. 18. 7.

134. 21 v. o. verdienstreich allein würde der Verfasser kaum gebraucht haben.

8 v. u. Seite 214 bezieht sich merkwürdigerweise auf den Himburg'schen Nachdruck des Romans in „D. Goethens Schriften. Erster Theil. Berlin 1775". S. 215 beginnt mit dem Zettel, in welchem Werther Alberten bittet, ihm seine Pistolen zu leihen. In der Originalausgabe fängt damit schon S. 213 an. Bekanntlich ist durch Bernays zuerst festgestellt, daß Goethe den späteren Ausgaben seines Romans (von 1787 ab) jenen Nachdruck gleichfalls zu Grunde gelegt hatte und die Originalgestalt wahrscheinlich gar nicht besaß. In der zur Zeit der Abfassung seiner Lebensgeschichte letzten Ausgabe der Werke, von 1808, hatte der „Werther" (Bd. XI) nur 196 Seiten.

135. 15 v. u. komisch tragische, mit den ältern Ausgaben u. K, sowie nach Lehmann, Sprachliche Sünden der Gegenwart. 1875, S. 12; 15 komisch-tragische.

10—3 v. u. Die Verse nach Werke, Bd. III. S. 198 u. 199.

5 v. u. Geschmäckler, von kleinlichem, eklen Geschmack (nach Campe), zwei Jahre früher auch von Goethe gebraucht (Werke, Bd. XXVIII. S. 340) und zur selben Zeit von Lavater (1775): „Es ist ein schreckliches Ding um den Eigensinn der ..... Geschmäckler, besonders derer, die Mücken seigen und Kameele verschlingen" (Alsatia. 1873, S. 88).

136. 19 v. o. nach gewesen in 5 ein den Satz beschwerendes sei hinzugefügt, beibehalten in 6 flgde u. K, nicht in 15.

12 v. u. sondernde; 5 besondernde, auch 6.

137. 1 v. o. geliebtesten, als auf die eben erwähnten weiblichen Wesen („hübschen Kinder") bezüglich; andere Ausgg. Geliebtesten.

138. 5 v. o. Tageslichts, s. zu S. 16.

8 v. o. diese A, 15; die aus 5 übergegangen in 6 flgde u. K.

13 v. o. war, erst in 5 zugesetzt, seitdem in allen Ausgaben, vielleicht entbehrlich.

„ „ alles, adjektivisch auf Bedeutendes zu beziehn; K Alles.

15. 16 v. o. In A ist nach es ein Komma gesetzt, dagegen keines nach Gesellschaft; es könnte daher fraglich erscheinen, ob die Worte in jener pr. Gesellschaft zu dem vorhergehenden war oder zu dem folgenden bedeutete gehören; in letzterm Falle müßte die Schluß-Klammer nach es an der Stelle des Komma gesetzt werden. Der Sinn erfordert aber die Streichung des Komma und die Belassung der Schluß-Klammer nach Gesellschaft. Denn dramatisiren ist an sich kein Kunstwort, nur jene Gesellschaft, weil erfinderisch, produktiv, stempelte das Wort dazu.

5 v. u. solches, zu einem nicht ausgesprochenen Epigramm gehörig, das aus dem folgenden Epigramme zu entnehmen, nicht zu dem vorhergegangenen Sinngedichte. Nur formeller Unterschied.

139. 16 v. u. Voigts; Voigt ungenau A, 6, auch noch K.

141. 10 v. u. erfassen, nach Riemer's Bemerkung in einem ungedruckten Schreiben an Goethe v. 13. Dezember 1813: „Fol. 24, S. 369 statt: und im Begriff stand, es zu ergreifen, entweder: auf dem Wege war, es zu ergreifen (d. h. sich anzueignen, oder zu leisten, darzustellen) oder: und im Begriff stand, es zu erfassen." Für letzteres Wort entschied Goethe, indem er es roth unterstrich.

Vierzehntes Buch.

143. 4 v. u. Besseren mit K; doch ist besseren (15) gerechtfertigt durch das vorhergegangene „Menschen" und „Geister".
144. 18. 17 v. u. Niemandem, Schreibart der Offizin; die Ausgg. Niemanden.
6. 5 v. u. Humor und Gabe; zu suppliren: wie dem (der) seinigen.
145. 3 v. o. livländischen, s. Thl. II. S. 223 zu S. 52; liefländischen 15.
9. 10 v. o. Der Satz von beschloß bis stellen lautete ursprünglich etwas anders. Riemer bemerkt nämlich in dem vorstehend zu S. 141, Z. 10 v. u. angeführten Revisionsschreiben: „Fol. 24, S. 378 statt: beschloß nun sich in die Schöne selbst verliebt zu stellen. Das Selbst gehört zu sich, oder vielmehr zu dem Objekt, das in beschloß steckt. Also Lenz in eigner Person wollte sich in sie verliebt stellen. Er selbst wollte sich ꝛc. Folglich müßte es heißen:

a) beschloß nun selbst sich in die Schöne verliebt zu stellen; oder
b) beschloß nun in die Schöne sich selbst verliebt zu stellen;
c) beschloß nun sich selbst in die Schöne verliebt zu stellen.

Ich würde Nr. a vorziehen." Goethe genehmigte a.
4 v. u. zurückzuhalten, Versehn des Verfassers für: abzusenden und ihn bewogen, es u. s. w.
2 v. u. Kreuz- und Querbewegungen = Kreuz- und Querzügen.
146. 8 v. o. Hiezu Riemer's Bemerkung a. a. O.: „Fol. 24, S. 380 bis zu der Zeit, da er sich im Wahnsinn verlor, besser wol: in Wahnsinn verlor", von Goethe durch Rothunterstreichen des in angenommen. Zu Z. 5 im Einzelnen verfloß machte Riemer nicht den gleichen Aenderungsvorschlag.
10 v. o. was = das, also auf das Nächste, nicht auf den ganzen Satz zu beziehen.
10. 9 v. u. Hiezu Riemer's Bemerkung a. a. O.: „Fol. 24, S. 382 sind doch die Titel der Lenzischen Schriften richtig? z. B. der neue Menoza? ꝛc.", wozu Goethe schrieb: „ist richtig!" — Man liest allerdings oft „der neue Mendoza". Nach Plautus ist das Komma (auch in 15 und K) zu streichen.
147. 11. 12 v. o. nicht ohne .... Unterricht, d. h. nicht ununterrichtet; vergl. oben Thl. II. S. 225 zu S. 78 Studien = Kenntnisse.
14. 13 v. o. aus Allem ... kein Geheimniß, genauer aus keiner Sache, aus nichts ... ein Geheimniß, ich verheimlichte ihm nichts.
12 v. u. bestrebten } in beiden Fällen scheint ursprünglich die entsprechende
7 v. u. erhält sich } Form des Zeitworts wirken gestanden zu haben; denn Goethe bemerkt auf dem oben zu S. 141, 145 u. 146 angeführten Riemer'schen Schreiben bei gewirkt (Z. 4 v. u.): „NB. Im Vorhergehenden [d. h. vor Aeußeres, S. 147, letzte Zeile] kommt wirken dreymal vor. Die beiden erstenmale ließen sich wohl abändern. Prüfen Sie meine Versuche mit Bleystift."
8 v. u. Statt sondern stand ursprünglich ja. Riemer schreibt in demselben Briefe: „Fol. 25, S. 385. Da er nicht im Verborgenen so manches geleistet u. so vieles gewirkt, ja beydes ꝛc. Da das ja sehr oft vorkommt und hier auch eine stärkere, breitere Partikel gefordert wird, so dächte ich, wäre sondern wol vorzuziehn"; ward von Goethe durch Rothunterstreichen angenommen.

148. 3 v. o. Statt seine Person stand ursprünglich sein Aeußeres. Unter Riemer's mehrgedachtem Briefe findet sich von Goethe's Hand die Bemerkung: „Fol. 25, S. 385. Unten kommt Aeußeres zweimal. Könnte man statt der Wiederholung nicht sagen: Er hielt auf seine Person?"

19 v. u. bestätigt, nach dem ältern, bei Goethe besonders beliebten Gebrauche (s. Grimm) von firmare, hier = ständig, stätig, ihm zu eigen gemacht.

149. 1 v. o. zurückgetrieben; ursprünglich stand zurückgedrängt (s. folgende Bemerkung).

3 v. o. durchstürmen } ist beabsichtigte Erinnerung an Sturm und
4 v. o. durchdrängen } Drang, dasjenige Klinger'sche Schauspiel, nach welchem die ganze Literaturperiode ihren Namen erhielt. Ursprünglich lautete dieser Satz etwas verschieden. Riemer nämlich bemerkt a. a. O.: „Fol. 25, S. 388. In der Periode von Weil nun, in des Jünglings Lage — ist Einiges unklar. Statt zurückgedrängt wäre vielleicht zurückgetrieben zu lesen [von Goethe roth unterstrichen, daher genehmigt], da wir das Drängen unten noch brauchen. Das sondern vielmehr durchstürmen, sich durchdrängen mußte, hat keine rechte Konstruktion, eher noch, wenn es hieße: vielmehr mußte er sich durchstürmen, durchdrängen; nun scheinen mir aber diese beiden Worte, obgleich damit auf sein Sturm und Drang angespielt wird, zu vag, anstatt eines individuelleren. Mir scheint es, als wenn Euer Excellenz Idee gewesen wäre, daß er sich par boutade, sprung- und stoßweise, mit den Ellbogen habe Platz machen müssen, wenn's ihm zu toll geworden, wie es Denen geht, die die Welt nicht im Ganzen haben verdauen lernen, und denen sie einzelne Cruditäten hervorbringt." Goethe korrigirte in Riemer's Vorschläge hinein: Vielmehr mußte er sich durchstürmen, durchdrängen, und bemerkte am Rande: „Wegen der intentionirten Anspielung wollen wir die Stelle nach Ihrem Vorschlag einrichten."

5 v. u. so; auf demselben Schriftstücke findet sich von Goethe bemerkt: „S. 390, Lin. 3 vom Ende Deleatur das so". Gleichwol ist es stehen geblieben, und so haben auch wir es belassen, da Goethe nachträglich andrer Ansicht geworden sein kann, auch das so an sich nicht so übel ist.

3 v. u. um, nach A; 5 brachte den Fehler nun, der in 6 bis 9 stehn blieb.

150. 1 v. o. scheinen A, 15 u. K; erscheinen 5, danach 6 bis 9.

6 v. u. namhaften; 6a namhafter, s. zu S. 53, Z. 17 v. o.

151. 4 v. o. genau, ausgelassen in 5, danach in 6 bis 9; 6a bestimmt.

153. 9. 10 v. o. Der mit und freilich anfangende Nebensatz ist dem Sinne nach nicht mehr von zuschreiben abhängig; er ist als selbständig gedacht für: und freilich fand er hier u. s. w., analog der in Thl. II. Anm. 171 erörterten Satzbildung.

154. 5 v. o. Einbildischen, s. Thl. II. S. 232 zu S. 197, = dünkelhaft, présomptueux.

8 v. o. Williges und Unwilliges = Freundliches und Feindliches, Willkommnes und Unwillkommnes; will bedeutet ursprünglich „freundlich", „gern".

13 v. o. daß A, ausgefallen in 5, danach in 6 bis 11a.

11 v. u. Gemeinde, die Ausgg. Gemeine, s. zu S. 176.

755. 14 v. u. anfauchen A, 11a bis 15 u. K; anfachen 5, übergegangen in 6 bis 9. Anfauchen sehr charakteristisch; denn J. Grimm erklärt es im Wörterbuch als: ‚afflare, assibilare' von Thieren, wie Katzen, Schwänen, die sich damit gegen den Angreifer wehren". So braucht Freytag das Wort in „Soll und Haben" vom Fuchse. Unsre Stelle kannten wegen der Korruption weder Grimm noch Sanders.

157. 12 v. o. nach Freunde in 5 zugesetzt L. B., beibehalten in 6, mit Recht beseitigt in 8 und nur in K wiederhergestellt. Offenbar dachte der Korrektor von 5 an Lavater und Basedow, während von Lavater und der Klettenberg die Rede ist.

15 v. o. ingeheim mit 15; s. Thl. II. S. 228 zu S. 113; insgeheim Werke, Bd. XII. S. 36, 1.

8 v. u. wie, von uns gesperrt, da vor- und nachher daß und was gesperrt worden.

5. 4 v. u. in welches ... opfern = opfernd legen.

letzte. gut und viel, schon in A u. 5 gesperrt, nicht in 15. Alle Sperrungen dieser Seite fehlen in 6.

158. 10 v. u. diese beiden Männer, kräftiger und anschaulicher als: in diesen beiden Männern.

159. 16 v. o. Zu A, 5, 15 u. K; zur 6 flgde, s. oben zu S. 12.

160. 2 v. o. verneuen, biblisches Wort für die Erneuerung durch den Glauben (Sanders citirt von Luther: „gar verneuet zu ewiger Klarheit und Herrlichkeit"), hier im verächtlichen Sinne, stärker als erneuen. Die Verneuten sind die Neologen. Für politischen Neuglauben braucht Goethe auch erneuen (Werke, Bd. I. S. 89, Z. 2 v. u.).

15 v. o. Hypostasis; jede Person der Dreieinigkeit Gottes ist eine Hypostase, eigentl. Grundlage, Wesen, Substanz, mannichfach wechselnder theologischer Begriff; Jacobi sagte von Hamann: „ihm ist der wahre Glaube, wie dem Verfasser des Briefes an die Hebräer, auf den er sich beruft, Hypostasis" (Fr. Jacobi's Werke, Bd. III. S. 505).

„ „ Ousia (ἡ οὐσία) das Wesen, die Substanz.

16 v. o. Prosopon, Person, κατὰ πρόσωπον persönlich.

161. 16. 15 v. u. Jüngeren A u. 5; Jüngern 6.

11 v. u. Tiro = Schreiber, nach dem diese Funktion übenden Freigelassenen Cicero's, daher tironianische Kunst, d. h. des Schnellschreibens (Sanders' Fremdw.).

162. 18 v. o. Hörkreis, Verdeutschung von Auditorium; Hörerkreis vielleicht vorzuziehn, da „Hörkreis" mehr das Hörgebiet zu bezeichnen scheint; vergl. Sehkreis, Horizont u. Zuschauer-Kreis.

163. 10 v. o. einen A, 11a bis 15 u. K; Einem 5 und danach 6 bis 9.

23 v. o. Lipsens; Goethe verwechselt hier, wie Düntzer zuerst bemerkt, Lips mit Lavater's Begleiter, Maler Schmoll; jenes Gedicht (im 1. Verse Thurne) aber diktirte Goethe und zwar in Lavater's Stammbuch (Briefe von Goethe an helvetische Freunde. Zur Feier des 21. Mai 1867. Leipzig. S. 26).

164. 4 v. o. Emmaus nach Luther, Evangelium Lucä 24, 13, mit A, 6 u. K; Emaus 15, nach der lateinischen Form des Namens. Die erste Bibelausgabe Luther's liest Emmahus mit dem Marginale: forte est hebraice Hemaos.

5 v. o. Sturm-; in d. Gedichten: Geist-, s. Werke, Bd. II. S. 254.

13. 14 v. o. entgegen bewegten A, 6 u. K; 15 als ein Wort.

165 9 v. o. Rubens'schen mit 5, 6 u. 15; Rubensischen A und K.

165. 13 v. o. Wandelsterne sind eigentlich Planeten im Gegensatz zu den Fixsternen, hier aber Kometen, die sonst Haar-, Schwanz- oder Schweifsterne genannt werden; S. 139 literarisches Meteor.
8 v. u. Alltagsverstand = Gemeinverstand und allgemeiner Menschenverstand (s. Werke Bd. XIX, Nr. 61 u. 955).
166. 10 v. u. Jabach's seit 8; die älteren Ausgaben Jappachs. Diktirfehler, durch Goethe's fränkisch-thüringische Aussprache entstanden.
167. 1 v. o. heutig, nach der 2. Bedeutung bei Grimm (M. Heyne) = der Jetztzeit angehörig. Die Heutigkeit = Gegenwart stellt der Maler Müller in seinem „Faust" (S. 7) der Vergangenheit gegenüber.
2. 3 v. o. überschwänglich, vom Stamm Schwang, schwingen, im Ueberschwang; die Ausgaben überschwenglich.
22 v. o. Buhle, nach der ursprünglichen, Anfangs einzigen Lesart in „Klaudine von Villa Bella" mit 9, 11a u. K; Bube A bis 8, 14a u. 15. In den Gedichten steht Knabe, und die Ueberschrift lautet „Der untreue Knabe" (Werke, Bd. I. S. 230), aber nicht Bube. Da hier der erste Vers nur citirt wird, so ist das Citat als solches an eine der beiden Lesarten, Buhle oder Knabe, gebunden. Bube klingt wie versprochen oder verhört für Ersteres.
7. 6 v. u. gemüthlich, hier im prägnanten Sinne; vergl. Werke, Bd. XIX. Nr. 299.
168. 7 v. o. auf den Raub, sehr glücklich übertragen vom Raubbau des Bergmanns, im Gegensatz zur regelmäßigen Ausbeutung der Gruben; s. Werke, Bd. XVIII. S. 105, Z. 7 u. 6 v. u. und die Beispiele bei Sanders.
11 v. o. Bildungsmittel meines w. Wesens; der Genitiv abhängig vom Bestimmungswort Bildung, nicht von Mittel, dem Grundwort, von dem er abhängen sollte; s. Lehmann, Sprachl. Sünden der Gegenwart, S. 35 flgde, wo reiche Belege aus allen Klassikern, z. B. Auslegekunst der Bibel u. a. m.
3 v. u. Noch A, 14a, 15 u. K; Nun 5, und danach 6 bis 11a.
169. 15 v. u. entlebt = des Lebens gewaltsam beraubt, von Jagdthieren treffender als etwa leblos, verlebt.
8 v. u. so geistreich als mechanisch; der Gedanke ist: obgleich auf mechanische Weise, dennoch geistreich. Die Begriffe sind nicht gleich-, sondern gegenüberzustellen.
170. 7 v. o. sinnigen seit 6; sinnlichen A u. 5.
3 v. u. in ihm sich A; sich in ihm 5, danach 6 bis 15 u. K; aber das reflektirte Pronomen unmittelbar vor das Zeitwort zu setzen, kann nie ein Fehler sein.
172. 18. 19 v. o. Nachthimmel; 6a Himmel.
173. 2 v. o. Charakter, Plural, s. oben zu S. 62.

Funfzehntes Buch.

176. 17 v. u. Brüdergemeinde und sonst; die Ausgaben ohne das zweite d, s. oben zu S. 63, 105, 154.
12. 11 v. u. darstellt, A, 5, 14a, 15 u. K; dargestellt 6 bis 11a.
5. 4 v. u. zufällig scheinenden; A u. 5 ein Wort.
178. 11 v. o. thätiger oder leidender, vermeidend aktiver oder passiver.
16 v. u. und den A, 5, 14a u. 15; und zu den 6 bis 11 u. K; das zum dritten Male wiederholte zu ist überflüssig.
8 v. u. untergelegt A, 14a, 15 u. K; unterlegt in 5, übergegangen in 6 bis 11a.

179. 14 v. o. inſtändig; anſtändig Druckf. in 6 bis 9.
24. 25 v. o. erfolgen, ein fehlendes würden vorausſetzend, zu entnehmen dem folgenden Singular würde.
180. 7 v. o. hartverſtändig als ein Wort in A u. 5a, gebildet wie hartherzig, hartſinnig, hartnäckig (von hartem Herzen, Sinn, Nacken) u. a. m.; in zwei Worten in 5 und ſeitdem in allen folgenden Ausgaben. Das Wort fehlt deshalb bei Grimm und Sanders.
181. 7 v. o. ausſeufzen = ſeufzend ausrufen, welches letztere Wort wegen des vorausgegangenen zugerufen, abſichtlich oder unabſichtlich, vermieden iſt.
15 v. o. Tageszeit, ſ. oben zu S. 16 u. 138 Tageslichts.
182. 2 v. o. neuen A, 5a, 14a, 15 und K; neuern in 5 und danach 6 bis 11a (neueren).
13 v. o. aufdeckte A, 5, 14a, 15 u. K; entdeckte Druckf. 6 bis 11a.
187. 188. Die Trennungsſtriche zwiſchen den, je zwei zu einem verbundenen Dialogen in Uebereinſtimmung mit den Werken, Bd. III. S. 406 bis 408.
188. 5 v. o. eben iſt es A, 5a und ſeit 14a; iſt es eben 5 u. 6 bis 11a.
8 v. o. iſt, ausgefallen in 5 und danach in 6 bis 9.
189. 4. 5 v. o. Freytag, nach Preuß (Friedrich der Große), Varnhagen (in Raumer's Hiſt. Taſchenbuch 1846) und Belli-Gontard, X; die Ausgaben Freitag.
5 v. o. Burgemeiſter A; Burgermeiſter 5 u. 6 flgde; die erſtere Form iſt die ältere amtliche, ſ. Frankf. Kal. von 1765. S. 37 u. 38, daneben bald die zweite (ſchweizer), dann Bürgermeiſter.
6 v. o. zur Roſe; in Wirklichkeit: zum goldenen Löwen.
190. 7 v. o. famoſe; 11a famöſe.
191. 8. 9 v. o. in Straßburg; in Wirklichkeit in Kehl.
16 v. o. und, ausgefallen in 6 bis 11a.
192. 16 v. u. Bildner; 5 Bilder, geblieben in 6 u. 8.
193. 5 v. o. auf und ab gehend mit 15, oder auf- und abgehend; A auf und abgehend.
19. 17 v. u. aufzufaſſen; anzufaſſen in 5, danach in 6 bis 9.
17 v. u. einer A, 5 u. 15; ſeiner 6 bis 11a u. K gegen den Sinn; denn es war eben nicht Wagner's eigne Manier, ſondern die ihm bekannte ſeiner Freunde, namentlich Goethe's.
15 v. u. meine eigenen A u. 15; 5 ließ meine aus, ſo daß 6 nur eigenen vorfand und dies in eigene verbeſſern zu müſſen glaubte, wobei es bis 11a verblieb, ebenſo bei K.
194. 14 v. u. von ſchreiten, d. h. von dem Zeitwort „ſchreiten", daher ſcheint die Schreibweiſe Schreiten in den Ausgaben nicht richtig.
12 v. u. zum; 6a zu.
" " hinſchritte A u. 15, wie vorher dahinführe; hinſchreite Fehler aus 5, übergegangen in 6 bis 11a u. K.
8 v. u. dienlichſten A, 11a flgde u. K; dienſtlichſten Fehler, aus 5 verſchleppt nach 6 bis 9.
6 v. u. Paar mit 15; die meiſten Ausgaben, auch K, paar.
4 v. u. vom; 6a von.
195. 21. 22 v. o. vorempfand = mit Selbſtgefühl, vor Andern, ſich in erſter Linie empfinden, während ſonſt „vorempfinden" meiſt im Sinne von „vorausfühlen", „ahnen" namentlich auch von Goethe gebraucht wird; ſ. Thl. I. S. 35, Z. 14 v. u. Vorempfindung und beide Bedeutungen bei Sanders unter „finden".
197. 5 v. u. nun, ausgelaſſen in 6 bis 11a.

198. 2 v. o. sie, ohne Grund in 15 gesperrt.
18 v. u. Boerhave wie Thl. II. S. 121, 350 u. 351; K die holländische Form Boerhaave.
199. 8 v. o. denn nach A, 14a u. 15; als in 5 u. seitdem in 6 flgde u. K.
11 v. u. Dürftige, nach A u. 5 mit 11a bis 15 u. K; dürftige, also auf Abenteurer bezogen, 6 bis 9; die erste Lesart giebt aber den ursprünglichen Sinn wieder: theils Bettler, theils Abenteurer.
5. 4 v. u. Zudringlinge A; Zudringliche 5, beibehalten in 6 bis 11a; s. Bernays, S. 76, und oben zu S. 97 Andringlinge.
200. 3 v. o. für; 6a vor.
9 v. u. gescheiter und verkehrter, Variante des alten die Gelehrten die Verkehrten (Fischart, 1583), vergl. Goethe's Gedicht „Nativität" (Bd. II. S. 266).
202. 12 v. u. herangedacht; „herandenken" bei M. Heyne unter den Kompositis von heran, welche „den Verlauf einer Entwickelung bis zu einem in der unmittelbaren Gegenwart liegenden Zeitpunkt oder bis zu einem ebenso der Gegenwart angehörenden Ziele bezeichnen" (Grimm's Wörterb., IV. 2, Sp. 1021), analog heranbringen, -führen und andererseits ausdenken, hier gleichsam hervorgegangen aus dem 8 Zeilen vorher angeführten Satze: „Ich sinne schon das Stück aus und bin mitten drin". Ein andres Herandenken bei Goethe (Werke, Bd. XV. S. 118) erwähnen Heyne a. a. O. Sp. 1018 und Sanders unter „denken".
203. 5 v. o. eher...als = fertig bevor oder ehe der Freitag herankam.
4 v. u. zum Wissen, ganz allgemein: zu Wissenszwecken, um Wissen zu erwerben, zum Lernen.
204. 5. 6 v. o. eingeleitete, s. oben zu S. 79.
6 v. u. kurze Waare [illegible] man keine Elle braucht.
letzte. vergleichen [illegible] = wie, vier Zeilen vorher demonstrativ.

Anmerkungen

zum

Dritten Theil

von

Goethe's

Dichtung und Wahrheit.

Anmerkungen (Fortsetzung).

386. Von den fünf Büchern des Dritten Theils (S. 1 und 3) bringt das erste (Elfte) den Schluß des Straßburger Aufenthalts und die Rückreise. Diese erfolgte im August 1771. Am 28sten dieses Monats reichte Goethe bereits zu Frankfurt das Gesuch um Aufnahme als Advokat an den Magistrat ein. Die vier übrigen Bücher enthalten die Erzählung der Ereignisse vom Ende August 1771 an, um sie bis zum Ablauf des Jahres 1774 fortzuführen, wenn auch das Funfzehnte Buch bereits Einzelnes aus dem Jahre 1775 vorausnimmt, insbesondre aus dem Frühling das Erscheinen von „Prometheus, Deukalion und seine Recensenten" und aus dem September 1775 den Aufenthalt Zimmermann's im Goethischen Hause. Fünf Bücher vertheilen sich sonach auf vier Jahre. Wie aus seinen Briefen an Riemer vom 24. und 27. Juli 1813 hervorgeht, hatte Goethe schon damals die Absicht, mit diesem Dritten Theile vorläufig abzuschließen, auch bereits ein „Vorwort" verfaßt, in welchem er sich hierüber näher erklären wollte (s. Riemer, Briefe von und an Goethe, S. 202 u. 205): „Der Titel und das Vorwort liegen bei", und „Sie werden die Wendung billigen, durch die ich im Vorwort einen Abschnitt andeute und eine Pause vorbereite." Riemer wird ihm die Unterdrückung dieses Vorworts, welches ein anderes gewesen sein muß als das den Vierten Theil eröffnende, gerathen haben; jedenfalls ist es unbekannt geblieben. Den Inhalt des Dritten Theils finden wir in dem biographischen Schema unter dem Jahre 1770, nach den Straßburger Angaben, folgendermaßen von Goethe skizzirt:

> Haupt-Epochen: Frankfurt. — Wetzlar. Gießen. — Koblenz. — Rhein. Rückkehr. — Frankfurt. — Fahlmer. Md. Jacobi. — Darmstadt. Homburg. — Emser Bad. — Lavater. Basedow. — Rheinreise. — Rückkehr. — Tod der Klettenb[erg]. — Herzog v[on] Weimar. — Knebel. Maynz ff.
>
> (Goedeke's Grundr., II. S. 878.)

387. Das Motto (S. 3) ist, wie das des Zweiten Theils, jedoch mit größerer Sicherheit, auf Luther's Freund, Doktor Staupitz, zurückzuführen.

Luther erzählt in den Tischreden (Nr. 262, S. 220 der Erlanger Ausgabe seiner Werke von Irmischer, Bd. 57), noch in Erfurt habe er einmal zu Staupitz gesprochen: „Ei, lieber Herr Doktor, unser Herr Gott gehet ja so gräulich mit den Leuten umb, wer kann ihme dienen, wenn er also umb sich schläget? Wie wir das noch an unsern Widersachern sehen, deren er gar viel erschrecklich gestraft und weggeräumet hat, die sich zu unser Zeit wider die Lehre des Evangelii aufgelehnet haben." Darauf habe ihm Dr. Staupitz geantwortet: „Lieber, lernet Gott anders ansehen; wenn er nicht so thäte, wie könnte er sonst die harten Köpfe dämpfen. Er muß den hohen Bäumen steuern, daß sie nicht in Himmel wachsen." Danach Agricola (ed. Latendorf, S. 151): „Gott steuret und wehret den hohen Bäumen, daß sie nicht in den Himmel wachsen"; Lehmann (Florilegium 1642, unter Groß, Nr. 28): „Gott läßt nichts übers Ziel wachsen", und Simrock (Deutsche Sprichwörter, S. 45) sowie Büchmann (Gefl. Worte, 8. Aufl., S. 40): „Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen."

Elftes Buch (S. 5 bis 53).

388. Dies Buch ist in Goethe's biographischem Schema unter dem Jahr 1770 (Thl. II, Anm. Nr. 318) mitbegriffen, namentlich in den Rubriken: Brion — Lenz? — Zweck der Promotion. — Deutschheit emergirend. — In Straßb[urg] wenig franz[ösisch] unter uns gesprochen. Dazu tritt der Anfang des nächsten Jahrs:

1771. d[en] VI Aug[ust] promovirt. — Rückkehr.

(Goedeke a. a. O.)

389. Der erste Besuch Goethe's in Sessenheim, dessen Schilderung hier (S. 5 und Buch 10) an die der Lothringer Reise vom Sommer 1771 angeknüpft ist, fiel schon in die Michaelisferien 1770. Die zurückgelegte juristische Prüfung (Anm. Nr. 328) gab zu solchen Besuchen völlige Freiheit. Diese

war schon am 10. September beendigt. Noch in demselben Monate machte Goethe in Straßburg Herder's Bekanntschaft, ehe derselbe durch seine Operation an die Stube gefesselt war (Anm. 352). Des Ersteren Brief an Hetzler d. A. ist aus Straßburg noch vom 28. September datirt (Schöll, Aufsätze, S. 48). Die Eindrücke des ersten Sessenheimer Besuchs giebt dann der unmittelbar darauf an eine der Frankfurter Freundinnen gerichtete Brief vom Sonntag dem 14. Oktober [1770] wieder: „Ich habe einige Tage auf dem Lande bei gar angenehmen Leuten zugebracht. Die Gesellschaft der liebenswürdigen Töchter vom Hause, die schöne Gegend und der freundlichste Himmel weckten in meinem Herzen jede schlafende Empfindung, jede Erinnerung an Alles was ich liebe, daß ich kaum angelangt bin, als ich schon hier sitze und an Sie schreibe" (das. S. 50 u. 51). Am 13. oder am 14. Oktober — wie die nächste Briefstelle ergiebt, spät Abends oder schon Nachts — waren Goethe und Weyland also zurückgekehrt; die „einigen Tage" des ersten Sessenheimer Aufenthalts, dem die Schilderung S. 199 bis zu Ende des vorigen und S. 5 des vorliegenden Buchs in Wirklichkeit gilt, sind daher in das zweite Viertel des Oktobers 1770 zu setzen, in die Zeit etwa vom 10. bis 12., wenn man nicht noch einige Tage vorher mit dazu rechnen will.

Von Goethe's Briefwechsel mit Friedrike (Seite 13 und 17) ist nur der Entwurf eines an sie schon am Montag dem 15. Oktober (1770), also am ersten oder zweiten Tage nach der Rückkehr gerichteten Schreibens bekannt (Schöll, a. a. O. S. 51—54). Darin wird eine „Rolle" erwähnt, die man jedoch nicht mit dem Plane zum Neubau des Sessenheimer Pfarrhauses in Verbindung bringen darf. Aus dem Briefe die Stelle: „Die Umstände unserer Rückreise können Sie sich ohngefähr vorstellen, wenn Sie mir beim Abschiede ansehen konnten, wie leid es mir that, und wenn Sie beobachteten, wie sehr Weyland nach Hause eilte, so gern er auch unter andern Umständen bei Ihnen geblieben wäre. Seine Gedanken gingen vorwärts, meine zurück, und so ist natürlich, daß der Diskurs weder weitläufig noch interessant werden konnte. — Zu Ende der Wanzenau machten wir Spekulation, den Weg abzukürzen, und verirrten uns glücklich zwischen den Morästen; die Nacht brach herein, und es fehlte nichts, als daß der Regen, der einige Zeit nachher ziemlich freigebig erschien, sich um etwas übereilt hätte, so würden wir alle Ursache gefunden haben, von

der Liebe und Treue unsrer Prinzessinnen vollkommen überzeugt zu sein. — Unterdessen war mir die Rolle, die ich aus Furcht, sie zu verlieren, beständig in der Hand trug, ein rechter Talisman, der mir die Beschwerlichkeiten der Reise alle hinwegzauberte. Und noch? — O, ich mag nichts sagen; entweder Sie können's rathen, oder Sie glauben's nicht. — Endlich langten wir an, und der erste Gedanke, den wir hatten, der auch schon auf dem Weg unsre Freude gewesen war, endigte sich in ein Projekt, Sie balde wieder zu sehen."

390. Daß dies Projekt im Laufe des Winterhalbjahrs wirklich ausgeführt worden, deuten zwei erhaltene Dokumente an: das Gedicht „Nach Sesenheim" (Werke, Bd. III. S. 40), welches Stöber im Musenalmanach von Chamisso und Schwab a. d. J. 1838 nach einer authentischen Abschrift zuerst veröffentlichte, und ein Brief Goethe's an seinen Frankfurter Freund Horn vom Dezember 1770. Diesen, nebst einem früheren aus dem Juli, hatte nach Horn's Tode (1806) beider Korrespondenten Jugendfreund Riese käuflich erworben und Willemer aus dessen Nachlasse 1827 Goethen zurückgesandt. In der Antwort an Willemer vom 3. Januar 1828 spricht Goethe nur allgemein von diesen Briefen: „Zwei von Straßburg hob ich auf, in denen man endlich ein freieres Umherblicken und Aufathmen des jungen Menschen gewahr wird [Einfluß Herder's]. Freilich ist bei heiterem inneren Trieb und einem löblich geselligen Freisinn noch keine Spur von *woher?* und *wohin?*, von *wo aus?* *wo ein?* Deshalb auch einem solchen Wesen gar wundersame Prüfungen bevorstanden" (Jahn, Allg. D. Monatsschrift 1854, I. S. 6). Klar dagegen bezieht Eckermann, dem Goethe die Briefe zeigte, den „geselligen Freisinn" auf Sessenheim: „Das Verhältniß in Sesenheim ist angeknüpft und der glückliche Jüngling scheint sich in dem Taumel der süßesten Empfindungen zu wiegen und seine Tage halb träumerisch hinzuschlendern" (Gespräche, II. S. 137; vergl. Düntzer, Frauenbilder, S. 13).

Für die Zeit der beiden in der Lebensgeschichte (oben S. 13—16) geschilderten Besuche findet sich ein Anhalt in Goethe's Briefen an den Aktuar Salzmann, von welchen die vier ersten aus Sessenheim geschrieben sind (zuerst von Stöber mitgetheilt im Morgenblatt 1838, Nr. 25 flgde, dann in seinem Buch über Salzmann). Mit Düntzer setzen wir die beiden Briefe Nr. 1 und 2 in die Zeit des *ersten* Frühlingsbesuchs 1771,

Nr. 3 und 4 in die des zweiten. Aus diesen Briefen geht hervor, daß sich Goethe unmittelbar nach Herder's Abreise Anfangs April (s. oben Anm. 360) in Sessenheim förmlich niederließ und zunächst länger als vier Wochen verblieb („Und dann bin ich 4 Wochen älter", im 1. Brief, und zu Anfang des 2.: „Nun wäre es wohl bald Zeit, daß ich käme, ich will auch und will auch"). Das Ende dieses ersten Aufenthalts bestimmt sich durch eine Notiz in „Henrich Stilling's Wanderschaft 1778." Mit genauen Zeitangaben wird hier erzählt, wie Jung, plötzlich aus Straßburg abberufen, zu seiner erkrankten Braut reist, um demnächst sich mit ihr trauen zu lassen. Goethe erscheint in dieser Erzählung als sein treuster und hilfreichster Freund, der ihm das Felleisen packt, ihn mit Proviant versieht und auf das abgehende Schiff geleitet: „Hier letzten sich die Beiden mit Thränen." Diese Abreise verlegt Jung nun auf den „Dienstag vor Pfingsten" (S. 175), d. h. auf den 14. Mai 1771, womit ein ebenda S. 177 angegebenes Briefdatum übereinstimmt. Hiernach befand sich Goethe fast den ganzen April und die ersten Tage des Mai in Sessenheim, während der bald darauf folgende zweite Besuch etwas kürzer ausfiel. In „Dichtung und Wahrheit" wird das Verhältniß zwar umgekehrt, im Uebrigen widerspricht die Darstellung nirgends dem wirklichen Verlaufe, so weit er sich aus den wenigen zuverlässigen Nachrichten noch erkennen läßt.

Die Sonntagsfrühe (S. 9) findet sich auf Seite 158 bis 161 der von Goethe im Jahre 1805 recensirten zweiten Ausgabe von Hebel's Allemannischen Gedichten (1804), „Der Samstig het zum Sunntig gseit"; in dieser Recension (Werke, Bd. XXIX. S. 418 bis 425) hatte er das schöne Gedicht als „Musterstück" mitgetheilt.

391. Unter den „Ferien" (S. 8) können nach der vorigen Anmerkung nur die Osterferien 1771 gemeint sein. Mit der angeführten Rede beschloß der Dekan der Medizin, der ältere Ehrmann, das Klinikum, welches Goethe im Wintersemester besucht hatte (oben Anm. 339). Die Aufforderung, „das schöne Land zu Fuß und zu Pferde" zu durchwandern (S. 8), weiterhin die geselligen Spiele im Freien und die Wanderungen „durch Wiesen und Felder" (S. 9, 10 u. 12) gestatten nur die Annahme der Frühlings- oder Sommerzeit. S. 7 erwähnt Goethe eines Halsleidens und damit zusammenhängenden allgemeinen

Uebelbefindens. Eine Bestätigung enthalten die Briefe an Salzmann. In dem zweiten heißt es: „meine Gesundheit schwankt wie gewöhnlich durch die Welt", und nach dem dritten, aus der Pfingstzeit, litt er an Fieber und einem hartnäckigen Husten. Auch erzählte Sophie Brion (vgl. Anm. 379, f) an Kruse 1835, Goethe habe damals blaß ausgesehn, und bei seinem Besuche in Sessenheim im September 1779 fand man ihn verjüngt. Der lange Landaufenthalt dort im April und Mai 1771 hatte daher seine Wiederherstellung zum wenigstens ostensibeln Zweck. Nach dem zweiten Briefe an Salzmann zwar hatte er sich „auf so lange Zeit nicht gefaßt gemacht", er hatte sich „festgefressen", und Salzmann mußte ihn mit einem Louisd'or „auslösen".

Derjenige von Goethe's Freunden, an den Ehrmann's Aufforderung (S. 8) mitgerichtet zu denken, kann nur Meyer aus Lindau (Anm. 325) gewesen sein. Goedeke's Annahme (Goethe's Leben, S. 54), unter dem von Jung angeführten Waldberg (Anm. 329) sei dieser Meyer zu verstehn, ist unbedenklich; der Name scheint „Lind-au" nachgebildet.

Wiederholt verwerthet Goethe seine Gedichte als Urkunden vergangenen Lebens, und so entnahm er auch hier die Schilderung des nächtlichen Ritts nach Sessenheim dem Gedichte „Willkommen und Abschied"; namentlich die zweite Strophe desselben kehrt in unserer Prosa (S. 8) fast wörtlich wieder. Hieraus ist zwar eine genaue Zeitbestimmung des Gedichts nicht zu folgern, wohl aber wird dessen Beziehung auf Friedrike und Sessenheim dadurch bestätigt.

Daß der Geweihte sowol den untern als den obern Göttern verlobt ist (S. 10 u. 16), folgt aus der Natur des Opfers. Er ist sacer diis manibus. — Aus Dietrich von Stade hatte sich Goethe notirt: „Das Wort Weihe bedeutet heilig" (Schöll, S. 64).

Des Romanlesens (S. 12 unten) geschieht in Goethe's Briefen an Salzmann keine Erwähnung. Es war damals die Blüthezeit der Richardson'schen Romane, namentlich des „Grandison". Dagegen gedenkt er darin des Griechischen, so daß er „den Homer fast ohne Uebersetzung lesen" könne (Nr. 1 an Salzmann). Auch darin zeigte sich Herder's Einfluß, ebenso in der Wahl des Goldsmith'schen Romans (S. 17) und des „Hamlet" (S. 24) zum Vorlesen. In dem Pfingstbriefe aus Sessenheim (Nr. 3 an Salzmann) findet sich auch ein Citat aus Lear: „Wer darf sagen, ich bin der Unglückseligste, sagt Edgar"; Lear, IV. 1; bei Schlegel: „Gott, wer darf sagen: schlimmer

kann's nicht werden?" Außer Shakespeare wird der Schüler Herder's aber auch Ossian vorgelesen haben, da Friedrike Bruchstücke einer Goethischen Uebersetzung desselben besaß. Der Abschrift der „Mitschuldigen", welches Stück sie gleichfalls von Goethe erhalten hatte, ist schon in Anm. 363 gedacht.

Friedrikens Handschrift (zu S. 13) liegt uns vor, allerdings erst aus dem Jahre 1807, deren feste Züge die hier gerühmte Leichtigkeit nicht mehr zeigen (s. auch das Facsimile bei Leyser).

392. Nach nur kurzem Verweilen in Straßburg kehrte Goethe zu Pfingsten nach Sessenheim zurück. Das Fest fiel auf den 19. Mai. Der Erinnerung an diesen Aufenthalt ist der größte Theil der Darstellung S. 13 bis 16 zu verdanken. Nach Düntzer setzen wir die (undatirten) Briefe an Salzmann (Nr. 3 und 4) in diese Zeit. Nr. 3 erwähnt ausdrücklich des Tanzes am Pfingstmontage (zu S. 15). Wie Goethe oben (S. 12 und 15) Friedriken als etwas brustleidend darstellt, weshalb vieles Tanzen ihr verboten gewesen, so heißt es in jenem Briefe: „die Kleine fährt fort traurig krank zu sein", und Goethe tanzte vorzugsweise mit der um zwei Jahre ältern Salomea Brion (Olivie). Er schreibt: „Getanzt hab' ich und die Aelteste Pfingstmontags von zwei Uhr nach Tisch bis zwölf Uhr in der Nacht an Einem fort, außer einigen Intermezzos von Essen und Trinken. Der Herr Amtschulz von Reschwog hatte seinen Saal hergegeben, wir hatten brave Schnurranten erwischt, da ging's wie Wetter. Ich vergaß des Fiebers, und seit der Zeit ist's auch besser. Sie hätten's wenigstens nur sehen sollen. Das ganze mich in das Tanzen versunken". Reschwog, mit Sessenheim zu demselben Amte gehörig, erwähnten wir schon zu Ende der Anm. 378. Der dortige „Amtschulz" mag mit Goethe's „altem Amtmann" (oben S. 14) identisch sein; aber auch die „hypochondrischen, abergläubischen Grillen" (S. 15) sind Nachklang der Wirklichkeit, da Goethe an Salzmann schreibt (in Nr. 2): „Machen Sie sich auf ein abenteuerlich Ragout, Reflexionen, Empfindungen, die man unter dem allgemeinen Titel Grillen eigentlicher begreifen könnte, gefaßt."

Dieser zweite Frühlingsaufenthalt in Sessenheim dauerte mindestens vierzehn Tage, also bis in den Juni hinein.

Am Freitag dem 24. Mai schickte Salzmann „Zuckerdings" oder „Zuckerbäckerwesen", Näschereien also, die Goethe für die „Maidli" bestellt hatte, in der Hoffnung, dadurch „zu süßern

Mäulern Anlaß zu geben, als wir seit einiger Zeit zu sehen gewöhnt sind" (an Salzmann, Nr. 3), und für die er dem Freunde am Mittwoch darauf, also am zweiten Mittwoch nach Pfingsten, dem 29. Mai, dankt. Nach diesem Briefe (Nr. 4) ist sein Husten wiedergekehrt: „ich bin zwar sonst wohl, aber man lebt nur halb, wenn man nicht Athem holen kann. Und doch mag ich nicht in die Stadt".

Das Landleben fesselte ihn zu sehr: „Die angenehmste Gegend, Leute, die mich lieben, ein Cirkel von Freuden! Sind nicht die Träume deiner Kindheit alle erfüllt? frag' ich mich manchmal, wenn sich mein Aug' in diesem Horizont von Glückseligkeiten herumweidet. Sind das nicht die Feengärten, nach denen du dich sehntest?" (An Salzmann, Nr. 2.)

393. Obgleich die Darstellung bisweilen den Verfasser der „Wahlverwandtschaften" verräth, wie an der Stelle von dem Pfänderspiel (S. 14 unten) und in den Bemerkungen über die Selbstsucht des „geselligen Menschen" (S. 11 u. 23), so erhält sie ihr eigenthümliches Gepräge doch durch die Menge der eingestreuten volksthümlichen und sprichwörtlichen Redensarten.

„Neues Haus, neues Hausgeräthe" (S. 12) haben wir in dieser Gestalt sonst nicht gefunden, wohl aber verwandte Wendungen: „Viel Hausrath, viel Unrath" (Wander), „Viel Hausgerath ein unnütz Hoffart" (Petri, der Teutschen Weisheit, II. S. 572), und im Gegensatz „Klein Hauß, klein Sorg" (Lehmann, Florilegium polit. unter „Haushaltung" 117).

„Anfang, Mittel und Ende sein" (S. 15), nach Erasmus' Principium, medium et finis (Adagia, ed. Messerschmidt, S. 702), d. h. Alles in Allem sein, beschließt in scherzhafter Anwendung auf die geistlichen Sakramente Goethe's „Pater Brey" (Werke, Bd. VIII. S. 189); die Redensart findet sich in den verschiedensten Gestalten bei Wander, „Anfang", Nr. 15, 33, 40, 54 und 80.

„Er ist lange über alle Berge" (S. 16) gilt nach Demselben (Berg, Nr. 108 und 113) in Schlesien, und da nicht allein, von einem Flüchtigen; ähnlich wünscht Olivie sich (S. 23) über den Rhein, ja in die Türkei, also, wie Seb. Brant schon sagte, dahin, wo der Pfeffer wächst. Ebenda (S. 23) ist das Bild der krankhaften, zappelnden Ungeduld vom Fisch auf dem Strande genommen, während umgekehrt der Fisch im Wasser als Bild der Gesundheit dient.

394. Zu den Worten oben S. 18 von dem „Ideal und Leben", von der Jedem zugefallenen doppelten, wirklichen und ideellen, Rolle bieten Goethe's Schriften zahlreiche Parallelstellen. Sie sind ganz aus seinem Lebensverhältnisse heraus gesprochen. Wir verweisen nur auf die „Sprüche in Prosa", Nr. 1028 bis 1031, namentlich hinsichtlich des ewigen Schwankens oben auf den Konflikt in der letzten.

Den Schluß, das Rechte sei das, was dem Menschen gemäß sei, hat Gottschall in seiner „Gedankenharmonie aus Goethe und Schiller" (4. Aufl. 1868. S. 214. Nr. 955) gleichsam auf den Kopf gestellt, indem er Goethe sagen läßt, das Rechte sei das, „was ihm angenehm ist". Vergl. die Noten zu Nr. 303 u. 445 der „Sprüche in Prosa", die Aneignung des unsrer Natur Gemäßen in Nr. 448 u. 449, ferner oben Thl. II. S. 25 u. 254 und in den „Wanderjahren" Bd. XVIII. S. 50: „Der Mensch versteht nichts, als was ihm gemäß ist". Bei Gottschall vermissen wir einen jenem Diktum entsprechenden Schiller'schen Spruch, und doch besteht in der Sache eine „Gedankenharmonie" fast aller großen Denker. Virchow findet in unserm Worte „eine wahrhaft physiologische Erkenntniß", und er verbindet damit Goethe's Aeußerung bei Eckermann (I. 220): „Jeder geht in der aufsteigenden Linie seiner Ausbildung fort, so wie er angefangen" (Goethe als Naturforscher, S. 59). Ebenso begegnen wir dem Worte in George Grote's Leben (von Harriet Grote, übersetzt von Leop. Seligmann, S. 72). Schiller verweist uns auf das Kantische: „Bestimme Dich aus Dir selbst!" (An Körner den 8. und 18. Febr. 1793); Lessing postulirt als das Gesetz moralischer Wesen: „Handle Deinen individualischen Vollkommenheiten gemäß!" (Das Christenthum der Vernunft, § 26; s. uns. Lessing-Ausg., Th. XIV. S. 217), und Hegel erklärt als das dem Menschen Wesentliche: „seinem Zwecke getreu zu bleiben" (Gesch. der Philos., III. S. 277). Noch näher kommt unserm Spruche der heidnische Philosoph auf dem Throne mit dem Worte: „Den Gesetzen Deiner Natur gemäß zu leben, kann Niemand Dich hindern" (Mark Aurel, Selbstgespräche. Buch 6, Nr. 58).

Schelling endlich hat in seinen Vorlesungen 1802 als das Hauptthema von „Wilhelm Meister's Lehrjahren" den Satz aufgestellt: „Der ist Meister, der seine Bestimmung erkannt hat" (Werke, Abth. 1, Bd. V. S. 679 flgde). Welche Bedeutung

unserm Spruche in Goethe's Gedankensystem überhaupt beizumessen sei, geht aus dessen Verwandtschaft mit diesem Thema seines größten Romans hervor.

395. Der Erzählung vom langen Aufenthalte in Sessenheim entsprechen die Angaben oben: „Wir hatten eine Zeit lang zusammen still und anmuthig fortgelebt" (S. 17), „die Gewohnheit, zusammen zu sein, befestigte sich immer mehr" (S. 19), und ebenda die von Besuchen bei den Freunden des Brion'schen Hauses in der Nachbarschaft.

Von den besuchten Orten diesseits des Rhein's ist Hagenau im Elsaß schon zu Ende der Anm. 376 genannt, und Fort Louis, wo sich später Lenz aufhielt und wo eine französische Garnison stand, liegt am Rhein eine halbe Stunde östlich von Sessenheim. Jenseits des Flusses im Badenschen finden wir Philippsburg im Unterlande, Germersheim gegenüber, damals zu Speier gehörig, — wahrscheinlich meinte Goethe einen viel näher gelegenen Ort, etwa Lichtenau — und die Ortenau südlich von Kehl bei Offenburg und Ortenberg. Statt des rechtsrheinischen Philippsburg könnte auch ein linksrheinischer kleiner Ort dieses Namens zwischen Niederbronn und Bitsch gemeint sein. Eichstetten, woselbst die älteste Schwester Friedrikens als Pfarrin waltete (Anm. 379c), im Amtsbezirk Emmendingen (Grafschaft Hochberg), zwischen der gleichnamigen Stadt und Alt-Breisach, scheint wegen zu großer Entfernung nicht aufgesucht worden zu sein. Die Fischerhütten auf den Rheininseln (S. 19) waren die des zu Sessenheim gehörigen Filialdorfs Dalhunden (Anm. 378 zu Ende), damals nur zu Wasser erreichbar. Der zeitige Pfarrer zu Sessenheim bemerkt zu dieser Stelle: „Noch am Anfang dieses Jahrhunderts hatten die Rheingüterschiffe ihre Haltestelle da, wo gegenwärtig und erst seit Kurzem sich eine Feldziegelei befindet. — Diese Nebenarme des Rhein's sind aber seitdem abgedämmt und der Strom selber weiter gegen Osten getrieben worden. Die vor hundert Jahren noch blos hie und da mit spärlichem Gesträuch bewachsenen, sehr oft unter Wasser stehenden Kiesbänke sind längst mit Kiefern angepflanzt worden und bilden ein hübsches Wäldchen, durch welches eine gute Fahrstraße von der Rheinstraße aus über die Moderbrücke nach Dalhunden führt" (Lucius' Pfarrhaus, S. 22).

396. Als Goethe am 25. September 1779 von Speier kommend wieder das Elsaß betrat, schilderte er den Eindruck, wenige Stunden vor dem Wiedersehn der Familie Brion, in Worten, die in ähnlicher Weise das Land preisen wie unser Text (S. 20): „Selz. Mittags. Ein ungemein schöner Tag, eine glückliche Gegend, noch Alles grün, kaum hie und da ein Buchen- oder Eichenblatt gelb. Die Weiden noch in ihrer silbernen Schönheit, ein milder, willkommener Athem durchs ganze Land. Trauben mit jedem Schritt und Tage besser. Jedes Bauerhaus mit Reben bis unters Dach, jeder Hof mit einer großen, vollhangenden Laube. Himmelsluft weich, warm, feuchtlich, man wird auch wie die Trauben reif und süß in der Seele .... Der Rhein und die klaren Gebirge in der Nähe, die abwechselnden Wälder, Wiesen und gartenmäßigen Felder machen dem Menschen wohl und geben mir eine Art Behagens, das ich lange entbehre." Dazu am 28sten: „Ich kann nur zuerst die himmlischen Wolken preisen und verherrlichen, die bisher noch wie ein Baldachin am Feiertage über uns schwebten und sich als Freunde und Führer unsers Unternehmens bekannten..... Nachts die klarsten Himmel, früh mit Sonnenaufgang leicht auf- und absteigende Nebel, die erhabensten Lufterscheinungen" (Briefe an Frau v. Stein, I. S. 243 u. 244).

Mit der Bemerkung über das Sich im Spiegel Sehen (S. 19 oben) vergl. Theil II. S. 244 zu S. 16 und zu dem Phänomen des doppelten Regenbogens (S. 20) Schiller's Tell, II. 2.

397. Goethe geht hier (S. 20) nur kurz über seine Straßburger Lieder hinweg. Später (S. 47) werden die unter Shakespeare's Einfluß entstandenen Scherzgedichte und die auf der Reise gedichteten Verse erwähnt (S. 48). Daß Goethe mit seinen damaligen lyrischen Erzeugnissen in eine neue Periode eintrat und eine solche auch im weitern literarischen Sinne begründete, könnte man jedoch kaum dem entnehmen, was S. 35 unten von dem „raschen, derben Ausdrucke des Gefühls" und dessen Wahrheit und Aufrichtigkeit gesagt ist. Doch ist man nur auf solche Stellen angewiesen. Mit dieser Richtung hing nun Herder's oben (Anm. 359) gerühmter Einfluß zusammen und die Hinwendung zum Volksliede, als zu dem neu entdeckten Borne ursprünglicher Poesie. Dazu nehme man die erwähnten Umgebungen (S. 20), nicht nur das schöne

Rheinland in der schönsten Jahreszeit, sondern auch die Menschen, die primitiven, idyllischen Zustände in Sessenheim und die erwiderte Liebe im Pfarrhause, dazu endlich die vollen Jahre des nun fast Zweiundzwanzigjährigen und seinen reichen, nach allen Seiten ausgebildeten Geist. In der Vereinigung aller dieser seltenen Umstände liegt die Erklärung des merkwürdigen Phänomens.

Die Lieder, sagt Goethe, hätten ein artiges Bändchen gegeben (S. 20), aber nur wenige seien übrig geblieben. Glücklicherweise sind sie jedoch, wenigstens der Mehrzahl nach, erhalten. Zu den unter die übrigen aufgenommenen sind mit Sicherheit nur „Willkommen und Abschied" (Werke, Bd. I. S. 44) und „Mit einem gemalten Band" (das. S. 48) zu zählen. Bei andern, „Der neue Amadis", für den die Briefe an Salzmann und Friedrike Anknüpfungen bieten, „Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg" und „Blinde Kuh", ist es zweifelhaft. Die Ausleger der Gedichte geben im Allgemeinen viel zu sehr der Neigung nach, in Goethe's Gedichten Beziehungen auf die Sessenheimer Verhältnisse zu erblicken. Nur Düntzer hält sich davon frei. Goethe spricht in unserm Texte allerdings viel von gesellschaftlichen Spielen, ebenso in dem Briefe an Friedrike von „unsern niedlichen und muthwilligen Lustbarkeiten", und ein Vers in dem Gedichte „Friederike" (Werke, Bd. III. S. 16) lautet: „Ihr Herz gewann ich mir beim Spiele"; aber man ergetzte sich an denselben Spielen auch in Frankfurt und anderswo. An den besondern, auf die Straßburger Zeit weisenden, äußern oder innern Zeugnissen mangelt es bei diesen Liedern, auch bei dem „Mailiede" (das. Bd. I. S. 47), obgleich dieses, ursprünglich „Maifest" genannt, Züge enthält, die vorzugsweise nach Sessenheim deuten. Wenn aber Strehlke (Anm. zu Werke, Bd. I. S. 44) und Goedeke (Goethe's Leben, S. 413) „Neue Liebe, neues Leben" (Werke, Bd. I. S. 45), das Goethe selbst ausdrücklich auf Lili bezieht, hieher rechnen, so ist nur ein Uebersehn anzunehmen. Ganz unzuverlässig ist in dieser Beziehung das „Sesenheimer Liederbuch", welches Pfeiffer im Anhange seines Buchs „Goethe's Friedrike" (1841) mittheilt (s. den Nachweis der vielen Unterschiebungen in Düntzer's „Frauenbildern", S. 122). Und doch existirte ein solches „Liederbuch", nämlich ein Bändchen, in welches sowol Goethe als Friedrike Lieder eingetragen hatten. Goethe erzählt in seinem Briefe an Frau v. Stein über den Besuch in Sessenheim im September 1779, daß er Lieder vorgefunden, die er hier ge-

stiftet, was wol besonders auf die in Anmerkung 359 erwähnten Volkslieder zu beziehen ist, und H. Kruse sah jenes Bändchen 1835 in den Händen der damals noch lebenden Sophie Brion (Anm. 379 f).

Durch Abschriften sind nach Goethe's Tode mehrere jener Lieder verbreitet. In unserer Ausgabe (Bd. III. S. 13 bis 17 und S. 40) führen sie die Ueberschriften: „Morgenständchen", „Entfernung von der Geliebten", „Als ich in Saarbrücken war", „Friederike", „Auf einen Baum im Wäldchen bei Sesenheim", „Ein grauer, trüber Morgen", „Nach Sesenheim" und „Ueber Tisch". Dort sind auch die ersten Drucke angegeben. Von diesen acht Gedichten müssen unsers Erachtens zwei: „Entfernung von der Geliebten" und „Als ich in Saarbrücken war" Lenz zugeschrieben werden; wahrscheinlich hatte sie Dieser selbst, der langjährige Anbeter Friedrikens, in ihr Gedichtbuch eingetragen, wenn auch Kruse bei dem zweiten Goethe's Schriftzüge zu erkennen glaubte. Die Aechtheit des ersten „Ach, bist Du fort? Aus welchen güldnen Träumen" haben bereits Viehoff und Strehlke, am Entschiedensten Schaefer (Goethe's Leben) angezweifelt; dagegen finden wir uns in diesem Punkte mit Düntzer im Widerspruch, der an Goethe's Verfasserschaft in seinen neuesten „Erläuterungen von Goethe's lyrischen Gedichten" (2. Aufl. 1875. Bändchen 1 bis 3, S. 59 bis 62) festhält. Wir meinen jedoch, daß von dem Urtheile eines auf diesem Gebiete ganz unerfahrenen Studenten, der sich in Goethe's Handschrift so leicht irren konnte, ganz abzusehn ist, daß vielmehr innere Gründe entscheiden müssen. Dies Gedicht „Ach, bist Du fort?" ist aber so Lenzisch von Anfang bis zu Ende, daß man die Wendungen desselben fast durchweg in seinen andern Gedichten wiederfindet, nicht aber bei Goethe, der mit „Verzweiflung" und „Grab" nicht so leicht bei der Hand war, damals am Wenigsten. Ebenso paßt die äußere Lage nur auf Lenz. Dasselbe gilt von dem mit Lenzens „itzt" beginnenden andern Liede: „Wo bist Du itzt, mein unvergeßlich Mädchen?" Daß nicht der Dichter des Liedes, sondern Friedrike, die Angesungene, selbst darüber geschrieben: Als ich in Saarbrücken war, dies glückliche Aperçu verdanken wir Düntzer (Frauenbilder, S. 26). Desto mehr ist zu bedauern, daß derselbe jetzt (in den eben gedachten Erläuterungen) sich zu der früher verworfenen Auffassung, die Ueberschrift rühre von Goethe her, bekehrt hat. Mit Goethe's Saarbrücker Reise (oben Anm. 371 und 385) hat das Gedicht

nichts zu thun, das ist klar; im Gedicht ist der Liebende zu Hause geblieben und das Mädchen verreist. Wir wissen aber aus Lenz's Briefen an Salzmann, daß Frau Brion mit ihren Töchtern, darunter Friedrike, Anfang Juni 1772 zu ihrem Bruder, Regierungsrath Schöll, nach Saarbrücken gereist war, während Lenz, Friedrikens damaliger Verehrer, ihre Abwesenheit in Sessenheim und in dem nah dabei belegenen Fort Louis schmerzlich empfand. Dieser Sachlage entspricht das Gedicht vollständig. Deshalb weil das Lied, wie Düntzer hervorhebt, sich durch Natürlichkeit, Leichtigkeit und tiefes Gefühl (Frauenbilder, S. 26) auszeichnet, darf man es doch nicht Lenz absprechen, dem Verfasser viel schönerer Gedichte. Mehreres darin erinnert sogar bestimmt an ihn, wie das Weinen des Himmels in seinem ganz gleichzeitigen Gedichte „Pyramus und Thisbe" vorkommt (Stöber's Salzmann, S. 71). Mit Goedeke (Goethe's Leben, S. 61) den Saarbrücker Aufenthalt Friedrikens in den Mai 1771 zu setzen, erscheint ganz unzulässig.

398. Das schon erwähnte zierliche Gedicht „Kleine Blumen, kleine Blätter" setzt Goethe hier (S. 21) in jene Tage, in den Frühling 1771. Was Goedeke bewogen (Goethe's Leben, S. 413), die Entstehung desselben in die demnächst folgende Frankfurter Periode zu verlegen, ist nicht aufgeklärt. Wäre diese Annahme richtig, so würde Düntzer's Auffassung der Schlußstrophe:

Fühle, was dies Herz empfindet,
Reiche frei mir Deine Hand,
Und das Band, das uns verbindet,
Sei kein schwaches Rosenband!

daß nämlich Goethe damit, auf ihren Besitz und ihre Liebe verzichtend, „frei", ohne derartige Ansprüche, ihre Hand zu einem dauernden Freundschaftsbunde erbitte (Frauenb., S. 37), während Rahel gemeint, jene Verse hätten Friedrikens Herz vergiften müssen, — so würde, sagen wir, dieser Auffassung wegen des so viel spätern Zeitpunkts der Sendung eher beizupflichten sein. Nach einem Briefe an Salzmann (Nr. 7) sandte Goethe durch Diesen Friedriken in der ersten Zeit nach seiner Heimkehr einige Kupferstiche, von „zween Cahiers etwan, eins von 6 bis 8 Blättern, Papillon oder Papiller invenit", jedoch ohne Begleitbrief, den er Salzmann zu schreiben anheim-

gab. Die unmittelbare Verbindung war abgebrochen. Von den früheren Briefen Goethe's an Friedrike wollte ihre Schwester Sophie an dreißig verbrannt haben.

399. Die bemalte Chaise (S. 21) sah Goethe bei seinem Besuche 1779 wieder: „Ein Nachbar, der uns sonst hatte künsteln helfen, wurde herbeigerufen und bezeugt, daß er noch vor acht Tagen nach mir gefragt hatte, der Barbier mußte auch kommen, ich fand alte Lieder, die ich gestiftet hatte, eine Kutsche, die ich gemalt hatte, wir erinnerten uns an manche Streiche jener guten Zeit, und ich fand mein Andenken so lebhaft unter ihnen, als ob ich kaum ein halb Jahr weg wäre" (Br. an Frau v. Stein, I. S. 245). Sophie Brion erinnerte sich noch 1835, daß Goethe „beim lahmen Philipp" zu den mancherlei Handwerken, die er gekonnt, auch Korbflechten gelernt habe. Noch wenige Jahre vor seinem Tode hätte er sie durch einen Gesellen aus dem Elsaß, den er bei einem Schlosser in Weimar getroffen, grüßen lassen (Morgenblatt, 1840. Nr. 213 flgde).

Am Schlusse dieses Abschnitts (S. 22) macht der Verfasser sich selbst einen Vorwurf, der nicht allzu ernst zu nehmen ist: daß er nämlich vielfach im Leben die Entwickelung geselliger Verbindungen zum höchsten Glanz befördern helfen, einer solchen Blüthe Dauer zu verleihen aber nicht im Stande gewesen. Goethe wollte wol nicht den Gemeinplatz wiederholen, daß eine zu schnelle oder zu reiche Entwicklung den Keim der Zerstörung schon in sich trage, sondern auf eine Schattenseite neben den Lichtseiten seiner eignen Natur hinweisen, auf einen Mangel an Stetigkeit, auf das zu heftig Treibende seines, besonders damaligen Wesens. Gerade in dieser Zeit, Spätherbst 1771, schreibt er an Salzmann: „Meine Freunde müssen mir verzeihen, mein nisus vorwärts ist so stark, daß ich selten mich zwingen kann, Athem zu holen und rückwärts zu sehen", oder wie das spätere Distichon (Werke, Bd. II. S. 171, Nr. 57) lautet:

Dieser ist mir der Freund, der mit mir Strebendem wandelt;
Lädt er zum Sitzen mich ein, stehl' ich für heute mich weg.

400. Die genauere Zeit des Stadtbesuchs der Brion'schen Frauen (S. 22 bis 25) ist unbekannt. Da der Sommer 1771 durch uns bekannte Ereignisse schon fast ganz besetzt ist und andrerseits in der Schilderung jenes Besuchs die schönen Um-

gebungen Straßburg's gar nicht erwähnt werden, selbst nicht die Gärten der Stadt, so würde er in den Winter vorher zu verlegen sein.

Goethe war bis ins höchste Alter durch eine charakteristische und lebendige Recitation dichterischer Werke berühmt, und er hatte immer Gelegenheit, diese Kunst zu üben. Seine sonore Stimme erklang dabei so stark, daß die Leute auf der Straße stehn blieben. Sein späterer Freund Pfarrer Ewald fand das Eigenthümliche seiner Deklamation in dem Ton der Innigkeit und Wahrheit und in einer einfachen Modulation der Stimme. Als Ewald in Hamburg Frau Reinhard, Sieveking's Tochter, in dieser Art deklamiren hörte, sagte er: „Es war fast Goethe's Deklamation, der mit wenigen, in der Musik sogenannten ganzen Tönen ehemals [er kannte ihn 1775] Alles ausdrückte, was er wollte. Diese Art von Deklamation hat äußerst kleine Tonintervalle. Der Gang, die Melodie, der Uebergang in eine andere und der Rückgang in die vorige Tonart: Alles ist dieser Deklamation eigen; und nur dadurch wird jener einzige Ausdruck möglich, der blos Ton der Wahrheit zu sein scheint und so wenig Aufwand von Stimme und Tönen erfordert" (Dessen „Fantasien auf einer Reise" u. s. w. Hannover 1799. S. 165).

401. Die Geschichte von Goethe's Promotion zum Licentiaten der Jurisprudenz (S. 25 bis 28) führt das im Neunten Buch (Thl. II. S. 134 bis 136) hierüber Gesagte weiter und zu Ende. Schon im ersten Straßburger Semester war Goethe mit der Ausarbeitung seiner Dissertation (erste Fassung) beschäftigt. In dem zur Anmerkung 328 angeführten Briefe an Engelbach vom 10. September 1770 kommt die Stelle vor: „Alle Jungen in der Stadt verfertigen Drachen, und ich poßle par compagnie an meiner Disputation" (Schöll's Aufsätze, S. 47). Spuren der mit dieser Arbeit zusammenhängenden juristischen Studien finden sich in seinem Straßburger Diarium, den „Ephemerides" (bei Schöll, a. a. O. S. 63 bis 140). Namentlich wird hier der durch seinen, funfzehn Quartbände umfassenden, Pandekten-Kommentar (die Meditationes ad Pandectas) berühmte A. Leyser (oben S. 25) einigemal erwähnt (S. 64 und 74). Von den großen Bewegungen der Zeit auf dem Rechtsgebiete (S. 25) ist unten im Dreizehnten Buche mehr die Rede. Goethe sagt, ihn hätte eine ganz andre

Fakultät mit fortgeriſſen. Daß dies die mediziniſche war, iſt aus dem II. Theile (S. 136 u. 148) bekannt. Im Winterſemeſter hörte Goethe die dort angegebnen mediziniſchen Vorträge. Im Sommer 1771 ſcheint er dagegen überhaupt Vorleſungen nicht beſucht, ſondern ſich nur privatim auf die Promotion vorbereitet zu haben.

Die Diſſertation ſelbſt über das (S. 26 u. 27) angegebene Thema: „daß der Geſetzgeber nicht allein berechtigt, ſondern verpflichtet ſei, einen gewiſſen Kultus feſtzuſetzen", erſcheint durch den Contrat social beeinflußt (Hettner). Zugleich fiel das Thema mit dem ſeit der Reformation („das Beiſpiel des Proteſtantismus lag ja ganz nahe", S. 27) und im Weſtphäliſchen Frieden angenommenen Grundſatze: Cujus regio, ejus religio zuſammen. Nach einer Nachricht bei Böttiger (Liter. Zuſtände, I. 60) gab die Behauptung der erſten Diſſertation Anſtoß, „daß die zehn Gebote nicht eigentlich die Bundesgeſetze der Iſraeliten wären, ſondern daß nach Deuteronomium zehn Zeremonien die zehn Gebote vertreten hätten", wie ſich Böttiger nach einer Unterhaltung mit Lerſe anmerkte (vgl. oben S. 62, Z. 8 v. u.).

Schöll fand in Goethe's Tagebuch dieſer Zeit (a. a. O. S. 74) mehrere Werke notirt, deren Studium auf die Diſſertation hinweiſt, z. B. des genannten Leyſer Praelectiones in Schilteri jus canonicum, Schulting's Vergleichung der Römiſchen und Moſaiſchen Geſetze (in deſſen Jurisprudentia vetus antejustinianea. Vol. II. Leyden 1717), Mosheim's Kirchengeſchichte, die Baſeler Reformations-Ordnung u. a. m. Die Ephemeriden enthalten auch eine Menge juriſtiſcher Citate; ſo weit ſie Schöll mitgetheilt, beziehen ſie ſich jedoch nicht unmittelbar auf die Diſſertation.

Wer damals Dekan der Rechtsfakultät geweſen (S. 27), haben wir nicht ermittelt. In dem erſten Briefe an Salzmann aus Frankfurt (Nr. 6) nennt ihn Goethe nur „Herrn Profeſſor". Wir vermuthen jedoch unter dem lebhaften, geſcheiten Manne den in Stöber's Salzmann (S. 10) und von uns in Anm. 328 genannten Juriſten Treitlinger.

Die Theſes (S. 28), die Positiones juris, über welche Goethe am 6. Auguſt 1771 pro licentia summos in utroque jure honores rite consequendi öffentlich disputirte, erſchienen bei Heitz, dem Univerſitäts-Buchdrucker. Es ſind 56 juriſtiſche Theſen aus faſt allen Rechtsgebieten, einige ganz allgemeiner Natur, z. B. Nr. 41: Studium Juris longe praestantissimum est, und Nr. 46: Salus reipublicae suprema lex esto. Ein

Zusammenhang der Thesen mit der Dissertation ist nicht vorhanden, und die Kirche wird nur einmal, in Nr. 42, erwähnt: De omnibus, quae palam fiunt, judicat Jurisconsultus, de occultis Ecclesia. Diese Thesen machte zuerst S. Hirzel zu Goethe's hundertjährigem Geburtsfeste wieder bekannt (in „Fragmente aus einer Goethe-Bibliothek", S. 4—7); ebenso wurde das Schriftchen zur hundertjährigen Wiederkehr des Tages der Promotion, der Straßburg wieder in deutschen Händen sah, in Photolithographie bei K. Schwarz in Stuttgart facsimilirt. Der erste Druck ist dagegen äußerst selten. Nachdem das früher Salzmann gehörige Exemplar der Straßburger Stadtbibliothek 1870 bei dem Brande derselben untergegangen ist, kennen wir nur noch vier Exemplare, von denen sich eines, das Heitz'sche, in Straßburg, eines in Frankfurt (Bibl.), das dritte im Besitze des Herrn Hirzel in Leipzig und das vierte seit 1867 in der gräflich York'schen Bibliothek in Schlesien befindet.

Goethe sagt, die Tischgenossen (S. 28) hätten die Opposition übernommen. Damit stimmt die Erzählung Lerse's an Böttiger (a. a. O.) bei Ersteres Aufenthalte in Weimar im November 1798 überein, wonach Goethe von Lerse als seinem Respondenten so in die Enge getrieben worden, daß er deutsch angefangen: „Ich glaube, Bruder, Du willst an mir zum Hektor werden." Lerse war zwar Theologe, jedoch ist die Opposition bei derartigen Disputationen nicht an eine bestimmte Fakultät gebunden.

402. Goethe hatte nicht, wie einst sein Vater, pro gradu doctorali, sondern nur pro licentia promovirt; er ward nicht Doktor, sondern Licentiat. Bei den Advokaten seiner Vaterstadt wird in den offiziellen Kalendern immer genau unterschieden, ob ihnen die eine oder die andere Würde gebühre; im Leben fiel der Unterschied dagegen fort. Goethe hieß daher fortan allgemein, auch im Munde seiner Eltern, „der Doktor", obschon er sich in seinen Prozeßschriften und amtlichen Eingaben stets als „Licentiat" unterzeichnete (Kriegk, Goethe als Rechtsanwalt). Goethe's Freund und Straßburger Studiengenosse, H. L. Wagner, promovirte fünf Jahre später gleichfalls pro licentia in Straßburg, und in dem Titel der Dissertation (Schmidt's Wagner, S. 74, Anm. 4) ist ausdrücklich gesagt, daß er damit zugleich die privilegia doctoralia erwerbe. Dieser Zusatz fehlt vor Goethe's Thesen, aber der Erfolg war derselbe. Praktisch bestand kein Unterschied zwischen den Graduirten beider Art.

Deshalb lehnte Goethe die ihm unmittelbar nach seinem Abgange in Frankfurt zugegangene Aufforderung, sich auch um den Doktorgrad zu bemühen, entschieden ab. Er schreibt an Salzmann (Nr. 6): „Der Pedell hat schon Antwort: Nein! Der Brief kam etwas zur ungelegenen Zeit, und auch das Zeremoniel abgerechnet, ist mir's vergangen, Doktor zu sein. Ich hab' so satt am Licentieren, so satt an aller Praxis, daß ich höchstens nur des Scheins wegen meine Schuldigkeit thue, und in Teutschland haben beide gradus gleichen Werth." So ist Goethe erst 1825 Doktor geworden, und zwar honorarius aller Fakultäten.

403. Die so genaue biographische Skizze Schöpflin's (S. 28 bis 30) läßt die Benutzung eines biographischen Werks erkennen, vielleicht des uns nicht vorliegenden von F. D. Ring, Vita J. D. Schoepflini, 1776, — zugleich auch Goethe's eigne, noch lebendige Erinnerungen. Er schreibt wie noch geblendet von dem Nimbus, worin Studenten grade solche halb diplomatische Lehrer zu erblicken pflegen.

Schöpflin, im Baden-Durlach'schen im September 1694 geboren, stand bei seinem Tode schon im siebenundsiebzigsten Jahre, während Goethe ihn um zwei Jahre jünger sterben läßt. Den Vergleich vorzüglicher Zeitgenossen mit Sternen (S. 28) finden wir schon in den Stammbuchversen des Dichters an seinen Sohn v. J. 1805 (Werke, Bd. III. S. 256, Nr. 170). Schöpflin wird als wohlgewachsen und von hoher Gestalt geschildert: „In ihm bemerkte man das Bild des Redners. Seine Augen zeugten von der Lebhaftigkeit seines Geistes. Nichts Finsteres, nichts Trauriges herrschte in seinen Mienen. Seine Stirne war entfaltet und heiter wie seine Seele. Mit seiner tiefen Gelehrsamkeit verband er ein ungemein offenes, gefälliges und liebenswürdiges Wesen" (Lorenz u. Scherer, Gesch. des Elsasses. 1871. Bd. II. S. 152, zu unserm Texte unten S. 28).

Schon 1725 war Schöpflin's Berühmtheit als Staatsrechtslehrer so groß, daß Katharina I. von Rußland ihm nach Petersburg und bald darauf Friedrich Wilhelm I. nach Frankfurt a. O. Anerbietungen machen ließen. Solche folgten nach Leyden, Upsala und später, als man eines Lehrers für Joseph II. bedurfte, nach Wien. Darauf bezieht sich Goethe's: er emergirt und eminirt (S. 29). Als Belohnung für seine Treue erhielt er von der französischen Regierung die Mittel und die Muße zu den von Goethe angeführten langjährigen Reisen. Die

Grundsätze, die er bei den Ausgrabungen in Rom befolgt sah, übertrug er später auf seine Heimath, und wir waren schon oben bei Niederbronn (Anm. 376) in der Lage, sein Hauptwerk, die Alsatia illustrata, welche für die Gegenwart ein erhöhtes Interesse gewonnen hat, zu citiren. Es erschien, mit musterhafter Sonderung der celtischen, römischen und fränkischen Alterthümer, 1751 und 1761 in 2 Bänden. Seine diplomatische Geschichte des Elsasses zur Zeit der Merowinger, Karolinger u. s. w. kam erst nach seinem Tode heraus (1772—1775). Er war zwar französischer Historiograph wie Voltaire; Fleury und andere französische Staatsmänner benutzten seine Feder, ertheilten ihm auch diplomatische Aufträge: gleichwol gehörte er allein dem Elsaß oder vielmehr beiden Rheinufern gemeinsam an. Er stand in engster Verbindung mit dem Kurfürsten von der Pfalz und dem Markgrafen von Baden. Für diesen verfaßte er die von Koch fortgesetzte Historia Zaeringo-Badensis (1763 bis 1766), eine von dem jüngern Moser sehr gerühmte Haus- und Landesgeschichte (Polit. Wahrh., Bd. II. S. 247 flgde). Ebenso regte er die Gründung der pfälzer Akademie zu Mannheim (oben S. 30) und der östreichischen zu Brüssel an. Als akademischer Lehrer versammelte er die dem Staatsfach sich widmenden jungen Männer aus ganz Deutschland, besonders die Söhne der höchsten Reichsstände, um sich; zu seinem pedantischeren Zeitgenossen J. J. Moser bildete er in dieser Lehrthätigkeit einen frappanten Gegensatz.

Richtig ist, daß Schöpflin unvermählt blieb (Goethe, S. 29); eine ihn überlebende Schwester stand seinem Haushalte vor.

Seine Wohnung ist nicht mehr vorhanden. „Mitten in der Stadt gelegen, hatte sie etwas Romantisch-Anheimelndes, wie uns dies in alten deutschen Reichsstädten entgegentritt. Von einer breiten Terrasse umgeben, versteckte sich das Haus, ein ehemaliges Stiftsgebäude (S. 30), völlig in einem Walde mächtiger Linden, welche zum Theil schon in den Tagen Meister Gottfried's gegrünt und geblüht haben mögen." Unter diesen Bäumen auf und ab gehend, im Angesicht der „Neuen Kirche" liebte er es vor einem engern Kreise zu dociren (Scheube, Deutscher Geist und deutsche Art im Elsaß. 1872. S. 267 flgde). Die offiziellen Universitätsreden pflegte er in freier, eleganter Weise zu halten. Der von Goethe (S. 30) beschriebene, zur Feier von Schöpflin's funfzigjährigem Lehrer-Jubiläum veranstaltete Fackelzug aller Fakultäten fiel auf den 24. Novem-

ber 1770, in den milden Herbst, die Mitte von Goethe's Straßburger Aufenthalt, als schon Herder und Jung dort eingetroffen waren und seine Gedanken nach Sessenheim schweiften.

Das oben (S. 30) erwähnte Museum, d. h. Schöpflin's Sammlung von vorzüglich römischen Alterthümern, von Oberlin beschrieben als Museum Schoepflinicanum (1770 bis 1773), ist nebst seiner der Stadt vermachten Bibliothek bei der Belagerung 1870 zu Grunde gegangen. Der dortige „Schöpflin-Staden" erhält sein Andenken.

404. Oberlin (S. 30 u. 31), ein geborner Straßburger, Bruder des noch in frischerer Erinnerung stehenden Pfarrers des Steinthals (Ban de la Roche), bei dem sich später Lenz aufhielt, damals (1770) noch in den Dreißigen und eben Professor geworden (der Logik und Metaphysik, nach Lorenz u. Scherer, a. a. O. S. 152), setzte zunächst Schöpflin's Wirken fort, wie die Herausgabe der Sammlungen desselben, der Alsatia literata (1782) und des Elsäßer Almanachs (1780—1789) beweist. Aber er suchte hauptsächlich den Sinn der Sprachen zu fassen (Goethe, oben S. 31). Oberlin nämlich, mehr Philologe als Schöpflin und Herausgeber verschiedner römischer Klassiker, betrieb schon ein mehr modernes Sprachstudium. Neben dem Altfranzösischen und den französischen Volksdialekten drang er vergleichend zuerst wieder in das Mittelhochdeutsche, in die Sprache der Minnesinger und Heldendichter, wie Goethe sagt (S. 30). Als Dieser sein Buch abfaßte, war man grade daran, jene versunkenen Schätze von Neuem zu heben, und diese Mühe wurde durch die Vorarbeiten der Straßburger des vergangenen Jahrhunderts, außer durch des Sachsen (Pegauer) Schilter großen Thesaurus Antiquitatum Teutonicarum, vorzüglich durch Oberlin's Glossarium germanicum medii aevi (1781—1784) erleichtert. Oberlin setzte die Thätigkeit seines ältern Landsmanns Scherz in größerem Umfange fort. Jakob Grimm zeigte zuerst wieder, welcher Werth den Arbeiten dieser Straßburger — denn auch Schilter ist in seinem Wirken dazu zu zählen — für das Verständniß Wolfram's von Eschenbach, Gottfried's von Straßburg, Walther's von der Vogelweide beizumessen (s. Lorenz und Scherer, a. a. O. S. 149). — Ein Monument Oberlin's findet sich in der Thomaskirche (seit 1811), und der ältere Stöber sprach an seinem Grabe (1806).

405. Koch (S. 30), aus Buchsweiler, also Hanau-Lichten-

berger wie Lerse, Weyland, Engelbach, gehörte schon zur jüngern Generation. Er war um nur zwölf Jahre älter als Goethe. Die Arbeiten Schöpflin's über das Elsaß und über Baden setzte er fort; zugleich verfaßte er eigne größere historische Arbeiten. In dem Jahre, von welchem Goethe handelt, erschien sein Tableau des révolutions de l'Europe depuis le bouleversement de l'Empire Romain jusqu' à nos jours (3 Vol. 1771). Erst 1802 wurde er Professor der Rechte in Straßburg, 1810 Rektor. Als Goethe Obiges schrieb, war er noch unter den Lebenden, nicht mehr als das Buch erschien. Notirt haben wir: La Vie de Ch. G. Koch par J. G. Schweighaeuser Strasb., und La Vie du célèbre Koch par Fritz 1814 (s. auch Merck's Briefe, II. S. 49).

406. Goethe schickt dem neuen Abschnitte, zu dem S. 31 unten übergegangen wird, einige allgemeine Betrachtungen vorauf. In dem Vorwort (Thl. I. S. 5) hatte er bereits auf das, günstige oder ungünstige, Verhältniß des Einzelnen zu seiner Zeit und seinen Umgebungen hingewiesen und an einem andern Ort (Werke, Bd. XIX. S. 169) das menschliche Leben als zugleich dem „Reiche der Natur" und dem der „Freiheit" angehörig behandelt. Auch an unserer Stelle werden die Rechte des Individuums vollkommen gewahrt; in dem Vorausverkünden dessen, was wir unter allen Umständen thun werden (S. 32 oben), erscheint das Motto des Zweiten Theils von der Verknüpfung des Alters mit der Jugend in andrer Form wiederholt. Die selbständige sittliche Natur des Menschen ist damit gerettet, sein Gewissen, sowol Alles, was Goethe sonst das Gesetzgeberische in ihm nennt, das die Natur Humanisirende, als das jedem Einzelnen allein Angehörige; den Weg aber, den er zu wandeln hat, die Entwicklung jenes ihm Eignen bestimmen von ihm unabhängige Mächte. Er wird von einem Höheren geleitet und muß sich mit dem Quia (S. 32) beruhigen.

Diese, die Konjunktionen und Pronomina, zumal in lateinischen Formen, substantivirende Ausdrucksweise ist ein Nachklang der Scholastik sowie der makaronischen Poesie. Etwas verändert ergeht sich darin Goethe auch in dem oben Anm. 390 citirten Briefe an Willemer. Marot, von ihm weiter unten (S. 33) gelobt, braucht die Wendung: aller oder pousser jusqu' à Quia (Brieux, origines de quelques coutumes anciennes. Caen. 1874. p. 58 und 59), und schon vor ihm ruft Dante: State contenti, umana gente, al quia (Pur-

gat. III. v. 37)! Und so auch Goethe selbst (Werke, Bd. II. S. 315):

„Wie? Wann? und Wo? — Die Götter bleiben stumm!
Du halte Dich ans Weil und frage nicht Warum!"

Frage nicht Warum! Das war auch Luther's Lehre: „Darum laß Dir seinen [Gottes] guten Willen gefallen und klügel nicht mit dem teuflischen Quare!" und „das Wörtlein Quare? hat viel Seelen verführet" (Luther's Werke, Bd. 57. S. 116 Nr. 104; S. 198 Nr. 221 und sonst Nr. 62, Nr. 369 u. s. w.). Es war dies das Warum des Warum, welches Leibniz' philosophische Freundin ergründen wollte (Guhrauer, II. S. 249), die schwierigste der „naseweisen Fragen: Quis, quid, ubi, quibus auxiliis, cur, quomodo, quando?" deren Wieland (Werke, Bd. 31 S. 118), Müllner in einem geflügelten Worte und Goethe selbst im „Wilhelm Meister" (Bd. XVII. S. 521) spottet: „Wärt Ihr nicht neugierig zu wissen, wie und wo? wer? wann und warum?" Il veut connaître le pourquoi et le comment des choses terrestres, sagt G. Sand (Flamarande, LVII), ohne daß damit heute ein Vorwurf verknüpft wäre.

407. Im Ersten Theile, S. 84 (Anm. 77) ist die Entstehung des buntscheckigen Französisch (S. 32 unten) weniger ausführlich als hier erzählt. Es läßt sich von der Straßburger Zeit an eine Vernachlässigung dieser Sprache in Goethe's Leben bemerken, bis er in Weimar durch die Verhältnisse genöthigt wurde, sich wieder im mündlichen und schriftlichen Gebrauch derselben zu üben (s. die Briefe an Frau v. Stein, Thl. III. S. 84—107). Nicht sehr anders hatte auch Friedrich der Große sein Französisch erlernt.

Mit Grimm (S. 33), dem französirten Deutschen, dem Pariser Agenten und Korrespondenten der deutschen Höfe, namentlich des Gothaischen, wurde Goethe später persönlich bekannt, zuerst in der Rhein-Campagne 1792.

Schöpflin schrieb das Meiste lateinisch, französisch sehr wenig; nach Scheube wäre nur eine Broschüre von ihm in dieser Sprache gedruckt erschienen (S. 34).

Von solchen Hoffnungen auf die Wiederkehr der guten alten Zeit (S. 34) konnte Goethe wol noch hören; in den Zeiten der Revolution und des Kaiserreichs verstummten sie ganz. Indeß, als er obige Worte schrieb, mehr noch, als sein Buch ans

Licht trat, hatten die, wenigstens auf dem rechten Rheinufer, gehegten Hoffnungen Aussicht auf eine Erfüllung, welche sich leider noch ein halbes Jahrhundert verzögern sollte.

Mit Unterthanen deutscher Fürsten (S. 34), deren Besitzungen zum Theil im Elsaß lagen, verkehrte Goethe vorwiegend. Lerse, Weyland, Engelbach und Wagner — Dieser nur durch seinen Vater, da er selbst geborner Straßburger war, — stammten aus der hessischen Grafschaft Hanau-Lichtenberg (oben Anm. 369). Die Pfalz und Nassau-Saarbrücken waren in derselben Lage wie Hanau-Hessen. Das Elsaß gehörte zu den zerklüftetsten der alten Reichsgebiete.

408. Ein schöneres, wahreres und größeres Bild ist auf Friedrich den Großen nie angewandt worden als das des Polarsterns (S. 35), um den die ganze Welt, das Firmament, sich dreht. Der Polarstern ist das Symbol des Nicht-Untergehns, das feste Zeichen für den Schiffer. Ihm vergleicht sich Cäsar bei Shakespeare (III. 1):

„Doch ich bin standhaft wie des Nordens Stern,
Deß unverrückte, ewig stäte Art
Nicht ihres Gleichen hat am Firmament."

Ganz in dem Sinne, wie Shakespeare das Bild weiter ausführt, drängte es sich einem deutschen Juristen, Stryck, auf; er schreibt: Princeps linguam unam debet habere, ut, quod scripsit, scriptum sit, immotusque dicti scriptique tenax ut lapis angularis vel stella polaris in coelo (Stryck. Dissertat. juridic. Vol. VII. 1755). Der Romantik ward die Geliebte zum Polarstern; Bernardo Tasso's Amadis richtet die Augen auf Oriana, „wie der Steuermann auf den festen Stern, seine sichre Hoffnung". Im Französischen braucht man: aller sans boussole et sans nord, und ebenso verlangt Goethe „Kompaß und Pol-Stern" für die Lebensreise (Werke, Bd. II. S. 395).

409. Bei der tyrannischen Herrschaft, welche in Frankreich seit dem Zeitalter Ludwig's des Vierzehnten der gute Geschmack ausübt, ist es nicht zu verwundern, daß der so schwere Vorwurf des schlechten in jeder literarischen Fehde erhoben wurde. Menage (zu S. 35 unten) ward, seit er angefangen, französisch statt lateinisch zu schreiben, in fortwährende Streitigkeiten ver-

wickelt und dadurch in die Lage gebracht, jenen Vorwurf oft zu erheben. Unter andern hatte er gegen einen seiner Zeitgenossen, Perrault, den Vers Katull's gerichtet: O saeclum insipiens et inficetum, in französischer Fassung:

O le siècle de méchant goût!

Er erzählt dies selbst in seinem, einst viel gelesenen und benutzten Sammelwerke Menagiana (I. p. 100, 2e édition, Paris. 1714). „Entging Voltaire selbst diesem höchsten Tadel nicht", so ermangelte er auch seinerseits nicht, den Vorwurf zu erwidern: Le mauvais goût a levé l'étendard dans Paris; vous en avez encore pour quelques années etc. (Lettre à d'Argental, 7 août 1750). Vergl. sein Gedicht Le Temple du goût, worin der gute Geschmack als Sohn der Natur den schlechten als den Sohn der Kunst befehdet (unten S. 266).

410. Die Verse oben S. 36 sind das von Goethe so formulirte „Feldgeschrei", nicht etwa ein Citat aus einem Freundschafts- oder Gesellschaftsliede (Rundgesang) der Zeit. Auch in den später zu Weimar gedruckten Freimaurerliedern oder in Zelter's „Liedertafel" finden sich die Verse so wenig wie in dem Gleim-Hagedorn'schen oder dem Göttinger Liederkreise, wohl aber überall verwandte Anklänge. Nach Gedanke und Ausdruck erinnern sie an die bekannten Worte im „Faust":

„Es trägt Verstand und rechter Sinn
Mit wenig Kunst sich selber vor", —

wo das „sich selber", hier „sich von selber vortragen", durch das vorangegangene „der Vortrag macht des Redners Glück" erst erklärt wird.

Die Glieder der studentischen Vereinigung (S. 36) sind in den Anmerkungen 329 und 421 bis 423 namentlich aufgeführt.

411. Der Vetter Michel wird in seiner Deutschheit (S. 36) sich einen Haarbeutel getrunken haben. In der Art, wie Goethe hier den Ausdruck, in Selbstironie, zur Verspottung nationaler Eigenthümlichkeit verwendet, wird er ihm ganz gerecht. Vom deutschen Orden und dessen Rittern, zugleich Nachfolgern des heiligen Michael, als auch langen Hänsen („michel" = groß), ward der Ausdruck auf alle Deutschen übertragen, und so braucht ihn schon Seb. Brant (Sprichwörter 1541, 1, 24b). In einem neuerdings (Arch. f. Lit.-Gesch. 1875. IV. S. 405 flgde)

von Schnorr von Carolsfeld mitgetheilten Liede aus der Mitte des 16. Jahrhunderts sagen die deutschen Ritter:

„Die teutschen Michel man uns nennt,
Ist wahr, künten nit viel Latein,
Dann fressen, saufen, Buben sein."

Hier wird, wie oben bei Goethe, die nationale Neigung zur Schlemmerei und zugleich die Unwissenheit hervorgehoben. So als der Ungelehrte, Unmodische, Einfältige erscheint der deutsche Michel in der Literatur des 17. Jahrhunderts, namentlich bei Moscherosch und Grimmelshausen, dessen Schrift „Der deutsche Michel" v. J. 1673 Keller als 34. Band der Bibliothek des literarischen Vereins zu Stuttgart von Neuem herausgegeben hat. Ganz ebenso sprechen von ihm im 18. Jahrh. Lessing (uns. Ausg. Th. XVI. S. 161) und Wieland, Letzterer auch von deutschen „Michlinnen" (Merck's Briefe, II. S. 87).

Für Goethe ist der Michel zugleich der Vetter, im Sinne von Gevatter, Gevattersmann, wie auch in der Persiflage „Musen und Grazien in der Mark" (Werke, Bd. I. S. 93); ebenso kommt er vor bei Müller im „Siegfried von Lindenberg" (1790. Bd. 4, S. 350), ferner in einem bei Kretschmer abgedruckten Volksliede und in Brentano's Gedichte „Der Musikanten schwere Weinzunge".

412. Das nun Folgende über die französische Literatur des achtzehnten Jahrhunderts (S. 36 bis zum zweiten Absatz S. 44), mit Voltaire an der Spitze, zurückgreifend bis zu den Unruhen der Fronde und dem Zeitalter Ludwig's des Vierzehnten (S. 36) und vorausdeutend auf den Ausbruch der französischen Revolution (S. 40), ist als ein besonderer Abschnitt zusammenzufassen, dem sich ebenso das von S. 44 bis 48 über Shakespeare Gesagte gegenüberstellt. Vieles von dem Entwurf im biographischen Schema d. J. 1760 (Thl. I. S. 297) ist hier ausgeführt, aber auch manche Rubrik, z. B. „Jesuiten. — Jansenisten", unberührt geblieben. Die ganze Darstellung in der angedeuteten Gruppirung legt in Goethe's unrhetorischer, das Bedeutendste auf den einfachsten Ausdruck bringenden Weise die Thatsachen bloß, welche den Wendepunkt unsrer neueren Geschichte bezeichnen. Wir erreichen damit das latente Ziel, zu dem die bisherige Erzählung hinstrebte und zugleich den Ausgangspunkt alles Weiteren. Indem wir hier mit Voltaire, Shakespeare, Goethe zu thun haben, sind

es doch nicht diese Personen, nicht interessante Schriftwerke allein, sondern dahinter bergen sich allgemeinere, weltbewegende Mächte. Und so muß man das Buch lesen: wie in der Rechnung, läßt sich auch von geistigen Dingen so sprechen, daß statt der großen sinnverwirrenden Summen Buchstaben genommen werden, vereinfachende Zeichen. Der Kommentator aber ist in einer üblen Lage; er möchte die Buchstaben in die Zahlen auflösen, um dem Texte gerecht zu werden; andrerseits darf er einem einzelnen Abschnitte kein eignes Buch widmen; er muß daher auf die Durcharbeitung des literarischen Stoffs verzichten und sich theils mit dem allgemeinsten Ueberblick, theils mit der Erklärung von Einzelnheiten abfinden.

Der erschöpfte und müde gewordene Romanismus giebt die Herrschaft ab an den sich verjüngenden germanischen Geist, — so könnte man Goethe's Thema von der bejahrt und vornehm gewordenen französischen Literatur (S. 36, 38, 44 „zu bestimmt und zu vornehm"), dem bejahrten Voltaire (S. 36), dem altklugen Publikum (S. 37) im Gegensatze zu dem strebenden Jünglinge (S. 36) und der deutschen literarischen Revolution (S. 42) mit dem Selbstgefühle erweitern, das uns die neuesten Ereignisse eingeflößt haben. Diese begannen sich in dem Augenblicke zu vollziehen, als Goethe Obiges abfaßte (1812 und 1813). In diesem Rückblick zeigt sich, daß, was Goethe unter dem politischen Drucke Napoleon's und des siegreichen französischen Kaiserreichs über das geistige Frankreich seiner Jugendzeit geschrieben hat, zwar in keinem Worte geändert zu werden braucht, um von uns nach jenen Ereignissen gelesen zu werden, daß aber Goethe's Buch, gleich einem dem Lichte ausgesetzten stereoskopischen Bilde, in der Beleuchtung der sich entwickelnden Zeit ein wachsendes Leben, eine farbenreichere Anschaulichkeit gewinnt.

In Straßburg ging, von Lessing vorbereitet, unter der persönlichen Einwirkung Herder's die neue Richtung unsrer klassischen Literatur in ihrer jugendlichsten Gestalt, als „Sturm und Drang", organisch aus den Elementen der Zeit hervor, — sobald ein schöpferischer Geist diese Elemente beseelte. Je produktiver diese Richtung werden sollte, desto abstoßender mußte sie sich gegen das bisher herrschende französische Wesen verhalten. Diesen Gegensatz legt der folgende Abschnitt dar in einem Abrisse der französischen Literatur des vorigen Jahrhunderts, dessen bestimmter Zweck ist, zu zeigen: wie der Zauber jenes Geistes,

dem das ganze Zeitalter Friedrich's des Großen, Dieser selbst, Katharina II. und die andern S. 38 unten genannten Korrespondenten Voltaire's erlagen, für die Straßburger Jünglinge vollständig gebrochen war, wie sie mit allen jenen Wundern tabula rasa machten und auf dem gereinigten Boden die Fundamente zu einem neuen Gebäude legten.

Die hiebei berührten Einzelnheiten besprechen wir in der Reihenfolge des Textes:

a. Das Lustspiel, welches sich mit neuem Interesse dem Leben und den Sitten anschmiegte (S. 36), wich unter den verschiedensten Formen von dem des siebzehnten Jahrhunderts, dem Molièrischen, ab. Goethe meint hier vorzüglich die englische Richtung desselben, das Theater der Marivaux und La Chaussée (vergl. oben Anm. 76a). Voltaire war der entschiedenste Gegner der von ihnen gepflegten Comédie larmoyante, als einer Neuerung. Aber schon Mercier erklärte Destouches für „eiskalt".

b. Corneille's Werke (S. 36) oder genauer Le Théâtre de Corneille gab Voltaire mit seinem Kommentar 1764 zu Paris in zwölf Bänden zum Besten von Corneille's Nichte heraus. Diese Commentaires sur Corneille nehmen im Tome IX der neuen Pariser Ausgabe von Voltaire's Werken (Didot) die Seiten 325 bis 657 ein. Der von Goethe wiederholte Vorwurf, Voltaire habe die Arbeit in einem dem Andenken Corneille's feindlichen Sinne unternommen, erbitterte Diesen sehr, ließ ihn jedoch den Tadel in den spätern Ausgaben nur noch verschärfen. Palissot (Mém. p. servir à l'Histoire de notre littér., I. p. 213) meint, daß, wenn Voltaire's Kritik auch zuweilen nicht nur streng, sondern ungerecht zu nennen sei, seine Kommentare doch dazu beigetragen haben: à augmenter chez quelques jeunes gens, et même chez M. de Laharpe, le respect que l'on doit à ce fondateur du théâtre. Viel schärfer greift Voltaire im Siècle de Louis XIV. seinen großen Vorgänger an, von dessen Stücken er an zwanzig ganz verwirft.

c. Der in den 70er Jahren des vor. Jahrh. altgewordenen Literatoren (S. 36 unten) war allerdings eine merkwürdig große Zahl. Beaumarchais trat erst später auf. Allen Uebrigen mangelte die auf deutscher Seite allein vorhandene Jugend, insbesondere den Koryphäen Voltaire, Rousseau, Diderot, Holbach. Schlimmer war die Abgelebtheit der Literatur selbst. „Wie Voltaire haben alle diese Männer des Siècle de Louis XV. einen greisenhaften Zug. Sie kommen gedanken-

alt auf die Welt" (H. Grimm, „Voltaire und Frankreich", S. 100). Es waren Symptome des Alters: die Anlehnung der französischen Schriftstellerwelt an die höchste, nicht nur französische, sondern europäische Gesellschaft, der Geist der Medisance, mit dem sie sich erfüllte (S. 37: herunterziehend, mißredend; S. 44: Kritik vernichtend), das Fleisch- und Blutlose ihres klaren und präcisen Ausdrucks, ihrer regelrechten Gestalten und der allgemeine Indifferentismus. Von wirklicher Poesie war nicht die Rede, und Voltaire selbst gab seine kleinen Gedichte nur für amusemens de société aus.

Unter der literarischen Gährung (S. 37) sind hauptsächlich Dessen literarische Fehden mit Fréron, Palissot, Piron, Rousseau, Maupertuis (Akakia; ließ seiner Laune den Zügel schießen) gemeint und unter den gewissen Grundsätzen, die man nicht mehr schätzen und ehren wollte, diejenigen des französischen klassischen Theaters. Von einer Tragödie in Prosa schrieb Voltaire an d'Argental (am 26. Sept. 1770): Voilà le coup de grâce donné aux beaux arts, und sonst spricht er von der tragédie expirante. — Bei seinem Gott ist an den Artikel Dieu in seinem Dictionnaire philosophique zu erinnern. Bekanntlich verwarfen sowol Friedrich der Große als Voltaire den modernen, besonders im Système de la Nature sich kundgebenden Atheismus auf das Entschiedenste. Grade damals (in den Briefen vom Herbste 1770) citirte Voltaire seinen Lieblingsvers wiederholt: Si Dieu n'existait pas, il faudrait l'inventer.

Im Dictionnaire philosophique (angefangen 1752) finden sich Stellen wie: Ma seule raison me prouve un être qui a arrangé la matière de ce monde, und: Dieu et la matière existent par la nature des choses.

d. Gegen das Altkluge (S. 37 unten) — das von einem unreifen Geiste aufgenommene reife Urtheil (S. 38 oben) — sind auch Goethe's gleichzeitige Verse (Divan, VI. 26) gerichtet:

Die Jüngsten wiederholen der Aeltesten Worte
Und glauben, daß es ihnen angehört.

e. Bei der Verbildung so vieler würdigen Gegenstände (S. 38; vergl. das sich verbilden der Literatoren, S. 37 oben) denken wir an die ganze unhistorische und konventionelle Behandlung des Alterthums im französischen Drama. Auch mag Voltaire's Epopee vorschweben. Dazu die flache

Auffassung der Bibel (Artikel Bible im Dict. philos.) und die scharfen Ausfälle gegen die Kirche, z. B. in dem von Strauß in seinem Buche über Voltaire mitgetheilten „Mittagsmahl des Grafen von Boulainvilliers". Doch, wo hätte Voltaire die Kirche nicht angegriffen? Gegen den Obskurantismus war auch die Encyklopädie (unten Litt. k) gerichtet, im Einzelnen aber trennte sich Voltaire vielfach von den Verfassern. Gegen den Artikel derselben von der Sündfluth (Déluge) und deren darin versuchte natürliche Erklärung schrieb er den Aufsatz Déluge universel in seinem Dictionnaire philosophique (zu S. 38). Er erklärt hier die Sündfluths-Theorie für un système dont on ne puisse parler sans rire, die Sündfluth sei eben ein Wunder, natürlich sei sie unmöglich. Zugleich bestreitet er in diesem Artikel die Herkunft versteinter Muscheln aus ehemaligen Meeren. Diese Ansicht steht im Zusammenhange mit seiner Anschauung von der Entstehung der Erdoberfläche überhaupt. Er nahm Büffon gegenüber, der in seiner Histoire naturelle die Gebirge aus dem Wasser hatte hervorgehn lassen, den biblischen Standpunkt ein. In der gegen Diesen, dessen Anhänger Maillet und gegen Holbach verfaßten Schrift: Des singularités de la Nature (1768) stellte er zugleich die sonderbaren Ansichten über den Ursprung versteinter Muscheln auf, durch welche er Goethe's Vertrauen mit Recht einbüßte (chap. XI, de la formation des montagnes; ch. XII, des coquilles et des systèmes bâtis sur des coquilles; ch. XIII, amas de coquilles u. s. w. Vergl. Du Bois-Reymond: Voltaire in seiner Beziehung zur Naturwissenschaft. Festrede. Berlin. 1868). Wie sehr Voltaire auf diesem Gebiet hinter der Bewegung seiner Zeit zurückgeblieben war, zeigen folgende Stellen aus jener Schrift:

L'océan une fois formé, une fois placé, ne peut pas plus quitter la moitié du globe pour se jeter sur l'autre, qu'une pierre ne peut quitter la terre pour aller dans la lune.

Des courants d'eau ne peuvent produire lentement dans des siècles innombrables une suite immense de rochers nécessaires dans tous les temps.

Versteinte Muscheln sind von christlichen Pilgern zurückgelassen.

Est-ce d'ailleurs une idée tout à fait romanesque de faire réflexion sur la foule innombrable de pélerins qui partaient à pied de Saint-Jaques en Galice [Sankt Jakob von

Kompostella] et de toutes les provinces, pour aller à Rome par le Mont-Cénis, chargés de coquilles à leurs bonnets? — En un mot, une huître près du Mont-Cénis ne prouve pas que l'océan indien ait enveloppé toutes les terres de notre hémisphère. Er glaubt an Täuschung: J'ai vu quelquefois des débris de moules et de colimaçons qu'on prenait pour des coquilles de mer; ebenso bei den Funden fossiler Rennthier- und Nilpferdknochen: On aurait dû plutôt soupçonner qu' un curieux avait eu autrefois dans son cabinet le squelette d'un renne et celui d'un hippopotame, und schließt mit einem Appell an die Zukunft: Notre siècle commence à bien observer: il appartiendra aux siècles suivants de décider, mais probablement on sera un jour assez savant pour ne décider pas (Oeuvres, Tome V. p. 804—831). Goethe dagegen suchte später im Rheinthal (S. 38) nach Meeresmuscheln (Divan, III. 12):

O wie selig ward mir!
Im Lande wandl' ich,
Wo Hudhud über den Weg läuft.
Des alten Meeres Muscheln
Im Stein sucht' ich, die versteinten u. s. w.

Kenntniß der Länder und Gebirge (S. 38 med.) bedeutet in diesem Zusammenhange Geognosie: „Die wahre Geognosie lehrt uns die äußere Erdkruste kennen, wie sie gegenwärtig ist" (A. Humboldt. Essai géognostique sur les gisemens des Roches, p. 5).

f. Die Aeußerung S. 38 unten bestätigt die Stelle in einem Briefe Voltaire's:

Je crois que je suis à présent en correspondance avec tous les rois, excepté avec le roi de France.

Von den Päpsten (S. 39 oben) ist an Klemens XIV., Ganganelli, zu denken, über dessen berühmte Briefe Voltaire noch im Jahre 1776 einen Artikel verfaßte (Oeuvres, IX. p. 297). Bekanntlich erhielt Voltaire 1770 durch Vermittlung seines Gönners, des Herzogs von Choiseul, die Bestallung als Kapuziner aus Rom, in welcher Eigenschaft er mehrere Briefe scherzhaft zeichnete. Der Papst ließ ihn wiederholt bekomplimentiren (Oeuvres, XIII. p. 7, 8, 16, 21).

g. In der Stelle über Joseph den Zweiten (S. 39) spielt Goethe auf den seiner Zeit vielbesprochenen Besuch an, mit dem Dieser 1777 zu Bern Haller wenige Monate vor

dessen Tode ehrte, während er bei Voltaire, Haller's literarischem Gegner (s. Jördens, II. 316, Note), mit einer gewissen Ostentation vorüberging.

h. Der Patriot (S. 39), der Dichter der „Belagerung von Calais" (1765) auch eines „Gaston und Bayard" (le chevalier sans peur et sans reproche), war de Belloy. Voltaire nennt ihn: mon chantre des héros de la France (Oeuvres, XIII. p. 3).

i. Rousseau wird hier (S. 39 unten) nur im Vorübergehen genannt. Er hatte uns wahrhaft zugesagt — jedenfalls mit seiner „Neuen Heloise", von Goethe im biogr. Schema v. J. 1761 als „später gelesen" angeführt (Thl. I. S. 298). Gellius, auch der Uebersetzer von Lillo und Sterne, hatte sie 1761 bis 1764 in vier Theilen deutsch herausgegeben. Auf Herder (Lebensbild, III. S. 101), auf Klinger (Das leidende Weib, S. 68), auf die Entstehung von Goethe's „Werther" war der Roman von tiefgreifendem Einfluß. „Er hält viel von Rousseau, ist jedoch nicht ein blinder Anbeter von demselben," sagte Kestner von Goethe, als er ihm im Frühling 1772, drei Viertel Jahre nach der Straßburger Zeit, in Wetzlar zuerst begegnete. Wie Rousseau, der Verkündiger des Natur-Evangeliums, in dem Straßburger Kreise angesehen wurde, lassen einige Ausrufungen von Lenz in seinen „Anmerkungen über's Theater" erkennen: „Rousseau, der göttliche Rousseau selbst" (S. 27) und „Die Heloise, das beste Buch, das jemals mit französischen Lettern ist abgedruckt worden" (S. 41).

k. Das große Manifest des französischen Deismus und Rationalismus, Diderot's Encyklopädie (S. 40), war in Paris in den Jahren 1751 bis 1765 in siebzehn Foliobänden, außer zwei Bänden Kupfer und vier Supplementbänden (1776), unter dem Titel erschienen: Encyclopédie ou Dictionnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers, par une société de gens de lettres, mis en ordre et publié par Mr. Diderot, et quant à la partie mathématique par Mr. d'Alembert. Mitarbeiter waren außer den Genannten auch Rousseau und Marmontel, im Ganzen mehr als funfzig. Die Zeit fühlte das Bedürfniß, ihr Wissen neu zu ordnen; Bayle, Diderot (auch mit einem Dictionnaire de Médecine) und Voltaire sind so mit wissenschaftlichen Wörterbüchern aufgetreten.

l. Bekannt ist der große Einfluß Diderot's (S. 40) auf Lessing und durch ihn auf die ganze Entwicklung des deutschen Theaters. Seine Stücke „Der natürliche Sohn", auf den Goethe's

Ausdruck seine Naturkinder hinweist, und „Der Hausvater" (Thl. I, Anm. 76f) gehörten durch Lessing's Uebertragung zu den verbreitetsten und nachgeahmtesten (vgl. Sprickmann's „Natürliche Tochter", Gemmingen's „Hausvater", Martini's „Vormund"; Goedeke, II. S. 592). Durch Herder, der Diderot sowie d'Alembert 1769 in Paris persönlich kennen gelernt (Lebensbild, II. S. 124), mochte Goethe unmittelbare Eindrücke von ihm empfangen haben. Von seinen wackern Wilddieben und Schleichhändlern (S. 40) ward er jedoch in Straßburg noch nicht entzündet. Denn erst 1772 erschienen zu Zürich „Moralische Erzählungen und Idyllen von Diderot und S. Geßner" und ebenda 1773 französisch: „Contes moraux et nouvelles Idylles de D.... et Salomon Gessner, publiés par Meister" (s. Goethe's Werke, Bd. XXIX. S. 35). Für diese Sammlung hatte Diderot zwei Erzählungen an Geßner überlassen; die erste, Les deux amis de Bourbonne (auch englisch: The two Friends of Bourbon, a Moral Tale, by Mr. Diderot. London. 1776), ein Gegenstück von St. Lambert's „Deux amis. Conte iroquois", hatte Goethe mit obiger Bezeichnung im Sinne. Der eine der „beiden Freunde", Felix nämlich, wird Schleichhändler; sein Freund Olivier befreit ihn mit stürmender Hand vom Schaffot; Felix rettet sich zu einem Kohlenbrenner, lebt in den Wäldern, wird Wildmeister und tritt zuletzt in Friedrich's des Großen Dienste. Rosenkranz, der in seiner vorzüglichen Schrift „Diderot's Leben und Werke" 1866. II. S. 302—304 einen Auszug der Geschichte giebt, bemerkt dazu: „Die Wirkung dieser Erzählung in ihrer realistischen knappen Manier fiel nicht nach Frankreich, sondern nach Deutschland. — Man fühlt bei ihrem Waldleben, ihren Kohlenbrennern, ihren Galgenscenen, ihren Kämpfen mit der Gensd'armerie, ihren Leidenschaften, ihrer Wahrheit eines mit Worten kurzen Naturausdrucks schon eine ganz ähnliche Atmosphäre, als sie uns in Schiller's Räubern begegnet. Die eigentliche Bezeichnung für sie nach unsrer heutigen Sprachweise aber würde sein, sie eine Dorfgeschichte zu nennen." Von dem Ekel am geselligen Leben (S. 40), dem taedium vitae, diktirt erscheint vor Allem Schiller's eben genanntes Erstlingswerk; aber man kann bei Goethe's Gesindel auch an Zschocke's Abällino und an leichtere Waare wie Stephanie's d. J. „Wildschützen", Sprickmann's „Wilddiebe", Keller's und Einsiedel's „Räuber" und ähnliche Stücke denken (Goedeke's Grundr., II. S. 594. Nr. 20; S. 646, §. 433. Nr. 2, u. §. 440). Auch Iffland schwört ganz zu Diderot's

Fahne; grade bei ihm bleibt endlich nur ein gemeines Wirkliche übrig (Goethe, S. 40). Die Stellen S. 41 oben von den bürgerlichen Stücken und der Prosa beziehen sich direkt auf Diderot (vergl. Löbell's „Entwicklung der deutschen Poesie", Bd. III. S. 190). Hier, S. 40 bis 42, berührt der Verfasser nur beiläufig und nur in Beziehung aufs Theater die große Frage vom Verhältniß der Kunst zur Natur. Man findet hier nur Andeutungen dessen, was in dem Aufsatze „Diderot's Versuch über die Malerei" (Werke, Bd. XXVIII. S. 43—92) im Zusammenhange entwickelt ist. Lessing und Herder standen in ihren ästhetischen Anschauungen Diderot näher; ihnen lagen andre Aufgaben mehr am Herzen als diejenige, welche gerade Goethe's beste Lebenszeit erfüllte: den Begriff der Kunst rein herzustellen und das Kunstwahre von dem Naturwahren streng zu sondern. Der Entwicklung dieses Unterschiedes sind seine Schriften über Kunst vorwiegend gewidmet, während Rousseau und Diderot aus Opposition gegen alles Konventionelle nur zu geneigt waren, in der Kunst eine Fälschung und Verkümmerung der Wahrheit zu sehn. Auch Voltaire, gleich Wieland ein Gegner Rousseau's und seiner Gleichheitsideen, dachte, wo er nicht konventionell ist, ganz naturalistisch über Kunst. Bezeichnend ist die Stelle in seinem Temple du goût, worin er den „Gott des Geschmacks" sagen läßt:

Le faux goût tremble de paraître —
Mais on voit assez l'imposture;
Car il n'est que le fils de l'art;
Moi, je le suis de la nature.

m. Bei diesem Anlasse erwähnt Goethe auch des Straßburger Theaters (S. 41). Es ist dies die einzige Stelle, aus der zu entnehmen, daß er dort überhaupt ein Schauspiel besucht. Die große, damals etwa 48,000 Einwohner zählende Stadt (Lorenz u. Scherer, II. S. 135) — die größte, welche Goethe bisher gesehen —, besaß seit 1701 ein französisches „Komödien-Haus auf dem Luft-Platz, der Broglie genannt", und seit 1733 ein deutsches in der Tuchmacherzunft (à la tribu des drapiers). Hier war 1770 die Leppert'sche Truppe zu Grunde gegangen (Reichard's Taschenb. 1777. S. 116), dann die Marchand'sche aufgetreten. Von den Vorstellungen der letztern findet sich eine Spur in „Stilling's Wanderschaft" (S. 175), indem Jung erzählt, daß er „zehn Tage vor Pfingsten" 1771 — das wäre gewesen

am Donnerstag, Himmelfahrt, dem 9ten Mai (vergl. oben Nr. 390) —, Weiße's „Romeo und Julie" mit „der im Tragischen so berühmten Madam Abt, welche die Hauptrolle spielte", gesehen habe. Sicherlich lockte das so ganz mit seinen Leipziger Erinnerungen verwebte Stück (oben Anm. 266) auch Goethe und seinen ganzen Freundeskreis in das Parterre; die Stelle über die „Gleichnisse" dieses Stücks in seinem ersten Briefe an Herder (Dessen Nachlaß, I. S. 25) wäre dann frisch durch die erneute Anschauung desselben veranlaßt und der Brief danach zu datiren. Sein Straßburger Freund Wagner besang die Abt als Julie (Schmidt's Wagner, S. 112):

Umtanzet von den Grazien
Mit Lotus, und mit Rosenblättern
Bekränzet von den Liebesgöttern
Gabst Du uns Julien.
Ha, wie entzückte uns die Liebe
Und ihre Phantasie!
Wie ungezwungen malst Du sie,
Die süßen Triebe! —
Wie traurig schön lagst Du im Sarge da!
Mit einem Aug', aus dem noch Liebe blickt:
So hängt die zarte Rose da,
Von Boreas geknickt.
Ist kein Vanloo, kein Oeser der Dich malet u. s. w.

Auf die Straßburger Theaterverhältnisse und den Kampf der Geistlichkeit (des Pfarrers Engel) gegen das Schauspiel werfen die Briefe Meyer's von Lindau an Salzmann aus dem Herbst 1771 ein Licht (Stöber's Salzmann, S. 79—82). Er gedenkt darin auch des Gatten der Abt als eines Schauspielers und der Theaterunternehmer Sebastiani und des schon genannten Marchand, und ebenso der von Goethe hervorgehobenen berühmten französischen Schauspieler Lecain und Aufresne (S. 41) als unerreichter Größen.

Mit Lecain, dem französischen Garrick, stand Voltaire im Interesse seiner Stücke in fortwährender Verbindung, besonders in den funfziger und sechziger Jahren; er nennt ihn mon grand acteur oder (Brief vom 25. April 1770) mon très grand et très cher soutien de la tragédie expirante; später kommt allerdings auch das Beiwort gras vor. In dem

Personenverzeichniß von Diderot's Theater (bei Lessing) finden wir ihn als Lequin.

Auch Aufresne taucht in Voltaire's Briefen auf. Er schreibt an den Marschall Richelieu am 22. Oktober 1764: Il y a un acteur excellent, à ce qu'on dit, nommé Aufresne, garçon d'esprit, belle figure, bel organe, plein de sentiment. Il est actuellement à la Haye, ebenso an d'Argental am 29. Oktober 1764; später in einem Briefe an Bordes vom 10. April 1773 die Stelle: On dit que c'est un acteur qui a des moments et des éclairs admirables, und am folgenden Tage an Richelieu die Notiz, daß Aufresne nach Petersburg gehe. Zunächst, von Straßburg aus, scheint er nach Wien übergesiedelt zu sein; wenigstens schreibt Meyer a. a. O. von hier 2. Nov. 1771: „Die französische Komödie ist, wenn man den Aufresne und die erste Schauspielerin davon abzieht, so viel als Null." Dann, 1774, treffen wir ihn in Berlin, und da auch Lecain im folgenden Jahre vor Friedrich dem Großen spielte, so besitzen wir Aeußerungen des Königs über Beide, welche, richtig verstanden, mit den Goethischen ganz zusammenfallen. Friedrich schreibt an Voltaire den 10. Mai 1775: Le Cain va venir cet été, et je lui verrai réprésenter vos tragédies. C'est une fête pour moi. Nous avons eu l'année passée Aufresne, dont le jeu noble, simple et vrai m'a fort contenté. Il faudra voir, si les efforts de l'art surpassent dans Le Cain ce que la nature a produit dans l'autre; am 12. Juli: Le Cain est venu ici: il jouera Oedipe, Orosmane et Mahomet. Ihn zu hören, waren gegenwärtig die Prinzessin Amalia, Prinzessin Ferdinand, die Landgräfin von Hessen, Prinzessin von Württemberg-Mümpelgard u. s. w. Nachdem er gespielt, schreibt Friedrich am 24. Juli: Ce comédien est très habile; il a un bel organe, il se présente avec dignité, il a le geste noble, et il est impossible d'avoir plus d'attention pour la pantomime qu'il en a. Mais vous dirai-je naivement l'impression qu'il a faite sur moi? Je le voudrois un peu moins outré, et alors je le croirois parfait.

L'année passée j'ai entendu Aufresne: peut-être lui faudrait-il un peu du feu que l'autre a de trop. Je ne consulte en ceci que la nature et non ce qui peut-être en usage en France. Cependant je n'ai pu retenir mes larmes ni dans Oedipe, ni dans Zaïre.

Die Rolle des „gütigen" Auguft in Corneille's „Cinna", in

der Goethe Aufresne sah, enthält die sprichwörtlich gewordenen Verse:
Le pire des états, c'est l'état populaire, — und am Schlusse:
Soyons amis, Cinna; c'est moi qui t'en convie.
In der Racine'schen Tragödie „Mithridat" spielte er die Titelrolle.

n. Pygmalion (S. 41) ist das zweite Rousseau'sche Stück, das Goethe erwähnt (vergl. oben Anm. 76 c). In Erinnerung daran schrieb er aus Rom den 1. Nov. 1786: „Da Pygmalion's Elise, die er sich ganz nach seinen Wünschen geformt und ihr so viel Wahrheit und Dasein gegeben hatte, als der Künstler vermag, endlich auf ihn zukam und sagte: ich bin's! wie anders war die Lebendige als der gebildete Stein." Ein weiter Weg von diesen Worten zu deren obiger Palinodie! Auf dasselbe Stück bezieht sich die Aeußerung in einem Briefe an Sophie la Roche vom 19. Januar 1773: „Pygmalion ist eine treffliche Arbeit". Es war ein vielfach, auch schon von Bodmer i. J. 1747 in seinem „Pygmalion und Elise" behandelter Stoff; außer den Nachahmungen Rousseau's durch Großmann 1776 (Goedeke, II. S. 643) und Gemmingen 1778 (das. S. 642), lag Goethe besonders nahe die seines Amtsgenossen, des weimarischen Geheimen Regierungsraths Schmidt in Schweizer's Komposition als Monodrama („Pygmalion, ein musikalisches Drama aus dem Franz." in Reichard's Theat.-Kal. a. d. J. 1777. S. 153, 160, 162). Auch v. Jung, preuß. Geh. Legationsrath, hatte Pygmalion, jedoch als Lustspiel behandelt (das. S. 147). Vgl. ferner das gleichnamige Gedicht von Lenz im Voß'schen Musenalm. a. d. J. 1778 und Herder's Nachlaß, Bd. III. S. 179. Das zu Weimar am 18. Februar 1782 aufgeführte Stück „Pygmalion" (Keil, Vor 100 Jahren, I. S. 259.) war das Schmidt-Schweizer'sche, das von Iffland dort 1798 gegebne das Rousseau-Benda'sche.

o. Unter den zum Feuer verdammten Büchern der Zeit (S. 42) wird Holbach's Système de la Nature hervorgehoben. Dasselbe war während Goethe's Straßburger Aufenthalts in London (?) pseudonym erschienen u. d. T.: Système de la Nature ou des Loix (sic) du Monde Physique et du Monde Moral. Par M. Mirabaud, Sécrétaire etc. Première Partie. Londres. 1770. 8. (2 Theile). Wie Voltaire's Briefe über England in Paris vom Henker verbrannt wurden, seiner Schmähschrift auf Maupertuis in Berlin und Edelmann's Schriften zu Frankfurt (Anm. 121) das Gleiche widerfuhr, so verurtheilte das Pariser Parlament auch Diderot's Pensées philosophiques und

das Système de la Nature — wie die Straßburger hofften, nicht unwürdig (S. 43) — zum Feuertode, und die Encyklopädie wanderte in die Bastille (Voltaire, Oeuvres, XIII. p. 12).

Der Schluß der Vorrede, auf den Goethe (S. 42) anspielt, lautet wörtlich: Prêt à descendre au tombeau, que les années lui creusent depuis longtems, l'Auteur proteste de la façon la plus solemnelle (sic) ne s'être proposé dans son travail que le bien de ses semblables. Sa seule ambition est de mériter les suffrages du petit nombre des Partisans de la vérité et des âmes honnêtes qui la cherchent sincèrement. — Cimmerisch (S. 42) s. Textrevision.

Von den S. 42 angeführten Luft- und Leibworten der Straßburger Freunde findet sich das: „Alte Kirchen haben dunkle Gläser" in den ältern Spruchsammlungen von Frank, Tappius, Petri (II. 11), Lehmann (7. 22), sowie bei Wander (Kirche, Nr. 1), daselbst auch unter „Haus" in der Form: „Alte Häuser haben trübe Fenster", und bei Simrock (Sprüche, Nr. 5663): „Alte Kirchen, dunkle Fenster". Den zweiten Spruch hat Goethe als Reim, wenig verändert, in seine Gedichte, Rubrik „Sprichwörtlich", (II. S. 335) aufgenommen.

Indem er hier (S. 42 und 43) noch näher auf den Inhalt des Holbach'schen Werks eingeht, stellt er dem Atheismus desselben das menschliche Gewissen — „etwas, das sich mit dieser Willkür ins Gleichgewicht zu setzen suchte" (S. 42 unten) — und die menschliche Freiheit als Thatsachen des Bewußtseins entgegen: von der letztern sagt er (S. 43 oben) dasselbe, und fast mit den gleichen Worten, was Voltaire bei Bekämpfung desselben Buchs von der Nothwendigkeit der Annahme eines Gottes nicht oft genug wiederholen konnte (s. oben Anm. 412c).

Eine Darstellung der geschmückten großen Welt (S. 43), wie die Straßburger Freunde, angeregt durch Rousseau's Naturschilderungen, erwarteten, sollten sie überhaupt nicht erleben. Denn ein solches Werk besitzen wir erst in Humboldt's Kosmos. Holbach war kein Naturforscher. Sein Buch enthält nur Abstraktionen, den Versuch, die geistige ebenso wie die körperliche Welt rein mechanisch und monistisch durch die Bewegung der Materie entstehen zu lassen. Er berührt sich nahe mit den, sicherlich nicht letzten Ergebnissen der neuern Naturforschung. Niemand erklärte sich heftiger gegen sein Werk, insbesondere auch gegen die von Holbach auf Grund der ganz unzulänglichen Needham'schen Versuche (vergl. Du Bois-Reymond's Voltaire,

S. 17) angenommene generatio aequivoca, als Voltaire. In dem zweiten Kapitel (Du mouvement et de son origine) hatte Holbach ausgeführt:

En un mot l'observation réfléchie doit nous convaincre que tout dans la nature est dans un mouvement continuel; qu'il n'est aucune de ses parties qui soit dans un vrai repos; enfin que la nature est un tout agissant, qui cesseroit d'être nature si elle n'agissoit pas, ou dans laquelle, sans mouvement, rien ne pourroit se produire, rien ne pourroit se conserver, rien ne pourroit agir. Ainsi l'idée de la nature renferme nécessairement l'idée du mouvement. Weiterhin (p. 23, Note 5) nimmt er keinen Anstand, den Menschen selbst ohne Zeugung, durch die génération que l'on a nommée équivoque zu erschaffen.

Voltaire's Dictionnaire philosophique (Dieu, Section IV) ist gegen Holbach's Système und die von ihm und Buffon angenommene Needham'sche Urzeugung gerichtet. Seine Korrespondenz ist erfüllt von polemischen Aeußerungen über das Buch; hier heißt es bald un livre qui fait grand bruit parmi les ignorants et qui indigne tous les gens sensés, bald l'ennuyeux système d'athéisme, bald un péché contre nature und une déclamation diffuse fondée sur une très mauvaise physique; er wirft ihm auch Längen, Wiederholungen und positive Irrthümer vor: Le livre effraie tout le monde, et tout le monde le veut lire. Am Eingehendsten an Grimm den 10. Juli 1770: Il [Holbach] est bien plus éloquent que Spinosa; mais Spinosa a un grand avantage sur lui, c'est qu'il admet une intelligence de la Nature, à l'exemple de toute l'antiquité, et que notre homme suppose que l'intelligence est un effet du mouvement et des combinaisons de la matière, ce qui n'est pas trop compréhensible, sagt auch mit Goethe von ihm: il a le secret d'ennuyer sur le sujet le plus intéressant, und witzig im Sinne von dessen „Der Professor ist eine Person, Gott ist keine" (Werke, Bd. III. S. 268): Il faut être bien fou pour ne pas admettre une grande intelligence, quand on en a une si petite. Ganz auf denselben Standpunkt trat Friedrich der Große dem Buche gegenüber, das auch Herder in seinen Briefen (Lebensbild, III) vielfach berührt.

Kestner meinte im Sommer 1772 von Goethe zwar: „Er haßt den Scepticismum" (Goethe und Werther, S. 38); aber die Letzterem beigelegte Recension über eine Gegenschrift gegen

Holbach's Naturſyſtem v. J. 1773 nimmt in dem Streit zwiſchen Dieſem und Voltaire einen ſehr neutralen Standpunkt ein (Werke, Bd. XXIX. S. 96—98).

413. An der Hinwendung Goethe's zu Shakeſpeare (S. 44—48) hatte Herder ein gutes Theil. Aber ſchon vor ihrer Bekanntſchaft, in Frankfurt, hatte Erſterer den engliſchen Dichter zu ſeinen ächten Lehrern gezählt (Thl. II. S. 323). Shakeſpeare war noch zu Ende des 17ten Jahrhunderts in Deutſchland unbekannt. Als Bödeker 1690 die vorzüglichſten engliſchen Dichter aufzählen wollte, wußte er nur Spenſer, Johnſon und Cowley zu nennen (Grundſ. der deutſchen Sprachen, S. 358). Dem achtzehnten Jahrhundert galt er dann Anfangs für ein geniales Ungeheuer, „unregelmäßig groß" (Thl. II. S. 319). So ſah ihn Voltaire an, und Friedrich der Große fand ihn gradezu barbariſch. Noch 1763 ſchrieb Uz ihm „den größten Unſinn neben dem größten Genie" zu (Bernays, Entſtehungsgeſch. des Schlegel'ſchen Shakeſpeare, S. 233). Auch Wieland, ſein Ueberſetzer, theilte ganz dieſe Auffaſſung. Erſt Leſſing in der „Dramaturgie" und Herder in den „Fragmenten" behandelten ihn ohne Weiteres als großen dramatiſchen Dichter und vermittelten dem Straßburger Kreiſe und der ganzen Sturm- und Drang-Periode denjenigen Begriff ſeiner Bedeutung, namentlich den Franzoſen gegenüber, welchen Goethe oben entwickelt.

Dieſer hatte alle angedeuteten Stufen des Shakeſpeare-Verſtändniſſes in ſeinem Innern gleichfalls durchlebt. Noch in Leipzig war er durch Oeſer gelehrt, das Weſen des Dichters in ſeiner völligen Originalität zu erblicken (Thl. II. S. 91); in Straßburg verſuchte er ihn hiſtoriſch zu begreifen und jene Kluft zwiſchen Unſinn und Genie zu überſpringen. Auch Lerſe eifert in ſeiner Shakeſpeare-Rede (unten S. 275) gegen die bisherige Vorſtellung, daß ſeine Fehler ſo groß ſeien als ſeine Schönheiten.

Wieland's Ueberſetzung (S. 45), 1766 beendigt, fiel noch in Goethe's Univerſitätszeit; Leipzig war der Ort, wo er ſie zuerſt verſchlungen. Sie war in Proſa, aber grade in ſeiner beſten Leiſtung, dem „Sommernachtstraum" (1762), hatte Wieland den Vers in Anwendung gebracht. Herdern konnte dieſe dem Dichter ſo wenig congeniale Uebertragung nicht genügen. Er bearbeitete nun ſeinerſeits metriſch eine Menge Lieder, einzelne Stellen und Scenen, wie der Geiſt ihn trieb,

wovon nur ein kleiner Theil in den „Volksliedern" und sonst zerstreut ans Licht getreten ist (Bernays, a. a. O. S. 46—52). Wenig davon hatte er nach Straßburg mitgebracht, aber nach seiner von hier aus mit Merck und seiner Braut gepflogenen Korrespondenz war Shakespeare grade damals sein „Steckenpferd": „Ich habe ihn nicht nur gelesen", schreibt er der Letzteren, „sondern studirt, wie ich das Wort recht unterstreiche" (Lebensbild, III. 239, 216, 222 u. sonst.)

Zusammengefaßt hat Herder die Ergebnisse dieses Studiums in dem dithyrambischen Aufsatze „Shakespeare" (in „Von deutscher Art und Kunst. 1773", S. 71—118), auf welchen Goethe oben (S. 46) verweist. Wegen der Zeit der Abfassung desselben s. oben Thl. II. S. 394. Herder, von der griechischen Tragödie ausgehend, meint, Aristoteles würde den englischen Dichter als neuen Sophokles begrüßt haben (S. 91); er stellt ganz in dem Geiste, wie er die Bibel, wie er Homer's „Impromptu's" (S. 41), wie er Ossian und das Volkslied ansah, und wie Goethe oben (S. 44) von ebenso wahren als dichterischen Weltansichten spricht, die Wahrheit der Shakespearischen Dichtung in den Vordergrund. Er ruft (S. 98): „Hier ist kein Dichter! ist Schöpfer! ist Geschichte der Welt!" Diese und andre Stellen enthalten bereits die Aeußerungen und fast in denselben Worten, welche Goethe später seinem Wilhelm Meister (Buch III, Kap. 11 zu Anfang) über Shakespeare in den Mund legt. Auf diesen Roman und die darein verwebte Analyse des „Hamlet" bezieht sich die Stelle oben S. 44 über den Einfluß, welchen Shakespeare auf Goethe geübt. Die Nachlese von Betrachtungen, welche Letzterer ebenda einzuschalten versucht gewesen, besitzen wir jetzt in seinem „im Sommer 1813", also gleichzeitig mit unserm Texte verfaßten Artikel „Shakespeare und kein Ende" (Bd. XXVIII. S. 729—741).

Daß Goethe, unerachtet der Herder'schen Einwirkungen, von einer theoretischen Erkenntniß des englischen Dichters noch weit entfernt gewesen, wie er oben (S. 46) zugiebt, sich vielmehr nur receptiv, bewundernd und unbedingt verehrend zu ihm verhalten, beweist die von ihm unmittelbar nach seiner Rückkehr zu Frankfurt am 14. Oktober 1771 „zum Shakespearetag" gehaltene, etwas burschikose Rede (Bd. XXIX. S. 101 bis 105; vergl. Jahn's Biogr. Aufs. 1866. S. 374). Da Herder den oben erwähnten Aufsatz gegen Goethe's Wunsch zu dem Tage nicht eingesandt hatte, so trat Letzterer als Apostel des

neuen Evangeliums auf; aber er sagt: „Noch zur Zeit habe ich wenig über Shakespeare gedacht; — geahnet, empfunden, wenn's hoch kam, ist das Höchste, wohin ich es habe bringen können.“ Bemerkenswerth sind die Worte: „Die erste Seite, die ich in ihm las, machte mich auf Zeitlebens ihm eigen, und wie ich mit dem ersten Stücke fertig war“ u. s. w., weil darin, anders als in unserer Lebensbeschreibung, Dodd's Beauties gegen Wieland's Uebersetzung ganz zurücktreten. Die Rede ist etwas dürftig; im Kerne aber trifft sie bereits mit dem Aufsatze v. J. 1813 zusammen. Wenn dieser nämlich Shakespeare die alte und die neue Welt dadurch verknüpfen läßt, daß „er das Nothwendige sittlich macht“, so bewegen sich nach der Rede v. J. 1771 Shakespeare's Stücke gleichfalls „alle um den geheimen Punkt, in dem das Eigenthümliche unsers Ich's, die prätendirte Freiheit unsers Wollens, mit dem nothwendigen Gang des Ganzen zusammenstößt“.

Wichtiger für ihn und für uns war die andre Seite der Einwirkung, die lebendige Nachbildung, das freudige Bekennen eines über ihm schwebenden Höheren (S. 46), also das Gefühl des Dichterberufs, welches Shakespeare in ihm weckte. „Vor seinem heiligen Bilde“ hatte ihn Herder „mehr als ein Mal umarmet und ihm den Traum beneidet, Shakespeare's Denkmal aus unsern Ritterzeiten, in unsrer Sprache, unserm so weit abgearteten Vaterlande herzustellen“ (Von D. Art u. Kunst, S. 112; vergl. oben Thl. II. S. 394). Von „Götz“ ist jedoch aus der Straßburger Zeit noch keine Spur vorhanden; dagegen zeigen die „Ephemeriden“ Goethe mit einer historischen, „episch-dramatisch angelegten“ Tragödie „Julius Cäsar“ beschäftigt (Schöll's Aufs., S. 137—140). Noch drei Jahre später gedenkt Goethe dieses Stücks in einem Briefe an Schönborn (Werke, 40bdge Ausg., Bd. XXVII. S. 475) und Reichard noch in seinem Taschenbuche für die Schaubühne 1777, S. 146, und 1778, S. 109.

Daß Goethe's Enthusiasmus ansteckend für seine Freunde gewesen, bestätigen zahlreiche Zeugnisse.

Der fromme Jung besuchte „Romeo und Julie“ (Anm. 412m) und „er kannte das Shakespearische Original“; denn „Herr Goethe hatte ihm in Ansehung der schönen Wissenschaften einen andern Schwung gegeben und ihn mit Ossian, Shakespeare, Fielding und Sterne bekannt gemacht“ (Wanderscb., S. 172).

Lersen nannte Goethe „Shakespeare's würdigen Freund“

(Anm. 338), und als solcher wandte Dieser Dante's Worte an Virgil auf Shakespeare an: Tu sei lo mio Maestro e'l mio autore (Alsatia, 1873. S. 33). Wie in Frankfurt Goethe, hielt auf dessen Betrieb Lerse am 14. Oktober 1771 in Straßburg die Festrede auf den Meister. Auch diese Rede ist erhalten (a. a. O. S. 33—35).

Wagner ferner verdanken wir eine Uebersetzung des Macbeth, welche später Schiller der seinigen zu Grunde legte, und seine „Briefe über die Seyler'sche Schauspieler-Gesellschaft" zeigen den vollständigsten Bruch mit dem französischen Theater (Schmidt's Wagner, S. 22 flgde).

Den Einfluß auf Lenz endlich hat Goethe selbst oben (S. 46—48) ausführlich erörtert. Desselben „Anmerkungen über's Theater" (1774) konnte Goethe insofern als bilderstürmerisch bezeichnen, als Lenz nicht mit dem von den Franzosen mißverstandenen Aristoteles, sondern mit ihm und den Alten überhaupt, nicht mit den sog. drei Einheiten, sondern mit der Handlung in der Tragödie überhaupt, über Lessing's Ausführungen in der Dramaturgie (38. Stück) hinausgehend, brechen und an ihre Stelle die Shakespeare'sche Charakter-Tragödie setzen will. Er sagt hier: „Wir müssen den Volksgeschmack der Vorzeit und unsers Vaterlandes zu Rathe ziehn, der noch heut zu Tage Volksgeschmack ist und bleiben wird. Und da finde ich, daß er beim Trauerspiel oder Staatsaktion, ist's gleich viel, immer drauf losstürmt (die Aesthetiker mögen's hören wollen oder nicht): Das ist ein Kerl! Das sind Kerls!" (Vergl. Gruppe's Lenz, S. 258 flgde, u. Düntzer, Blätter f. lit. Unterh. 1862. Nr. 27.)

414. Goethe's Werke (40bdge Ausg., Bd. XXVII. S. 470) enthalten biographische Notizen über Lenz Im vorliegenden Buche hat Goethe davon wenig benutzt und nur die Rubriken: „Späte Bekanntschaft mit ihm, in den letzten Monaten" und „Seine Gestalt, sein Wesen" ausgeführt. Lenz war nicht schon 1770, wie meist angenommen wird, sondern erst nach Ostern 1771 als Hofmeister zweier Kurländer von Kleist, welche in französische Kriegsdienste treten wollten, nach Straßburg gelangt (Düntzer a. a. O.). Die Bekanntschaft mit dem Anfangs in Sessenheim abwesenden Goethe fiel etwas später, in die Zeit zwischen Pfingsten und Johannis, als Lenz angefangen, Unterricht in der Stadt zu ertheilen (Böttiger, Lit. Zust., I. S. 18).

Jung, der Goethe damals besonders nahe stand, lernte ihn erst nach der Rückkehr von seiner Hochzeitsreise, zu Ende Juni 1771, in Straßburg kennen, indem er von dieser Zeit schreibt: „Der bekannte sanfte Lenz war auch nun angekommen. Seine artige Schriften haben ihn berühmt gemacht. Goethe, Lenz, Lerse und Stilling machten jetzt so einen Cirkel aus, in dem es Jedem wohl ward, der nur empfinden kann, was schön und gut ist." Goethe's Worte: *seine Gesellschaft war nicht die meine* (S. 46) widersprechen dem nicht, da Goethe die Bekanntschaft mit den Kleists und Lenz's sonstigem Kreise ablehnen, ihn aber nicht von dem seinigen ausschließen will. „Sein näher Verhältniß zu mir fällt in die folgende Epoche", sagt Goethe in den erwähnten biographischen Notizen über Lenz gewiß mit Recht. Denn in seinen ersten Briefen aus Frankfurt werden von den Straßburger Genossen nur Jung und Lerse gegrüßt (Ersterer unter dem nicht aufgeklärten Spitznamen O=Ferul oder O=Ferol; s. Stöber's Salzmann, Briefe Nr. 6—8). Auch nach dem Briefe an Röderer vom 21. September 1771 (1772 ist irriges Datum in der Alsatia 1873, S. 29) sind nur Jung und Lerse bei der Shakespeare=Feier thätig, nicht Lenz, der als Festredner indicirt gewesen wäre, hätte er damals schon die „Anmerkungen" verfaßt und Loves Labour's lost übersetzt. Zieht Goethe auch diese Arbeiten in die Straßburger Schilderung hinein, so gehören sie und Goethe's Bekanntschaft mit ihnen doch erst *in die folgende Epoche*.

Lenz's *fließende Hand* (S. 47) wird auch von anderer Seite gerühmt. K. Blum in der Einleitung zu Lenz's „Verwundetem Bräutigam" (1845) nennt die Handschrift des Stücks „fließend und bequem" und ebenso W. v. Maltzahn Lenz'sche Handschriften aus der Straßburger Zeit „sehr deutlich" (Berliner Vossische Zeitung 1861. Nr. 300, erste Beilage).

415. Lenz war *whimsical* (S. 47), d. h. nach dem Wörterbuche: grillig, launisch, wunderlich, voll thörichter Einfälle. Auch Tieck schreibt Lenz „Humor, Witz und Seltsamkeiten" zu; „was bei Goethe Laune ist, wird bei Lenz schon *Grille*, die Grille Goethe's wird hier schon *Fratze*" (Lenz' Schriften, I. S. LXXI).

Die Absurditäten der Shakespeare'schen Narren (Clowns) bestehen hauptsächlich in den *quibbles* (S. 46), d. h. in Wortspielen, der crux der Uebersetzer (vgl. bei Bernays, a. a. O. S. 48, Herder's und Schlegel's Aeußerungen).

Das oben (S. 47) mitgetheilte „Epitaphium" ist zwar an sich sehr gelungen, mit Ausnahme, wie uns scheint, der Pointe selbst, des Wortspiels, wonach dem Bellen der Hunde ein L entnommen und dem „Hirsch" angefügt werden soll. Schlegel liest hier treffend:

Hell gellt die Jagd: nehmt vom Gebell
Zu Hirsch eins von den Llen,
Sind's funfzig Hirschel: noch ein L, so thut sie
Hundert fällen.

Dies entspricht dem Original:

The dogs did yell: put l to sore, then sorel jumps from thicket. Lenz's Form boll, in der kein ell tönt wie in bellen und gellen, macht den Scherz beinah unverständlich.

Uebrigens versuchte sich auch Goethe an diesem Wortspiel, gleichsam im Anschluß an die Redensart: „ein Bürschchen ein Hirschchen", in dem zahmen Xenion (II. S. 361): „Erst singen wir: Der Hirsch so frei".

Den Verfasser des folgenden Scherzgedichts (S. 48): „Ein Ritter wohnt in diesem Haus" läßt Goethe unbestimmt. Wahrscheinlich war er selbst über ihn nicht sicher. Pfeiffer (Sesenh. Liederbuch) hat es wol mit Recht Lenz zugeschrieben.

Lessing hatte das erste Signal dazu gegeben (S. 48), d. h. zur Shakespeare-Verehrung im Allgemeinen.

416. Schon aus den Worten oben Theil II. S. 185 ging hervor, daß Goethe mit seinen Freunden von Straßburg aus manche kleine Reise unternommen. Ebenso erwähnt der Anfang des Zwölften Buchs in die Heimath mitgebrachter Reisebemerkungen. Die oben (S. 48) folgenden Angaben über die Ausflüge in das obere Elsaß beruhen offenbar auf solchen Bemerkungen oder auf den nach Hause gerichteten Briefen, worin die vielen kleinen Verse und die Hymnen an Ceres nur erwähnt, nicht mitgetheilt sein mochten. Diese Hymnen deuten auf die Erntezeit, und daher wäre die größere Reise bis Ensisheim (an der südlichen Grenze des Ober-Elsaßes, nahe der deutschen Reichsstadt Mülhausen) in den Juli 1771 zu verlegen; sie muß sich sehr bald an die lothringer Reise angeschlossen haben. Wie auf dieser die Theurung und die Hungersnoth den Humor der Reisenden nicht trübten (oben Thl. II. S. 186), so diente ihnen — Lenz wird nicht dazu zu rechnen

sein — auch jetzt die Frage, ob der reiche Ernteſegen dem Lande durch Getreide-Ausfuhrverbote zu erhalten, nur zu poetiſchem Scherz. In Matthiſſon's Anthologie (Bd. XII. S. 129 bis 135) ſind uns zwei Oden des Württemberger's Hartmann auf den „furchtbaren Genius" des Hungerjahrs 1771 erhalten.

Die Abtei Molsheim an der Breuſch, 21 Kilometer weſtlich von Straßburg, am Fuße der Vogeſen, gehört zu den Gütern des Straßburger Dom-Kapitels, war früher ſogar deſſen Sitz. Die gothiſche Kirche daſelbſt gilt für die ſchönſte des Elſaßes nach dem Münſter der Hauptſtadt. Die von Goethe bewunderten Glasmalereien des Karthäuſer-Kloſters ſind in der Revolution und, ſo weit man ſie damals in das Straßburger Muſeum geflüchtet, bei der letzten Belagerung, bis auf ein grade zum Kopiren ausgeliehenes Stück, zerſtört worden.

Von Straßburg über Schlettſtadt und Kolmar nach Enſisheim durchſtrichen die Jünglinge das Elſaß von Norden nach Süden in ſeiner ganzen Länge, zwar in der Ebne, aber den Vogeſen folgend. Eine ſolche Reiſe, ob zu Pferde oder zu Wagen, erforderte mindeſtens eine Woche. Den Ausdruck Fahrt (S. 48) darf man vielleicht im engern Sinne verſtehn und dazu die Stelle aus „Herrmann und Dorothea" am Schluſſe des Geſanges „Klio" heranziehn:

Denn wir waren in Straßburg gewohnt, den Wagen zu lenken u. ſ. w.

417. Der ungeheure Aërolith in Enſisheim (S. 48) verdient eine beſondere Anmerkung. „In der Kirche zu Enſisheim wird ein Meteorſtein von 170 Pfund aufbewahrt", meldet Pierer (Bd. V). Nach Riſtelhuber's Alsace iſt das Gewicht von urſprünglich 280 [nach Humboldt 276] Pfund in Folge von Abſplitterungen auf 55 Kilogramme geſunken. Letzterer gedenkt des am 7. November 1492 niedergefallenen Himmelskörpers im Kosmos, Thl. III. S. 608.

Goethe ſchrieb 1813, zehn Jahre nach dem Ereigniſſe, welches der Zweifelſucht jener Zeit, wie er, oder wie Humboldt (a. a. O. S. 611) ſich ausdrückt, „welches der endemiſchen Zweifelſucht der Akademien" ein Ziel ſetzte. Dies war der von Biot und Andern wiſſenſchaftlich unterſuchte Niederfall vieler kleinerer Meteorſteine zu Aigle in Frankreich vom 26. April 1803.

Die Zweifel an der himmliſchen Herkunft der Meteorſteine ſind für das 18te Jahrhundert ebenſo bezeichnend als der oben

(Anm. 412 e) erwähnte Unglaube Voltaire's hinsichtlich fossiler Knochen und Muscheln. Auch Goethe, indem er die ersteren luftgeboren nennt, nimmt statt des schon den Griechen bekannten, jetzt unbezweifelten kosmischen Ursprungs derselben einen tellurischen und atmosphärischen an die dem Ensisheimer Steine beigegebene Inschrift bewahrheitend: De hoc lapide multi multa, omnes aliquid, nemo satis.

418. Auf den Juli als die Reisezeit deutet auch die Wallfahrt auf den 25 Kilometer südwestlich von Straßburg, noch im Nieder-Elsaß belegenen Odilienberg (S. 48) und die Hohenburg bei Barr. Denn wenn auch dorthin am 14ten Dezember, als dem Todestage der Heiligen (720), gewallfahrtet wird, so fällt doch die „Oktav des Erhebungsfestes ihrer Reliquien" in den Juli; im Jahre 1875 z. B. war die Hauptwallfahrtszeit vom 7ten zum 14ten dieses Monats.

Vom Plateau des Odilienbergs mit dem 833 Meter hohen Männelstein überschaut man fast das ganze Elsaß, das Straßburger Münster, den Breisgau, den Schwarzwald und am südlichsten Horizont die schweizer Hochgebirge (S. 49). Er ist der Pindus und „Mirakelberg" des Elsaßes mit monumentalen Erinnerungen an die celtische, römische und christlich-deutsche Vorzeit. Hier thront die heilige Ottilie, des Landes Schutzpatronin und der Augenkranken, da sie, blind geboren, erst bei der Taufe das Gesicht erhielt. Nach der Sage gründete sie, die Tochter des Herzogs Eticho (Attich) und der Bereswinde, im 7ten oder 8ten Jahrhundert das Kloster Hohenburg mit Kirchen, Kapellen, Brunnen, Kreuzgängen und hängenden Gärten. In Steinritzen (S. 48) hat sie sich aufgehalten, da ihr Vater, der auf die Geburt eines Sohnes gezählt, sie verfolgte und verjagte, aber ein Fels, auf dem sie betete, sich öffnete und sie aufnahm. Eine Viertelstunde entfernt, am Wege nach Niedermünster, befindet sich ihr Brunnen (S. 48), die Odilien-Quelle, überdacht und mit steinernen Ruhebänken an den Seiten. Der Ottilie, als der ersten Aebtissin des Klosters, folgte in dieser Würde im 12ten Jahrhundert Herrad von Landsberg, die Verfertigerin des Hortus deliciarum (Histor.-geogr. Orts-Lexikon des Niederrhein-Departements. Mülhausen 1865, unter „Nabor").

Ueberreich ist die Odilien-Literatur, besonders des vorigen Jahrhunderts, von der wir jedoch nur J. A. Silbermann's

„Beschreibung von Hohenburg oder dem Odilienberg mit 20 Kupfern" (Straßburg 1781) anführen. Mehr Angaben enthält Ristelhuber's Elsaß unter „Ottrott". Haben auch die kritischen Forschungen des Prof. Roth in Basel der Odilien-Legende jede historische Grundlage entzogen, so wird die Patrona Alsatiae doch im Volksglauben und Volksliede fortleben:

„Der Wasgau hett e Maidel,
Diss isch o gar ze nett!
Es drad e Danneklaidel,
An Hals e Felsekett;
Uedilli dund mer's haise,
S' hett gar e frummen Sien;
Wer Berri an kann gaise,
Lauf mit mer zue ihr hien."

Der von Goethe (S. 49) hervorgehobene Zusammenhang dieser Uedilli mit der Ottilie seines damals noch neuen Romans zeigt sich hauptsächlich in dessen legendarischem Schlusse. Liest man von der Odilien-Kapelle, in welcher der schöne steinerne Sarg mit den wunderthätigen Gebeinen der Heiligen steht, so wird man des mythischen Hintergrunds der Goethischen Dichtung inne.

419. Görres beschreibt in seiner Schrift „Der Dom von Köln und das Münster von Straßburg" (Regensburg 1842, S. 20—22) die acht Originalrisse des Münsters, darunter Nr. 8: „Ansicht des ganzen Thurms, von der Fläche des Wächterhauses bis zur Spitze, auf zweierlei Pergament und wahrscheinlich auch von zweierlei Händen, wovon die eine die untere Hälfte des Achtecks zwischen den vier Schnecken bis zum obern Bogenfenster, wo die Bilder der Schutzpatronen des Gewerks sitzen und das Zeichen von Hülz zuerst erscheint, eingetragen, die andere aber den Helm, das Werk dieses Meisters, auf jener Unterlage fortgeführt." Dieser letzte ist derjenige der Originalrisse (S. 51), welcher Goethe's Ansicht, daß auf die vier Schnecken [Schneckenstiegen] noch vier leichte Thurmspitzen und eine höhere auf die Mitte gesollt (S. 50), bestätigt. Der genannte Baumeister, Peter Hülz aus Köln, hatte den Thurmbau, auf Erwin von Steinbach's Grundlage (1277 bis 1318), in den Jahren 1429 bis 1439 bis zu seiner jetzigen

Höhe fortgeführt. „Ihm war es beschieden", sagt Görres (a. a. O. S. 46), „ein Werk, das so viele Geschlechter durch so manche Jahrhunderte betrieben, nicht zwar seinem gänzlichen Schlusse, aber doch dem Punkte zuzuführen, wo es abgebrochen wurde. Nachdem er seinen ursprünglichen Plan in der Ausführung selbst abgeändert hatte, dadurch, daß er am Ende der acht Stiegen das ursprüngliche Achteck, weil die zunehmende Verengerung nicht ferner mehr seine Fortsetzung erlauben wollte, in ein Viereck umgewandelt, setzte er nach Vollendung der vier Stiegen die Laterne mit der Krone auf und schloß endlich auf einer Höhe, die man nahe 437 Pariser Fuß gefunden, die wundersame Pyramide dieses Thurms. Die vier Spitzsäulen aber [Goethe's vier leichte Thurmspitzen S. 50], die nach seinem Entwurfe die vier großen Schneckenstiegen krönen sollten, hat er wahrscheinlich zu vollführen unterlassen, weil er sich überzeugt, daß sie der Spindel allzu nahe gerückt, in den meisten Ansichten ihrem Gesammteindruck nur nachtheilig gewesen wären."

Der kleine muntere Mann, der Schaffner der Baulichkeiten (S. 50 u. 51), war der schon in Nr. 331 u. 418 genannte berühmte Orgelbauer und Alterthumsforscher J. A. Silbermann (M. Silbermann l'âiné, faiseur d'Orgues au Finckweiler, nach Oberlin's Almanach 1782, S. 287). Nach der Heimkehr verfolgte Goethe den Gegenstand in seinem Briefwechsel mit Salzmann. Diesem schreibt er (An Salzmann, Nr. 7): „Dem Herrn Silbermann, wenn Sie ihn sehen, viel Grüße von meinetwegen. Bitten Sie ihn um eine flüchtige Kopie des Münsterfundaments und seien Sie so gut, unter der Hand zu fragen, ob und wie man zu einer Kopie des großen Risses kommen könnte." Dann später am 28. Nov. 1771: „Herr Silbermann hat mir das Münsterfundament geschickt. Danken Sie ihm vielmal und versichern Sie ihn aller Ergebenheit, die ich seiner sonderbaren Gefälligkeit schuldig bin. — Mit den Rissen mag es anstehen" (Stöber's Salzmann, S. 48—50).

420. Goethe's Ahnung, daß er Friedrike wiedersehn und -besuchen werde (S. 51), verwirklichte sich (s. Anm. 396 u. 399) im September 1779 auf der mit dem Herzog Karl August von Weimar unternommenen Reise nach Süddeutschland und der Schweiz, kurze Zeit nach dem Brande des Zabern'schen Schlosses (Anm. 367). Am 25. September Abends ritt er, von Lauterburg

über Selz und Reschwog, von der Straße zur Rechten ab nach Sessenheim und von dort am andern Morgen wieder den bekannten Weg nach Drusenheim und Straßburg. Er berichtet darüber ausführlich an Frau von Stein: „Die zweite Tochter vom Hause hatte mich ehmals geliebt, schöner, als ich's verdiente und mehr als Andre, an die ich viel Leidenschaft und Treue verwendet habe: ich mußte sie in einem Augenblick verlassen, wo es ihr fast das Leben kostete; sie ging leise drüber weg, mir zu sagen, was ihr von einer Krankheit jener Zeit noch überbliebe, betrug sich allerliebst, mit so viel herzlicher Freundschaft vom ersten Augenblick, da ich ihr unerwartet auf der Schwelle ins Gesicht trat, und wir mit den Nasen aneinanderstießen, daß mir's ganz wohl wurde. Nachsagen muß ich ihr, daß sie auch nicht durch die leiseste Berührung irgend ein altes Gefühl in meiner Seele zu wecken unternahm. Sie führte mich in jede Laube, und da mußt' ich sitzen, und so war's gut. Wir hatten den schönsten Vollmond; ich erkundigte mich nach Allem. ....Ich blieb die Nacht und schied den andern Morgen bei Sonnenaufgang, von freundlichen Gesichtern verabschiedet, daß ich nun auch wieder mit Zufriedenheit an das Eckchen der Welt hindenken und in Friede mit den Geistern dieser Ausgesöhnten in mir leben kann."

Die biographischen Nachrichten über Lenz (Werke, 40bdge Ausg., Bd. XXVII. S. 471) enthalten über denselben Besuch die Stelle: „Ich besuchte auf dem Wege Friedrike Brion; finde sie wenig verändert, noch so gut, liebevoll, zutraulich wie sonst, gefaßt und selbstständig. Der größte Theil der Unterhaltung war über Lenzen."

Dieser Besuch scheint ihre ehemalige Korrespondenz wieder neu belebt zu haben. Wenigstens beziehn wir Goethe's Tagebuch-Eintrag vom 13. März 1780: „Guter Brief von Rieckgen B." (Keil, Vor 100 Jahren, I. S. 214) auf die Jugendgeliebte.

Der Beurtheilung des Verhältnisses zwischen Goethe und Friedrike treten wir in der „Einleitung" zu dem vorliegenden Werke näher. Hier verzeichnen wir nur einige dichterische Behandlungen desselben:

Die beiden Friederiken in Sesenheim, von Freieisen. Zürich 1838; das Pfarrhaus von Sesenheim, Liederspiel in drei Aufzügen, von Eduard Schüller. Berlin 1856; Friederike, Schauspiel, Straßburg 1859, von Albert Grün, nebst einer Einleitung „zur Orientirung"; dann: L. Hibeau, Goethe in Straßburg, einaktiges

Lustspiel, 1870 zu Berlin aufgeführt, und die epische Dichtung von Moritz Horn: Goethe in Straßburg und Sesenheim. Kassel 1875.

421. Auf Grund des von uns an Ort und Stelle eingesehenen Buchsweiler Kirchenbuchs und der von dem dortigen Mairie-Schreiber Herrn Vix uns freundlich ertheilten Auskunft vervollständigen und berichtigen wir noch die über Goethe's Buchsweiler Freunde bisher bekannt gewesenen Nachrichten.

a. Lerse (oben Anm. 338), mit Vornamen Franz Christian, hat zu Buchsweiler am 9. Juni 1749 — also in demselben Sommer wie sein Freund — als Sohn des fürstlichen Regierungs- und Konsistorialraths Lersé (wie sich derselbe schrieb) und seiner Frau, einer gebornen Garth, das Licht der Welt erblickt.

b. Engelbach (Anm. 327 u. 328) stand dagegen schon in Herder's Alter, Moritz Joseph mit Vornamen, geboren ebenda am 7. September 1744 als Sohn des fürstlichen Kammerdirektors E. und seiner Frau, geb. Aulber. Weitere Nachrichten über diese Familie enthält das Kirchenbuch nicht, und es scheint, daß dieselbe später ins rechtsrheinische Hessen übergesiedelt ist. Oberlin's Almanach (1782, S. 210) nennt einen Engelbach als Sekretär bei der, von dem Geheimen Rath Aulber als Direktor geleiteten Rechnungskammer; ob derselbe jedoch mit Goethe's Freunde identisch ist, steht dahin.

c. Weyland (Anm. 327), unter dem vermuthlich auch Jung's sonst nicht nachzuweisender „Elsäßer Melzer" (Anm. 329) zu verstehen, Friedrich Leopold, grade um ein Jahr jünger als sein Freund, ist als Sohn des bereits am 11. November 1766 verstorbenen Dr. med., fürstlichen Raths, Leibmedikus und Stadt- und Landphysikus W. und dessen Frau, geb. Schulmeister, in der zweiten Ehe der Letzteren, am 29. August 1750 geboren. Oberlin's Almanach (1782, S. 168) nennt ihn unter den Buchsweiler Aerzten. Als Dr. med. und fürstlicher Hofrath hatte er am 3. Oktober 1781 die Tochter des Kammerraths Aulber zu Kutzenhausen geheirathet, war aber bereits am 23. Dezember 1785 verschieden, mit Hinterlassung eines noch in demselben Jahre verstorbenen Söhnleins und einer Tochter. Der Angabe Stöber's in den Curiosités 1874, wonach er mit einer Rehfeld vermählt gewesen, muß eine Verwechslung zu Grunde liegen, die sich erklärt, da eine Familie dieses Namens, vertreten durch zwei Regierungsräthe, in jener Zeit zu Buchsweiler allerdings vorkommt. Weyland's Mutter war in erster Ehe auch mit einem

Weyland, dem fürstlichen Konsistorial-Sekretär, J. U. L., Johann Karl W. vermählt gewesen und aus dieser Ehe am 20. Dezember 1744 die spätere Gattin des nassau-saarbrück'schen Regierungsraths Schöll (Anm. 371 und 385 am Schlusse) hervorgegangen. Die Letztere war daher gleichnamige Halbschwester von Goethe's Freund. Ihrem 1774 verstorbenen Gatten folgte sie, mit Hinterlassung eines Sohnes und einer Tochter, am 26. März 1789 nach.

422. Ueber Heinrich Leopold Wagner enthält Schmidt's ausgezeichnete Monographie (1875) nähere Aufklärung. Zu Straßburg am 19. Februar 1747 geboren, studirte Wagner mit Goethe dort gleichzeitig die Rechte. Vgl. den Anfang des Vierzehnten Buchs. Auch er, sowie der Anm. 423 e genannte Wolff (1770), nahm Theil am Lauth'schen Tische; denn wir halten mit Schmidt dafür, daß Jung unter Goethe's Tischnachbar, dem „guten Raben mit Pfauenfedern", nicht Meyer, wie wir anfänglich (Anm. 325) vermuthet, sondern eben Wagner, als den Verfasser des „Prometheus" und der „Kindermörderin" gemeint habe. Derselbe war 1773 und 1774 Hofmeister der Söhne des Thl. II. S. 189 und in Anm. 371 u. 385 erwähnten, mit Goethe bekannten Präsidenten von Günderode, und 1775 begegnen wir ihm in Frankfurt a. M.

Daß der Wiener Waldberg (Anm. 329) als besondere Person zu streichen und Goedeke's Annahme von der Identität desselben mit Meyer von Lindau beizutreten sei, bezeichneten wir schon oben S. 238 als unsre Ansicht.

423. Als entferntere Bekannte Goethe's aus der Straßburger Zeit treten zu den schon erwähnten Troost (wol auch Pseudonym), Peglow und Reutern (Anm. 329 u. 354) noch:

a. der Mediziner Ehrmann, 1749 zu Straßburg geboren, später Arzt in Frankfurt a. M., — „der Dr. Ehrmann in Frankfurt..., den Sie noch von Straßburg her kennen", wie S. Boisserée (II. S. 24) am 20. Dezember 1812 an Goethe schreibt, — der Vorsitzende der „verrückten Hofräthe", in welche Gesellschaft er auch Letztern ob Divanum orientalem occidentalem aufnahm, und von diesem in dem Scherzgedichte: „Pfeifen hör' ich fern im Busche" (Werke, Bd. II. S. 420) als „Vielgewandter und uns Allen Wohlbekannter" bezeichnet. Auch mit Klinger, Lavater und dem Maler Müller stand er in der Genieperiode in Verbindung (Keil's Frau Rath, S. 63, und Holtei, 300 Briefe, II. S. 188 und sonst; vgl. auch Stricker, Beiträge zur ärztl. Kulturgesch., III);

b. der Theologe Röderer, über den Stöber's Alsatia (1873 u. 1874) neuerdings werthvolle Mittheilungen gebracht, der Freund Lenz', Kayser's, Lavater's; auch Goethe korrespondirte mit ihm aus Frankfurt, aber er schreibt (21. Sept. 1771): „Es war uns nicht gegeben, näher bekannt zu werden." Später besuchte Röderer auch Frankfurt (Merck's Briefe, I. S. 51). Die Familie Schlözer stand ihm verwandtschaftlich nahe, und ebenso war L. Spach's Mutter eine Röderer;

c. von Rathsamhausen, bei Herder (Nachlaß, III. S. 197) erwähnt; das Rathsamhausen'sche Landhaus in Mittelhausbergen bei Straßburg könnte oben S. 50 gemeint sein; einer Fräulein v. Rathsamhausen sandte Goethe noch 1780 eine Abschrift seiner „Iphigenie" (Werke, Bd. XI. 2. S. 213). Goethe's Freund lebte in Straßburg bis zur Revolution;

d. Friedrich Rudolph Salzmann, ein Vetter des Aktuars, in Goethe's Alter stehend und gleich ihm Jurist, 1773 Licentiat und 1774 Hofmeister des berühmten Freih. von Stein, als Dieser die Göttinger Universität bezog; auch mit Jenes Schwester, der Frau Doktor Siebold, war Goethe bekannt (Matter, in der Alsatia 1862. S. 463 flgde).

e. Endlich nennen wir die Professoren Joh. Schweighäuser und Brunck, den Erklärer des Virgil (nach Benoist in der Revue de l'instr. publ. 1868) und zwei Studenten, den Mediziner Wolff, wie es scheint, aus Darmstadt, und den Juristen Senckenberg aus Wien (Merck's Briefe, III. S. 13, Note, und letzte Seite).

Goethe's späterer Nachahmer, der elsäßer Dichter Ramond, ist, nach Ersteres Schreiben an Lavater (Briefw., S. 74), jedoch nicht hieher zu ziehn, eher noch der Schweizer Reibaz (Merck, III. S. 20).

Auf welches „Haus" die Bemerkung in dem Briefe an Engelbach vom 10. September 1770 (Stöber's Salzmann, S. 47) zu beziehn: „Im B. Hause fährt man fort angenehm zu sein", bleibt unklar. Als aus Straßburg und über Straßburg geschrieben, kann der Brief nicht wohl das Brion'sche meinen, auch nicht das des Tanzlehrers Beck, da Goethe wol bei Sauveur Stunde hatte (Anm. 346, u. Wagner's „Kindermörderin", S. 17 u. 18).

424. Wie die oben (S. 275) angeführte Lersische Rede beweist, bestand auch zu Goethe's Zeit, wie vorher und nachher (seit 1775), eine literarische Gesellschaft in Straßburg. Ueber dieselbe finden wir von Jung in der Berliner Literatur- und

Theaterzeitung v. J. 1779 (II. S. 372—380) folgende Auskunft: „Als ich zu Straßburg studirte, hatte sich daselbst eine Anzahl edler Jünglinge zu einer Gesellschaft der schönen Wissenschaften gebildet; ich gerieth mit in dieses angenehme Band und arbeitete fleißig mit ihnen. Der große Dr. Goethe studirte auch daselbst, und ob er sich gleich nicht mit einließ, so erschien er doch zuweilen bei uns und munterte mich sehr auf, den lieben Jünglingen zu helfen." Der Aktuar Salzmann stand an der Spitze des Vereins.

425. Auch die Musik ging nicht leer aus. Goethe nahm Unterricht auf dem Violoncell bei Busch. In Oberlin's Almanach (1782, S. 290) wird er genannt: M. Busch père, basson, rue des bouquets; über ihn schreibt Goethe an Salzmann den 3. Februar 1772: „Wollten Sie bei Gelegenheit meinen Violoncellmeister Buschen fragen, ob er die Sonaten für zwei Bässe noch hat, die ich mit ihm spielte, sie ihm abhandeln und baldmöglichst mir zuschicken. Ich treib' die Kunst etwas stärker als sonst" ꝛc. und aus Wetzlar an Herder: „Ich kann das Violoncell spielen, aber nicht stimmen." Dazu die Stelle aus einem Briefe Meyer's an Salzmann vom Oktober 1771: „Was wird denn diesen Winter in Straßburg aus der Musik werden? Wird sich das Kleeblatt Lobstein, Vogt, wohllöbliche Schwerdfeger und Scoti wieder zu Anführern der Musik aufwerfen?" (Stöber's Salzmann, S. 52 u. 79, Herder's Nachl., I. S. 39, u. oben Anm. 298).

426. Die Zeit der Rückreise steht nicht genau fest. Wir wissen nur, daß Goethe an seinem Geburtstage sich wieder zu Hause befand (oben S. 233). Erst in der zweiten Hälfte des August wird er Straßburg daher verlassen haben.

Den Antikensaal zu Mannheim (S. 51) hatte schon vor ihm Herder besucht (Lebensbild, III. S. 64 und Nachlaß, III. S. 371 unten u. 374); Schiller hat ihn später in der „Rheinischen Thalia" 1785 beschrieben (Werke, Bd. XIV. S. 278 folgde). In eine solche ideale Volksgesellschaft (S. 52; vgl. Sprüche in Prosa, Nr. 252) trat Goethe zum ersten Mal, da er die Dresdner Antiken versäumt hatte (Anm. 282). Lessing's „Laokoon" hatte das Interesse für die so benannte Gruppe in den Vordergrund gestellt; „jeder Bube schwatzt von Dir", sagt Klinger im „Leidenden Weibe" (S. 60). Vgl. „Campe's Laokoon" (Goethe's Werke, Bd. V. S. 259) und den oben S. 53 gemeinten Aufsatz, Bd. XXVIII. S. 27 flgde.

Der Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz hatte den An-

tikensaal im Schlosse zu Mannheim 1767, also erst wenige Jahre vorher, für die Zwecke der dortigen Zeichen-Akademie einrichten und die Abgüsse aus der Düsseldorfer Sammlung hierherbringen lassen. Direktor der Akademie und zugleich Hofbildhauer war der Niederländer Peter von Verschaffelt (S. 52), zur Zeit von Goethe's Besuch schon in den Sechzigen stehend.

Die Rotonde (S. 53) ist die des Römischen Pantheon; Akanthblätter zieren die Säulen-Kapitäle korinthischer Ordnung. Der große Umweg (das.) führte über Rom (1786—1788).

Zwölftes Buch (S. 55 bis 102).

427. Dies Buch umfaßt genau das erste Jahr (September 1771 bis 1772) nach Goethe's Rückkehr, den Rubriken des biographischen Schema's (Fortsetzung von Anm. 4, 46, 68, 95, 130, 167, 208, 257, 318, 386 u. 388) folgend:

1771. d. VI. Aug. promovirt. — Rückkehr. — Frankfurt. Darmstadt. — Die Schlosser. Merck. — Wetzlar. — Visitation. — Societät. — Rittertafel. — Goué. Gotter. — Narrenspossen. — Mystifikationen. — Lotte. — Werther. Götz concipirt.

1772. Werther. — Götz von Berlichingen. Selbstverlag mit Merck (Beispiel von Bode und Lessing). — Biblische Kultur. — Sendschreiben über zwei Fragen. — Herrenh[uter]. Brief des Pastors. — Körperliche Uebungen. — Schrittschuhlaufen.

(Goedeke's Grundr., II. S. 878.)

428. Goethe fand bei seiner Rückkehr in die Vaterstadt seinen Großvater Textor nicht mehr am Leben. Im Juni 1770 hatte derselbe seine Entlassung genommen; am 6. Februar 1771 war er gestorben (Kriegk's Senckenberg, S. 339 u. 341; vergl. oben Anm. 304). Der Kondolenzbrief des Enkels an die Wittwe Textor ist bei Schöll (Aufsätze, S. 60—62) im Entwurfe mitgetheilt. „So lange täglich gefürchtet", schreibt er, „hätte der Tod ihn doch unbereitet überrascht." Des Schultheißen Textor Porträt findet sich bei Gwinner (Kunst, S. 281) und eine Schilderung seines Wesens sowie seines Besitzthums in Otto Müller's Novelle „Kaiser und Stadtschultheiß".

Am 28. August 1771 reichte Goethe an den neuen Schultheiß das Gesuch um Aufnahme in die Zahl „dahiesiger Advocatorum ordinariorum“ ein (vollständig abgedruckt bei Kriegk, Goethe als Rechtsanwalt, S. 265 u. 266). Demselben wurde schon am 31sten Statt gegeben und am 3. September Goethe's Vereidigung als Advokat und Bürger durch den älteren Bürgermeister Olenschlager, seinen alten Gönner (Anm. 125), bewirkt. Dies besagt der Eintrag des Frankfurter Bürgerbuchs: „Johann Wolfgang Goethe, filius civis, juris licentiatus, hat, nachdem derselbe per decretum Senatus Scabinorum [des Schöffenraths] vom 31. August a. c. in numerum Advocatorum ordinariorum recipiret worden, nebst dem Advokaten- auch den Bürger-Eid prästiret coram domino Consule seniore et Scabino von Olenschlager den 3. September 1771: 6 Xr. [im sechsten Stadtquartier]; Bürgergeld 1 Fl. 40 Kr., für Feuer-Eimer 1 Fl. 12 Kr., pro inscriptione 30 Kr.“ Als Advokat der Stadt ist Goethe bis zur Gründung des Großherzogthums Frankfurt i. J. 1810 in den Staatskalendern fortgeführt, und als Bürger erst im Jahre 1817 ausgeschieden. In Rathsstellen aufzurücken war er, wenigstens bis zum Jahre 1792, dadurch verhindert, daß sein schon früher (Thl. II. S. 81) erwähnter Oheim Textor in demselben Monat, in welchem seine Aufnahme als Advokat erfolgte, in den Rath gewählt worden war (Kriegk's Senckenberg, S. 328 — 330 u. 341). Uebrigens hatte Goethe dem Gesuche um Zulassung zur Advokatur seine Straßburger Dissputation, welche der Vater herauszugeben gedachte (S. 56) beigefügt; sie ist aber später aus den Akten verschwunden.

429. Den Kreis von verständigen und liebenswürdigen Frauenzimmern (S. 56), der sich um Goethe's Schwester versammelte, bildeten hauptsächlich die oben in Anm. 177 genannten Schwestern Gerock und Krespel, die schöne Lisette Runckel (Anm. 305) und die beiden Schwestern Münch, Susanne Magdalene und Anna Sibylla, Töchter des Kaufmanns Münch und seiner Gattin, einer gebornen Le Cerf (Düntzer, Frauenbilder, S. 208 flgde, und Blätter f. l. Unterh. 1864, Nr. 19), beide mehrere Jahre jünger als Kornelia.

430. Von den Freunden (S. 56) sind Horn (Advokat seit dem 4. Mai 1770) und Riese von früher her bekannt (Anm. 180), auch die beiden Schlosser bereits mehrfach erwähnt (Anm. 129, 215 u. 216).

Von Hieronymus Schlosser's lateinischen Gedichten (S. 56 unten) besitzen wir eine 1775 erschienene Sammlung Poematia, darunter Nr. LXXIX ein Dankgedicht an Goethe für einen selbstgemalten Ofenschirm mit dem Kopfe und den dichterischen Emblemen Virgil's oder nach der Ueberschrift: Goeteo, quum mihi umbellam, sive tabulam pictam abigendi nimii caloris caussa ad fornacem ponendam, Virgilii capite et emblematis, fistula, ense, sole, laurea, floribus, sertis, coronis adornandam, affabre ipse delineavisset. Goethe's poetische Antwort darauf steht in den Werken, Bd. III. S. 316. Die Schlosser'schen Distichen (Nr. LXXVIII) auf Orth (s. Thl. I. S. 70) mögen zu den oben S. 57 gemeinten gehören.

Von Georg Schlosser (das.) sowie von Goethe's Oheim Textor ist bekannt, daß sie ihrem jungen Freunde und Neffen manche Klienten aus ihrer eigenen Advokaten-Praxis zuwiesen (Kriegk, Goethe als Rechtsanwalt, S. 266).

431. Herder hatte bei seinem Besuche in Darmstadt im Sommer 1770 die Bekanntschaft des bei der Landgräfin Karoline von Hessen-Darmstadt in hoher Gunst stehenden Kriegszahlmeisters Merck (S. 57) gemacht und dann von Straßburg aus die Verbindung mit demselben brieflich fortgesetzt. Durch ihn hat Goethe damals wol zuerst von Merck gehört. Goethe's geschieht dagegen weder in Herder's Briefen an seine Braut noch an Merck Erwähnung; wohl aber mochte Herder im April 1771, als er Beide auf der Rückreise wiedersah, von seinem jungen Straßburger Freunde erzählt haben, den Merck noch vor Ablauf des Jahres kennen lernen sollte.

In den beiden ersten Monaten, September und Oktober, sehen wir Goethe die in Straßburg angeknüpften Fäden fortspinnen: den Shakespeare-Tag feiern (Anm. 413), über die Architektur des Straßburger Münsters grübeln (Briefe an Röderer vom 21. Sept. 1771 und an Salzmann, Nr. 7 und 8) und für Herder Volkslieder, Balladen und Ossian aufschreiben oder übersetzen (Herder's Nachlaß, I. S. 29—33). Dann plötzlich verstummt er den Freunden: er hat „Götzens von Berlichingen Lebens-Beschreibung" (Nürnberg 1731, von Steigerwald, s. Anm. 362) erhalten, angefangen, die Geschichte zu dramatisiren und darüber „Sonne, Mond und die lieben Sterne vergessen". Wir wissen dies aus seinem mitten aus der Arbeit heraus geschriebenen Briefe an Salzmann (Nr. 8) vom 28. November 1771 und aus dem

nicht datirten, aber jedenfalls noch vor Ablauf des Dezembers an Herder gerichteten Briefe (Nr. 5), der das fertige Stück (den ersten Entwurf) begleitete. „Mein ganzer Genius liegt auf einem Unternehmen," heißt es in dem ersten Briefe, „worüber Homer und Shakespeare und Alles vergessen worden. Ich dramatisire die Geschichte eines der edelsten Deutschen, rette das Andenken eines braven Mannes, und die viele Arbeit, die mich's kostet, macht mir einen wahren Zeitvertreib."

In demselben Briefe nun, mit dem er an Herder das Stück, „den Skizzo", als das „Resultat meiner hiesigen Einsiedelei" übersendet, gedenkt er der Vorbereitung zu einem zweiten Drama, „Leben und Tod eines andern Helden", des Sokrates, des philosophischen Heldengeists, wobei Hamann's „Sokratische Denkwürdigkeiten" mitwirkten (s. auch Anm. 170), und dann der Bekanntschaft Merck's:

„Vor einiger Zeit bracht' ich auch einen reichen Abend mit Mercken zu. Ich war so vergnügt, als ich sein kann, wieder einen Menschen zu finden, in dessen Umgang sich Gefühle entwickeln und Gedanken bestimmen."

Durch seine Braut erfuhr Herder, welchen Eindruck andrerseits Goethe auf den Darmstädter Freund gemacht hatte. Ihr Brief (Nr. 38, aus dem Ende des Jahres 1771, Nachl., III. S. 169) enthält die Stelle: „Er [Merck] war vor einigen Tagen in Frankfurt und hat Bekanntschaft mit einem Ihrer Freunde, Goethe, gemacht, der ihm wegen seinem Enthusiasmus und Genie sehr gefallen. Auch den Verfasser des „Katechismus für's Landvolk" hat er da gefunden, mit dem er auch wegen seiner vielen Gelehrsamkeit und liebenswürdigem Charakter sehr zufrieden war."

Der Verfasser des „Landkatechismus" (Werke, Bd. VIII S. 161, Note) war Georg Schlosser, nach Goethe oben S. 57 auch der Vermittler seiner Bekanntschaft mit Merck.

Dann erscheinen Goethe und Schlosser erst wieder in dem Briefe der Karoline Flachsland an Herder vom 9. März 1772 (Nr. 47): „Ich habe vor einigen Tagen Ihren Freund Goethe und Herrn Schlosser, von dem ich Ihnen schon geschrieben, kennen gelernt. Sie haben Merck besucht auf etliche Tage, und wir waren zwei Nachmittage und auch beim Mittagessen beisammen. Goethe ist so ein gutherziger, muntrer Mensch, ohne gelehrte Zierrath, und hat sich mit Merck's Kindern so viel zu schaffen gemacht, und eine gewisse Aehnlichkeit im Ton oder Sprache

oder irgendwas mit Ihnen, daß ich ihm überall nachgegangen. Der erste Nachmittag wurde uns verdorben durch ein Trisettspiel und zwei Leute aus der Stadt. Nur einen Augenblick saßen Goethe, meine Schwester und ich der Abendsonne, die sehr schön war, gegenüber und sprachen von Ihnen. Er hat sechs Monat in Straßburg mit Ihnen gelebt und spricht recht mit Begeisterung von Ihnen. Ich habe ihn von diesem Augenblicke an recht lieb gewonnen. Den zweiten Nachmittag haben wir auf einem hübschen Spaziergang und in unserm Hause bei einer Schale Punsch zugebracht. Wir waren nicht empfindsam, aber sehr munter, und Goethe und ich tanzten nach dem Klavier Menuetten, und darauf sagte er uns eine vortreffliche Ballade von Ihnen her, die ich noch nie gehört:

Dein Schwert, wie ist's von Blut so roth?
Edward, Edward!

Er hat sie mir auf meine öftere Bitte den andern Tag nach seiner Rückkunft in Frankfurt, aber ohne Brief geschickt. Herr Schlosser ist ein guter, sehr guter Mann, nur ein Wenig zu viel Weltfirniß."

Hierauf ließ sich dann Herder am 21. März 1772 (Nr. 49, Nachl., III. S. 205, und Erinnerungen, I. S. 219) vernehmen: „Goethe ist wirklich ein guter Mensch, nur äußerst leicht und viel zu spatzenmäßig, worüber er meine ewigen Vorwürfe gehabt hat" (s. das Weitere oben in Nr. 354). Das etwas selbstgefällige Wesen, welches Goethe sich Thl. II. S. 173 und sonst zuschreibt, war Herder von Anfang an ein Dorn im Auge; sogleich in seinem ersten Briefe an ihn, noch aus Straßburg, spielt Goethe auf Herder's Vorwürfe an: „Noch was. Ich habe einen Specht ausgestopft gesehen. Das ist kein gemeiner Vogel." Nun wieder nannte ihn Herder „spatzenmäßig", und im folgenden Jahre spottete er sein in der „Bilderfabel", welche anfängt (Nachlaß, I. S. 46—49):

„Hinangeflogen da kam ein Specht
Von Frankfurt wohl am Main."

Die äußere und geschäftliche Veranlassung zu den Besprechungen der drei Männer wird in den angezogenen Briefen verschwiegen; es war dies die Herausgabe der Frankfurter gelehrten Anzeigen. Vergl. unten zu Seite 97 und Werke, Bd. XXIX. Seite XVII—XXIII.

432. Goethe's nachfolgende Schilderung (S. 57—59) erschloß zuerst die Persönlichkeit seines theils vergessenen, theils unbekannt gebliebenen Jugendfreundes weitern Kreisen der Zeitgenossen. Während Herder's Bedeutung in ihm selbst wurzelt, lebt das Andenken Merck's, nach Jenem die wichtigste der bisher vorgeführten Gestalten, fast nur durch das seines Freundes fort. Weder durch eine Dichtung noch durch ein anderes literarisches Werk hat er auf seine Zeit dauernd gewirkt. Man kannte ihn nur im engern Kreise; die literarischen Wortführer vor Allen schätzten seine kritische Feder, seinen korrekten Stil, seine reichen Kenntnisse; seine Mitwirkung war der Lebensathem für die ersten Zeitschriften, den „Merkur", die „Allgemeine deutsche Bibliothek", das oben genannte Frankfurter Blatt u. a. m.; aber in dieser Mitwirkung trat er selten aus der Anonymität heraus, und wir erst sind im Stande, seine kritische Thätigkeit zu übersehn.

Goethe hat jedoch, obgleich Merck ihm allein die Aufnahme in die Literaturgeschichte verdankt, nachdem durch die reichhaltigen, von Wagner herausgegebenen Briefsammlungen (1835—1847) uns die Einzelnheiten seines Lebens aufgedeckt worden, sich den Vorwurf einer etwas lieblosen oder sogar unwahren Charakterschilderung zugezogen. Wir verweisen deshalb besonders auf Zimmermann's neuestes Werk „J. H. Merck, seine Umgebung und Zeit" (1871). Darin wird obige Stelle, besonders S. 58, im Einzelnen tadelnd zergliedert, der ganzen Schilderung „nebelhafte Stilistik" vorgeworfen und Manches darin „übereilt und unwahr" gefunden (a. a. O. S. 570—583). Wir versuchen hier nicht, Zimmermann zu widerlegen, um so weniger, als er selbst eine Menge Gegen-Argumente zusammengestellt hat und nicht bestreitet, „daß Goethe, von allen Beurtheilern Merck's der begabteste, uns in jener so auffallenden und befremdenden Charakteristik nicht einen Kern der Wahrheit bieten sollte".

Auch nach Schaefer (Goethe's Leben, I. S. 131) und Abeken (Goethe i. d. J. 1771 bis 1775, S. 188) hätte die Bedeutung, welche Merck „für Goethe's Jugendleben gewonnen", hier nicht genügende Anerkennung gefunden. Aber Goethe eröffnet doch die Erzählung mit den Worten (S. 57): „Dieser eigne Mann, der auf mein Leben den größten Einfluß gehabt", und dann will dieselbe nicht die Darstellung ihres gegenseitigen Verhältnisses erschöpfen, welche vielmehr in der Gesammtheit der in Goethe's Lebensbeschreibung zerstreuten Züge enthalten ist. Aus diesen Zügen, z. B. aus der Unbestechlichkeit seiner Urtheile

über Goethe's Jugendwerke, so weit Letzterer solche mittheilt, muß man vielmehr eine hohe Meinung von Merck's Geist und Charakter gewinnen. Die Mephistophelische Richtung durfte Goethe jedoch, wollte er seinen Freund wahr zeichnen, nicht übergehn; Zimmermann selbst hat die Belegstellen gehäuft (S. 569 seines biographischen Werks), worin Merck von seinen Freunden, insbesondere Wieland, Herzogin Amalia, Herzog Karl August und Albertine Grün, die ihn sämmtlich hoch verehrten, die Rolle des Mephisto zugetheilt wird. Goethe's Worte sagen nichts Anderes als jene Stellen; bisweilen sind sogar die Bilder dieselben, so wenn Wieland an Merck (1777) schreibt: „Ich glaube nicht, daß irgend ein Sterblicher Sie mit allen Ihren scharfen Ecken, Stacheln, Hörnern und Klauen mehr lieben und höher achten kann als Ihr ehrlicher W." (Merck's Briefe, II. S. 105). Goethe's Darstellung wurzelt in dem Bestreben, das Mißverhältniß (S. 58 oben), welches darin lag, daß man Merck trotz seiner „Hörner und Klauen" lieben und achten mußte, psychologisch zu erklären. Die „Neigung, vorsätzlich [gegenübergestellt dem voraufgegangenen von Natur] ein Schalk, ja ein Schelm zu sein", umschreibt nur das Mephistophelische Gelüste. Einzelne Ausdrücke darf man, im Hinblick auf das Ganze, nicht auf die Goldwage legen, wie das „Tigerartige" des Blicks (S. 57 unten) und das „Verneinende" und „Zerstörende" der Merck'schen Arbeiten. Darf man nicht? Man wird es müssen, um Goethe gerecht zu werden. Seine Urtheile fließen aus dem nachträglich gewonnenen Gefühle der Superiorität. Merck war, so erheblich er in Goethe's Entwicklung eingriff, so werthvoll Diesem seine große Welterfahrung und Weltbildung sein mußten, weiter seine seltne Universalität, worin ihm vielleicht nur Herder und Goethe selbst gleichkamen, und seine ganz besondre technische Kunstkenntniß, worin er Beide übertraf, doch immer kein Geist ersten Ranges, er war auch als Kritiker kein Lessing, ihm fehlte philosophische Tiefe, ihm fehlte, wovon Herder überfloß, Ideenreichthum. So war er zwar klaren, scharfen, aber armen Geistes, seine kritische Kraft Goethe's produktiver wenigstens nicht gleichgewogen. Deshalb konnte Goethe nicht so weit in seiner Anerkennung gehn, als Zimmermann und Schaefer verlangen; deshalb betonte er das nur Verneinende und Zerstörende der Merck'schen Kritik, weil diese gern falsche Prätensionen und Illusionen, Dünkel und auch wol einen unschuldigen Enthusiasmus für über Verdienst geschätzte Werke zerstörte, aber nicht

im Stande war, ihren Vater selbst noch Andre zur Hervorbringung eines Bessern anzuleiten, aus der Verneinung zur Bejahung überzuführen. Hält man sich dagegen an der Oberfläche, so kann man allerdings Goethe'n entgegensetzen, Merck habe auch Fabeln, Gedichte, Novellen, und zwar theils tadelnde oder lobende, theils zwischen Lob und Tadel lavirende Beurtheilungen, nicht aber zerstörende Arbeiten geliefert. Aehnlich ist es mit den ihm von Goethe beigelegten Eigenschaften eines Schalks und Schelms. Goethe nennt ihn auch brav, edel, zuverlässig. Jene Eigenschaften müssen daher als mit diesen vereinbar aufgefaßt werden, und dann entsteht nicht grade ein moralisches Schreckbild. Es ist auch nicht richtig, daß, wie Zimmermann a. a. O. S. 576 meint, nur Goethe und Jacobi nachtheilige Urtheile über Merck gefällt; ähnlich wie sie spricht sich auch Herder über ihn aus: „Merck ist eher mein Verräther, wie ich zu glauben Ursache habe, als mein Freund", und Hamann, der ihn wortspielend eine „Meerkatze" nennt (Letzteres Schriften, hrsgg. v. Roth, V. S. 127 und S. 133). Goethe ist auch der Einzige aus Merck's Freundeskreise, der Veranlassung hatte, ihn im Zusammenhange zu beurtheilen.

Erwägt man die eigenthümliche Stellung, welche Merck in dem großen Kampfe der Hamann, Herder, Lavater gegen die Aufklärer, gegen den Rationalismus des Jahrhunderts einnahm, wie er in den erbitterten, aus jenem Prinzipienkriege hervorgehenden Einzelkämpfen Goethe's und Nicolai's, dann Lavater's und Lichtenberg's, wie später Wieland's und Nicolai's, sich niemals ganz auf die Seite einer Partei stellte, — ein besonders bedenkliches Stück war es, daß er, der Mitarbeiter an Lavater's Physiognomik, seines Landsmannes Lichtenberg witzige aber vernichtende Persiflage jenes Werks im „Merkur" belobte, — so wird man Manches an Goethe's Schilderung erklärlicher finden (vergl. Zimmermann, a. a. O. S. 294 flgde, besonders S. 365).

Fehlen dieser andrerseits auch gewinnende individuelle Züge, wie solche in den Schilderungen des Verkehrs mit Lavater, Basedow und selbst mit Lenz vorkommen, so liegt dies, ohne daß man eine später eingetretene Abneigung des Erzählers anzunehmen braucht, an der zu poetischer oder humoristischer Darstellung nicht einladenden verstandesklaren Natur und eben an der hohen Bildung des Kritikers.

Noch einige Einzelnheiten.

Der oben S. 57 erwähnte mehrjährige Aufenthalt Merck's

in der französischen Schweiz war von entscheidendem Einfluß sowol auf seine geistige und soziale Ausbildung als auf seine häusliche Lage, indem er sich etwa 1766 dort in Morges am Genfer See mit der Tochter des Justizbeamten Charbonier verheirathete, einer ebenso schönen als liebenswürdigen und geistvollen Französin, die aber als solche in Deutschland stets fremd blieb und in Merck's Verhältnisse einen nie gelösten Zwiespalt brachte. Goethe übergeht sie hier meist mit Stillschweigen. In den Briefen der Zeit wird sie auch von ihm viel genannt (Kestner, S. 83, 102); Herder's von Bewunderung und Zärtlichkeit überströmende Briefe an sie sind uns, neben mehreren ihres Gatten und Leuchsenring's, erhalten. „Ihre gute, vortreffliche Frau" nennt sie einmal Herder in einem Briefe an Merck (Dessen Briefe, III. Nr. 3—7, 10, 12—15, 18, 21, 22, 105 und 125). Gleichwol sagt Zimmermann (a. a. O. S. 5) mit Recht: „Merck's Familienleben hinterläßt in uns eine tragische Stimmung" (vergl. Herder's Nachl., III. S. 217).

Merck's Profilporträt in Lavater's Physiognomik (S. 57 u. 156) von Lips, nur durch ein M. bezeichnet, hat zuerst A. Stahr (J. H. Merck's ausgewählte Schriften. Ein Denkmal. 1840. S. XIII) in dem Fragment XVII, nach Seite 250 des „Ersten Versuchs", aufgefunden und durch den seiner Ausgabe vorgesetzten vergrößerten schönen Stahlstich weiter verbreitet. In der Zergliederung des Porträts (a. a. O. S. 251) nennt es Lavater „ähnlich", fügt jedoch hinzu: „Es ist's zum Theil; und doch wie viel hat's in Kraft und Blick verloren!" Es ist offenbar sehr gelungen, drückt jedoch mehr weltmännische Ruhe und Feinheit als Mephistophelische Schärfe aus. Er ist hier ganz der „sehr artige Mann", wie ihn Hartknoch 1773 in Riga fand (Von und an Herder, II. S. 48; vgl. jedoch J. N. Reich, II. S. 813).

Der Grund, weshalb Goethe 1813 Anstand nahm, Merck's poetische Episteln, deren er S. 58 gedenkt, zu veröffentlichen, war wol die Rücksicht auf den damals noch lebenden Jacobi. Den geheimen Zwiespalt in unserer Literatur (ebenda) beziehn wir wenigstens auf denjenigen, der in den Siebziger Jahren Merck von den Jacobis, im Allgemeinen aber den Ober- von dem Niederrhein trennte. Diese Beziehung ergiebt sich aus Eckermann's Aufzeichnung vom 10. Februar 1829 (II. S. 60), die hoffen läßt, daß die Dokumente noch unversehrt im Goethe-Hause ruhn: „Sodann viel über Merck gesprochen, von welchem er [Goethe] mir eine

poetische Epistel an Wieland vom Jahre 1776 vorliefet, in höchst geistreichen, aber etwas derben Knittelversen. Der sehr heitere Inhalt geht besonders gegen Jacobi." Dessen „Allwill" erregte Merck's Zorn, wie Wieland's Brief an ihn vom 31. Mai 1776 ergiebt: „Von Allwill ein andermal. Ihr geht gottlos mit ihm [Jacobi] um, und das ist nicht fein! Es bleibt aber Alles [die Epistel] unter uns" (Merck, II. S. 71). Nichtsdestoweniger besaß Goethe eine Abschrift, wenn nicht das Original. Derartige Episteln gingen von Beiden auch gegen Herder aus; die oben (S. 291) erwähnte „Bilderfabel für Goethe" war nur eine Gegenwehr (Herder's Nachl., I. S. 46, Note 1).

433. Der Darmstädter Zirkel (S. 59), dessen geistigen Mittelpunkt der damals (1772) bereits einunddreißigjährige Merck ausmachte, ist insofern für Goethe's Leben von Wichtigkeit, als er von hier aus seinen Flug als Schriftsteller nahm und für sein geistiges Leben, für seine dichterische, namentlich auch für seine künstlerische Thätigkeit Theilnahme, Verständniß und — so weit Merck in Betracht kommt — wirkliche Förderniß empfing. Die Impulse zu seinen größeren Dichtungen sind jedoch hier nicht zu suchen, und der „Götz" war in der ersten Gestalt (Werke, Bd. XI. 2. S. 13—130) schon abgeschlossen, als der Dichter Merck's Bekanntschaft machte (Anm. 431). Aber eine Reihe kleinerer Sachen, der „Pater Brey", mehrere Kunstgedichte und Gedichte an Personen, das Concerto dramatico (Werke, Bd. V. S. 241) u. dergl. m., entstammen dortigen Anregungen. Die Blüthezeit dieses Darmstädter geistigen Lebens fiel für Goethe in das Frühjahr 1772 und den folgenden Winter, also in die Zeit unmittelbar vor und nach Wetzlar; es erlosch im Winter 1774 mit dem Ableben der berühmten Landgräfin Karoline von Hessen-Darmstadt, femina sexu, ingenio vir, nach Friedrich's des Großen Bezeichnung, der Gönnerin Merck's (Dessen Briefe, III. S. 92—99).

Nach dem ersten Besuche Goethe's und Schlosser's in Darmstadt in der ersten Woche des März 1772 (Anm. 431) wurde die Verbindung sogleich eine enge; denn schon von Wetzlar aus nennt sie Goethe die „Gemeinschaft der Heiligen", wie später in der Ueberschrift des vorerwähnten Concerto dramatico. Er schreibt an Herder (Nachl., I. S. 42): „Von unsrer Gemeinschaft der Heiligen sag' ich Euch nichts. Ich bin νεόφυτος und im Grund bisher nur neben Allen hergegangen; mit Mercken bin

ich fest verbündet." Gleim fühlte sich von diesem Zirkel im Juni 1771 erwärmt, und Merck selbst schreibt fünf Jahre später: „Freilich acht oder neun Menschen, wie sie anno 1772 ..... oft in meinem Hause beisammen waren, ist ein seltnes Schauspiel" (Dessen Br., II. 43, 100 u. 107, u. Herder's Nachl., III. S. 63).

Außer Merck selbst, seiner Frau und Goethe gehörten zu jenem, von Julian Schmidt treffend geschilderten empfindsamen Kreise (Gesch. des geistigen Lebens in Deutschland, Bd. II):

a. der Geheimerath von Hesse (S. 59), der Schwager von Herder's Braut, die sich bei ihm aufhielt, der Gegner und der Nachfolger Moser's als Minister i. J. 1780, nach Zimmermann (a. a. O. S. 30) „gelehrt, kunstsinnig, feingebildet und gattlich, bis in sein hohes Alter ein besonderer Freund der klassischen Literatur".

b. Professor Petersen, Theologe, damals Magister und Erzieher der jüngeren Söhne des Landgrafen, die er 1774 nach Straßburg begleitete, später Hofprediger in Darmstadt; Merck läßt ihn in seiner „Matinée eines Recensenten" (Briefe, II. S. 59) sehr milde auftreten; er war als Recensent, damals auch in den Frankfurter gelehrten Anzeigen, und sonst als Schriftsteller thätig. Interessant sind die von ihm aus Straßburg den 9. März 1775 an Merck gegebenen Nachrichten (daselbst, II. Nr. 19).

c. Wenck, der Rektor des Pädagogiums zu Darmstadt, Hofbibliothekar und Konsistorialrath, eine geniale Natur, einer von Merck's ältesten Freunden (Briefe, I. S. X). In der eben erwähnten „Matinée" läßt ihn Dieser 1776 von den Weimarischen Schöngeistern sagen:

> Ich gehe Keinem drei Schritt zu Gefallen!
> Indessen bin ich den Herren allen
> Und jedem ins Besondere gut,
> So lang er mich amüsiren thut —

und von Goethe und seiner Anstellung in Weimar:

> Die Herren haben zwar mancherlei Gaben,
> Doch sind sie nicht in allen Sätteln gerecht,
> Für manche zu gut, für manche zu schlecht ....
> Ja, wenn er kein Belletriste wäre!

Auch Claudius gehörte zu Wenck's Freunden. Letzterer war Mitarbeiter an den Frankfurter Anzeigen (Merck, I. S. XIII) wie sein Freund Höpfner, den er nach dessen Tode (1797) in der Schrift

„Höpfner's Leben und Charakter" feierte (Merck's Br., III. S. 323). Auf Moser's Veranlassung, der in dem Jahre, von dem hier die Rede ist, 1772, Präsident des Geheimen-Raths und Kanzler zu Darmstadt geworden war, verfaßte Wenck die „Hessische Landesgeschichte" (1783—1803), welche Moser im 2. Bande seiner „Politischen Wahrheiten" (S. 247) und Zimmermann in Merck's Leben (S. 28) rühmen.

d. Von den Töchtern des elsäßer Amtsschaffners Flachsland, der Frau Hesse (oben unter a) und der Karoline Flachsland, ist die Letztere als Herder's spätere Frau bekannt. Auch ihr wurde Goethe damals nah befreundet; er feierte sie als Psyche, welchen Namen ihr zuerst Leuchsenring ertheilt hatte, in dem Gedichte „Felsweihe-Gesang". Ihre Schwester war in der Ehe nicht glücklich, fühlte sich auch durch Merck's scharfes Wesen abgestoßen und blieb Goethe fremd (s. Werke, Bd. III. S. 35—37, Herder's Nachl., III. S. 166, 210 u. sonst).

e. Fräulein von Roussillon, Hofdame der in Darmstadt lebenden Herzogin von Pfalz-Zweibrücken, in dem schwärmerischen Kreise Urania genannt und unter diesem Namen von Goethe in dem Gedichte „Elysium" (Werke, Bd. III. S. 37—39) gefeiert. Merck stand ihr besonders nah, er sah sie bei Hofe, er begleitete sie auf Spaziergängen und suchte die Melancholie, an der sie litt, zu bannen (Herder's Nachl., III. S. 135, 157, 168).

Durch ihn lernte sie zugleich mit ihrer Freundin Louise von Ziegler (nachfolgend unter f) Goethe'n im April 1772 zu Homburg kennen. Beide sahen ihn dann später in Darmstadt wieder (Merck's Br., III. S. 21 u. 22 in Verbindung mit Herder's Nachl., III. S. 229). Goedeke zuerst in „Goethe's Leben", S. 103, und E. Schmidt in seinem „Richardson", S. 281 flgde, haben in der Roussillon das Vorbild jener frühverstorbenen Freundin Werther's ermittelt, deren Bestattung Goethe in dem Romane so ergreifend schildert. Lange kränkelnd, starb sie im April 1773, und Goethe wohnte am 20. oder 21. ihrem Begräbniß in Darmstadt bei; wir lesen von seinem tiefen Schmerze und der Absicht, das Andenken dieser „theuer geliebten Freundin" durch eine Inschrift zu verewigen, in seinem Briefe an Kestner Nr. 69. Auf eine andere Absicht dürfte jene Aeußerung nicht zielen (zu Schmidt's Richardson).

f. Louise von Ziegler, gleichfalls Hofdame und zwar bei der Landgräfin von Hessen-Homburg, im Winter sich auch meist in Darmstadt aufhaltend. Ihr ist Goethe's Gedicht „Pilger's Morgenlied. An Lila" (Werke, Bd. III. S. 39 u.

40) gewidmet; denn mit dem letztern Namen wurde sie in dem Kreise genannt. E. Schmidt hat in dem eben (unter e) bezeichneten Werke nachgewiesen, daß die Ziegler, welche ihre Freundin Roussillon in ihrer letzten Krankheit mit Aufopferung pflegte, unter der in „Werther's Leiden" genannten „Fräulein von B." zu verstehen sei. Zwei französische Briefe von ihr an Merck finden sich in dessen Briefsammlung abgedruckt (II. S. 44—46, wo der Name fälschlich „Siegler" lautet). Als den „Pilger" läßt sie in dem ersten Briefe vom 3. Mai 1773 Goethe grüßen: „je salue bien tendrement notre cher pèlerin, j'espère qu'un jour il s'égarera dans nos bois". Von ihr schreibt Karoline Flachsland im Sommer 1771: „Lila — ist ein außerordentlich empfindsames Mädchen. Merck hat sie vor kürzerer Zeit kennen gelernt, ist ganz von ihr begeistert und vergleicht sie fast mit Maria von Yorick" (Herder's Nachl., III. S. 91), und zur selben Zeit nannte sie Jacobi die „Elysische Zieglerin" (Note daselbst). Goethe fühlte sich von ihr so angezogen, daß Karoline Flachsland an eine Heirath Beider dachte. Aber nicht Goethe, sondern der mehrgenannte Esthländer von Reutern war der Gegenstand ihrer Liebe (s. Thl. II. S. 279, u. Herder's Nachlaß, III. S. 181, 187, 253 u. 377).

Zu den vielen Durchreisenden (S. 59) gehörten, außer Herder, namentlich Leuchsenring, der Herzensfreund der Lila, der Flachsland und der Frau Merck, und Frau von la Roche nebst ihrer Tochter Maximiliane.

Im Bessunger Walde bei Darmstadt traf der empfindsame Freundeskreis oft zusammen; Jedem war einer der dort ehemals von Teichen umgebenen Felsen gewidmet. Diese Stätte wurde am 27. August 1871 durch eine Gedenktafel bezeichnet und bei der feierlichen Enthüllung der oben unter d erwähnte „Felsweihe-Gesang" vorgetragen (Main-Zeitung vom 2. Sept. 1871: „Die Goethefeier auf dem Herrgottsberg").

434. In den Briefen der Karoline Flachsland finden wir erwähnt, daß Goethe schon im April 1772 Scenen aus seinem „Gottfried von Berlichingen" den Darmstädter Freunden vorgelesen (Herder's Nachl., III. S. 226). Das Stück ward noch in der Blüthezeit jenes Zirkels umgearbeitet, ebenso fallen die Anfänge des „Faust" in jene Periode (1773). Goethe's Bemerkung (oben S. 59): „Faust war schon vorgerückt", geht nicht eben auf den Anfang seiner Beziehungen zu Darmstadt, sondern im

Allgemeinen auf den Zeitraum, worin sie bestanden. Mit dem Hinweis auf das fünfzehnte und sechzehnte Jahrhundert (S. 59) werden hier die beiden eben genannten Stücke, die gleich „Faust" den Hans Sachsischen Ton wieder aufnehmenden Puppenspiele und die kleine Schrift „Von Deutscher Baukunst", als demselben Boden entsprossen, zusammengefaßt (vergl. Große's Schrift: Goethe und das deutsche Alterthum, 1875).

435. Als Frucht der im vorigen Buche S. 50 und 51 und in Anmerkung 419 erwähnten Studien (vergl. Thl. II. S. 155—157 und Anm. 345) erschien November 1772 in Form einer selbständigen Schrift bei den Eichenberg'schen Erben in Frankfurt, doch ohne Ortsangabe (16 Seiten 8°, mit der Jahreszahl 1773), Goethe's Aufsatz „Von Deutscher Baukunst" (zu oben S. 59 u. 60; s. Werke, Bd. XXVIII. S. 339—347). Das uns vorliegende Exemplar hatte Goethe einst Boie geschenkt, wie dieser auf dem Titelblatt vermerkt hat, und später Niebuhr erworben; dieser erste Druck, der ursprünglich 6 Kreuzer kostete, ist so selten, daß dafür vor einigen Jahren in einer Leipziger Auktion 113 Thaler gezahlt wurden. Verfaßt hat Goethe diese seine Erstlingsschrift, wenn man von den Leipziger Liedern absieht, im Winter 1771 auf 1772, nachdem er von Silbermann den Grundriß des Straßburger Münsters erhalten (Anm. 419). Daß der Thurm des Münsters nicht in der beabsichtigten Form ausgeführt worden (oben S. 50), beklagt schon der Aufsatz (a. a. O. S. 344) in der Stelle von den Thürmen, „deren, ach, nur einer traurig da steht ohne den fünfgethürmten Hauptschmuck."

Die von dem Verfasser unter seine Bekannten vertheilte Schrift (s. Goethe und Kestner, S. 72, 73, 108) ward wenig bemerkt; Herder's Antheil daran machte ihm jedoch viel Freude (Nachl., I. S. 45). Wegen der Stil-Aehnlichkeit hielt man wol Diesen für den Verfasser (Hamann's Werke, V. S. 40). An Nicolai empfahlen das Werklein sowol Merck: „machen Sie, daß es keinem Ungewaschenen in die Hände fällt, der den Genius verkennt" (Dessen Briefsamml., III. S. 56, wo als Datum des Briefs nicht 1772, sondern 1773 zu lesen ist), als auch Herder am 14. August 1773: „Es soll kein Meisterstück sein, weder an Stil noch Inhalt, sondern nur Zeichen, dem widersprochen werde, damit man mehr reden könne" (Dessen Nachlaß, I. S. 45, Note 2).

Die „Frankfurter Anzeigen" brachten bereits Anfangs De-

zember 1772 eine Besprechung (Nr. 97. S. 774—776) von Schmid in Gießen über die „so mäßige Bogenzahl und so vollhaltiges Gewicht", und der „Wandsbecker Bote" eine solche am 4. Mai des folgenden Jahrs von Claudius, der darin „viel Enthusiasmus und Vaterlandsliebe" findet. Vom technischen Standpunkte warf der Dresdner Baumeister Krubsacius, der Gegner des Barockstils, dem Autor Unkenntniß vor (vgl. Justi's Winckelmann, I. S. 258 u. besonders 265). Die Boisserée knüpften an diese Schrift als ein Merkzeichen wieder an, deren Zeit erst nach vierzig Jahren und später gekommen schien, wo selbst Schinkel der „gothischen" Baukunst das Prädikat vaterländisch ertheilte, unangesehn, daß sie uns vom Westen gelehrt und zugebracht worden ist (vergl. S. Boisserée, I. S. 810, u. Hirzel, S. 178).

436. Der Besprechung der sich an jene erste Schrift anschließenden beiden theologischen Abhandlungen schickt Goethe eine allgemeine Betrachtung über seine Stellung zur Bibel vorauf (S. 60—62). Dieselbe läßt sich als Fortsetzung der verwandten des Vierten Buchs ansehn (Thl. I. S. 119—130). Auf Anm. 107 zu jener Darstellung verweisen wir zumal wegen der hier (S. 60) erwähnten Schmid'schen wörtlichen Uebersetzung. Es ist auch dort (Thl. I. S. 327) hervorgehoben, wie sehr sich Goethe mit seiner Auffassung der Bibel von der der Aufklärer seiner Zeit und der sog. Neologen entfernte (s. Thl. II. S. 57 bis 59 und Anm. 221, A.).

Wenn Derselbe hier (S. 61) bei aller schriftlichen Tradition den Nachdruck auf das Innere, den Sinn, die Richtung des Werks legt, so scheint damit der flach rationalistischen die historische Ansicht, wie solche Herder vertrat, entgegengesetzt werden zu sollen. Indem er aber weiterhin die Erwägung voranstellt: wie eine Schrift sich zu unserm Innern verhalte, wie ihre Lebenskraft die unsrige errege und befruchte, und fast wie ein Pietist der alten Schule von einer „aus Glauben und Schauen entsprungenen Ueberzeugung", von einem „reichlich wuchernden Kapitale" spricht: so hat man es hier mit einem allgemeineren, ganz idealen Grundsatze zu thun, von dem aus, so weit die biblische Tradition zu berücksichtigen ist, allen neologischen Ansichten und auch der historischen Kritik zum Trotz, es Goethe möglich gewesen ist, unabhängig von jedem Dogma zu einem orthodoxen, bibelgläubigen Standpunkt zu gelangen. Nach diesem Grundsatze besteht der Beweis

des Geistes und der Kraft lediglich in deren Wirkungen; es ist die Probe, wodurch sich in Lessing's Parabel der ächte der drei Ringe legitimiren soll. Liegt diese hochgeistige Ansicht dem „sittlichen sowol als literarischen Lebensbau" des Dichters, wie er behauptet, zum Grunde, so muß sie auch sonst in dem mehr reflektirenden Theile seiner Schriften niedergelegt sein. Wir finden davon in der That mehrfache Spuren. Ueber die Frage nach der „Aechtheit alter Schriften", nach dem „Autor von Shakespeare's Schauspielen" in den Sprüchen Nr. 498 und 499 können wir zwar hinweggehn, da sie nur „angeeignet" sind (Werke, Bd. XIX); aber die Maxime zeigt sich, auf einen kurzen Ausdruck gebracht, in dem Altersgedichte „Vermächtniß" (Werke, Bd. III. S. 192):

„Und bist Du vom Gefühl durchdrungen,
Was fruchtbar ist, allein ist wahr",

und noch kürzer in dem Spruche „Das Wahre fördert" (Nr. 937 a. a. O.), ausführlich in den „Wanderjahren" (Bd. XVIII. S. 404), wo als Prüfstein des Ueberlieferten die lebendige Einwirkung und Förderung, ebenso in dem kleinen Aufsatz „Naturphilosophie" (Bd. XXIX. Nr. 79), wo bei allem „vom Geist Empfangenen" das Grundwahre betont wird; das Kennzeichen, woran das Wahre vom Blendwerk am Sichersten zu unterscheiden, sei dies: „jenes wirke immer fruchtbar und begünstige Den, der es besitzt und hegt, da hingegen das Falsche an und für sich todt und fruchtlos daliege, ja sogar wie eine Nekrose anzusehen sei, wo der absterbende Theil den lebendigen hindert, die Heilung zu vollbringen". Daß Goethe schon in seinen Erstlingsschriften jenen Grundsatz für das Verstehen der Bibel geltend gemacht, zeigt unsre Anmerkung 440.

437. Von Einzelnheiten berühren wir Voltaire's Saul (S. 62), d. h. Voltaire's Uebersetzung des englischen Stücks dieses Titels von Huet (Saül, drame, traduit de l'anglais de Hut, S. 315 sq. des 46. Bandes der großen Ausgabe der Oeuvres de Voltaire von 1785). Nicht die Behandlung Saul's in diesem Stücke, sondern die David's erregte des jungen Goethe fanatischen Eifer; denn gegen diesen ist dasselbe gerichtet. In dem Vorwort bemerkt Voltaire von dem Verfasser: Indigné d'avoir entendu un prédicateur comparer à David le roi George II, qui n'avait ni assassiné personne, ni fait brûler ses prisonniers français dans des fours à

rique, il fit une justice éclatante de ce roitelet. In iesem Sinne ist das geistlose Stück geschrieben, welches sogleich m 2. Akt David nach dem Leben Saul's, seines Schwieger- aters, trachten, und seine Gattin Michol wegen der Abigail errathen läßt und ebenso weiter David's Charakter durchführt.

438. Die lange Unterbrechung (S. 62 in der Mitte) ndigte keineswegs erst im Winter 1772; vielmehr greift der Verfasser, der Art seiner Darstellung entsprechend, in viel frühere Epochen, jedenfalls schon in die Zeit vor und in Straßburg urück. Dies zeigt die Stelle von dem Inhalte der Gesetzes- afeln (S. 62 unten). Denn nach Lerse's Erzählung an Böttiger m Jahre 1798 hätte jene ketzerische Ansicht von den Tafeln en Inhalt der von Goethe der Universität Straßburg zuerst ingereichten Dissertation ausgemacht und deren Zurückweisung ur Folge gehabt (Böttiger, Lit. Zust., I. S. 60, vergl. oben S. 249). Dieser aber nahm die Frage in Frankfurt wieder auf nd gab die Erörterung darüber als die erste der „Zwo biblischen Fragen" (s. Nr. 439) 1773 in Druck; die Worte der Einleitung, die zwei Erklärungen seien ihm schon vor langer Zeit von utem Geiste zugewinkt worden", müssen vorzugsweise von der rsten Frage gelten.

Die fernere Ansicht, daß die Israeliten keine vierzig Jahre, ondern nur kurze Zeit durch die Wüste gewandert S. 62 unten), mag sich ihm erst später aufgedrängt haben. Im Frühjahr 1797 regten ihn Wolf's Prolegomena zum Homer n, seine alten „Papiere und Studien" über die Bibel, wie er n Schiller schreibt (Briefw., Nr. 296 flgde), wieder vorzunehmen nd mit der Fackel der neuen philologischen Kritik zu beleuchten. Das Resultat ist der zwanzig Jahre später nochmals um- earbeitete und den Noten zum „Divan" eingefügte Aufsatz Israel in der Wüste" (Bd. IV. S. 312—328). Die Ein- eitung dort (S. 312) wiederholt genau, nur mit Ausschluß der Stelle von den Zehn Geboten, den mittlern Absatz hier (S. 62); uch das Bibelcitat 2. Mosis 1, 8 ist an beiden Stellen asselbe. Die vermeintlichen ganz neuen Aufschlüsse über en Charakter Mosis sind gleichfalls in jenem Aufsatze zu uchen (S. 319, 326 und 327 des Bd. IV). Unsre Meinung über iese „neuen Aufschlüsse" haben wir S. XLIII der Vorbemer- ung zum „Divan" ausgesprochen.

439. Die Gabe der Sprachen am Pfingstfeste

(S. 63) nach dem zweiten Kapitel der Apostelgeschichte, das γλώσσαις λαλεῖν, bildet den Gegenstand der zweiten der biblischen Fragen: „Was heißt mit Zungen reden?" Goethe antwortet: „Mehr als Pantomime, doch unartikulirt muß die Sprache gewesen sein."

Diese also und die Erörterung über die Tafeln (Anm. 438) veröffentlichte er im Februar 1773 in dem Druckbogen (16 S. 8°): „Zwo wichtige bisher unerörterte biblische Fragen zum ersten Mal gründlich beantwortet, von einem Landgeistlichen in Schwaben. Lindau am Bodensee. 1773." Der Ort ist nur fingirt, da die Schrift wiederum bei den Eichenberg'schen Erben zu Frankfurt herauskam. Sie ist in die Form eines an einen Amtsbruder gerichteten Briefs mit dem vermuthlich die wirkliche Zeit der Abfassung wiedergebenden Datum: „M. [ain?] den 6. Februar 1773" eingekleidet. In dem Versteckspiel auf dem Titel zeigt sich der Einfluß Hamann's (s. Dessen „Beilage zu den Denkwürdigkeiten des seligen Sokrates. Von einem Geistlichen in Schwaben" und Rosenkranz' „Kant und Hamann" in den „Neuen Studien", 1875, II. S. 93).

Eine Besprechung jener Schrift und des in der nächsten Nummer gedachten „Briefs des Pastors" von Claudius hebt hervor, daß der oder die Verfasser der beiden Schriften dem schweren, in der Mitte zwischen der Scylla der Schwärmerei und der Charybdis kalter, raisonnirender Dogmatik hindurch führenden Wege „näher auf die Spur gekommen zu sein scheinen"; bei der ersten der zwei Fragen zwar habe er ihn nicht so ganz verstanden, die zweite jedoch sei fein behandelt (Wandsbecker Bote v. 13. März 1773; s. Düntzer, Neue Goetheſtudien, S. 4).

In den „Gelehrten Anzeigen" seiner Vaterstadt ward Goethe — wol zur Strafe für seinen Austritt — jedoch übel abgefertigt. Es heißt hier in Nr. 83 vom 15. Oktober 1773: „Der Verfasser ist ein launigter Mann und ein guter Denker, aber in seiner Seele scheinen zu wenig Materialien zu sein, über die sich sein philosophischer Kopf ausbreiten könnte"; seine „Selbstgenügsamkeit" wird getadelt und bei genauer Prüfung der ersten Frage zu dem Schlusse gelangt, daß die Hypothese des Herrn Verfassers — ein Traum, und die Beantwortung der zweiten unreif und unverdaut sei (s. auch Nicolai's „Bibliothek", Bd. 20. S. 160).

Als Herder diese zweite Frage in seiner Schrift „Ueber die Gabe der Sprache" 1794 behandelte, erinnerte Goethe an seine Jugendarbeit mit den Worten: „Wie sehr ich Deiner Meinung wegen der Glossen [γλῶσσαι] im Allgemeinen bin, weißt von

Alters, da ich etwas Aehnliches als Posse vortrug" Herder's Nachl., I. S. 144, vergl. De Wette's Erklärung der Apostelgesch., 4. A. von Overbeck. 1870, S. 20).

440. Günstiger ward die zweite, etwas längere Schrift 26 Seiten 8°) aufgenommen: „Brief des Pastors zu * * * an en neuen Pastor zu * * *. Aus dem Französischen 1773", welche in demselben Verlage gleichzeitig erschien. Der Titel erinnert an Rousseau's Lettre d'un vicaire, der in der Schrift S. 10) einmal erwähnt wird.

Das Thema dieses Briefs ist allerdings, wie Goethe angiebt oben S. 63), die Toleranz, aber, wohl zu merken, die Toleranz us dem Glauben, entgegengestellt der Toleranz der Zeit us Indifferentismus, aus Vernunft (S. 9), wie denn die ganze Schrift den Ursprung aus den pietistischen Kreisen nicht verleugnet. Sie verwirft die Hierarchie und das Dogma. Sie ist feindlich egen das neumodische Christenthum — mit Seitenblicken auf „den Spötter von Ferney" —, gegen die Unionsbestrebungen und ie modernen Liederverbesser- und -verwässerungen. Hamann berachtete als die Grundlehre des Christenthums: die Verklärung er Menschheit in der Gottheit und der Gottheit in der Menschheit durch die Vaterschaft und Sohnschaft (Werke, IV. S. 330): ie Menschwerdung Christi ist ebenso in der Goethischen Schrift ie Grundlage des Glaubens (S. 6, 9, 23); sie kennzeichnet anz des Verfassers Stellung zur Bibel; jener oben (S. 61) ngegebne allgemeine Grundsatz findet hier in den Worten Ausdruck: Ich weiß nicht, ob man die Göttlichkeit der Bibel Einem eweisen kann, der sie nicht fühlt" (S. 10), und „Wehe dem Christen, der aus Kommentaren die Schrift verstehen lernen will" (S. 20).

Mit Recht bemerkt Düntzer (Freundesbilder, S. 13), daß die Grundanschauung dieses Briefes ächt Lavaterisch sei, und ähnlich drückt sich Goethe selbst oben S. 150 aus. Lavater, diesem noch persönlich unbekannt, empfahl die Schrift daher mit Wärme in Briefen n Zimmermann und Hasencamp (Ausgew. Schriften, III. S. 218 flgde); auf ihn und seine Amtsbrüder, mit denen er sie am Synodusabende" gelesen, hatte sie den tiefsten Eindruck emacht. Ebenso war der Brief im Sinne Claudius'; er fand ier „Fülle und Balsam in dünnen Hülsen"; es werde hier von er Toleranz in einem höhern Sinne des Worts gehandelt, als s die Modephilosophen nehmen. Er sagt: „Es liegen einige

sehr richtige und tiefe Bemerkungen, u. a. über die Wirkungen der äußerlichen sinnlichen Zeichen und über die übel verstandene Bekehrungssucht in dem Briefe, und ein Weg, seinem Herzen die Lehre vom Abendmahl ... begreiflich zu machen" (in der Anm. 439 angegebnen Recension). Enthusiastisch begrüßte das mehrgenannte Frankfurter Blatt, den Autor damals noch als Mitarbeiter ansehend, die kleine Schrift (Nr. 21 vom 12. März 1773; anders in Nr. 83 vom 15. Oktober d. J., S. 707), wogegen Nicolai's Bibliothek (Jahrg. 1773, Bd. 20. S. 163) den Verfasser für einen „gutherzigen, liebenswürdigen Schwärmer" erklärte.

Goethe deutet (S. 63) die Seltenheit der beiden kleinen theologischen Flugschriften an; sie waren damals in der That völlig verschollen. Selbst ein Kenner wie Niebuhr konnte im März 1811 an Nicolovius schreiben: „Hast Du je von Goethe's Inauguraldisputation [existirt nicht gedruckt] und von einer theologischen Schrift gehört, die er in seiner Jugend schrieb? Ich erst vor Kurzem und habe die letzte besessen, aus Boie's Auktion, ohne zu wissen, daß sie von ihm ist" (Lebensnachrichten, I. S. 493). Er besaß beide theologische Schriften, gleich der „Baukunst" Geschenke Goethe's an Boie (Kestner, S. 139, 144, 150), die aus seines Sohnes Nachlasse später (7. Mai 1862) zu hohem Preise in den Besitz von Dorer-Egloff übergingen. Die uns vorliegenden Exemplare waren Geschenke des Verfassers an Salzmann.

Uebrigens wurden sie nicht von Goethe selbst, sondern von den Herausgebern seines Nachlasses erst 1840 in die Werke aufgenommen (Bd. XIV der 40bdgen Ausg.).

441. Mit den drei erörterten Erstlingsschriften hatte der Verfasser sich neben die Herder, Claudius, Lavater und vor Allem Hamann gestellt, nach Richtung, Geist und Form. Billig erneuerte er hier (S. 63—66) das Andenken des halb vergessenen Mannes, da so viele der Grundanschauungen Herder's, die der junge Goethe in sich aufgenommen hatte, — von der Volkspoesie, vom Homer, von der Bibel, vom Orient, — auf Hamann, auf den Magus aus Norden, nach Moser's Bezeichnung, zurückführen. Dieser Letztere und Goethe's Freundin Klettenberg (S. 64) bildeten ein ferneres Bindeglied. Moser hatte 1762 durch das „Treuherzige Schreiben eines Laienbruders im Reich an den Magum im Norden oder doch in Europa" (Thl. I. S. 503 flgde von Moser's gesammelten polit. und moral.

Schriften) Hamann zu dem Besuche bestimmt, welchen Dieser im Juli 1764 zu Frankfurt abstattete. Er fand Moser abwesend, sah zwar dessen Frau und Schwester, bewunderte auch die Gemäldesammlung in Moser's Hause, der Ort aber wurde ihm wegen Jenes Abwesenheit „so verekelt, als wenn lauter Holländer und Juden darin übrig wären" (Schriften, III. S. 301). Von der Klettenberg und seinem Hause hatte Moser ihm im Jahre vorher geschrieben (das. VIII. 1. S. 168): „Eine ungenannte Freundin, deren Name sich [auch] mit K. anfängt, und die des Namens meiner einzigen Freundin durch ein Herz voll Himmel so sehr würdig ist .... soll es sein, die Ihnen den ersten Trunk in einer der Freundschaft und Wahrheit geheiligten Hütte einschenke." Das leidliche und bequeme Dasein, welches Moser und die Klettenberg für Hamann im Auge hatten (zu S. 64), war die Stelle als Erzieher eines Darmstädt'schen Prinzen (s. Lappenberg's Reliquien u. s. w., S. 209). — Die (S. 64) erwähnten Autographen Hamann's fehlen nicht in dem gedruckten Verzeichnisse der Goethischen Sammlung.

Den Frankfurter Frommen hatte Hamann nicht nur durch sein formloses Auftreten und wenig ehrwürdige Erscheinung, die Gervinus mit grellen Farben ausgemalt (IV. S. 398 unten), sondern besonders durch die Ausgelassenheit und die „bei einem so frommen Manne frivol erscheinenden" humoristischen Sprünge in seinen Schriften Anstoß gegeben. Den von Goethe erwähnten „Wolken" 1761 waren im folgenden Jahre „Die Kreuzzüge des Philologen *ΠΑΝ*" gefolgt, zu welchem Titel das von Goethe (S. 64) beschriebene Titelblatt genau paßte; dort S. 20 findet sich der Holzschnitt mit dem Hahn und den Noten in den „Vermischten Anmerkungen über die Wortfügung u. s. w. von einem Hochwohlgelahrten Deutsch-Franzosen" (Goedeke's Grundr., II. S. 653).

442. Was Goethe hier (S. 64 u. 65) über sein Interesse an Hamann's Schriften bemerkt, bestätigen seine und Herder's gedruckte Briefwechsel.

Herder hatte früh eine Sammlung der Hamann'schen Schriften angelegt, von denen die älteren (vor 1772) vom Autor selbst mit eigenhändigen Bemerkungen versehn waren (Von und an Herder, II. S. 36 u. 40). Diese Liebhaberei theilte Goethe, der wol von Herder die S. 66 Zeile 10 erwähnten Bogen erhalten hatte. Zu Pfingsten 1775 schrieb Letzterer an Hamann über dessen

„Prolegomena“: „Von mir hat Goethe ein Exemplar bekommen, der Sie stumm, aber desto stärker hochhält. Ich höre nur manchmal ein Wort von ihm und, wie das auch falle, ist's ein Kerl von Geist und Leben“, und am 21. Mai 1779, daß Goethe für Hamann's „Sibylle“ danke und alle Hamann'schen Schriften sehr sorgfältig in einer Schachtel aufbewahre (Hamann's Schr., Bd. V. S. 143 u. Bd. VI. S. 85). In dem Schreiben an Dorow vom 30. November 1818 führt Goethe diese, damals bereits lückenhaft gewordenen Schriften einzeln auf und gedenkt darin des hier (S. 65 oben) erwähnten Manuskripts über Herder's Preisschrift vom Ursprung der Sprache, als über einen „recht eigentlich in sein Reich gehörigen Gegenstand“ (bei Goedeke, S. 654, Nr. 13 u. 14; vergl. Leipz. Br., S. 226, an die Fahlmer, S. 103, und an Jacobi, S. 32). Auch Herder besaß „einen herrlichen Schatz von handschriftlichen Aufsätzen“ Hamann's (Böttiger, Liter. Zust., I. S. 132 und 133 oben).

Goethe's hier gegebner Anregung und der Unterstützung seines Freundes Jacobi verdanken wir die erste Gesammtausgabe Hamann's von Roth in München (1821 sq. in 8 Bden), an welche sich in neuerer Zeit die Biographie von Gildemeister (5 Bde. 1857—1867) und Petri's Ausgabe der „Schriften und Briefe“ angeschlossen haben. Der erwähnte Brief an Dorow beweist, daß Goethe das Roth'sche Unternehmen, wie er hier verspricht, mit That und Wort beförderte.

Gegen die Charakteristik, welche Hamann von Hegel bei Besprechung der Roth'schen Ausgabe 1828 in den Berliner Jahrbüchern für wissensch. Kritik zu Theil wurde, erhob sich schon im folgenden Jahre Sietze in der „Preußischen Staats- und Rechtsgeschichte“ und in neuerer Zeit Rosenkranz (Neue Studien, Thl. II. 1875. Vortrag v. J. 1858). Gervinus, Hegel's Spuren folgend, behandelt Hamann, namentlich in der seltsamen Zusammenstellung mit Winckelmann, offenbar ungerecht, während Vilmar, Julian Schmidt, K. Fischer und Rosenkranz auf dem von Goethe gelegten ersten Fundamente weiter bauen. Dieser hatte nach Rosenkranz (a. a. O. S. 74) Hamann hier „die Stelle gegeben, welche er in der deutschen Literatur des vorigen Jahrhunderts einnahm“, und zwar die Stelle eines offenbarenden Geistes (Vilmar, S. 450), „des entschiedensten, tiefsinnigsten und bedeutendsten Kopfes unter den Geniedenkern“ (K. Fischer, Gesch. d. Phil., II. S. 588).

443. Was Goethe (S. 65 u. 66) nämlich als Hamann's

Grundprinzip entwickelt, ergab sich aus der Reaktion des Gemüths und der intuitiven Kräfte gegen die einseitige Verstandesrichtung der Zeit. Ihm war, wie er sagte, „alles Hangen an Worten und Buchstaben Lamadienst", methodische Begriffsentwicklung blieb ihm fremd. Er trug das principium coincidentiae oppositorum in sich und kannte nicht die Sonderung, welche jede Rede, jede Lehre bedingt (Goethe, S. 65); denn das menschliche Denken ist nach Kant diskursiv, zeitlich aus einander gezogen (Krit. d. prakt. Vern., VIII. S. 281). Hamann war der Instinkt göttlich, der Verstand nur menschlich. Des Descartes „Cogito, ergo sum" ward ihm zu einem: „Ich glaube, darum rede ich" (An Kant 1759); und so redete er, vom Dämon getrieben, mit unmittelbarer Gewalt, mit instinktiver Gewißheit, aber undeutlich und mit der „Hypertrophie des Ausdrucks", welche Goethe S. 65 unten vortrefflich beschrieben hat. Seine und Herder's Gegnerschaft gegen Kant und die kritische Philosophie, an der Herder in gewissem Sinne zu Grunde ging, beruhte daher auf innerer Geistesanlage und angeborner Richtung.

Der Ausdruck „sibyllinisch" (S. 66, Z. 15; vergl. „Sibylle" in Anm. 442) spielt auf Hamann's „Fragmente einer apokalyptischen Sibylle" (1779) an.

Der Grund, weshalb Goethe der persönlichen Verbindung mit Hamann auswich (zu S. 66), war gewiß sehr treffend, da Dieser das besondere Talent besaß, Andre zu verletzen. „Man ist bei ihm immer mit Allem in Gefahr", schrieb Herder über ihn an Hartknoch im Mai 1772 (Von und an Herder, II. S. 28).

444. Dieselbe Eigenschaft erschwerte aber auch den Verkehr mit Herder. Seine Neckereien mit dem älteren Merck führten schon 1772 zur Entfremdung (zum Text S. 66 unten). Der jüngere Goethe war duldsamer, und er konnte liebenswürdig über die empfangenen „Striemen" und seinen „Philoktet'schen Zustand" mit dem bissigen und hochfahrenden Freunde, dem Dechanten (S. 67) scherzen. „Auch die Paulusgabe, mit der Du uns zu Zeiten anblitzest, o Dechant, ist uns köstlicher denn Myrrhen, thut wohl wie Striegel und härен Tuch dem aus dem Bad Steigenden", schreibt er ihm i. J. 1772, und Herder von sich selbst: „wenn ich denn einmal komme, so ist's der irländische Dechant mit der Peitsche", und ebenso war er Wieland und Hamann „der große Dechant" (Herder's Nachl., I. S. 45;

Merck, I. S. 37, 39, 55, II. S. 71, und Rosenkranz, „Kant und Hamann", a. a. O. S. 93).

Mit der Erzählung von Herder's Anstellung in Bückeburg (S. 67) greift der Verfasser in den Herbst 1770 zurück (Thl. II, Anm. 351). Im April 1771 hatte Herder die Ober-Predigerstelle daselbst angetreten, und Goethe's Briefe an ihn gingen seit dem Mai dieses Jahres dorthin. Herder's Vorgänger, der 1766 im achtundzwanzigsten Jahre seines Alters verstorbene Abbt, hatte die Freundschaft des durch Varnhagen's Biographie in weitern Kreisen bekannten Grafen Wilhelm zu Schaumburg-Lippe besessen. Dem so früh verstorbenen Verfasser der Schriften vom „Verdienste" und vom „Tode für's Vaterland" klagte dieses lange nach (S. 67); er war der Liebling der Zeitgenossen. Der Graf ließ ihn in seiner Schloßkapelle bestatten und ihm „als einem zärtlichen Freunde" und „einem Manne, dessen Name schon ein Lobspruch ist", eine selbstverfaßte, bei Jördens, I. S. 5 abgedruckte Inschrift setzen. Leider sollte es Herder nicht gelingen, die Sympathien des Grafen in gleichem Maße zu erwerben.

445. Die Berufung Klopstock's nach Karlsruhe (S. 67) erfolgte 1774 (nicht 1775, wie Goedeke und Jördens angeben), der von der Landgräfin Karoline von Hessen-Darmstadt (Anm. 431 u. 433) mit Merck's Beirath veranstaltete Druck der Oden und Elegien, im Ganzen 45 Gedichte, dagegen schon 1771. Von den 34 Exemplaren empfing auch Herder eins als Geschenk, das er jedoch nur drei Tage behielt, um es in voller Ekstase sogleich seiner Braut zu senden (Nachlaß, III. S. 141 u. 142). Auch er sammelte die Oden in Abschriften (Merck, II. S. 36 oben), ebenso Goethe; die einer Ode aus Klopstock's späterer Zeit von Goethe's Hand liegt dem Herausgeber vor. Daß Goethe die ersten Lesarten vorzog (S. 67 unten), zeigen z. B. die Verse aus den Oden S. 72 u. 73 (vergl. Textrevision). Jedoch enthält die Darmstädter Sammlung außer einigen von dem Dichter nachher verworfenen und nach fehlerhaften Abschriften gedruckten Gedichten auch verschiedene unächte (Jördens, III. S. 19, und Düntzer's Erläuterungen. 1860. 5te Abth. I. S. 42).

446. Klopstock's Deutsche Gelehrtenrepublik, Erster Theil (zu S. 68) erschien in Hamburg zu Ostern 1774. Goethe mit Schwester und Schwager befindet sich (S. 24) unter den Subskribenten, wie auch allein in demselben Jahre unter denen zu

Sterne's „Triſtram Shandy" von Bode. In Göttingen, dem Sitze des Klopſtock geweihten Dichterbundes, zählte die „Gelehrtenrepublik" allein über vierhundert Pränumeranten. In Frankfurt ſammelte Schloſſer, in Königsberg Hamann die Zeichnungen. Goedeke (II. S. 600) giebt die auf die größern Städte fallende Zahl der Subſkribenten an, deren Geſammtzahl jedoch nicht mit Goethe auf vielleicht tauſend (S. 69), ſondern auf 3600. Koberſtein, der den Inhalt des ganz veralteten Buchs ſkizzirt (Grundriß, 5te A. von K. Bartſch, IV. §. 300), bemerkt ſehr treffend: „Dieſes merkwürdige Buch entſprach bei ſeinem im Ganzen höchſt grillenhaften Inhalt und ſeiner nicht minder wunderlichen Einkleidung zwar den großen Erwartungen des leſenden Publikums im Allgemeinen wenig oder gar nicht, wogegen Goethe und ſeine Freunde ſich wenigſtens anfänglich nicht minder enthuſiasmirt für daſſelbe zeigten als die Göttinger Dichter." Von letztern ſchrieb der jüngere Boie: „Sie [die Gelehrtenrepublik] gefällt mir außerordentlich. Ich will nur allein die Sprache nehmen. Der Mann ſchreibt ſo ſchöne Proſa, wie ich ſie noch nie geleſen habe." Er findet bisweilen „Luther's kerniges Deutſch" (Im Neuen Reich. 1875. Nr. 8: „Göttingen vor hundert Jahren"). Und Goethe ebenſo am 10. Juni 1774 an Schönborn: „Klopſtock's herrliches Werk hat mir neues Leben in die Adern gegoſſen. Die einzige Poetik aller Zeiten und Völker, die einzigen Regeln, die möglich ſind! Das heißt Geſchichte des Gefühls, wie es ſich nach und nach feſtiget und läutert und wie mit ihm Ausdruck und Sprache ſich bildet... ...das Alles aus dem tiefſten Herzen, eigenſter Erfahrung mit einer bezaubernden Simplicität hingeſchrieben." Dann folgt im Anſchluß an Klopſtock's Aeußerungen gegen die Kritik ein wegwerfendes Urtheil über das Rezenſentenweſen (Werke, 40bdge Ausg., XXVII. S. 477 u. 478; vergl. Goethe's gleichzeitiges Gedicht „Rezenſent", Werke, Bd. II. S. 280).

Viel unbefangner urtheilt Herder über das Werk, gegen deſſen von Klopſtock ſchon vorher veröffentlichten Plan der Buchhändler Reich in Leipzig (Anm. 295) in ſeinen „Zufälligen Gedanken eines Buchhändlers" (1773) anonym polemiſirt hatte, in einem Briefe an Boie vom 8. Mai 1774: „Klopſtock's Werk iſt ein völliger Banquerout an Ideen vor ganz Deutſchland und ganz Deutſchland in die Hände geſpielt. Sich das Buch in alle der Leſer Händen zu denken, iſt luſtig. Indeß aber ein wahres Originalwerk in Stil und ſelbſt Mängeln, das eben ſeiner

Armuth wegen großen Nutzen stiften kann" (schon früher Herder an Raspe, Weim. Jahrb., III. S. 49). Boie erzählt (a. a. O.), daß selbst die Göttinger Professoren der Philosophie Meiners und Feder das Buch für unverständlich erklärt hätten. Wie mochte es erst bei der jungen schönen Welt (S. 69) aussehn! (Vgl. Klinger's „Leidendes Weib", S. 8.)

447. Der Weg der Subskription wurde damals mit Vorliebe eingeschlagen. Bürger und Voß forderten öffentlich zur Zeichnung auf ihre Homer-Uebersetzungen auf. Wieland hatte sich mit Jacobi verbunden, und Dieser theilte dem Publikum in einem Circular mit, daß er den Dichter nicht allein zur Vollendung des Agathon bestimmt, sondern auch selbst die Pränumeration übernommen habe. L'ami Fritz Jacobi — schrieb Wieland im Januar 1772 an Frau von la Roche — est proprement l'entrepreneur et avancera les frais; le profit, s'il y en a, sera pour moi. Es fanden sich an 800 Subskribenten, gleichwol scheiterte die Sache, und Reich in Leipzig übernahm den Verlag (Buchner, Wieland und die Weidmann'sche Buchhandlung. 1871, S. 53).

In dem biographischen Schema v. J. 1772 (Anm. 427) führt Goethe auch das Beispiel von Bode und Lessing an. Dies bezieht sich auf die Herausgabe der Hamburger Dramaturgie, die in Bode's Druckerei, mit der Devise Ex utili gloria, auf Gefahr Beider erschien; sie faßten den Plan zu einer „Buchhandlung der Gelehrten", worin ästhetische Werke „zum Vortheil ihrer Verfasser" gedruckt werden sollten. Aber der Plan mißlang völlig (Jördens, I. S. 112 und III. S. 249 unten). Dasselbe Ziel verfolgte die Dessauische Verlagshandlung für Gelehrte und Künstler (zu S. 69 unten), worin z. B. Herder's „Vom Geist der ebräischen Poesie" 1783 herauskam. Aber Dieser fand dabei nicht seine Rechnung und gab seine nächsten Werke an Ettinger und Hartknoch. Letzterer setzte ihm den Unterschied zwischen dieser Verlagskasse und dem buchhändlerischen Verlag in dem Briefe vom 14. Dezember 1784 klar aus einander (Von und an Herder, II. S. 80 u. 98). Noch besser illustrirt Goethe's Ausführung vom entgegengesetzten Standpunkte ein Brief des geschäftserfahrenen Nicolai an Merck vom 6. August 1773: „Wer die Sache nur von außen ansiehet, glaubt, es komme nur auf einige Rezepte und aufs Eintauchen und Herausziehen aus dem Kessel an. So leicht sehen jetzt viele Gelehrte den

Buchhandel an, die sich dadurch zu bereichern gedenken. Wer aber wie ich das Innere der Sache kennt, siehet wohl, wie sehr sie sich betriegen. Ich weiß nicht, ob Sie dort deutsche Zeitungen lesen [in Petersburg] und daraus ersehen haben, daß Herr Klopstock ein Buch u. d. T. Deutsche Gelehrtenrepublik auf Subskription herausgeben und damit den Anfang machen will, den Gelehrten ihre Werke als ihr Eigenthum zu versichern. Ich wünsche ihm von Herzen den besten Erfolg, aber, so wie ich die Sache einsehe, wird die Subscription kaum bei dem ersten Buche etwas eintragen und bei dem 2ten oder 3ten [erschienen nicht] wird der Autor sich halb zu Tode ärgern und sein Geld zusetzen." Das Genauere über beide Institute, die Dessauische „Buchhandlung der Gelehrten und Künstler" und die „Verlagskasse", enthält ein Brief von Bertuch an Merck v. 16. Juni 1781 (Merck, I. S. 53, 295 u. 323). Auch Bahrdt's Versuch einer eignen, mit seinem Heidesheimer Philantropin verbundenen Buchhandlung scheiterte (Geschichte seines Lebens u. s. w., III. S. 77 flgde), ebenso ein Unternehmen dieser Art von Bürger und Göckingk. Vergl. Goethe's dieser Zeit angehörige Verse (Werke, Bd. II. S. 280):

„Das sind Autoren, wie es scheint.
Der Eine streut seine Freuden herum
Seinen Freunden, dem Publikum,
Der Andre läßt sich pränumeriren."

Als Beispiele wechselseitiger Dankbarkeit (S. 68) lassen sich auch Herder und Hartknoch, Wieland und Göschen, Goethe und Cotta, Schiller und Göschen u. A. m. anführen.

448. Journale (S. 70) sind hier im weitern Sinne als kritische Zeitschriften, nicht in dem eigentlichen als Tagblätter zu verstehen. Goethe's Betheiligung an solchen Zeitschriften erstreckte sich nur auf die mehrgedachten Frankfurter gelehrten Anzeigen, seit dem Februar 1772, also noch vor Wetzlar. Jerusalem konnte ihn dort schon als „Frankfurter Zeitungsschreiber" (Anm. 299 b) bespötteln.

Durch die Musenalmanache (S. 70) ward der junge Dichter in engere Beziehung zu Zunftgenossen gebracht, namentlich durch Boie, den Mitarbeiter seines Wetzlarer Freundes Gotter, zu den Göttingern seit dem Jahre 1773, durch Herder zu Claudius, und zu den Leipzigern durch den Gießer Schmid, wo er bei der Zusammenkunft mit Höpfner zur Zielscheibe seines

Spottes nahm. Dazu trat dann i. J. 1774 die Verbindung mit Jacobi. Folgeweise brachten die Leipziger Musenalmanache und der Wandsbecker Bote schon seit 1772, der Göttinger Musenalmanach seit 1773 und die „Iris" seit dem Januar 1775, mit oder ohne Berechtigung, Goethische Gedichte. An die Stelle der „Iris" trat 1776 der „Merkur".

Der damalige unmittelbare Einfluß Goethe's auf seine Freunde, auf Merck, Lenz, Klinger, Wagner, Kayser, die „Genies aus Goethe's Esse", nach Jean Paul (Werke, Thl. XLII. S. 71), ist unberechenbar; hier (S. 70) meint Goethe nur seine Aufforderung an die Genossen, ihre eignen Erlebnisse dichterisch zu behandeln, um so etwas in eigner Art unabhängig zu leisten. Aus solchen direkten Anregungen gingen Jung Stilling's Lebensgeschichte und Jacobi's „Allwill" hervor. Jener berühmten und verrufenen Literarepoche des Sturms und Drangs (S. 70), welche das Hauptthema dieses Theils bildet, war, neben dem bewußten Streben zur Natur und Natürlichkeit, und zwar zur deutschen Natur, die engste, unmittelbarste Beziehung auf das konkrete Leben, auf die Wirklichkeit, von ihrem Hauptrepräsentanten gegeben worden.

449. Nach dieser vorgreifenden allgemeinen Bemerkung kehren wir mit dem Texte in die zwischen Straßburg und Wetzlar liegende Epoche zurück. So, wie sich Goethe hier (S. 70) schildert, mild und nachgiebig nach der „verlornen Liebe", tritt er uns auch aus den Schilderungen der Karoline Flachsland in den Briefen an Herder entgegen (Dessen Nachlaß, III). Sie bewunderte Goethe mehr, als Herder lieb war und er überhaupt an Andern gezollter Bewunderung ertragen konnte. Für Herder, obschon diesem das Verhältniß mit Friedrike bekannt sein mußte, war er der Weiberhasser. Aber seine Braut schreibt nach Goethe's Rückkehr von Wetzlar: „Uns Mädchen und Weibern ist er auch besser als sonst und ist uns herzlich gut; aber überhaupt lieben — dazu liegt noch zu viel Asche von seiner ersten Liebe in seinem Herzen, und das scheint natürlich. Wir haben ihn hier Alle lieb ꝛc." und vorher: „Goethe ist ein edler Mensch" und „Goethe ist so ein gutherziger, muntrer Mensch, ohne gelehrte Zierrath, und hat sich mit Merck's Kindern so viel zu schaffen gemacht" u. s. w. und von seiner ersten Liebe: „Der arme Mensch erzählte meiner Schwester und mir, daß er schon einmal geliebt hätte, aber das Mädchen hätte

ihn ein ganzes Jahr getäuscht und dann verlassen; er glaubte, daß sie ihn liebte, aber es kam ein Anderer, und er wurde der arme Koxkox" (a. a. O. S. 196, 227, 384, 386). Der „Koxkox", in Wieland's „Beiträgen" (1770), muß die Liebe zur „Kikequetzel" mit „Tlaquatzin" theilen. Nicht also die Erzählung von Friedrike, sondern von der Leipziger Wirthstochter hatte Karolinens Herz gerührt. Gern hätte sie ihn mit ihrer Freundin „Lila" (der Ziegler) verheirathet: „Goethe ist ein äußerst guter Mensch, und sie wären sich einander werth" (das. S. 247). Auf „Lila" aber kann sich Goethe's Bemerkung S. 71 unten nicht beziehn, sofern Frau hier von einer verheiratheten oder verwittweten zu verstehen ist. Ebenso wenig paßt das dort Gesagte auf Maximiliane Brentano. Auch die unverheirathet gebliebene Albertine v. Grün zu Hachenburg, Höpfner's und Merck's Freundin (Dessen Briefe, III, und Augsb. Allg. Zeit. 1868, Nr. 199—201), kann nicht gemeint sein; sie liebte und vergötterte Goethe im Stillen, ohne daß er sie kannte, ihren Vetter und Gevatter, wie sie ihn „den Pathen vieler ihrer Empfindungen" aus Scherz titulirte, weil die beiderseitigen Väter in Wetzlar einst zusammen praktizirt hatten (Merck, III. S. 170): aber ihr Herz gehörte Klinger. Möglich wäre es indeß doch, daß bei der Aeußerung von dem liebevollen Genius eine dunkle Erinnerung an die Roussillon oder die Ziegler vorschwebte.

450. In Anm. 431 sind die ersten gegenseitigen Besuche Goethe's und Merck's verzeichnet. Anfangs April 1772 schreibt Karoline Flachsland von einer der S. 71 erwähnten Fußwanderungen Goethe's nach Darmstadt: „Unser Freund Goethe ist zu Fuß von Frankfurt gekommen und hat Merck besucht. Wir waren alle Tage beisammen und sind in den Wald zusammen gegangen und wurden auch zusammen durch und durch beregnet." Goethe sang ein Shakespeare'sches Lied in Herder'scher Uebersetzung, theilte eigne Lieder mit und las wie gewöhnlich vor. Das Gedicht „aus seinem Herzen, das er an einem schönen Frühlingsmorgen, da er allein in dem Tannenwald spazieren ging, gemacht hat" (Herder's Nachl., III. S. 225 u. 226), ist jedoch nicht bekannt; wahrscheinlich ist es identisch mit dem „Morgengang im Hain", das Merck mit einer Menge Gedichte der „Darmstädter Heiligen" an Boie geschickt hatte und das Dieser „allerliebst" fand (Merck, I. S. 48; vergl. Düntzer's Erläut. zu Goethe's lyr. Ged. 1875. I. S. 69).

Merck hatte eine Zusammenkunft mit Frau von la Roche verabredet (a. a. O. S. 30—34). Goethe reiste nun mit ihm in den ersten Tagen des April nach Frankfurt zurück und von da gleich weiter nach Homburg; Merck schreibt darüber seiner Frau: „Goethe et moi nous avons fait un voyage de fou..., nous avons continué notre route jusqu' à Hombourg." Dort traf man sich mit Frau von la Roche, ihrer schönen Tochter Maximiliane und den genannten beiden sentimentalen Hofdamen (Anm. 433 e und f). In dem schönen, neu angelegten fürstlichen Park erschlossen sich die empfindsamen Gemüther. On nous a fait mener dans un carrosse de la cour dans le bois que Monseigneur a fait arranger, où nous avons trouvé un pays de fées (in dem gedachten Briefe Merck's an seine Frau, III. S. 21. Nr. 14; das fehlende Datum ist: Frankfurt, April 1772). Dieser Begegnung entnahm Goethe die Hauptmotive seiner oben (Anm. 433) erwähnten Gedichte „Elysium" und „Pilger's Morgenlied". Noch anderthalb Jahre darauf erinnerte „Lila" an jene „Augenblicke", an den schönen Wasserfall des in dem ersten Gedichte bezeichneten „Bachs", wo Alle in Entzücken (extase) gerathen waren. Sie hofft, daß sich „der Pilger", wie sich Goethe in der Ueberschrift des zweiten Liedes genannt, wieder in den Park verirren werde (Merck, II. Nr. 13 vom 3. Mai und Nr. 14 vom 20. Sept. 1773). Wandrer wurde er, wie wir mit Schaefer (Leben, I. S. 136) vermuthen, nach dem damals bereits in der ersten Gestalt im Darmstädter Kreise von ihm vorgelesenen Gedichte „Der Wandrer" (Werke, Bd. II. S. 178 flgde) zubenannt. Das Gießer Wochenblatt 1772 führte ihn sogar offiziell als „Wanderer" auf. Goldsmith lieh den Namen.

Auf der Rückreise logirte Merck bei Goethe's Eltern (Mademoiselle est une jolie personne et toute la famille de très bonnes gens —, Merck, III. S. 23), und Goethe folgte ihm Ende April nach Darmstadt. Dort treffen wir ihn noch, oder schon wieder, am 8ten Mai im engsten Freundschaftsverkehr mit Merck, Lila und der Flachsland (Herder's Nachl., III. S. 239—247).

In diesen Wochen des April und Mai 1772 bildete sich jene in Anmerkung 433 erwähnte „Gemeinschaft der Heiligen". Es war auf der Rückreise von Homburg, daß Merck seiner Frau schrieb: „Mlle. Z[iegler] et Mlle. R[oussillon] te font mille amitiés aussi bien que Goethe, dont je commence à devenir amoureux sérieusement. C'est un homme, comme j'en ai rencontré fort peu pour mon coeur."

Von den großen Gasthöfen (S. 71) kennen wir den „Zum König von England" und „Zum goldnen Löwen", wo 753 Voltaire länger, als ihm lieb war, logirt hatte.

451. Die poetische Beichte (S. 72) ist nicht Redensart. Wenn auch halb scherzhaft, bringt Goethe in einem Briefe an Salzmann vom Herbst 1773 Weislingen's Ende im „Götz" in Beziehung mit Friedrike Brion; er schreibt: „Wenn Sie das Exemplar Berlichingen noch haben, so schicken Sie's nach Sessenheim unter Aufschrift an Mlle ..... ohne Vornamen. Die arme Friedrike wird einigermaßen sich getröstet finden, wenn der Untreue vergiftet wird" (Stöber's Salzmann, S. 57).

452. Klopstock's Eisoden regten zur Kunstübung auf dem Eise in weitern Kreisen an. In der Zeit, wo sich Goethe derselben zuerst hingab, Winter 1771 auf 1772 (oben S. 72 bis 74), schrieb Herder an Merck: „Sie werden ein paar Eisoden von Klopstock drin [in der Zeitschrift „Der Hypochonder"] antreffen, davon die eine, die wir nicht haben, weit vortrefflicher und fast nicht zu [ver]gleichen ist mit der, die wir haben, und auch diese habe ich nun erst aus diesem Abdruck verstehen gelernt. Ein Schrittschuhsilbenmaß und Wintermorgenmusik und eine Braga's Erscheinung ist darin, die kaum ihres Gleichen hat" (Merck, II. S. 35). Herder meint die Ode „Braga, von Vandor, Wittekind's Barden" v. J. 1766, der die Verse S. 72 unten entnommen sind (vergl. Textrevision und Düntzer's Erläut. zu Klopstock, I. S. 41). Die andern Eisoden sind die v. J. 1764, „Der Eislauf", aus der die Citate S. 73 herrühren, und „Die Kunst Tialf's" v. J. 1767.

Schon in Goué's „Masuren" (1775, S. 89), einem Spiegel der Wetzlarer Periode Goethe's, kommt dessen „Schrittschuhlaufen" (sic) vor, ebenso in den Briefen an die Fahlmer, S. 28. Danach hatte Goethe die Kunst schon im ersten Winter zu Frankfurt angefangen. Andre Zeugnisse aus jener Zeit (wol aus dem Anfang des nächsten Winters) sind die Verse im Concerto dramatico (Werke, Bd. V. S. 245):

„Auf Schlittschuh wie Blitze
Das Flüßli hina .....
Und thut Ei'm das Hüftli
Und Füßli so weh".

Die „Schrittschuhfahrt" des Gedichts in Reynier's Stammbuch (III. S. 42) fällt in den Spätherbst 1774, womit der gleichzeitige Brief an Böckmann zu verbinden (Merck, III. S. 109). Besonders muß das Vergnügen auf dem Eise zu Frankfurt im Winter 1772 auf 1773 florirt haben, wie Goethe's Worte an Demars in Neu-Breisach aus dem darauf folgenden Sommer zeigen: „Wann wirst Du wieder kommen, wohlthätiger Winter, die Wasser befestigen, daß wir unsern Schlittschuhtanz wieder anfangen!" (Stöber's Salzmann, S. 51, Note 2). Der Uebung blieb Goethe auch in Weimar noch lange Jahre getreu, um sie spät in den „Wanderjahren" (Werke, Bd. XVIII. S. 216 bis 220) in höchst gelungener Weise als poetisches Motiv zu verwenden (vgl. auch Kestner, S. 134 u. 235, u. Br. an Jacobi, S. 107).

453. Das S. 74 angeführte Werk von Datt über den Landfrieden, zu Ulm 1698 in Folio erschienen, führt den Titel: Volumen rerum germanicarum novum s. de pace imperii publica. Das Buch enthält eine, wie es scheint von Goethe benutzte, Geschichte des Reichskammergerichts (S. 701—724. Buch IV. Kap. 1) und ebenso ein Kapitel „von Vehm-Sachen".

454. Von den im 15ten und 16ten Jahrhundert wurzelnden dramatischen Arbeiten war schon oben in Anm. 431 und 434 die Rede.

Auch die Geschichte des Reichskammergerichts (S. 74 bis 80 u. S. 87) beginnt mit derselben Zeit. Goethe hat diese Geschichte so richtig und klar skizzirt, daß die Erläuterung sich auf das geringste Maß beschränken kann.

a. Weil das kaiserliche Richteramt sich, namentlich seit den Zeiten Friedrich's II., unwirksam erwies, traten sowol im nördlichen Deutschland, dem Gebiete des Sachsenspiegels, als in dem südlichen, dem Gebiete des aus jenem Werke erwachsenen Schwabenspiegels, die S. 74 unten angegebnen Rechtsformen nebst dem Faustrecht beinah ganz an die Stelle kaiserlicher Rechtsprechung.

b. Die Stiftung des Kammergerichts unter Maximilian I. (zu S. 75) stellt ein älterer Rechtslehrer folgendermaßen dar: „Kaiser Friedrich III. wollte zwar wie die Stände ein beständiges Reichsgericht; aber es fehlte an Unterhaltungsfonds. Die Stände wollten auch ein Gericht, das außer dem kaiserlichen Hoflager seinen bleibenden Wohnsitz an einem gelegenen Orte im Reiche hätte. Das wollte der Kaiser nicht; wenigstens nicht gern

Die Stände wünschten, daß das neue Reichsgericht eine sehr ausgedehnte Gewalt erhielte; und darauf wollte sich der Kaiser am Wenigsten einlassen." — „Gedrängt durch das Bedürfniß der reichsständischen Hilfe gegen äußere Feinde, gab endlich Maximilian I. den Wünschen der Stände nach; jedoch seiner königlichen Majestät Oberkeit hierin allzeit vorbehalten und unvorgreifentlich. Die Kammergerichtsordnung wurde berichtigt, ein allgemeiner, auf keine Zeit eingeschränkter Landfriede verkündigt, 5. August 1495, das Kammergericht zu Frankfurt eröffnet, 31. Oktober 1495" [s. oben Anm. 19 c] ..... „Die Stände erhielten nun Antheil an der Ernennung der Gerichtsbeisitzer und bleibenden Einfluß auf die ganze Verfassung des Gerichts" (v. Berg, Grundr. der reichsgerichtl. Verfassung und Praxis. Göttingen 1797. S. 28 u. 29).

c. Was die Anzahl der Beisitzer betrifft, so begnügte man sich anfänglich allerdings mit zwölfen (S. 75), obschon die Normalzahl sechzehn, außer dem Kammerrichter, betrug (Rudloff, Versuch von den Senaten am Kammergericht. 1769, S. 5).

d. Das Interesse der Stände faßt Goethe hier als ein wesentlich politisches und polizeiliches auf: Stillung des Bluts, nicht Heilung der Wunde (S. 75), Linderung, nicht Heilung des Uebels (S. 76), Beruhigung des Reichs, nicht rechtlicher Besitz (das.), — wie der Unterschied etwas anders auch in Nr. 66 der „Sprüche in Prosa" (Bd. XIX) formulirt ist. In dieser Rücksicht, da „die Thür zum Richtstuhl Niemanden verschlossen sein muß", wurde die Einleitung der Prozesse frisch weggearbeitet (S. 76), mit deren Entscheidung aber im Rückstande verblieben (Rudloff, a. a. O. S. 43).

Der Satz (S. 75 unten): „Jedermann wäre zufrieden, wenn er das Nützliche um Gottes willen haben könnte", d. h. precario, ist eine Anwendung des Spruchs: „Das eigentlich wahrhaft Gute, was wir thun, geschieht größtentheils clam, vi et precario" (Nr. 128 Bd. XIX).

e. Nur wenige Jahre in Frankfurt ständig, wechselte das Gericht fortwährend seinen Sitz; lange tagte es in Speier, wo 1689 ein Theil des Archivs von den Franzosen verbrannt wurde (S. 76 unten), bis seit 1693 Wetzlar das Gericht aufnahm.

f. Die Vollstreckung der Urtheile nennt Goethe, ganz im Sinne des ältern Rechts, ein gesetzliches Faustrecht (S. 76). Den Bannstrahl konnte das Gericht nicht schleudern, weil die

Achtserklärungen dem Kaiser vorbehalten waren; erst 1711 wurde die Entscheidung „in Bann- und Achtssachen dem unter seinem Oberhaupte versammelten Reiche" zugestanden (Wahl-Kapitul. 1711, §. 20; vergl. oben Anm. 141).

g. Im §. 53 des fünften Artikels des Osnabrücker Friedensinstruments ward die Zahl der Beisitzer, neben vier Präsidenten, auf funfzig, und zwar pares numero utriusque religionis festgesetzt, während in der blühenden Zeit vor dem dreißigjährigen Kriege (oben S. 78) die höchste Zahl 41, außer drei Präsidenten, nach dem Reichsabschied von 1570, §. 50 und dem Konzept der Kammergerichtsordnung von 1613 (Thl. I. T. 1. §. 1) gewesen war. In Wirklichkeit belief sich nach dem Kriege die Zahl auf nur 25, und selbst diese sank immer mehr, so daß Goethe 1772 nur siebzehn Assessoren vorfand (oben S. 79, und Rudloff, a. a. O. S. 53).

h. Zur Besoldung von 25 Assessoren werden oben (S. 77) 100,000 Gulden gefordert. In Wirklichkeit betrugen sämmtliche Besoldungen 91,576 Thaler, wozu 600 Thaler außerordentliche Ausgaben traten. Nach der Matrikel sollten 98,426 Thaler aufkommen, das Kammergericht konnte aber nur auf etwa 90,700 Gulden rechnen und deckte den Mehrbedarf durch die Zinsen eines Reservestamms von 150,000 Thaler. Der Kammerrichter erhielt jährlich 11,733 Thaler 30 Kreuzer, jeder Präsident 3,656 Thaler, jeder Assessor 2,666 Thaler 60 Kreuzer, wozu die Besoldungen einer großen Menge Neben- und Unterbeamten traten (v. Berg, Grundr. der reichsger. Verfassung, §§. 82—87).

i. Die Freibriefe (S. 77) betrafen hauptsächlich das sog. privilegium de non appellando, dessen Erlangung in Preußen zur Gründung des Ober-Tribunals führte.

k. Die jährlichen Visitationen (S. 77) seit 1507 dauerten regelmäßig nur bis 1587 und hörten seit 1600 ganz auf. Als Joseph II. am 17. November 1766 wieder eine Kammergerichts-Visitation anordnete, war allerdings, wenn man über eine unvollständige Revision von 1707 bis 1713 hinwegsieht, der von Goethe S. 79 unten angegebne Zeitraum verstrichen (Pütter, Histor. Entwicklung der heutigen Staatsverfassung. 1787. Thl. III, Abschn. 2. Kammergerichts-Visitation 1767—1776).

Den Visitations-Kommissarien lag das eigentliche Visitationsgeschäft, außerdem aber die Funktion als Revisionsgericht ob (Goethe S. 77, und v. Berg, a. a. O. §. 356:

„Vom Recurs an die K. G.-Visitation" und §. 358: „Vom Recurs an den Reichstag" — zu Goethe S. 78 oben).

l. Später wurde auch der deutsche Bundestag zu Frankfurt gern nach dem von allen hellenischen Staaten beschickten Amphiktyonen-Bunde zu Thermopylae benannt (zu S. 78). Als „Palladium der deutschen Freiheit" galt aber wol nur das Wetzlarer Gericht (O. Gierke, „Das alte und das neue Reich", 1874. S. 28).

m. Mit der Stelle über Karl den Fünften (S. 78) vergl. Rudloff (a. a. O. §. 5): „Die Verbesserung des ersten rohen Plans und der Ruhm, diesem Gericht ein glänzendes Ansehn zu geben, war .... Carl V. aufbehalten ... Die Entschlossenheit des Monarchen, der jederzeit sein Vorhaben mit Nachdruck durchsetzet, zeigte sich in jeglicher Gesetzgebung. Carl war entschlossen oder wurde durch die Reichsstände bestimmt, das höchste Gericht Teutschlands unter seine vorzüglichste Besorgung zu nehmen. Sein erster Reichstag zu Worms 1521 gab also gleich dem Cammergericht eine neue Cammergerichts-Ordnung, welche mit denen vorigen gar keine Vergleichung leidet." Wegen der Zeit vor dem dreißigjährigen Kriege s. vorstehend unter d.

n. S. 78 und 79 schildert Goethe die Entstehung eines Krebsschadens jenes Gerichts, der sog. Sollicitatur, der Pütter (Anm. 221 C) ein eignes Werk 1768 widmete (Von der Sollic.). v. Berg (a. a. O. §. 136) führt aus: „Das K. G. ist nicht im Stand, alle bei ihm angebrachte Rechtssachen zu erledigen, und bei der Menge unentschiedener Processe könnte leicht manche Arbeit des Gerichts ganz unnütz sein. Um dies zu vermeiden, ist die Sollicitatur beinahe unentbehrlich und daher von den Gesetzen selbst nicht mißbilligt .... Sollicitirt wird bei den sämmtlichen Richteramts-Personen; auch bei einzelnen — und zwar entweder mündlich oder schriftlich durch sog. Sollicitir-Zettel oder beides zugleich. Allein auch nicht alle sollicitirte Rechtssachen können gehörig referirt und entschieden werden" u. s. w.

o. Pütter hat eine Geschichte der von Joseph II. angeordneten Visitation (S. 79) geschrieben (s. vorstehend unter k). Die Uebereilung macht ihm auch Dieser (a. a. O. S. 129 unter X) zum Vorwurf und schreibt ihr die schließliche Fruchtlosigkeit des ganzen Geschäfts zu. Denn von allen im Texte S. 79 unten angegebnen „Revisionen" war nach neunjähriger Arbeit keine einzige erledigt, als das Visitationsgeschäft 1776

abgebrochen wurde (Pütter, a. a. O. S. 133 mit dem Zusatz: „Das war freilich auffallend"). Dagegen wurden seit 1774 statt der siebzehn Assessoren (S. 79 oben, und Rudloff, a. a. O. S. 53) wieder deren fünfundzwanzig eingesetzt („Vermehrung des K. G. mit acht neuen Beisitzern", Reuß, Beiträge zur neuesten Gesch. d. reichsger. Verfassung. 1785, I. S. 139), auch die Mißbräuche der Sollicitatur (vorstehend n) abgestellt und die Geheimhaltung der Referenten anbefohlen (Berg, a. a. O. §§. 136 u. 137). Die Zahl der unerledigten Prozesse hat Goethe S. 79 für das Jahr 1767 angegeben. Nach Gierke (a. a. O. S. 28) betrugen sie im Jahre 1772, wo Goethe in Wetzlar praktizirte, genau 16,233, was freilich wenig Unterschied macht.

p. Ueber die persönlichen Verbrechen einiger Assessoren (S. 80) bemerkt Pütter (a. a. O. S. 135): „Zum eigentlichen Visitationsgeschäft gehört gleich Anfangs die Vernehmung aller und jeder Mitglieder des Kammergerichts über eine Menge Fragen, aus deren Beantwortung der Stoff zur Untersuchung der Mängel und Gebrechen des Gerichts hauptsächlich genommen wird. Diesmal kam man bald auf Spuren, daß drei Assessoren sich ein pflichtwidriges Betragen hatten zu Schulden kommen lassen; in der Folge zeigte sich's, daß ein Jude zu Frankfurt darauf gefallen war, durch diesen Kanal eine besondre Art von Spekulationshandlung mit der Sollicitatur in Kammergerichts-Prozessen zu treiben". Vergl. Goethe's Intriguen und Bestechungen (S. 79).

q. Die Bemerkung S. 80 von dem pathologischen Interesse der deutschen Gelehrten am Kammergericht ist sehr treffend. Pütter schildert das ganze Visitationsverfahren, das einen heutigen Juristen zur Verzweiflung bringen würde, mit großem Behagen und bemerkt (a. a. O. S. 133): „Man denke sich aber vollends 24 lauter gelehrte, von wahrem Justizeifer belebte Männer, die hier Gelegenheit fanden, ihre Gelehrsamkeit und Rechtschaffenheit an Tag zu legen, und da Keiner dem Andern nachgeben wollte, mit gleicher Gründlichkeit und Ausführlichkeit sein Herz recht auszuschütten", und Reuß (a. a. O. S. 37 u. 38) nicht von den Visitations-Gesandten, sondern von einem der Beisitzer, von Harpprecht: „Die vorgedachte Epoche von einer außerordentlichen K. G.-Visitation war ihm ungemein wichtig und erwünscht, und es öffnete sich damit für ihn ein neues Feld, seine gesammelte Kenntnisse und

rfahrung in reichsgerichtlichen Sachen und besonders in der ameral-Praxi und dem kammergerichtlichen Unterhaltungs-esen zum gemeinen Besten anzuwenden und zu verbreiten."

r. Auf die Waffen und die Justiz richtete Joseph II. in achahmung Friedrich's, der bei seinem Regierungsantritt e Dauer eines Prozesses auf nur ein Jahr bestimmt hatte, ine Aufmerksamkeit (S. 79). Hatte Goethe oben (S. 74) be-erkt, daß die Finanzen weniger in Betracht kämen, vielmehr ie Beschaffenheit der Gerichte und der Heere die genaueste insicht in die Beschaffenheit irgend eines Reichs" gewähre, so thält der vorstehend geschilderte Zustand des obersten Reichs-erichts, in Verbindung mit dem aus der Geschichte des sieben-hrigen Krieges bekannten der Reichsarmee, das traurigste eugniß für das ehemalige deutsche Reich.

455. Am 25sten Mai 1772 wurde Goethe als „Praktikant" Referendar) beim Kammergericht immatrikulirt (Goedeke, Leben, . 82). An demselben Tage hatten die Darmstädter Freunde von m bereits aus Wetzlar die drei Gedichte auf Psyche, Urania und la (Werke, Bd. III. S. 35—40) erhalten. Karoline Flachsland ndte sie an diesem Tage schon an Herder mit den Worten: Hier haben Sie.... einige Empfindungsstücke von unserm großen reunde Goethe ... Jetzt sitzt er in Wetzlar einsam, öde und er [wohl Goethe's eigne Worte] und überschickt diese drei Stücke r Lila zum Austheilen." Das Beiwort „groß" hielt Karoline nsthaft aufrecht, während Herder es vorher spöttisch gebraucht tte (Nachl., III. S. 240). Sofort erwiderte Dieser das erste edicht mit seiner poetischen „Antwort auf die Felsweihe an Psyche" af. S. 265), über welche auch Goethe's Geduldfaden riß, der erder wegen dieses Gedichts „einen intoleranten Pfaffen" schalt af. I. S. 41).

Mit Goethe's Angabe (S. 80 unten), die „Lust, seinen Zu-nd zu verändern, habe ihn mehr als der Trieb nach [juristi-hen] Kenntnissen" bewogen, nach Wetzlar zu gehn, ist zu ver-eichen die Beschreibung Kestner's: „Im Frühjahr kam hier ein wisser Goethe aus Frankfurt [an], seiner Hantierung nach Dr. juris, 3 Jahr alt, einziger Sohn eines sehr reichen Vaters, um sich er — dies war seines Vaters Absicht — in Praxi umzusehen, r seinigen nach aber, den Homer, Pindar u. s. w. zu studiren nd was sein Genie, seine Denkungsart und sein Herz ihm eiter für Beschäftigungen eingeben würden. Gleich Anfangs

kündigten ihn die hiesigen schönen Geister als einen ihrer Mitbrüder und als Mitarbeiter an der neuen Frankfurter gelehrten Zeitung, beiläufig auch als Philosophen im Publiko an und gaben sich Mühe, mit ihm in Verbindung zu stehen" (Goethe und Werther, S. 35).

456. Das dritte akademische Leben (S. 81), welches sich Goethe'n nach Leipzig und Straßburg während seines nur viermonatlichen Aufenthalts zu Wetzlar eröffnete, bewegte sich vorzüglich unter den, gleich Studenten, aus allen deutschen Landen in der kleinen Lahnstadt zusammengeströmten, der ersten Klasse der vierundzwanzig Visitations-Gesandten als Sekretäre beigegebnen und den beim Kammergericht angestellten jungen Juristen und Diplomaten. Jene erste Serie sollte schon 1768 von der zweiten abgelöst werden — wodurch sich die Briefstelle bei Kestner S. 57 erklärt —, verblieb aber infolge „des verzögerten Geschäfts" (S. 81) noch bis zum Herbst 1774 in Thätigkeit oder doch in Funktion.

Von der Rittertafel (S. 81) und dem Orden (S. 82), Ausgeburten der Zeit des Harrens und der Muße, finden sich Andeutungen in einem Schreiben von Gotter an Schwan, Wetzlar den 30. April 1772, also aus der Zeit unmittelbar vor Goethe's Eintreffen: „Ritter Wunibald, sonst Ganz genannt, hat mir aufgetragen, Ihnen viel Schönes zu sagen. Herr Hofrath Rül, denn von ihm haben Sie ohngezweifelt unsre Ritterkomödie erfahren, sprach" u. s. w. (Götz's Geliebte Schatten, II, Nr. 226; vergl. „Werther", Werke, Bd. XIV. S. 75 „Hofrath R...."). In Goué's „Masuren oder der junge Werther. Ein Trauerspiel a. d. Illyrischen" (1775) scheint jene Komödie gleichfalls durch. In der ersten Scene versammeln sich „verschiedene fremde Ritter" im „Gasthof Prinz Casimir zu Warschau". Mit diesem Gasthof ist der „Zum Kronprinzen" in Wetzlar gemeint. „Wie ich heut zum Kronprinzen hinauffuhr", und „versetzte uns nämlich ein guter Geist [im Traum] zuerst nach Wetzlar in den Kronprinzen zwischen gesprächige Tischgesellschaft, die der leidige Teufel auf die noch leidigere Philosophey zu discurriren brachte", — sind Stellen aus Goethe's Briefen an Kestner, S. 69, 121 und 122, wo wir selbst den Namen des Hausknechts, des „Kronprinzen Kaspar", erfahren.

Götz (S. 81) ist Goethe's Beiname auch in Goué's wüstem Trauerspiele. Der Heermeister scheint Gotter gewesen zu sein,

„Fayel" nach einem von Schmid 1771 übersetzten d'Arnaud'schen Stücke genannt; er präsidirt der Tafelrunde und nimmt neue Mitglieder in den „erhabnen Orden" auf, dessen „Gesetze die Vertheidigung des Rechts, die Rettung der unterdrückten Unschuld zum Gegenstande" haben (das. S. 58).

Der Mecklenburger von Kielmannsegge (S. 81), Freiherr, nicht Graf, wie ihn Goethe nennt, hatte 1770 u. 1771 in Göttingen studirt, in engster Freundschaft mit Bürger und Biester, und war jetzt in Wetzlar anwesend, um „seinen Prozeß bei dem Kammergerichte zu sollicitiren" (Anm. 454 n, und „Berichtigung der Geschichte des j. Werthers", S. 63); später endigte er diesen Prozeß, wenn auch mit großen Opfern, durch einen Vergleich. Er gehörte zu Jerusalem's nächsten Freunden. „Dieser Edelmann verachtet als Philosoph die Thorheiten und den Pomp der Welt und findet in den Wissenschaften seine Ergetzung" (das.), und Kestner nennt ihn „einen stoischen Philosophen". Von Frankfurt ließ Goethe wiederholt den braven Kielmannsegg" grüßen (Kestner, S. 36, 56, 115, 117). In Bürger's Briefwechsel (Strodtmann, Nr. 130, 158, 308, 441, 504) erscheint er als ein Mann, „sehr tiefdenkend", etwas hypochondrisch und kränklich, zugleich aber höchst edlen und treuen Gemüths. In Goué's „Masuren" dürfte der Graf Rethel, nicht Ritter Windsey", ihn vorstellen (s. auch Kestner, S. 134 u. 171).

Der Hildesheimer von Goué (S. 81), sechs Jahre älter als Goethe, Hofgerichtsassessor zu Wolffenbüttel und, gleich Jerusalem, Mitglied der Braunschweig'schen Gesandtschaft. Der Wetzlarer Ritterbund war Nachahmung eines ähnlichen, früher von Goué in Wolffenbüttel gegründeten. Goué war zugleich Dichter; vier seiner Dramen hatten in dem Jahr vorher zu Wetzlar das Licht erblickt (s. das sehr vollständige Verzeichniß seiner Schriften und Angaben über seinen abenteuerlichen und traurig endenden Lebenslauf bei Goedeke, II. S. 664). Merkwürdigerweise ging ein Gerücht von Goué's Selbstmord der Nachricht von der Katastrophe Jerusalem's nur wenige Wochen darauf, ohne, obschon für wahr gehalten, einen gleichen Eindruck zu hinterlassen (Kestner, S. 60 u. 66). Dies Motiv verwerthete Goué selbst, „Coucy" nach seinem Ritternamen in seinem „Masuren". „Der große Coucy — heißt es dort — ist freiwillig in die Unterwelt gegangen" (S. 11). Auch er wird bei Bürger erwähnt (Strodtmann, I. S. 216). Kestner nennt ihn einen „epikureischen Philosophen, großes Genie" (Briefe, S. 36) und seine „Philosophey" war es wol, vor der sich Goethe noch im Traume fürchtete.

Neben Goué und Ganz war von Bretschneider die Seele des Ritterordens; auch er dilettirte in Poesie und vermehrte als Verfasser des Bänkelsängerliedes „Eine entsetzliche Mordgeschichte von dem j. Werther" u. s. w. (1776) die schon überreiche Werther-Literatur (Goedeke, II. S. 715, u. Abeken, S. 105, Note 2). Seine Schriften s. bei Meusel. Damals nassauischer Offizier, zuletzt Major zu Idstein, lebte er seit 1776 in Oestreich.

Den Genannten treten noch hinzu der Doktor König, bei Kestner S. 36 erwähnt, und der in Goethe's Briefen an Letztern mehrfach vorkommende Falcke (das. S. 62, 63, 73, 87 u. 152), schon 1769 Verfasser eines Trauerspiels und später Mitarbeiter an Boie's und Dohm's „Deutschem Museum". Auch mit Bürger war er bekannt. Boie meldet Letzterem am 10. November 1773: „Falck grüßt Sie und schreibt, daß Alles um ihn von Lenore voll ist und daß er sie auswendig weiß. Goethe hat sehr begeistert mit ihm davon gesprochen" (Strodtmann's Bürger, I. S. 174). Sein Vater, thätiger reichsrechtlicher Schriftsteller, war Subdelegat bei der hannöverschen Gesandtschaft zu Wetzlar (Meusel). Die Lebensbeschreibung von Georgi im D. Museum 1777, Juli, Nr. 15 betrifft keinen dieser Familie, sondern einen 1773 verstorbenen russischen Naturforscher des Namens Falck.

Ob der Goethe'n von Leipzig her bekannte Konsul Born (s. Thl. II, Anm. 299 b) in den Ritterorden eingetreten, wissen wir nicht. Jedenfalls zählte er zu Goethe's nächsten Freunden; s. Kestner, S. 57, 60, und unten Anm. 480. Noch andern Namen begegnen wir bei Kestner, z. B. einem Schleinitz (S. 89), dem spätern Berliner Kammergerichts-Präsidenten, die wir übergehn.

Am Wichtigsten, wenngleich nicht sehr folgenreich, ward die Bekanntschaft mit dem schon genannten

457. Dichter Gotter (S. 82 unten), damals gothaischem Legationssekretär. Er war wol der Einzige, mit dem sich Goethe über seine poetischen Anliegen ernsthaft unterreden konnte. Goué's „Masuren" enthält mehrere Dialoge zwischen den Rittern Fayel und Götz; darin frägt Ersterer Götz: „Wie weit seid Ihr mit dem Denkmal, das Ihr Eurem Ahnherrn stiften wollt?" (S. 9), und als man fürchtet, Masuren könne sich das Leben nehmen, meint Götz: „Wenn er's aber thäte, so müßte man gleichwol etwas darüber schreiben", und Fayel: „Ich würd's in eine Epistel hineinzukriegen suchen" (S. 88), in Anspielung auf Gotter's „Epistel über die Starkgeisterei" 1773, u. a. m. Seine Hauptthätigkeit,

die Uebertragung und Bearbeitung französischer, namentlich auch Voltairischer Theaterstücke, hatte bereits ihren Anfang genommen. Diese Richtung zeigt, daß die Verbindung Beider nicht sehr in die Tiefe gehen konnte; schon von Frankfurt aus spöttelt Goethe über Gotter's Versificir-Talent, und auch andre Aeußerungen lauten nicht allzu günstig (Kestner, S. 62, 64, 122 u. 216). Doch sandte er ihm seine Schriften, wie die „Baukunst" (das. S. 103) und den „Götz" mit der Hans Sachsischen Epistel (Werke, Bd. III. S. 140), die aus Voß's Nachlaß in den Dreißiger Jahren auftauchte. Gotter war drei Jahre älter als Goethe und von ziemlich gleicher Statur. Bekannt ist Letzteres spätere Freundschaft (1808) mit Gotter's Tochter Pauline, Schelling's zweiter Frau.

458. Bei der nachfolgenden Erörterung des von England überkommenen demokratischen Zuges der damaligen Poesie und der damit zusammenhängenden Neigung der Schriftsteller und überhaupt der Einzelnen, sich „ins Regiment einzumischen" (S. 83—85), muß man unsers Bedünkens zweierlei im Auge behalten: erstens die Zeit, in der Goethe Obiges schrieb, und zweitens den kosmopolitischen und von allen Zeittendenzen freien Charakter unsrer klassischen Dichtung.

Noch kaum dem Drucke Napoleon's und der Fremdherrschaft entronnen, noch mitten in den Befreiungskriegen befangen, wandte Goethe seinen Sinn zurück in die friedlichen, idyllischen Zeiten seiner Jugend. Wie auffallend trat ihm nun hier statt des Ausdrucks des Glücks und der Befriedigung der Geist der Opposition, das Bedürfniß der Unabhängigkeit entgegen, wo doch eine äußere Abhängigkeit nicht vorhanden war. Eine solche Richtung erschien ihm nicht berechtigt, obschon er dies nicht ausdrücklich sagt, und als Ausfluß eines kranken, unter der Form der Gerechtigkeit sich zeigenden Gefühls (S. 83). Die Form der Gerechtigkeit an sich könnte nur gelobt und gepriesen werden, nicht aber ein krankhafter Gerechtigkeitssinn. Dieser war ein Symptom der allgemeinen Gefühlskrankheit jener Zeit, insbesondre der Sturm- und Drangperiode. Die einseitige Gefühlsentwicklung, die Wertherstimmung, führte zu einer ganz undeutschen Weichlichkeit und Reizbarkeit in allen Beziehungen der Gesellschaft und des Staats. Diese objektiven Mächte objektiv zu begreifen, war der Zeit nicht gegeben, und jene sittliche Befehdung (S. 83) richtete sich in ihrem Kerne

nicht sowol gegen bestimmte Verbrechen und Missethaten der Vertreter jener Mächte, der Minister und Amtleute (S. 84), obgleich das auch mit unterlief, sondern gegen sie als Vertreter der gesetzlichen Schranken, die so beengten, als Vertreter der Staatsgewalt, die als Gewalt nicht gelten sollte. Niemals hat in Deutschland einer Zeit so das Staatsgefühl gemangelt wie dem vorigen Jahrhundert; an dessen Stelle trat der Sinn für Philosophie und Dichtung, welche sich unbehindert durch lokale, patriotische und religiöse Rücksichten zu einer Höhe ausbilden konnten, die wieder, da den Menschen einmal der Sinn für etwas Großes, Würdiges, Allgemeines aufgegangen war, die Forderung einer damit übereinstimmenden Wirklichkeit hervorriefen, also zum Staate hinführten. Da aber damals das Reich zu einem Schatten hingeschwunden und in kleine patriarchalische Landes- und Herrschaftsgebiete zerfallen war, so gab es einen Staat, in dem das Gerechtigkeitsgefühl sich hätte gesund entwickeln können, überhaupt nicht. Hierin lag das Ungenügende, und so begleitete den Aufschwung der neuen Bildung die Unzufriedenheit mit dem Bestehenden, hinter jenem Aufschwung weit Zurückgebliebenen. Viele verschlossen davor die Augen und lebten nur dem Geiste, wie Lessing und Schiller, Viele aber wollten die Wirklichkeit, in der zu leben ihnen einmal beschieden war, modeln, ändern, bessern. Die unzureichende, krankhafte Empfindungswelt, aus der heraus dies geschah, will Goethe hier kennzeichnen. Weiter unten, im Vierzehnten Buch, führt er sehr treffend den Natur- und Freiheitsgeist, von dem sich Lavater ergriffen zeigte, auf die Züricher republikanische Verfassung zurück, und hier entfallen ihm die Worte: In einem wohleingerichteten Staate soll das Rechte selbst nicht auf unrechte Weise geschehn.

Damit ist der richtige Grund, weshalb jene schmarotzende „Einmischung der Einzelnen ins Regiment" Bedenken erweckt, zugleich aber die Voraussetzung angegeben, unter der sie allein bedenklich ist, nämlich die eines wohleingerichteten Staats.

Ob dieser damals vorhanden war oder nicht, darüber spricht sich der Verfasser nicht aus. Während wir sein Vorhandensein nicht statuiren können, widerstrebte es Goethe, die Grundlagen der gemeinsamen äußern Existenz anzuzweifeln. Er hätte sich nicht einem Staatswesen gewidmet, wenn er es nicht, ob auch als verbesserungsbedürftig, doch als wohleingerichtet ansehn können.

Daß er jedoch sowol das Unzulängliche des Kleinstaats, in dem er lebte, als auch das Unfertige der allgemeinen deutschen Verhältnisse klar erkannte, beweisen neben vielen andern Zeugnissen der Brief an Fritz von Stein, worin er diesem seinem ehemaligen Zöglinge abrieth, in den weimarischen Staatsdienst zu treten, und in zweiter Beziehung das Gespräch mit Luden i. J. 1812.

Das Andre ist der rein künstlerische, ästhetische, kritische Charakter der Goethe-Schiller'schen Dichtung. Sie wollte nur auf den innern Sinn der Menschen, ihren Geist, ihr Gemüth einwirken, durch die Kunst das Bewußtsein eines Höheren wecken, zum Ewigen hinführen und *dadurch* befreien. Fern lagen ihr *unmittelbar* praktische Ziele, sei es Hebung der Moral, worin die ältere Schule einen wesentlichen Zweck der Poesie erblickte, sei es äußere Unterhaltung und Zerstreuung, seien es politische Zwecke, Besserung der gesellschaftlichen Zustände, Abstellung von Mißbräuchen der innern Verwaltung. Die Poesie gehörte nur dem Geiste. So weit Goethe in Betracht kommt, so gewährte der praktische Beruf, den er daneben erst in Frankfurt, dann besonders in Weimar verfolgte, der handelnden Seite seines Wesens genügenden Spielraum. Um so schärfer nur trennte er beide Gebiete, um so weniger theilte er die Neigung andrer Schriftsteller, die gegebne Welt mit den Mitteln der Kunst *direkt* reformiren zu wollen, worin diese ihrem Thätigkeitsbedürfniß Genüge verschafften. Vgl. „das heischere Geschrei nach Freiheit" bei Merck, III. S. 153, Note.

Eine gerichtliche Exekutive, eine Lynch-Gewalt ist dem Publikum freilich nicht verliehn, doch kann es seinen Einfluß indirekt mit großem Nachdruck üben. Nur wegen der *Zerstückelung* Deutschlands (S. 84) zersplitterte sich die öffentliche Meinung zur Ohnmacht. Dasselbe Urtheil fällt Goethe über sein und seiner Genossen Bestreben, in *ähnlicher* Art auf die wirkliche Welt einzuwirken („zwar unschädlich, aber doch fruchtlos"), während dieses für *sie selbst* und ihre eigne Bildung nicht *fruchtlos* blieb. Die damalige öffentliche Meinung verhielt sich, so weit die Religion nicht ins Spiel kam, meist indifferent, aus Mangel an Gemeingefühl und politischer Bildung. Weder Friedrich's des Großen, noch Joseph's II. Reformen wurden von ihr getragen, die letztern sogar *gegen* sie ausgeführt, und andrerseits erweckten Schandthaten wie der Soldatenschacher in Hessen-Kassel, Württemberg, Ansbach keinen Sturm des Unwillens, sondern höchstens die elegischen Töne des Schubart'schen Kapliedes und zerstreute satirische Bemerkungen bei Schiller und Goethe.

Klopstock's Vaterlandsoden (S. 84) waren nur verkleidete Bardenpoesie, wie Stolberg's Freiheitsgesang (1775). Schon damals (1771) meinte Herder von Ersterem: „Der arme Mann hat sich ein Phantom von Vaterlande gemacht, da Cidli ihm weg ist" (Nachl., III. S. 142 u. 154). Auch Goethe, mit Herder nach dem wahren Volksliede schürfend, hat diese Richtung nie angebaut noch befördert. Ueber die „Lieder Sined's des Barden" äußert er sich zwar 1772 sehr anerkennend, wegwerfend dagegen über Kretschmann's und Andrer Gesänge dieser Art, ebenso schon 1769 in den Briefen an Friedrike Oeser mit dem Endurtheil: „Ich kann nichts empfinden, wo nichts gedacht ist" (Werke, Bd. XXIX. S. 92, 19 u. 66, und Jahn's Leipziger Freunde, S. 156 u. 165).

Noch im Einzelnen:

a. Voltaire hatte durch seinen großen Einfluß den an Jean Calas (S. 83 unten) i. J. 1762 verübten Justizmord aufgedeckt und der Familie Entschädigung, so weit sie möglich war, verschafft (s. die Schriften hierüber in Oeuvres de Voltaire, Tome V. p. 507—576, und den Artikel „Calas" von Baur bei Ersch u. Gruber). Ebenso war er eingetreten für Sirven, für den Sohn des Präsidenten d'Etallonde, den Friedrich der Große auf seine Empfehlung anstellte, für einige ungerecht verfolgte Bewohner des Jura und des Ländchens Gex (Voltaire, a. a. O. p. 477 sq.) u. A. m. Er unterstützte Corneille's Nichte und eine Tochter der Adrienne Lecouvreur. Friedrich der Große schrieb ihm daher: „Die Nachwelt wird sagen, daß ein Philosoph aus seiner Zurückgezogenheit seine Stimme erhoben habe gegen die Ungerechtigkeit seines Jahrhunderts, daß er die Wahrheit habe leuchten lassen am Fuße des Throns und die Mächtigen der Erde genöthigt, Mißbräuche abzustellen. Fahren Sie fort, Wittwen und Waisen zu beschützen — und seien Sie versichert, daß Niemand Ihnen mehr Glück dazu wünscht als der Philosoph von Sanssouci" — und theilte ihm zugleich mit, wie er im gleichen Sinne vom Throne aus wirke, auf seinen Reisen Jeden höre, die Kriminaljustiz mildre, dem Bauer gegen den Adel beistehe u. s. w. Der Arnold'sche Prozeß, der von diesem Gesichtspunkte zu beurtheilen, zeigt die Allgemeinheit der von Goethe gerügten Tendenz, die selbst die Throne ergriffen hatte.

b. Sogleich nach beendigten Studien hatte Lavater in Gemeinschaft mit dem Maler Füßli durch anonyme Schriften die Bestrafung des ungerechten Landvogts Felix Grebel (S. 83

u. 153), des Schwiegersohns des regierenden Züricher Bürgermeisters, und die Schadloshaltung der Verletzten 1762 und 1763 durchgesetzt, „wo denn doch", wie Jördens sagt, „die Sache der Gerechtigkeit über das Familieninteresse siegte" (III. S. 162). Lavater's Name erlangte hiedurch seinen ersten Glanz.

c. Wie hier (S. 84) die Minister und Amtleute das Material zu den Bösewichtern hergeben, so soll auch auf Serlo's Theater „der Pedant" die Rollen „als Jude, Minister und überhaupt als Bösewicht" spielen (Wilh. Meister's Lehrj., Buch IV. Kap. 19). Vergl. Gebler's „Minister" (1771. Goedeke, II. 593, Nr. 243) und Schiller's Präsidenten in „Kabale und Liebe", während der Gesandte und der Geheime Rath in Klinger's „Leidendem Weibe" zu den guten Elementen des Stücks gehören. Diese Tendenz ist der heutigen Bühne ganz fremd, weil gegenstandslos geworden.

d. Bei den Angebereien (S. 84) ist an Schlözer's „Anzeigen" und die Untersuchung gegen Waser in Zürich zu erinnern.

e. Wegen der dramatischen Bearbeitungen der Hermannsschlacht (S. 84) s. oben Thl. II, Anm. 220. Diesem Stoffe konnte man eine gewisse Realität zugestehn; die schwachen Erinnerungen haben in dem Weiterleben der Nation Stärke gewonnen und zuletzt zu der Verherrlichung des Siegers geführt, die wir in diesem Jahre (1875) erlebten.

f. Den hier (S. 84) in den Text aufgenommenen Luther'schen Rath, daß Jeder vor seiner Thüre kehre u. s. w., hat Goethe noch in seinem Sterbemonat als Reimspruch von Neuem eingeschärft (Werke, Bd. III. S. 210, „Bürgerpflicht"). Auch Bürger verwendet in der „Antwort an Göckingk" (zuerst im Gött. Mus.-Alm. 1777, S. 196) jene Worte mit dem Luther'schen Reime „stohn" auf „Lektion".

459. Die erste Anregung zum Wandrer (S. 85) ist im Elsaß zu suchen (Thl. II. S. 404); im Winter 1772 entzückte er schon die Darmstädter Freunde. Karoline Flachsland schreibt in Nr. 53 ihrer Briefe an Herder vom April dieses Jahres: „Goethe steckt voller Lieder. Eins von einer Hütte, die in Ruinen alter Tempel gebaut, ist vortrefflich". Goethe schickte ihr eine Abschrift aus Wetzlar schon im Mai, wie sie demselben (Nr. 62) schreibt: „Hier ist das Lied von der Hütte von Goethe, wovon ich Ihnen schon einmal geschrieben; er hat's mir von Wetzlar geschickt. Ich habe lange, lange nichts Rührenderes

gelesen. Der Wanderer auf den Ruinen — die Frau mit dem Knaben auf dem Arm — und der Wandrer mit dem Knaben auf dem Arm — und die letzte Bitte um eine Hütte am Abend — o, ich kann Ihnen nicht sagen, wie Alles das mir in die Seele geht! Gott, wo werden wir zwischen der Vergangenheit erhabenen Trümmern unsere Hütte flicken?" Und darauf Herder (Nr. 64), dankend für den „schönen Goethe'schen Wandrer": „[er] ist ein vortreffliches Stück, ganz voll starker und gesunder Empfindung: die Sprache so altdeutsch und meist ungeziert: der Gedanke selbst vom Schwalbennest der menschlichen Hütte zwischen den Trümmern, so schön auffallend und romantisch er ist, so natürlich. Es ist ein braves Stück und der Verfasser ein braver Mensch, den ich in den besten Stellen selbst sprechen höre. Das Stück hat mich sehr erfreuet" (Nachl., III. S. 226, 262 u. 269). Auch später (14. November 1774) schrieb er an Hamann, zwei Stücke von Goethe wögen den ganzen Göttinger Musenalmanach auf (das zweite war „Mahomet's Gesang"). Jenes Gedicht nun erhielt Boie durch Merck, in dessen Nachlaß sich auch eine Abschrift vorfand (Briefe, II. S. 41), und so erschien es im September 1773 im Göttinger Musenalmanach als der erste der Goethischen Beiträge. In den in der Anmerkung zu dem Gedichte (Werke, Bd. II. S. 178) mitgetheilten Stellen aus den Briefen an Kestner legte Goethe demselben nachträglich eine Beziehung zu Lotte Buff unter; doch können nur Abschriften des Gedichts sich Gedanken an sie verwebt haben.

460. Mit Recht reiht Goethe hier (S. 85) auch seinen „Götz" in jene Freiheitsbewegung ein. Die erste Bearbeitung trägt das charakteristische Motto aus dem damals (1771) eben erschienenen Haller'schen Romane über die despotische Regierungsform, „Usong, eine morgenländische Geschichte": „Das Unglück ist geschehn; das Herz des Volks ist in den Koth getreten und keiner edeln Begierde mehr fähig" (Werke, Bd. XI. 2. S. 13).

Indem Goethe hier den Inhalt seines ersten Drama's in Kürze angiebt, will er dem ganzen Zusammenhange nach doch nur die Beziehung desselben zu dem Zeitgeiste andeuten. Die oben (S. 83) gerügte „Einmischung der Einzelnen ins Regiment" bildet auch den Inhalt des „Götz", da der Held, in Ermangelung einer wirksamen Rechtspflege, zur Selbsthilfe greift. Daß das Thema jedoch viel weiter zu fassen, zeigt die vorzügliche Besprechung des Stücks in Goedeke's neuestem „Leben Goethe's" (S. 62 flgde), auf die wir verweisen. Merkwürdig, daß Goethe

seine Wetzlarer Erfahrungen gewissermaßen in dem Stücke antizipirte. Denn in Wetzlar war der Dichter berufen, an dem Reichsinstitute mitzuwirken, das jene in dem Stücke gefeierte Zeit des Faustrechts zu beseitigen und die neue Zeit heraufzuführen diente, welcher der Held des Stückes erliegen mußte. Ebenso hatte Goethe längst die deutsche Ritterzeit in seinem Drama geschildert, ehe er sich an der Ritter-Komödie in Wetzlar betheiligte, während auch hier die dichterische Konzeption erst der Lebenserfahrung gefolgt zu sein scheinen könnte. Selbst Goedeke nahm ein solches Verhältniß früher an (Grundriß, II. S. 715). Nur was den „Werther" anbetrifft, ging die Dichtung aus dem Leben auch insofern hervor, als im Romane „das gebrechliche Gebäude der Reichsjustiz .... den Mittelpunkt des matten und kränkelnden öffentlichen Lebens" bildet (das.).

461. Das Studium der nordischen Mythologie und Heldensage (S. 85) weist auf Herder's Anregungen und auf Straßburg zurück (s. Thl. II. S. 391 unten). Von Mallet waren erschienen: Edda ou monumens de la mythologie et de la poésie des anciens peuples du Nord. Kopenh. 1756, und Introduction to the History of Denmark; hundert Jahre früher des Resenius Edda Islandorum 1665.

Der humoristische Zug (S. 86) der nordischen Mythe zeigt sich in Loki's Listen, denen die ungeschlachten Riesen unterliegen, in den, später auf den christlichen Teufel übertragenen Bau- und Sprungsagen, in den Kämpfen Thor's und Odin's wider den Fenriswolf (S. 100) und die Midgardschlange und in dem Zwerg- und Koboldswesen, welchem auch die humoristische Seite des Goethischen Mephisto entlehnt ist. Die heidnische Welt endigt dann in der Götterdämmerung.

462. Der Affe Hanemann (S. 86) ist im Avatâra des Ram bemüht, für diesen die schöne Sitha zu gewinnen. Auf diese von Goethe erzählte Geschichte spielt der Schluß des Gedichts in „Reynier's Stammbuch" (Werke, Bd. III. S. 42) an: „Ram, Sitha, Hanemann und sein Schwanz". Später sprach Goethe seine Abneigung gegen die kunstwidrigen Gespenster der indischen Mythologie in seinen „Zahmen Xenien" wiederholt aus und verschonte dabei „sogar den Affen Hanemann" nicht (Werke, Bd. II. S. 355). Der Titel von Dapper's Reisen (vergl. Benfey's Orient und Occident, I. 1862, S. 751) lautet:

Asia of naukeurige beschryving van het rijk des grooten Mogols & eene groote gedeel van Indien etc. Amst. 1672 (Baur bei Erſch u. Gruber), in der deutſchen Uebertragung von Beer, Nürnberg 1681: Aſia oder ausführliche Beſchreibung des Reichs des Großen Mogols und eines großen Theils von Indien u. ſ. w. durch O. Dapper (Benfey, a. a. O. S. 721).

Dapper, Arzt zu Amſterdam, füllte den Büchermarkt mit ſeinen geographiſch-hiſtoriſchen Kompilationen. Seine, wenigſtens mittelbare Quelle für jene indiſchen „Märchen" iſt die große epiſche Encyklopädie der Inder, der „Mahabhârata". Altar iſt Avatâra, d. h. „Herabſteigung in einen irdiſchen Körper", alſo die Inkarnation Wiſchnu's als Ram, als Râma mit der Axt (Paraçu-Râma). Hanuman, Häuptling der Eingebornen von Ceylon, unterſtützte Rama bei der Eroberung dieſer Inſel.

463. Das Homeriſche Licht (S. 86). Daß Goethe ſich ihm ſchon in Straßburg zuwendete, iſt oben Thl. II. S. 392 erzählt. Herder gedachte ſpäter ſeines jungen Freundes (daſ.), als er Homer nach Damm's gutgemeinter, aber äſthetiſche Anſprüche in keiner Weiſe befriedigenden Homer-Ueberſetzung (1769. 2 Bände, enthaltend die Odyſſee) ſtudirte (ſ. Merck, I. S. 43).

Wood, von Heyne eingeführt, bahnte zuerſt ein hiſtoriſches Verſtändniß Homer's an. Goethe hat deſſen Eſſay über Homer (1769), des franzöſiſchen Kaufmanns Guys „Reiſe nach Griechenland" und Heyne's, der Ueberſetzung des Wood'ſchen Verſuchs vorgedruckte Göttinger Recenſion (S. 86) in den Frankfurter gel. Anzeigen 1773 beſprochen (Werke, Bd. XXIX. Nr. 36 und die Noten daſelbſt). Heyne's Recenſion findet ſich im 32. Stück der Göttinger gelehrten Anzeigen vom 15. März 1770 (S. 257—270). Er ſagt darin u. a.: „Es iſt der Adlerflug eines Genies, das die Spur eines Genies aus dem Alterthum ausſpäht, Anmerkungen und Betrachtungen über den Homer von einem Manne, welcher auf der Stelle geweſen iſt, wo Homer ſang, Achill focht und Ulyß reiſte. — Mit dem Homer in der Hand bereiſeten ſie [Wood, Dawkins und Bouverie] die Küſte von Troja. — Es iſt oft geſagt, aber wenig noch befolgt worden, man müſſe den Homer als einen Dichter aus einem ganz andern Weltalter, als das unſrige iſt, leſen. Die menſchliche Geſellſchaft in ihrer politiſchen, bürgerlichen und häuslichen Verfaſſung war in Jonien erſt unlängſt und in einigen Gegenden Griechenlands nur kürzlich oder kaum aus dem

ersten rohen Zustand der Natur hervorgetreten und hatte in der Kultur nur die ersten Schritte gethan. — Aus Reise- und Länderbeschreibungen der Wilden und anderer Völker, die in einer noch ungebildeten Gesellschaft und Staatsverfassung leben, lernt man das Meiste für den Homer" (zu oben S. 87). Dann aber später (S. 266): „Die Wilden in Amerika sind noch eine Stufe unter der Heldenzeit Homer's; aber nichts kömmt den Sitten dieser Heldenzeit näher als die heutigen Araber. Diese beschreibt Herr Wood ausführlich und stellt eine kurze Vergleichung zwischen den alten griechischen, jüdischen und noch jetzigen arabischen Sitten an: ein lesenswürdiges Stück, von einem Augenzeugen des Lebens der Araber!" Seit dieser Recension arbeitete Heyne ununterbrochen an Herbeischaffung eines umfassenden Apparats grammatischer und historischer Untersuchungen, als deren Resultat sein — nun infolge seiner eignen Anregungen durch Wolf's und Voß's Arbeiten schon bei der Geburt veralteter Homer 1802 herauskam. Was Goethe in einer andern Recension (Werke, Bd. XXIX. Nr. 19, S. 46) einem damaligen Gelehrten in Betreff der Beurtheilung der Sitten beim Homer zum Vorwurf macht, paßt zum Theil auch auf Heyne, der die Tapferkeit brutal und die Liebe nicht „anständig, fein, edel" von dem alten Dichter dargestellt findet (a. a. O. S. 267).

Die Bedeutung Homer's, auf dem Goethe's ganze Dichtung gleichsam ruht, für jene glückliche Epoche (oben S. 86) hat Vilmar (Lit.-Geich. 15te Aufl., S. 448) in begeisterten Worten entwickelt: „Das Eine war das Losungswort der ganzen Masse, daß man zu einer ursprünglichen, nicht gekünstelten noch gemachten, zu einer sich selbst unwillkürlich erzeugenden, zu einer Volksdichtung zurück müsse, daß man in Shakespeare ein großes, daß man endlich in Homer das größte aller Vorbilder zu verehren habe. Damit war das erlösende Wort gesprochen: .... vor diesem Worte brach die gelehrte Dichtung fast dreier Jahrhunderte morsch in sich selbst zusammen. .... Nach langen Irrfahrten war man endlich wieder da angelangt, von wo man zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts ausging, man war mit überwiegendem Bewußtsein wieder dort angelangt, wo man einst mit überwiegendem Instinkte stand; und jenes Bewußtsein war zu einer Höhe, zu einem Umfange, zu einer Klarheit gediehen, wie es weder unser Volk in jener Zeit, noch irgend ein Volk bis dahin gehabt hatte, noch irgend ein Volk neben uns bis auf diesen Tag zu erreichen vermochte. .... Erst in dem Jahrzehnd,

von dem wir reden, hat die moderne Welt den Homer verstehen gelernt, nachdem sie ihn dreihundert Jahr lang gelesen und wieder gelesen, übersetzt und excerpirt und memorirt und kommentirt hatte. .... Wir verstehen die Alten nicht mehr wie ein Schüler den Lehrer und ein Jünger den Meister, wir verstehen sie, wie ein Gleicher den Gleichen, wie ein Mann den Mann, ein Meister den Meister versteht. Und dies Verständniß hat sich durchgearbeitet in der stürmenden Zeit der Sechziger und Siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts." Herder hatte dies Verständniß vor Allen in den „Fragmenten" (1767) angebahnt. Vergl. Gervinus, IV. S. 419.

464. In dem abermaligen Hinweise auf das Reichskammergericht (S. 87) wird das frühere Wort (S. 80) von einem richtenden und einem gerichteten Gericht weiter ausgeführt.

Weshalb ein Sachwalter seine Gewandtheit besser bei der Vertretung des Beklagten (S. 87 unten) als der des Klägers zeigen können, ergiebt sich aus der Menge von dilatorischen Einreden, von Rechtsmitteln aller Art und sonstigen Hilfen, welche der früher geschilderte Zustand des Kammergerichts grade zum Frommen der unterlegnen Partei ausgebildet hatte. Schon 1667 verspottete Pufendorf in seinem Severinus de Monzambano jenes Gericht, welches seine Urtel erst ein Jahrhundert nach der Klage fälle.

465. Wegen Sulzer's Theorie (S. 88) verweisen wir auf Goethe's Besprechung des bereits 1771 erschienenen Ersten Theils in den Frankfurter gel. Anzeigen. Die Recension, an der wol Merck ebenso viel Antheil hatte als Goethe, war schon im Februar 1772, also vor der Wetzlarer Epoche, erschienen. Gegen Sulzer's moralische Tendenz richtet sich besonders deren Schluß (Werke, Bd. XXIX. S. 10). Herder's Urtheil ist noch strenger: „Alle literarisch-kritische Artikel taugen nichts, die meisten mechanischen nichts; die psychologischen sind die einzigen, und auch in denen das langwierigste, darbendste Geschwätze, sowie auch Landsmannschaft [schweizerische] und Parteilichkeit aus dem ganzen Werke leuchtet" (Merck, I. S. 30).

466. Was Goethe anläßlich des Sulzer'schen Werks über sein Studium der Alten allgemein sagt, bezieht sich nach seinen eignen Worten auf seine Jünglingszeit überhaupt (S. 88).

Aristoteles und Cicero weisen nach Leipzig zurück (Thl. II, Anm. 190, 204 u. 272); aus Letzterem, besonders aber aus Quinctilian enthalten die „Ephemerides“ (Schöll's Aufs., S. 112—115) eine Reihe von Auszügen, namentlich solcher Stellen, welche „die Wichtigkeit von Natur, Gabe, Leben berühren“. Dort finden wir auch „Hurd über Horazens Poetik“ verzeichnet. Longin hat Goethe in seinen Werken, nach Musculus, nur an dieser Stelle erwähnt. Sein Schwager Schlosser, der eine, allerdings erst 1781 veröffentlichte, Uebersetzung der Longin'schen Schrift „Vom Erhabenen“ vorbereitete, hatte ihm die Kenntniß derselben sicherlich früh vermittelt.

Ein viel wichtigeres Studium jener Zeit übergeht Goethe hier ganz, das der griechischen Dichter. Von seiner Beschäftigung mit Homer sprechen wir weiter unten (Anm. 477) mit Benutzung eines seiner Briefe an die la Roche. Hier ist uns wichtig sein Brief (Nr. 6) an Herder, aus Wetzlar, Juli 1772, aus dem wir zuerst erfahren, mit welchem Eifer Goethe damals an den griechischen Quellen geschöpft hat. Von dem, was „Horaz und Quinctilian aussprechen“, also von der Poetik und Rhetorik, wendet er sich zu den ewigen Mustern selbst. Die Griechen sind sein einzig Studium: „Zuerst schränkt' ich mich auf den Homer ein, dann um den Sokrates forscht' ich in Xenophon und Plato [aus Letztrem auch in dem Briefe vorher ein langes griechisches Citat, vergl. Anm. 431]. Da gingen mir die Augen über meine Unwürdigkeit erst auf, gerieth an Theokrit und Anakreon, zuletzt zog mich was an Pindarn, wo ich noch hänge. Sonst hab' ich gar nichts gethan [s. oben S. 88 „Stockung von Produktionskraft“], und es geht bei mir noch Alles entsetzlich durch einander. Auch hat mir endlich der gute Geist den Grund meines spechtischen Wesens [S. 291] entdeckt. Ueber den Worten Pindar's ἐπικρατεῖν δύνασθαι [„Meister sein“, wie es Goethe verstand] ist mir's aufgegangen“ (Herder's Nachl., I. S. 37—43). In diesem Briefe erscheint Goethe wie Pindar-trunken, und in demselben Zustande ist die Anakreon, Theokrit und Pindar preisende, wol dem März oder April des Jahres 1772 angehörige Ode „Wanderers Sturmlied“ (Werke, Bd. I. S. 155—158) gedichtet. Goethe ging auch sogleich daran, Pindar zu übersetzen; aus S. Hirzel's handschriftlichen Schätzen hat M. Bernays (Goethe's Briefe an Fr. A. Wolf 1868, S. 7 u. 122) zuerst Goethe's dieser Zeit zuzuweisende metrische Uebertragung von Pindar's fünfter Olympischer Ode

mitgetheilt (Werke, Bd. III. S. 379 u. 380; vergl. Hettner, Lit.-Gesch., III. S. 131, Kestner, Nr. 1, und oben Anm. 455).

467. Der ganze Abschnitt S. 89, welcher anfängt: „Jener Vorsatz", greift in die Zeit der schriftstellerischen Arbeit am „Werther", den Anfang des Jahrs 1774 (S. 131) vor, als eine allgemeine Bemerkung über das damalige Verhältniß Goethe's zur Natur, welches in der Wetzlarer Umgebung sich zu besonderer Innigkeit ausbildete. „Er hat — schrieb Kestner damals über ihn — die Natur, im physikalischen und moralischen Verstande genommen, zu seinem Hauptstudium gemacht und von beiden die wahre Schönheit studirt" (Kestner, S. 40). — Wie dort zu Anfang liebt es der Verfasser auch sonst, den Unterschied von Eigenheiten und Eigenschaften zu betonen (Werke, Bd. II. S. 336, Nr. 4).

Daß, nachdem S. 89, Z. 7 ausdrücklich der „Werther" als Gegenstand der folgenden Erzählung genannt worden, S. 90, Z. 7 dasselbe „Büchlein" als das gemeinte bezeichnet wird, läßt vermuthen, die eine der beiden Stellen sei später eingeschoben und dabei vergessen worden, die andere entsprechend abzuändern.

468. Ueber den Bräutigam (S. 90), Kestner, sind wir seit der Veröffentlichung der an ihn und an Mitglieder der Familie Buff gerichteten Briefe Goethe's (Goethe und Werther, 1854) genügend unterrichtet. Sich deutlicher über Kestner's und Lotte's Persönlichkeiten auszusprechen, war Goethe durch die Rücksicht auf die damals (1813) als Wittwe noch lebende Frau Kestner verhindert.

Der im Jahre 1767 als Legationssekretär bei der hannöverschen Gesandtschaft zur Kammergerichts-Visitation nach Wetzlar abgeordnete spätere Hofrath Kestner aus Hannover, gerade acht Jahre älter als Goethe (sein Geburtstag fiel auch auf den 28. August), lernte den jungen Dichter erst geraume Zeit nach dessen Ankunft in Wetzlar, Anfang Juni, kennen, um durch diesen in dem absichtlich entstellten Bilde des Albert im „Werther" der Welt vertraut zu werden, zugleich aber in ihm, der Verschiedenheit der Richtungen und Charaktere ungeachtet, einen Freund für das ganze Leben zu gewinnen. Der Briefwechsel Beider erlischt erst mit Kestner's Tode. Im Jahre 1785 schrieb ihm Goethe: „Bisher wart Ihr mir eine Art von Ideal eines durch Genügsamkeit und Ordnung Glücklichen"

(Kestner, S. 268). Ihm erschien Goethe gleich bei der ersten Begegnung so merkwürdig, daß er ihn in einem Brieffragment zu schildern unternahm. Bekannt ist die Art, wie und wo sie sich zuerst sahen, durch diese Beschreibung: „Einer der vornehmsten unserer schönen Geister, Legationssekretär Gotter, beredete mich einst, nach Garbenheim, einem Dorf, gewöhnlichem Spaziergang, mit ihm zu gehen. Daselbst fand ich ihn [Goethe] im Grase unter einem Baume auf dem Rücken liegen, indem er sich mit einigen Umstehenden, einem Epikureischen Philosophen (v. Goué, großes Genie), einem stoischen Philosophen (v. Kielmannsegge) und einem Mittelding von Beiden (Dr. König) unterhielt [s. Anm. 456], und ihm recht wohl war. Er hat sich nachher darüber gefreuet, daß ich ihn in einer solchen Stellung kennen gelernt" (Kestner, S. 36, wo dann die weitere Charakterschilderung nachzulesen ist).

469. Schon 1768 hatte Kestner sich mit Charlotte, der zweiten Tochter des Deutschordens-Amtmanns Buff zu Wetzlar, verlobt (S. 90). Sein in der Briefsammlung „Goethe und Werther" aufbewahrtes Schreiben an v. Hennings vom 2. November d. J. malt das Glück aus, das er in dem Buff'schen Hause fand, und schildert den biedern Vater, „die beste Mutter", „die gute Schwester". Er sagt darin: „Das Haus wird gern besucht wegen der Ruhe, die da herrscht, wegen der angenehmen Unterhaltung, wegen der freundschaftlichen Bemühungen, kein finsteres Gesicht von sich zu lassen ....; denn hierin findet die Menschenliebe der besten Mutter ihren Beruf." Diese Mutter starb jedoch schon i. J. 1770, und Lotte, „gleich als hätte eine Familienwahl es entschieden, erbte die mütterlichen Sorgen für zehn Kinder" (Kestner, S. 7); denn ihre Stärke war „die häusliche Seite" (das. S. 41). — Goethe fand in Wetzlar ein ihm verwandtes Haus, das des Prokurators und Advokaten beim Reichs-Kammergericht, Dr. Lange. Die Frau Lange, eine geborne Lindheimer, war die Schwester seiner Großmutter Textor, also seine Großtante. Sie hatte aus ihrer ersten Ehe mit dem Prokurator Dr. Dietz einen Sohn, der, gleichfalls in der Stellung seines Vaters, i. J. 1776 sich mit Lotte's älterer Schwester Karoline verheirathete (genannt bei Kestner, Br. 30, 35, 41, in den Knittelversen, 43, 57, 74, 77; Dietz, der „Quasi-Hofrath", in Br. 41, 67, und wohl auch in Nr. 10). Aus der zweiten Ehe entsproßten ihr zwei Töchter, Hannchen, die jüngere (s. Kestner, Brief

81 u. S. 14). Diese Familie Lange wohnte an der Ecke der Gewands- und der Schmidtgasse (das. Br. 21) und Goethe nahebei in der erstern, wahrscheinlich in demselben Hause mit dem Rechtspraktikanten Freih. v. Breitenstein (Frankf. Konv.-Blatt vom 17. März 1858, nach einem Artikel Düntzer's in der Köln. Zeitung).

Durch diese Tante, die „Geheime Räthin" Lange, hatte Goethe einen Familienanhalt in Wetzlar; mit weiblichen Mitgliedern aus dieser Verwandtschaft nun besuchte er am 9. Juni, acht Tage nach Pfingsten, einen Ball auf dem eine halbe Stunde vor dem Wildbacher Thore belegenen Jägerhause zu Wolpertshausen. Es war, wie er sagte, „ein böser Genius, der ihn nach Wolpertshausen kutschirte, und doch ein guter Genius"; denn derselbe Wagen führte auch Lotte Buff dorthin, die er so zuerst kennen lernte. Diese blauäugige Blondine zog, Kestner zufolge, gleich seine ganze Aufmerksamkeit an sich: „sie ist noch jung [neunzehnjährig], sie hat, wenn sie gleich keine ganz regelmäßige Schönheit ist, ... eine sehr vortheilhafte, einnehmende Gesichtsbildung; ihr Blick ist wie ein heiterer Frühlingsmorgen, zumal den Tag, weil sie den Tanz liebt; sie war lustig; sie war in ganz ungekünsteltem Putz [zu Goethe oben S. 91]. Er bemerkte bei ihr Gefühl für das Schöne der Natur und einen ungezwungenen Witz, mehr Laune als Witz. Er wußte nicht, daß sie nicht mehr frei war..... Er war den Tag ausgelassen lustig, dieses ist er manchmal, dagegen zur andern Zeit melancholisch, Lottchen eroberte ihn ganz, um desto mehr, da sie sich keine Mühe darum gab, sondern sich nur dem Vergnügen überließ. Andern Tags konnte es nicht fehlen, daß Goethe sich nach Lottchens Befinden auf den Ball erkundigte; .... nun lernte er sie auch erst von der Seite, wo sie ihre Stärke hat, von der häuslichen Seite kennen" (Kestner, 52, 40, 41, 58; Berichtigung d. j. W., S. 61, und die Briefe vom 16. und 19. Juni im Ersten Buch des „Werther").

Abgesehen von den Aeckern und Wiesen (S. 91) des von dem Amtmann Buff bewirthschafteten Deutschordens-Gutes boten die schönen Umgebungen Gelegenheit zu Spaziergängen und Landpartien. Bei Kestner (Briefe 3, 4 u. 17) werden namentlich Garbenheim die Lahn hinauf an der Stadtseite (das Wahlheim im „Werther") und Atzbach, halbwegs nach Gießen, angeführt. Eines Besuchs der bei Wetzlar belegenen Burgruinen, des Wartthurms, der alten Burg Karlsmont (oder Kahlsmont)

geschicht dagegen keine Erwähnung. In Garbenheim waltete später als Hebamme die „alte Bambergern", die Schulmeistertochter, die Mutter von Philipps im „Werther" (Brief vom 27. Mai); auch die Wirthshausküche dort war noch vor zehn Jahren unverändert (Bericht aus „Wetzlar" von L. P. in der Berliner Spener'schen Zeitung Nr. 205, 1863).

Das nicht genaue Citat aus der „Neuen Heloise" (S. 92, s. Textrev.) ist dem 7ten Briefe des 5ten Theils entnommen. Die Schilderung der Besitzer und Gesinde vereinigenden Spinn-Abende zu Clarens beschließen die Worte: „Es wird der ganzen Gesellschaft ein Trunk gereicht. Jeder — geht schlafen, befriedigt von einem in Arbeit, Heiterkeit und Unschuld verbrachten Tage, den man gerne wiederholen würde morgen, übermorgen und sein ganzes Leben." E. Schmidt (in der ausgezeichneten Studie: Richardson, Rousseau und Goethe. 1875, S. 124) bringt diese Schilderung in Zusammenhang mit einer andern im 6ten Buche der „Bekenntnisse"; hier sagt Rousseau von den Abenden in den Charmettes: „Ein Abendessen in der Laube, Obsternte, Weinlese, Flachsbrechen Abends mit unsern Leuten, jeder dieser Vorgänge war ein Fest für uns." Dieselbe Stelle der Heloise, welche Goethe 1813 anzieht, hatte er schon 1772 im Sinn in den Worten an Lotte (Kestner, Nr. 7): „Das ist nun so, und mein Schicksal, daß ich zu heute, morgen und übermorgen nicht hinzusetzen kann — was ich wol oft im Scherze zusetzte" — nämlich: und mein ganzes Leben, ebenso in Nr. 67. Hiezu im „Werther" am 28. August: „Ich sitze oft auf den Obstbäumen in Lottens Baumstück mit dem Obstbrecher, der langen Stange, und hole die Birnen aus dem Gipfel. Sie steht unten und nimmt sie ab, wenn ich sie ihr herunterlasse." So trat bei beiden Dichtern Natur mit Kunst durch das Leben in Berührung (oben S. 88).

470. Jerusalem (S. 92), der einzige Sohn des Abts, hatte mit Goethe in Leipzig zusammen studirt (Anm. 299b). Seit 1770 Assessor zu Wolfenbüttel, war er im September 1771 als Sekretär dem braunschweig'schen Gesandten Höfler in Wetzlar beigegeben. Von diesem seinem Dienstchef sah er sich zurückgesetzt, während er in der Heimath der wirksamen Protektion des Erbprinzen genoß (Kestner, S. 86 und 96, „Werther", Brief vom 17. Febr., und Lessing's Werke, Th. XVIII. S. 237). Der im Roman geschilderte Vorfall bei dem Grafen von C. (2. Buch, Br.

vom 15. März) hatte sich in Wirklichkeit bei dem Grafen Bassenheim zugetragen, dem Präsidenten des Kammergerichts, welcher in dem, zum neuen Kameralhause bestimmten gräflich Ingelheim'schen Hause wohnte. Kestner schreibt daher mit Bezug auf diese Mißverhältnisse von Jerusalem: „er ist die ganze Zeit seines hiesigen Aufenthalts mißvergnügt gewesen", und „sein hiesiger Aufenthalt war ihm verhaßt; er wünschte längst und arbeitete daran, von hier wieder wegzukommen" (Kestner, S. 86).

Dies bestätigen die von O. v. Heinemann veröffentlichten, schon in Anm. 299 b angeführten interessanten elf Briefe Jerusalem's an Eschenburg, durch den er zur englischen Literatur (Goethe, S. 93) geführt worden war. Des Vorfalls bei Bassenheim gedenkt er beiläufig in dem Schreiben vom 26. November 1771. Mit einer Art Galgenhumor spricht er von seinen Dienstgeschäften, „dem empfindsamen, schönen Geschäfte, vorzüglich im Sommer!" Seine Aeußerungen, über Andre wenigstens, sind hier gar nicht so mäßig und wohlwollend, wie Goethe S. 92 meint. Als Freund Lessing's sah er auf die Wetzlarer von oben herab. Von Gotter, mit dem er schon 1768 in Göttingen zusammengetroffen, schreibt er: „Weil sein Schöpfer in sein Gehirn einige Reime neben einander gelegt hat, so hält er sich für ein Genie und glaubt sich dadurch zu allen Narrheiten berechtigt" (wol Anspielung auf die Ritterkomödie). Seine Urtheile über Goethe s. in Anm. 299 b, über Schmid in Anm. 474. Er nennt den Schauplatz seiner und der Werther'schen „Leiden" in dem Briefdatum vom 18. Juli 1772, wie vorahnend, nicht Wetzlar, sondern Seccopolis, also Leidensstadt, Stadt der Plagen. Diese werden ihm, gleich einem Wiener, zu Seccaturen und die Menschen zu Seccatoren. Als die Freunde, bei welchen Goethe mit ihm zusammentraf (S. 92), sind vorzugsweise ihr gemeinschaftlicher Freund Kielmannsegge (Anm. 456, und Kestner, S. 87, 90) und die der Buff'schen gegenüber wohnende Familie Brandt zu denken (das. S. 89). Kestner hatte nur wenig Umgang mit ihm und ihn nur zweimal überhaupt bei sich gesehn (das. S. 93 u. 228). Doch hatte Jerusalem bisweilen an der Rittertafel im „Kronprinzen" Theil genommen und dahin als seinen Gast den kurpfälzischen Legationssekretär Herd mitgebracht (das. S. 90 u. 100 zum Text, S. 92 unten).

471. Herd war der Freund, für dessen Gattin (S. 93 oben) Jerusalem „eine entschiedene Leidenschaft" hegte.

Frau Elisabeth, aus Mannheim gebürtig, Tochter des frühverstorbenen dortigen Hofbildhauers Egell, war seit dem Jahre 1770 an Herd verheirathet. „Unter zahlreichen Geschwistern in bürgerlichen Verhältnissen aufgewachsen, gehörte Elisabeth sowol wegen ihrer Schönheit als auch wegen ihrer geistigen Eigenschaften nicht zu den gewöhnlichen weiblichen Erscheinungen ihrer Zeit. Sie besaß unter Anderm ein ausgezeichnetes Sprachtalent und, wie es scheint, den Trieb nach Ausbildung desselben und Wissen überhaupt. — So ausgestattet, war sie gewiß ganz geeignet, an des liebevollen und ehrenhaften Gatten Hand die damals so ausgezeichneten, in Wetzlar versammelten Kreise zu betreten, um in denselben nicht übersehen zu werden. Vielleicht eignete sie sich dort die ernste, würdevolle Haltung an, welche sie noch in späten Jahren, verbunden und ganz übereinstimmend mit den unverwischbaren Spuren einer regelmäßigen Schönheit, zu einer imposanten Erscheinung machte. Gewiß ist, daß selbst die Art ihrer Schönheit, auch in der Jugend, ein ernstes, charaktervolles Gepräge getragen haben muß, wie sowol aus jenen noch erkenntlichen Spuren im Alter als auch aus früheren Portraits hervorging. Ihre Züge hatten einen etwas römischen Schnitt, ihr Auge war lichtbraun und der Blick desselben ernst, fast streng zu nennen. Ihre noch im Alter sehr wohlgeformte Gestalt soll immer mehr untersetzt als schlank gewesen sein, erschien aber durch Haltung und ruhige, gemessene Bewegung bedeutend größer, als sie eigentlich war. — Ihre aus wahrer Zuneigung [in Frankfurt] geschlossene und bis in ein hohes Lebensalter glückliche Ehe war von zahlreichen Kindern gesegnet, welche aber bis auf vier alle im ersten Kindesalter starben. Mehrere derselben waren in Wetzlar geboren" (nach einer authentischen Quelle in den „Geliebten Schatten", S. 24, Note; vgl. Berichtigung d. j. W., S. 64, und Kestner, S. 87 u. 227).

472. Das Verlassene Dorf (S. 93), eines der letzten poetischen Werke Goldsmith's, war im Mai 1770 erschienen; in den ersten drei Monaten wurden fünf Auflagen erforderlich: so sehr traf das, gewöhnlich noch über den „Wandrer" gestellte, Gedicht die idyllische und melancholische Zeitstimmung, obgleich der Dichter selbst, ähnlich wie Goethe im „Werther", diese nicht nähren, sondern über das elegische Gefühl des irdischen Wechsels erheben wollte. Auburn ist das idealisirte Bild des irischen Dorfs Lissoy, wo Goldsmith seine Kindheit verlebt

hatte (vergl. Macaulay's biographical essay über Goldsmith, und Dessen Leben von Karsten, Straßburg 1873). Für Deutschland kommt das Gedicht als ein Vorläufer des „Werther" in Betracht, dessen beide Theile die starken Gegensätze Goldsmith's gleichfalls, wenn auch gemildert, wiedergeben, zugleich als Symptom des auch in Goethe's „Wandrer" hervortretenden Hütten-Enthusiasmus, wie E. Schmidt (Richardson, S. 196) jene idyllische Richtung nennt. Merck hatte 1772 eine Ausgabe des Deserted Village in Frankfurt besorgt, dieselbe, von der Goethe ein Exemplar an Kestner mit den Versen sandte: „Wenn einst nach überstandnen Lebensmüh und -Schmerzen" (Werke, Bd. III. S. 313, s. Kestner, Nr. 138, und Merck, I. S. XXXIII und 45).

Goethe's Uebersetzung des Gedichts ist leider ungedruckt und unbekannt geblieben; nach seinen Worten S. 93 möchte man annehmen, daß er von einer damals noch vorhandenen sprach, und seitdem wird sie schwerlich zerstört sein. Auch Gotter, der das Jahr vorher Gray's stimmungsverwandten „Dorfkirchhof" übersetzt hatte, scheint seine Arbeit nicht der Veröffentlichung würdig erachtet zu haben. Schlosser's Uebertragung des „Verödeten Dorfs" in Prosa findet sich im 2ten Theile seiner „Kleinen Schriften" 1780. Auch Herder machte (Nachlaß, III. S. 348) einen Uebersetzungsversuch, wie früher am Traveller.

473. Der Professor Höpfner (S. 94), den Merck 1767 bei seinem Aufenthalte in Kassel kennen gelernt, seit 1771 in Gießen, hatte bisher abgelehnt, an den Frankfurter gel. Anzeigen sich zu betheiligen (Merck, III. S. 54 oben). Behufs einer Besprechung in den Angelegenheiten dieses Blattes entschloß sich Merck im August 1772 seinen Freund zu besuchen. Goethe ward dazu eingeladen. Er langte einige Tage vor Merck, spätestens am 15. August, in Gießen an (am 9ten war er noch in Wetzlar; Kestner, Nr. 3), begleitet von seinem Freunde Kielmannsegge. Das Gießer Wochenblatt (1772, Nr. 33. Dienstag 18. Aug.) enthält in der Rubrik: „Ein- und Auspassirende vom 2. bis den 15. August 1772" die Anzeige: „Herr Baron von Kilmansedk und Herr Legationssekretär Wanderer von Wetzlar, log. im Einhorn" (gütige Mittheilung des Herrn Prof. G. Zimmermann). Die wunderbaren Fremden machten auch die Behörde irre. Denn nach „Legationssekretär" ist der Name Gotter und vor „Wanderer" das Wort Student vermuthlich ausgefallen. Doch gab es auch in Wetzlar Einen dieses Namens (s. Kestner, Nr. 23), der gleichfalls

Legationssekretär sein mochte. Goethe gab jenen falschen Namen, unter welchem er sich nachher auch bei Höpfner eingeführt haben wird, wol nur deshalb an, damit Diesem der wahre nicht zu früh verrathen würde. Daher war Goethe mit Höpfner schon bekannt, als Dieser am 16ten an Raspe schrieb: „Heute Abend oder morgen kommt unser Merck zu mir. Wären Sie doch auch bei uns! Sie und Gotter und Goethe (ein Mann von großen Talenten) und Merck, was sollte das für eine Freude sein" (Weim. Jahrb., III. S. 65).

Merck traf erst am 17ten oder 18ten, jedoch ohne Schlosser ein, von Höpfner „mit offnen Armen empfangen" (Brief an seine Frau aus Gießen, III, Nr. 22, der Nr. 21 vorangehend). Er nennt auch Charlotte Buff als anwesend: „Dans ce moment je reviens de Mr. Pfaff, où j'ai trouvé aussi l'amie de Goethe de Wetzlar, cette fille, dont il parle avec tant d'enthousiasme dans toutes ses lettres. Elle mérite réellement tout ce qu'il pourra dire de bien sur son compte. Nous passerons la soirée avec elle, et demain nous partirons ensemble pour Wetzlar."

Merck wohnte bei dem noch unverheiratheten Höpfner, nahe der Universität, in den „Neuen Bäuen"; das Haus gehört jetzt dem Buchhändler Ricker. Da das dortige Wochenblatt nur die Gasthofsfremden anzeigte, so fehlt darin sein Name sowie der der Lotte Buff und ihrer Begleitung.

Für Goethe's Scherz war Höpfner ganz empfänglich. Wagner erzählt in der dritten Merck'schen Briefsammlung (S. 186) nach glaubwürdigster Quelle: „Ganz anders [d. h. drastischer] nahm sich die Schilderung im Munde Höpfner's aus, wenn er sie dramatisirte, die seltsame Erscheinung des wunderschönen jungen Menschen mit den feuervollen Augen und dem unbeholfnen, linkischen Anstande beschrieb, seine komischen Reden wiederholte und dann endlich zur Explosion kam, wie der blöde Student aufsprang und Höpfnern um den Hals fiel mit den Worten: ‚Ich bin Goethe! Verzeihen Sie mir meine Posse, lieber Höpfner; aber ich weiß, daß man bei der gewöhnlichen Art, durch einen Dritten mit einander bekannt gemacht zu werden, lange sich gegenüber steif und fremd bleibt, und da dachte ich, wollte ich in Ihre Freundschaft lieber gleich mit beiden Füßen hineinspringen, und so, hoff' ich, soll's zwischen uns sein und werden durch den Spaß, den ich mir erlaubt habe.'" Diesen Zweck erreichte er vollkommen. Im Oktober desselben Jahres schreibt Höpfner an Raspe von jener Zusammenkunft: „Mit Merck und Goethe habe ich viel vergnügte Stunden gehabt", und

im April 1774: „Als ich das letzte Mal bei dem Manne [Goethe] in Frankfurt logirte, denn Sie müssen wissen, daß er mein Freund ist, las er" u. s. w. (Weim. Jahrb., III. S. 66 u. 68, zu oben S. 98 Z. 8 v. u.). Damals hatte sich Höpfner bereits mit Marianne, Tochter des Raths Thom zu Gießen, verheirathet (das. S. 61 und 67; Merck, III. S. 175, Note, und Kestner, S. 186; sonstige biographische Nachrichten über H. weist Zimmermann in Merck's Leben S. 129 nach; s. auch Anm. 433 c). Von Weimar aus suchte Goethe Höpfner an des berühmten Hellfeld Stelle nach Jena zu ziehn und knüpfte dabei in einem Schreiben vom 23. Oktober 1776 an ihre „so wunderbar angefangene Bekanntschaft" an. Später, etwa 1818, mystifizirte Höpfner's Tochter, Frau von Rehberg, Goethe'n selbst in ähnlicher Art (Merck, III. S. 186, Note).

474. Nach Höpfner sollte der noch junge, ihm gegenüber wohnende Professor der Poesie und Beredsamkeit Schmid (S. 95 u. 96), gewöhnlich der Leipziger oder der Gießer Schmid oder der Theorien-Schmid genannt, an die Reihe kommen. Er hat Goethe's „Parodie auf Medon" in die gemeinschaftlich mit Michaelis und Dyk verfaßte Vorrede zu Rost's Gedichten (Anm. 250) aufgenommen, ebenso später Goethische Gedichte in den von ihm redigirten Leipziger Musenalmanach (Anm. 448). Außerdem gab er damals eine „Theaterchronik", ein „Brittisches Museum" (3 Thle), Biographien und Uebersetzungen aus dem Französischen und Englischen heraus. Er war Mitarbeiter an Zeitschriften der entgegengesetzten Richtungen, von Straßburg bis Altona, wie er auch seit 1775 die Frankfurter gel. Anzeigen redigirte. Allein die Titel seiner Schriften und einzelnen Aufsätze nehmen bei Meusel an funfzehn Seiten ein (VII. S. 189 bis 198, X. S. 588—591, und XII. S. 378 und 379), darunter auch eine Monographie über Goethe's „Götz" (1774).

Auf diesen oberflächlichen Vielschreiber waren Herder, Merck und Goethe sehr übel zu sprechen. Ihm galten die Worte Goethe's im 5. Briefe an Herder: „Ich sah den gepeitschten Heliodor an der Erde, und der himmlische Grimm der rächenden Geister säuselte um mich herum" (Nachl., I. S. 36). Merck berichtet an Höpfner zu Anfang 1772, er habe von Schmid einen Brief erhalten, „der der Menschenwürde so viel Schande mache", daß er fast Lust habe, ihn zurückzuschicken (Merck, III. S. 55; s. auch S. 166 u. 341, wo Schmid als sehr

gesuchter Docent erscheint). Milder urtheilte Höpfner über „die kritische Spinne Hr. C. H. S.": „Wann S. nicht heuchelt, so kann er noch ein ganz guter Mann werden. Er beichtete mir seine vorige Sünden des Klotzianismus, der Klätschereien und der Schreibsucht und versprach sein Leben zu bessern" (Weim. Jahrb., III. S. 57 u. 60). Für Jerusalem war Schmid, den er in Wetzlar gesehen haben muß, natürlich eine „Seccatur", „beiläufig gesagt, der unerträglichste Seccator, den je ein sterblich Weib gebar" (Im Neuen Reich. 1874, Nr. 25). Goethe endlich kann Schmid's Namen nicht auf ein Blatt schreiben, „in dem Lotte's Name steht"; als Schmid die „Baukunst" recensirt, obgleich er von „Genius" spricht (Anm. 435), schreibt Goethe hochmüthig: „Als ein wahrer Esel frißt er die Disteln, die um meinen Garten wachsen, nagt an der Hecke, die ihn vor solchen Thieren verzäunt, und schreit dann sein kritisches J! a! ob er nicht etwa dem Herrn in seiner Laube bedeuten möchte: Ich bin auch da" (Kestner, S. 116).

Persönlich wird ihm Goethe kaum besser begegnet sein. Höpfner berichtet acht Wochen darauf über den Vorfall an Raspe: „Schmid kam einst in unsre [seine, Goethe's und Merck's] Gesellschaft. Aber, Himmel, wie ging es dem armen Sünder! Feiner, witziger und boshafter ist noch nie ein Mensch gegeißelt worden als er. Merck sagte von ihm, als er weg war, die Natur habe ihn in einem sündigen Akt an die Wand geworfen" (Weim. Jahrb., III. S. 66). — Als Ort gilt der Gasthof „Zum Löwen".

475. Wegen der Frankfurter gelehrten Anzeigen (S. 97) vgl. oben S. 291 u. 297. Den in Anm. 433 genannten Mitarbeitern treten Herder, Höpfner und Schmid hinzu (genannt im Weim. Jahrb., VI. S. 77—84). Seit 1772 hatte der fürstlich waldeck'sche Hofrath Deinet zu Frankfurt die Zeitung erworben (Frauenb., S. 177). Den geistigen Vorstand bildeten Schlosser und Merck. Im Wesentlichen war es ein Organ für die Herder'schen Ideen, die, nach Koberstein (Grundriß, 5te Aufl., IV. S. 31), auch durch Goethe's Beiträge überall durchblicken. Es schien, „als habe die ästhetische Kritik wieder ein ähnliches Organ gefunden, wie die Literaturbriefe [Lessing's] gewesen waren"; doch hörte ihre Bedeutung für die Fortbildung der schönen Literatur alsbald mit dem Uebergang der Leitung in andre Hände völlig auf (s. das. S. 8; auch Böttiger, Lit. Zust., I. S. 124). Für Boie und

auch für die übrigen Göttinger, wie Schlözer, war das Blatt ein „Labsal" (Merck, I. S. 45, und Düntzer's Frauenb., S. 177, Note 3). Welche Propaganda Goethe für die Zeitung in den Wetzlarer Kreisen machte, zeigen seine Briefe an Kestner. Herder charakterisirt gelegentlich in einem Briefe an Merck vom Oktober 1772 die verschiedenen Beiträge: „In Ihren Zeitungen sind Sie immer Sokrates-Addison [Letzterer als Herausgeber des Spectator], Goethe meistens ein junger übermüthiger Lord mit entsetzlich scharrenden Hahnenfüßen, und wenn ich denn einmal komme, so ist's der irländische Dechant mit der Peitsche" (Merck, I. S. 37; vergl. Anm. 444). Weiße in Leipzig schrieb zur selben Zeit an Uz, unfehlbar sei Herder nebst einem gewissen Gede Hauptverfasser der Anzeigen (Koberstein, a. a. O. S. 31, Note 19). Vielen galt auch Hamann als Mitarbeiter (Dessen Schriften, IV. S. 292). Herder's Urtheil über Goethe ist wol hauptsächlich durch dessen Recensionen vom September 1772, namentlich über „Struensee's Bekehrungsgeschichte" und über „Meine Vorsätze" (Nr. 18 und 23, Bd. XXIX der Werke) sowie über Homer (Nr. 19 und 21) hervorgerufen, worin Goethe sich ganz selbständig zeigt. Die erstere hatte die Geistlichkeit gegen sich erregt, wie Nr. 23 ergiebt. Auch der Hauptpastor Goeze in Hamburg, erzürnt über eine Beurtheilung einer seiner Schriften in Nr. 58 der Anzeigen desselben Jahrgangs, und Andre führten beim Frankfurter Magistrat wiederholt Beschwerde über die Zeitung, so daß dieser den Verleger Deinet verantwortlich vernehmen ließ (Gerichtliche Akten, betr. eine Recension in Nro. LVIII der Frkftr. gel. Anz. von 1772 u. s. w. Frankfurt a. M. 1773, besonders S. 11). Dergleichen Plackereien führten das Ausscheiden des Merck'schen Kreises mit dem nächsten Jahrgang herbei, an dessen erster Hälfte sich Goethe jedoch noch sehr fleißig betheiligte. Sein Pensum steht jedoch nicht genau fest (s. die „Einführung" zu Bd. XXIX der Werke), wenn auch Zeugnisse für seine Urheberschaft einzelner Anzeigen, besonders Nr. 2, 3, 11, 16, 17, 27, 30, 31, vorliegen.

Gegen Nr. 16 und 27 sind zwar Zweifel daher entnommen, daß Lavater von dem Recensenten im Mai 1773 schreibt: „Ich erwarte ihn bald in Zürich" (s. Werke, Bd. XXIX. S. 60, Note, wo 1774 ein Druckfehler ist) und ihn mit N., nicht mit G. bezeichnet. N. heißt aber so viel als N. N. und spricht nicht grade gegen Goethe, da damals verlautete, er werde die Schweiz und dann doch vor Allem Lavater besuchen (Herder's Nachl., III. S. 386, und

bei Keſtner S. 149 als argumentum e contrario die Stelle: „Ich gehe nicht in die Schweiz"). Die genaue Ermittlung des Goethiſchen Antheils an jenem Blatte, wenn auch nicht von erheblichem literariſchen Intereſſe, iſt eine Aufgabe, die von der ſpeziellen Goetheforſchung noch zu löſen iſt, was nur auf Grund des genaueſten Studiums der damaligen Stileigenthümlichkeiten der Hauptmitarbeiter geſchehen kann.

Eine Inſchutznahme mit Recht berühmter Männer (S. 97), wie Klopſtock's, Herder's, Wieland's, findet ſich in Nr. 71 vom 4. Sept. 1772 in der Beſprechung von „Schirach's Magazin der deutſchen Kritik" (I. 1. 1772), worin z. B. Herder „einer der ſchlechteſten Köpfe" genannt war. Goethe ſelbſt nahm ſich Gellert's, des „mißbrauchten Lehrers" Sterne gegen den Schüler Schummel und Creuz's mit Wärme an (Recenſ. Nr. 3, 4 und 15 des Bd. XXIX der Werke).

Die Berliner Bibliothek (S. 97) iſt im Jahrgang 1772 in Nr. 65, 80, 93 u. 102 (Bde 16 u. 17) und im Jahrgang 1773 in Nr. 18, 48, 56 u. 72 (Bde 18 u. 19) Nummer für Nummer beſprochen, jedenfalls von Merck, deſſen Eigenſchaften, Gewandtheit, Einſicht, Billigkeit, dabei hervortreten.

Der Teutſche Merkur (zu S. 97 unten) ward im Jahrg 1773 S. 28 von Wieland unter dem 12. Dezember 1772 angezeigt und ſpäter im Juni (Nr. 51, S. 421) gleichfalls von Weimar aus nach dem Erſcheinen der drei erſten Stücke; im Widerſpruch mit dieſen Anzeigen wird S. 425 „der Präceptorton im Vortrage ganz gemeiner Dinge, das Seichte und Fade in zwei Aufſätzen, das Unreife und Leere in den Recenſionen und die politiſche Kannegießerei in den politiſchen Nachrichten" getadelt; dazu S. 773 (v. 23. Nov.) und S. 797 über den 2. und 3. Band des „Merkur", welcher letztere die Aufſätze von Wieland über die Wahl des Herkules und Shakeſpeare's Geiſt, Gotter's Epiſtel über Starkgeiſterei und Schmid's Recenſion des „Götz" enthält (ſ. Briefe an die Fahlmer, Nr. 7).

Nicht nur Auszüge aus Goethe's Beiträgen zu jener Zeitſchrift (zu S. 98), ſondern dieſe ſelbſt in möglichſter Vollſtändigkeit erſchienen in der Ausg. der Werke l. H. (Taſchen-Ausg.), Bd. XXXIII. S. 1—121, ſowie Nachträge in unſrer Ausg., Bd. XXIX.

476. Von der Verlobung Schloſſer's mit Kornelia Goethe (S. 99) ſpricht Merck gleichfalls zu dieſer Zeit, auf ſeiner Rückkehr von Gießen; er ſchreibt, Frankfurt am 23. Auguſt 1772, ſeiner Frau: „Une nouvelle que tu ignores, c'est que

Mr. Schlosser fait très assidument la cour à Mlle. Goethe et qu'il est écouté favorablement" (Merck, III. S. 38). Daß Kornelia auch in das Verhältniß mit den Darmstädtern (S. 100) hineingezogen war, zeigt die fernere Stelle aus demselben Briefwechsel: „Peut-être que j'amènerai Goethe et sa soeur lundi [24. Auguſt] avec moi à Darmstadt." Am 25sten, Dienstag, sollte dort nämlich ein Maskenball stattfinden, wie Karoline Flachsland schon den 14ten und dann den 21sten an Herder geschrieben hatte: „Merck ist noch in Gießen und wird in ein paar Tagen wiederkommen und vielleicht Goethe und seine Schwester zum Ball mitbringen" (Nachl., III. S. 316 u. 322). Merck begleitete aber nur Kornelia, wie seine Worte in dem gedachten Frankfurter Briefe ergeben: „Goethe reste encore à Wetzlar, il nous joindra à Coblence, en attendant j'amènerai sa soeur demain matin. Nous partirons à sept heures et nous comptons arriver vers l'heure du dîner" (Briefe, III. S. 57).

477. Die Clarke'sche wörtliche Homer-Ueberſetzung (S. 99), nämlich die lateiniſche des Engländers Samuel Clarke, der auch Newton's Optik ins Lateiniſche übertragen, iſt der Homer-Ausgabe von Erneſti (1759—1764) beigefügt, derſelben, welcher Werther (Bd. XIV, S. 61) die kleine Wetſteiniſche Ausgabe vorzog. In dem „Recipe für des werthen Baron von Hohenfeld's griechiſches Studium", welches Goethe in einem Brief an Frau von la Roche (anfangend „Ich antworte Ihnen gleich, liebe Mama") in der nächſtfolgenden Zeit verſchreibt, bilden gleichfalls jener Erneſti'ſche Homer mit der Clarke'ſchen Ueberſetzung und einer Clavis Homerica die Hauptingredienzien. Seiner Schweſter übertrug er den Homer aus dem Lateiniſchen, für ſich aber las er ihn griechiſch, wie ſein erſtes Schreiben an Salzmann aus Seſſenheim beweiſt (ſ. auch Keſtner, Nr. 49).

Wegen des Wolf Fenris und Affen Hanemann (S. 100) ſ. oben Anm. 461 u. 462.

478. Die Abneigung Merck's gegen das eigentlich ſtudentiſche Leben (zu S. 101) läßt ſich auch aus ſeinem „Akademiſchen Briefwechſel" (1782) erkennen. Gießen aber ragte, neben Jena, damals durch beſondere Rohheit hervor, die geſetzlichen Schutzes genoß (Privilegia studiosorum Gissensium. Giessae 1720).

Militärperſonen aus Merck's Umgangskreiſe ſind uns nicht bekannt; von den ihm Näherſtehenden nennen wir zu den oben (Anm. 433) erwähnten noch den heſſiſchen Diplomaten von

Schrautenbach-Lindheim, den Biographen Zinzendorf's (Zimmermann, S. 31).

479. Goethe's Darstellung am Schlusse des Zwölften Buchs zeigt, daß dazu Aufzeichnungen oder briefliche Nachrichten aus jener Zeit nicht benutzt sind, daß sich vielmehr in der Erinnerung mehrere zeitlich aus einander liegende Vorfälle verbanden. Wir dagegen haben einen festen Anhalt an den gleichzeitigen Briefwechseln Merck's, der Flachsland und Kestner's. Darin wird Schlosser als Theilnehmer an der Zusammenkunft in Gießen und Wetzlar im August 1772 nicht erwähnt: Goethe muß aber eine bestimmte Erinnerung an dessen Anwesenheit an beiden Orten gehabt haben; dies führt zur Annahme eines früheren oder späteren, mit Schlosser gemeinschaftlichen Besuchs bei Höpfner in Gießen. Dieselbe wird dadurch unterstützt, daß sich in Schlosser's Familie eine Tradition über die Begegnung des Gießer Schmid mit Goethe erhalten hat, nach welcher Schmid, bevor er den Letztern in dem Fremden erkannt, dessen Schriften verspottet und den „Götz" ein „Monstrum" genannt hätte, was wieder auf eine spätere Zeit deuten würde. So weit Wetzlar in Frage kommt, kann das Andenken an die gemeinschaftliche Reise Goethe's und Schlosser's dorthin vom November 1772 (Kestner, Nr. 19) obige Darstellung beeinflußt haben. Was dagegen Merck betrifft, so möchten wir für jenes Jahr eine zweite Reise nach Gießen oder Wetzlar nicht annehmen, da Karoline Flachsland, die über alle solche ihr sehr wichtige Ereignisse getreulich Buch führte, nur die Augustreise erwähnt. Nach den vorliegenden Briefen muß sich die Gießer Zusammenkunft mit Merck auf nur drei Tage beschränkt haben; wenn Derselbe von dort schreibt: demain nous partirons ensemble pour Wetzlar, so kann das morgen nur der 19te (Mittwoch) oder der 20ste gewesen sein; in letzterm Falle würde Merck's Aufenthalt in Wetzlar auf den 20sten und 21sten fallen, die Rückreise von da nach Frankfurt, und zwar mit Courierpferden, auf den 22sten, Sonnabend, und der Aufenthalt dort auf Sonntag den 23sten, von welchem Tage der Brief an seine Gattin, Nr. 22 der dritten Briefsammlung, datirt.

Nicht in Wetzlar, sondern schon in Gießen bei dem dortigen Kriegszahlmeister Pfaff (Meusel, VI. S. 76) lernte Merck zuerst Lotte Buff kennen (s. oben S. 345), um in ihrer Gesellschaft die Heimreise bis Wetzlar zurückzulegen. Auch ihn eroberte sie,

wie aus Goethe's Schreiben an Kestner (Nr. 83) hervorgeht. Die Junonische Gestalt (oben S. 101), auf welche er seines Freundes Neigung abzulenken suchte, muß einer der bei Kestner erwähnten Freundinnen Lotte's, aus deren doch immer sehr engen Kreise, angehört haben; man kann sich darunter „Dorthel Brandt", die „schwarzaugige", wie sie Goethe einmal nennt, oder deren Schwester Anna vorstellen, die Beide in jener Briefsammlung eine Rolle spielen (Nr. 8, 12, 13 u. s. w.; vergl. auch Anm. 470).

480. Am 11. September 1772, Morgens um 7 Uhr, verließ Goethe Wetzlar lahnabwärts, von seinem Freunde Born (Anm. 456) bis gegen Braunfels zu Pferde begleitet, ohne Abschied von dem Buff'schen Hause, seinem Freunde Kestner und der — darob sehr entrüsteten — Tante Lange zu nehmen (Kestner, S. 14).

Wenn Goethe oben von Merck schreibt: „Nun als er sich entfernt hatte, trennte ich mich von Charlotten" —, so ist zu bemerken, daß fast drei Wochen zwischen Merck's Entfernung und dieser Trennung lagen, für Goethe eine Zeit der größten Kämpfe und der heftigsten Gemüthsbewegungen. Es handelte sich nicht blos um die Ausführung des schon seit Wochen feststehenden Besuchs in Koblenz (Merck, III. S. 57), von wo er ja nach Wetzlar zurückkehren konnte, sondern um eine dauernde Trennung und zugleich um ein Aufgeben der kaum begonnenen Praxis beim Kammergericht, dies Letztere gewiß sehr wider den Willen des Vaters. Alles Weitere des Schlusses entspricht jedoch ganz der Wirklichkeit, so weit wir sie übersehn, und in dem letzten Satze (S. 102) werden in wenigen Worten die Gründe der nothwendig gewordenen Entfernung in erschöpfender Weise charakterisirt. Wir finden darin die Merkmale des höchsten sittlichen Handelns überhaupt: das resolute, freiwillige Hineinnehmen der Nothwendigkeit — nach Schiller's Ideal und Leben „der Gottheit" — in den eignen Willen. Nichts Anderes, als was Goethe hier concentrirt ausspricht, enthalten die Berichte und Originalbriefe der Kestner'schen Sammlung, auf die wir daher verweisen, nur umständlicher und mit allen kleinen Zügen des wirklichen Lebens und den lebendigen Eindrücken des Augenblicks (besonders S. 12 bis 15, Nr. 5 bis 7, und Kestner's Darstellung S. 77 u. 78 in Nr. 24).

Dreizehntes Buch (S. 103 bis 141).

481. Dies Buch behandelt hauptsächlich das Auftreten des Verfassers mit seinen beiden ersten bahnbrechenden Werken, dem „Götz" und „Werther's Leiden", jedoch nicht einen abgeschlossenen Zeitabschnitt. Aus dem „biographischen Schema" ist das in Anm. 427 beim Jahr 1772 Angegebne hieherzuziehn und sonst:

1773. Deutsche Baukunst. Brief des Pastors. Zwo biblische Fragen, gedr(uckt).

(Goedeke's Grundr., II. S. 878).

---

482. Von Wetzlar über Braunfels bis Weilburg (S. 104) hatte der Wandrer die Lahn zur Rechten. Auch später lief der Weg auf dem rechten Ufer des Flusses in der Art, wie dies S. 103 geschildert wird, nur auf der Strecke von Nassau nach Ems, in welchem Orte Goethe, der Wetzlar am 11ten September so früh verlassen, wol schon nach zwei Tagen eingetroffen sein wird (zu S. 104); am 13ten oder 14ten gelangte er dann nach Thal Ehrenbreitstein, um hier etwa fünf Tage zu bleiben. Am 19ten schreibt Karoline Flachsland an Herder: „Goethe, Merck und seine Frau sind in Koblenz bei der la Roche" (Nachl., III. S. 341), und am 22sten sah Kestner dieselben schon in Frankfurt (Kestner, Nr. 10), wol am ersten Tage nach ihrer Ankunft, da Kestner noch Zeuge war, wie Goethe nach der viermonatlichen Abwesenheit von seinen Frankfurter Freundinnen Gerock wieder zuerst begrüßt wurde.

483. Den Kreis der la Roche, in den Goethe, mit ihr selbst und ihrer Tochter Maximiliane schon seit dem April 1772 bekannt (Anm. 450), nun eintrat, um während der folgenden drei Jahre die Verbindung durch persönlichen Verkehr und ununterbrochnen Briefwechsel lebendig zu erhalten, bildeten hauptsächlich folgende Personen:

a. Der kurtrierische Geheime Staatsrath Frank (wie sein ursprünglicher Name lautete) von la Roche, der Pfleg- und Zögling des von Goethe S. 106 genannten kurmainzischen Ministers Grafen Stadion. Durch dessen Vermittlung war er Anfangs in kurmainzische Dienste getreten, dann aber, als Stadion i. J. 1762 diese verließ, demselben von Mainz auf seine Güter bei Biberach in Oberschwaben als Sekretär und Freund mit seiner Frau gefolgt. Nach dessen Tode i. J. 1768 hatte

er die ihm testamentarisch zugefallene Stelle als Amtmann zu Bönigheim in Schwaben bekleidet, bis er zu Anfang des Jahres 1771 in den Dienst des zu Koblenz residirenden Kurfürsten Klemens Wenzeslaus von Trier eintrat und seinen Wohnsitz nach Ehrenbreitstein verlegte. Schon vorher waren seine, im Sinne der Josephinischen Reformen geschriebenen „Briefe über das Mönchswesen" 1771 anonym erschienen (Goethe oben S. 107; s. „Sophie von la Roche, die Freundin Wieland's", von Ludm. Assing, Berlin, 1859, S. 65 flgde). Er gehörte ganz der ältern französischen, Voltairischen Schule an. Einsiedel nannte ihn in einem nachstehend (unter b) erwähnten Schreiben „einen sehr hellsehenden, thätigen Geschäftsmann, mit dem sich's gut leben läßt".

b. Sophie, Tochter des Stadtphysikus und Dekan der medizinischen Fakultät Gutermann, Edlen von Gutershofen, zu Augsburg, Base und Jugendgeliebte des um zwei Jahre jüngern Wieland, seit 1753 Gattin von la Roche (vorstehend a), im Jahre 1772 als Wieland's „Doris" und als Verfasserin der von Goethe in den Frankfurter gel. Anzeigen beurtheilten „Geschichte des Fräuleins von Sternheim" (Bd. XXIX. S. 11) in der ersten Blüthe ihres Ruhmes stehend und den Mittelpunkt der empfindsamen Kreise am Rhein bildend, wie im nördlichen Deutschland Gleim und G. Jacobi. Der oben (Anm. 450) gedachten Zusammenkunft mit Goethe und den Darmstädtern in Homburg, Frankfurt und Darmstadt (Herder's Nachl., III. S. 146, 151), war im Mai 1771 ein empfindsamer Kongreß zu Ehrenbreitstein vorangegangen, welcher die Gestirne Wieland und Jacobi, und zwar beide Brüder, mit Frau von la Roche und ihrem Trabanten Leuchsenring vereinigt sah. Die Beschreibung dieses Kongresses findet sich in Fr. Jacobi's Briefwechsel und in der vorstehend unter a gedachten Schrift von L. Assing (S. 152 flgde). Es konnte nicht fehlen, daß die la Roche auch Lavater's Bekanntschaft machte (s. unten Buch 14), der sie „die Verschwebte" nannte. Frankfurt, das Haus der la Roche in Ehrenbreitstein und das Jacobi'sche Gut zu Pempelfort wurden in jenen Siebziger Jahren zu geistigen und literarischen Wallfahrtsorten. Auch Herzogin Amalie von Weimar pilgerte dorthin i. J. 1778 mit Merck und Einsiedel; damals verglich der Letztere in einem Briefe an Knebel die la Roche mit einer Angehörigen des Weimarischen Kreises; er schreibt: „Wenn Du Dir die Frau von Bechtolsheim zu Eisenach

auf einen höhern weiblichen, mehr individuellen Grad idealisiren kannst, so weißt Du mehr, als ich zu beschreiben im Stande bin." Dann später, bei dem Besuche der la Roche in Oßmanstedt und Weimar 1799, hatte Goethe sein Urtheil in dem Briefe an Schiller vom 24sten Juli d. J. dahin zusammengefaßt: „Sie gehört zu den nivellirenden Naturen, sie hebt das Gemeine herauf und zieht das Vorzügliche herunter... Uebrigens möchte man sagen, daß ihre Unterhaltung interessante Stellen hat" (s. ihre Charakteristik in Zimmermann's „Merck", S. 162—197).

c. Die Tochter Maximiliane, so nach Stadion's gleichnamiger Tochter getauft, damals erst sechzehnjährig. G. Jacobi hatte sich um ihre Hand bewerben wollen. Diese Absicht berührt Wieland in einem Schreiben an Gleim vom 15ten November 1770: „Unser Jacobi will sich eine Gemahlin beilegen, und er wünschte, daß es die Tochter meiner werthen Freundin und Base L. R. sein könnte. Wirklich ist die kleine Max [Goethe, S. 107] ein ganz reizendes Mädchen; wer sie davonträgt und ein Herz und eine Denkungsart hätte wie unser Jacobi, würde alle Reizungen à la Grecque mit allen soliden Eigenschaften und Tugenden einer guten Frau in ihr besitzen" (nach dem Originale bei Pröhle, Berl. Vossische Zeitung. 1874. Nr. 208, 1ste Beil.). Auch Fr. Jacobi schildert sie nach seinem Besuche v. J. 1771 als ein Mädchen von 15 Jahren, welches „mit einem sehr empfindsamen Herzen die liebenswürdigste Munterkeit verbinde und jeden Ton, jede Bewegung sich selber unbewußt den Grazien abgelernt habe" (Düntzer, Studien zu Goethe's Werken, 1849, S. 113, Note 2). Wie Goethe hier (S. 107) Maximilianens schwarze Augen hervorhebt, so heißt es in einem seiner spätern Billette an deren Mutter von denselben: „Ich hab' wieder die Augen gesehen, ich weiß nicht, was in den Augen ist", wie überhaupt sein Briefwechsel mit der la Roche in den Jahren 1774 und 1775 vorzüglich sein zärtliches Verhältniß zu der jungen, Anfang 1774 an den Frankfurter Kaufherrn Brentano verheiratheten Frau betrifft.

Auch die jüngere Schwester Louise, Lulu, 1779 an Hofrath Möhn und später an einen Herrn v. Hessen verheirathet, war berühmt durch ihre Schönheit (L. Assing, a. a. O. S. 197 u. 350 flgde). Ebenda ist auch Näheres über die Lebensschicksale der beiden Söhne (Goethe, S. 108), mit Namen Fritz und Karl, zu finden, der Spielkameraden von Merck's kleinem Henri.

d. Der Elsäßer Leuchsenring (S. 105), hessen-darmstädtischer Rath, der empfindsame Allerweltsfreund, ebenso zu dem Darmstädter Kreise Merck's als zu dem der la Roche und der Jacobis gehörig. Herder, mit ihm seit 1769 bekannt, drückte seiner Braut, die ihn sehr schätzte, den lebhaften Wunsch aus, nicht mehr von ihm kennen zu lernen, und verwarf „alle die kränkliche Empfindsamkeit, die ihn jetzt zu solchem Phantom der Menschheit mache" (Nachlaß, III. S. 31 f.). Varnhagen, Fr. Förster, Scheube (Aus den Tagen unsrer Großväter, 1873, S. 42) und Andre haben das Wesen dieses Mannes, bei dem nur merkwürdig ist, daß er je Einfluß erlangen und sogar (1784) von Friedrich dem Großen zum Lehrer des spätern Königs Friedrich Wilhelm III. berufen werden konnte, ausführlich geschildert. Da Goethe, der ihn zuerst in Darmstadt kennen gelernt, ihm persönlich ziemlich fremd geblieben ist, so kommt er für uns nur so weit in Betracht, als ihm Züge für den „Pater Brey" entnommen sind und er als Repräsentant der von Goethe oben (S. 105) dargestellten empfindsamen Briefwechsler gelten kann. Nach dieser Seite schildert ihn Herder im Mai 1771: „Er ist so voll von den Hemsterhuis, Jacobis und den schönen Magellonen, die Jacobi's Schriftchen lesen, daß er von allen diesen Leuten uns nicht Züge erzählt, um auch unsre Empfindung freiwillig für sie einzunehmen, sondern er zeigt uns nur immer seine Empfindungen selbst, Briefe und Bänder, die für Den, der die Person gesehen, schöne Heiligthümer sein können, aber für den Unbekannten nichts als Briefe und Bänder sind. Und nun mit dieser Enthusiasterei so viel Nichtduldungsgeist zu verbinden" u. s. w. und: „Ihr Freund [scheint] sich Alles nach seinem Bilde einer gewissen Kindheits-, Kloster- und Schäferunschuld zu modeln", auch wandelt „er vielleicht in der wirklichen Welt weniger als in seiner erdichteten Welt, die er sich auch selbst an den Personen zu erdichten scheint, an denen er sie finden will" (Herder's Nachl., III. S. 33 u. 160), und im Briefe an Merck das schöne Wort: „Wer mit diesen Fasern des Herzens und der Freundschaft überall als mit Flitterbändern zu trödeln vermag, der hat die wahre Gottesfurcht und Treue am Altar der Seele längst verloren" (Merck, II. S. 34; vergl. Gervinus, IV. S. 534).

Auch Lavater war die von Goethe S. 105 gerügte Offenherzigkeit mit den Briefen Anderer eigen (s. Goethe's Brief an ihn vom Sept. 1775: „Ich kann nicht leiden, daß meine

Briefe einem Menschen das offenbaren, dem ich den zehnten Theil davon nicht mündlich sagen würde", und ebenso später wegen Haugwitz; s. auch die Schlosser'sche Circularcorrespondenz, Alsatia 1875, S. 4, und Gervinus, IV. S. 534).

Leuchsenring lernte Wieland's und Rousseau's Freundin Julie Bondeli auf seiner Reise in die Schweiz im Herbst 1771 kennen; s. die Briefe der Karoline Flachsland an Herder vom 6. Dezember 1771 (Dessen Nachl., III. Nr. 34) und vom Februar 1772 (Nr. 41): „Mlle Bondeli, seine Freundin, die eine der größten weiblichen Köpfe und mit Rousseau in Briefwechsel ist". Aber Herder spottet über Leuchsenring's „Mlle Bondeli ꝛc. philosophische Christgemeinde" (Nachl., II. S. 63; vgl. die Biographie dieser ausgezeichneten Schweizerin von Bodemann, 1874, S. 155).

e. Von andern Personen, welchen Goethe in Koblenz näher trat, heben wir den Domherrn von Hohenfeld zu Speier, damals kurtrierischen Minister, den nächsten und treusten Hausfreund der la Roche, hervor, von Goethe in dem Briefwechsel mit ihr wiederholt erwähnt, Denselben, der dem Kanzler la Roche nach dessen Sturze i. J. 1780 eine Freistatt in seiner Wohnung zu Speier gewährte. Auch er gehörte ganz der Josephinischen Richtung an (s. auch Anm. 477, u. L. Assing, a. a. O. S. 181 u. 199). Von mehr vorübergehenden Bekanntschaften nennen wir nur eine Familie Oester in Vallendar bei Koblenz, die in Goethe's Briefen an die la Roche v. J. 1774 einige Male erwähnt wird, „Oester und die Gretel", weil die Sage, nach von Stramberg's „Rheinischem Antiquarius" (II. S. 100), diese offenbar harmlosen Beziehungen ins Schlimme umgestaltet hat (Düntzer's „Studien", S. 103, Note 1).

Endlich heben wir hervor, daß der junge Dichter durch die Vermittlung des la Rochischen Hauses später bei dem freisinnigen mainzischen Minister Groschlag (s. Thl. I. S. 169 u. Anm. 141) und in das elterliche Haus des berühmten Ministers Stein zu Nassau (1774) eingeführt wurde.

484. Goethe's Aufenthalt in Ehrenbreitstein währte also nur etwa fünf Tage; seine beiden ersten erhaltenen Briefe an die la Roche zeigen die empfangenen Eindrücke in voller Lebendigkeit; aus dem ersten, Mitte November 1772 von Darmstadt, die Stelle: „Seit den ersten unschätzbaren Augenblicken, die mich zu Ihnen brachten, seit jenen Scenen der innigsten Empfindung, wie oft ist meine ganze Seele bei Ihnen gewesen! Und

drauf in der Glorie von häuslicher, mütterlicher Glückseligkeit, umbetet von solchen Engeln Sie zu schauen, was mehr ist, mit Ihnen zu leben! Meine Armuth an Worten, meine Unfähigkeit, mich laut zu freuen, haben nur allein ausdrücken können, was ich fühlte! — Hundertmal freuen wir uns im Geiste noch über die Augenblicke, die wir in Gegenwart der schönsten Natur, in dem seligsten Zirkel genossen"; er hofft, Mlle Max werde erlauben, daß er manchmal schreibe, und werde künftig „länger bei ihren köstlichen Nachschriften verweilen" (ungedr.). Und noch in dem Briefe vom Januar 1773 (bei L. Assing S. 369, Nr. 3, mit der falschen Jahreszahl 1775) fühlt er sich in jene „glücklichen Tage versetzt" und werden „alle unsre Unterredungen wieder lebendig". „Meine Einbildungskraft verläßt den Augenblick nie, da ich von Ihnen und Ihrer vollkommenen Tochter mich trennen mußte und mit abschiedvollem Herzen die letzte Hand küßte und sagte: Vergessen Sie mich nicht!" Der erste, unmittelbar nach der Heimkehr an die la Roche gesandte Brief scheint nicht erhalten zu sein.

485. Die Beziehung des Pater Brey (S. 109) auf Leuchsenring ist schon vorstehend in Anm. 483 d hervorgehoben. Zart und weich nennt Goethe den Zunftgenossen, und ebenso Herder: „Er [Leuchsenring] reisete bei die Jacobi's und überlud sich den Magen da so sehr an Milchspeise, daß Jeder ihm jetzt ungelegen ist, der sie nicht aus seinem Munde verschlucken will" (Nachl., III. S. 33). Das Stück wird dem folgenden Winter oder Frühjahr (1773) angehören; s. die Vorbemerkung zu Werke, Bd. VIII. S. 140 bis 142.

Der Satyros, der Ziegenprophet (das. S. 144 ff. u. 217 ff.) fällt ins folgende Jahr, 1774. Dies Fastnachtsspiel (oben S. 109) ist eine Satire auf die deutschen Nachahmer Rousseau's (vergl. Anm. 76 g). Merck meinte zwar, „die Pasquinaden, die er [Goethe] gemacht hat, sind aus unserm Zirkel in Darmstadt" (28. Aug. 1774 an Nicolai; III. S. 107); diese jedoch war spätern Ursprungs, und derselbe lag wol nicht in Darmstadt, noch überhaupt in einer einzigen bestimmten Person. Vielmehr trifft die Satire, wie Wieland's Novelle „Abulfauaris" (1770), eine Zeitrichtung überhaupt und damit nur mittelbar die Personen, welche ihr folgten, wie Klinger und in manchen Zügen auch Basedow. Kauffmann war dem Dichter noch unbekannt, ebenso jener Wezel, der Verfasser des „Peter Marks", „Tobias

Knaut", „Belphegor", dessen Leben ganz der Satyros- und damit verwandten Robinson Krusoe-Tendenz verfiel (s. über „Satyros" Düntzer's Neue Goethe-Studien, S. 33—62, und über Wezel „Fördens"). In der Sprache des Stücks persiflirt der Dichter seine eigne Manier. Wie er hier (S. 109) in Aussicht stellt, veröffentlichte er das bis dahin unbekannt gebliebene Stück in der nächsten neuen Ausgabe seiner Werke 1817 (Bd. IX. S. 307—336, mit der falschen Jahrszahl 1770).

486. Die (S. 110) erwähnten Zeichen- und Malübungen weisen in die allernächste, aber auch in die spätere Frankfurter Zeit, namentlich in das Jahr 1774. Die Kunst tritt damals in allen Briefen von und über Goethe hervor. Sie war es, die einen großen Theil seiner Beziehungen zu Merck, mehr noch zu Lavater ausfüllte und ihn Diesem als Mitarbeiter an der Physiognomik zugesellte. Herder nannte ihn „einen großen Zeichner" (Nachl., II. S. 81). Köpfe und Silhouetten begleiteten seine Briefsendungen. Damals, im November 1772, nach dem zweiten Besuche in Wetzlar, siedelte er fast ganz zu Merck nach Darmstadt über, um hier zu zeichnen. „Unser guter Goethe ist hier, lebt und zeichnet, und wir sitzen beim Wintertisch um ihn herum und sehen und hören [wenn er vorliest]. Es ist bei Merck eine Akademie; sie zeichnen und stechen in Kupfer zusammen [wie bei Stock in Leipzig; Thl. II. S. 105, u. Anm. 290]. Mir hat er ein Landschäftchen gezeichnet mit einem Bergschloß und unten am Berg ein Dorf. Wärst Du doch darin Landpriester und ich Dein Weib" (Karoline an Herder, den 27. Nov. 1772, Nachl., III. S. 383), und erst am 15. Dezember: „Goethe ist fort, der gutherzige Wanderer!" (das. S. 386 u. 399, vgl. Kestner, Nr. 33 u. 34); sie meinte, er wolle ganz Maler werden. Auch der la Roche sendet er (1774) „Abdrücke nach meinen Zeichnungen", ebenso (Nov. 1774) der Fahlmer „ein Portefeuille mit allerlei Arbeit" (Nr. 15), und schreibt an Boie den 23. Dez.: „Ich zeichne mehr, als ich sonst was thue" (Bernays, Der j. Goethe, III. S. 55).

Für den erst nach Werther, auf den 20. November 1774 zu setzenden Anfang des Oelmalens in Nothnagel's Kabinet (oben S. 110; s. Thl. I. S. 144 u. Anm. 70 u. 123) haben wir zwei, sich gegenseitig ergänzende genaue Daten. Erstens den Brief an Kestner vom 21. November 1774 (Nr. 109): „An einem fremden Pult, in eines Malers Stube; denn gestern

fing ich an, in Oel zu malen", zweitens den am Tage vorher geschriebenen Brief an die la Roche, mit dem in Anm. 477 mitgetheilten Rezept zum Griechischlernen (bei Bernays, a. a. O. III. S. 36 richtig eingeordnet) und der Stelle: „Heut schlägt mir das Herz. Ich werde diesen Nachmittag zuerst den Oelpinsel in die Hand nehmen" (ungedr.).

Die Gemäldesammlung des Schöff Ettling (S. 110) sah Goethe 1814 und 1815 wieder; in der Beschreibung „der Kunstschätze am Rhein, Main und Neckar" dieser Jahre hebt er daraus „eins der schönsten Bilder von van der Neer" hervor (Werke, Bd. XXVI. S. 290 und 356).

Ehrenreich war selbst Maler und Kupferstecher, schon früh nach Rembrandt (s. Gwinner, Kunst, S. 284 flgde, ebenso Nagler, Meusel und Hüsgen). Wahrscheinlich fällt der Besuch dieses Kabinets, da Ehrenreich nach jenen Quellen als schon zu Ende der Sechziger Jahre verstorben anzunehmen, in eine viel frühere Zeit, dagegen grade in diese, die Zeit nach der Rückkehr von Straßburg und Wetzlar, der Verkehr mit dem in Thl. II. S. 123 erwähnten, gleichfalls die Niederländer nachahmenden Maler Morgenstern (s. Anm. 313).

Der Fähigkeit und Neigung, die Natur in der Kunst (S. 110) und mit den Augen bestimmter Künstler, damals namentlich der Niederländer, zu sehen, gedachte Goethe bereits in Thl. II. S. 100, ebenso später auf seiner italienischen Reise (Venedig, zum 8. Oktober 1786).

487. Von der Ausstattung der Wohnung mit Kunstsachen, namentlich schönen Gipsabgüssen (S. 111) geben Gedichte und Briefe Zeugniß. Im Weihnachtsbrief an Kestner 1772 (Nr. 37): „Wohl ich bin erbaut hier oben auf meiner Stube, die ich lang nicht so lieb hatte als jetzt. Sie ist mit den glücklichsten Bildern ausgeziert... Sieben Köpfe nach Raphael, eingegeben vom lebendigen Geiste" — und den 6. Februar 1773 (Nr. 50): „Es grüßen Euch meine Götter. Namentlich der schöne Paris hier zur Rechten, die goldne Venus dort und der Bote Merkurius". Dazu das Gedicht „Künstlers Morgenlied" (Werke, Bd. II. S. 184) mit Strophen wie:

„Wenn Morgens mich die Sonne weckt,
Warm, froh ich schau' umher,
Steht rings Ihr Ewiglebenden
Im heil'gen Morgenglanz."

Es war ein Anliegen seiner Freunde, ihm Abgüsse nach Antiken zu besorgen. „Verschaffen Sie mir doch einige hübsche Gipsabgüsse von Antiken für Goethe. Sie sollen dafür seinen Kopf en bas relief à l'antique von einem Schüler Nahl's vortrefflich gemacht bekommen" — schreibt Höpfner am 23. April 1774 an Raspe (Weim. Jahrb., III. S. 69; vergl. Goethe's Brief an Boie vom 23. Dezember 1774 bei K. Weinhold, S. 187).

488. Goethe's Thätigkeit in der Advokatur (S. 111) bis zu seinem Abgange nach Weimar, so weit sich deren Spuren erhalten, ist Kriegk's oben (S. 288) aufgeführte Schrift „Goethe als Rechtsanwalt" gewidmet. Die darin mitgetheilten Schriftsätze zeigen, wenn auch in den Banden des alten Kurialstils, durchweg die große Leichtigkeit (S. 111 unten), deren sich hier Goethe rühmt, eine gesunde praktische Richtung und Gewandtheit und Lebhaftigkeit der Darstellung, in der Sache aber mehr Rhetorik und Argumente ad hominem als wirklich juristische Deduktionen. Das dabei aufgewendete Maß positiver Kenntnisse schrumpft zu einem Minimum zusammen; es ist aber zu erwägen, daß Goethe ein Anfänger war und seine Ausbildung nur etwa die der Assistenten oder der früheren preußischen Auscultatoren erreichen mochte. Die Schriftsätze können größtentheils das S. 112 allgemein Gesagte belegen. Diese Seite hat W. Scherer vorzüglich hervorgehoben, die warme Betheiligung an der Sache und in der Darstellung die drastischen Bilder (Im N. Reich. 1874, II. S. 761 flgde). Hier wie später im „Divan" und den „Zahmen Xenien" finden wir volksthümliche Sprüche, z. B.: „Der Rabe schilt die Dohle schwarz". Der Recensent in der „Allgem. Zeitung" (Beil. zu Nr. 128, 1874) erblickt sogleich in dem ersten Rechtsfall einen Beweis der Richtigkeit des oben S. 112 bezeichneten, Goethe von Schlosser gemachten Vorwurfs.

Der Humanismus (S. 112) unter Richtern und Sachwaltern hatte sich nicht zum geringsten Theil durch die Reformen Friedrich's und Joseph's verbreitet. Schon Voltaire konnte sich auf le célèbre Beccaria berufen, dem er 1766 eine eigene Schrift widmete (Tome V. p. 590 ed. Didot). Die freisinnigen Kurfürsten Emmerich Joseph von Mainz, Klemens Wenzel von Trier und Maximilian Franz von Köln und unter dem Letztern der berühmte Fürstenberg in Münster trugen jenen Geist der Reform, besonders auf dem Gebiet der Rechtspflege und der Schulen, auch in die ehemals dunkle Pfaffengasse des Rheins.

Frankfurt war dieser Bewegung zunächst ausgesetzt, wo sie jedoch bald in den erstarrten Formen der Reichsstadt einschlief.

Der treffliche Kopist (S. 111 unten) hieß Liebholdt (Kriegk, a. a. O. S. 267); „den schläfrigen Liebholdt" nennt ihn Schlosser in einem Briefe an Goethe vom 14. Nov. 1774 bei Uebersendung „einer Spezifikation meiner noch unbezahlten Ausstände" (ungedr.).

489. Dem Abschnitt über den „Götz" schickt Goethe eine Einleitung über die Lage des deutschen Theaters zur Zeit seines Erscheinens vorauf (S. 113 bis 116).

Die Stegreifkomödie (S. 113) hatte und hat zum Theil noch jetzt im südlichen Deutschland, Oberbaiern, Tirol und Oestreich Boden (Gervinus, Lit.-Gesch., IV. S. 326 flgde), wenn auch von den alten possenhaften Masken zuletzt nur der Kasperle übrig geblieben ist. Der Hanswurst war dagegen durch Gottsched und die Neuber im nördlichen Deutschland längst verbannt. In der verfeinerten Form als Scapin (S. 113 unten) nahm ihn Goethe selbst wieder auf (s. Thl. I. S. 99 u. Anm. 87 c); den Crispin, die feststehende, seit 1660 auf dem französischen Theater durch Raimond Poisson aufgebrachte Rolle eines pfiffigen, jedoch tölpelhaften Bedienten, gab Koch in Leipzig (s. oben Nr. 266) in Romanus' beliebter Farce „Crispin als Vater" (Dessen Komödien, 1761). Unter den geistreichen Köpfen (S. 113), welche für den Harlekin ein Wort einlegten, ist an Justus Möser zu denken (Dessen „Harlekin oder Vertheidigung des Grotesk-Komischen", 1761).

Wie das Kartenspiel (Anm. 336) zählte Goethe in seiner pietistischen Periode auch das Theater zu den Adiaphoris, während Schiller „die Schaubühne als eine moralische Anstalt" betrachtete (Werke, Bd. XIV. S. 229 flgde), also gleichfalls den von Goethe S. 113 angedeuteten Schritt vom Nützlichen zum Sittlichen gethan wissen wollte. Gleichwol verboten „strenge Eiferer" den Geistlichen in Berlin, Hamburg u. s. w. den Besuch des Theaters (s. Werke, Bd. XXVIII. S. 706, u. Goedeke, II. §. 215. Nr. 251).

Von Lessing, im Gegensatz zu Gottsched's ausschließlich französischer und anti-Shakespearischer Richtung, ging die Hinwendung zum englischen Drama aus und ebenso zu dem, bereits mehrfach berührten, unter englischen Einflüssen stehenden neuern französischen Theater der Diderot, Mercier u. A. Des von Goethe und Herder so verschmähten Schmid „Englisches Theater" beförderte

diese Richtung (Goedeke, II. S. 1045, Nr. 591). Als schöne Beispiele bestrafter Vergehungen hat Goethe die S. 114 zuerst genannten beiden Stücke bereits im ersten Theile angeführt (S. 99, s. Anm. 87a u. b); aber selbst Schiller, der „Gerichtsbarkeit der Bühne" einen weiten Spielraum gebend, verkennt nicht, „daß die sterbende Sara vielleicht nicht einen Wollüstling schrecke, daß alle Gemälde gestrafter Verführung seine Gluth nicht erkälten und daß selbst die verschlagene Spielerin diese Wirkung ernstlich zu verhüten bedacht sei" (a. a. O. S. 70).

Wegen des Hausvaters (S. 114) s. Thl. I. S. 88 und Anm. 76 f. „Der ehrliche Verbrecher" (L'honnête Criminel, von Falbaire) — ein Titel, der mehr als Alles den S. 112 besprochenen Humanismus belegt, — u. A. von J. A. v. Wieland übersetzt (Goedeke, II. 1046. Nr. 595), der „Essighändler" von Mercier (s. Bd. XXVIII. S. 707), der „Philosoph ohne es zu wissen" von Sedaine und „Eugenia" von Beaumarchais in Pfeffel's „Theatralischen Belustigungen nach französischen Mustern", sowie bei uns (S. 114) „Der dankbare Sohn" von Engel 1771 und der „Deserteur aus Kindesliebe" von Stephanie d. J. 1776 (Goedeke, II. S. 594 u. 1126), gehören einer Richtung an. Wegen der Sippschaft vergl. Bd. XXIX. S. 23. Nr. 8 und Note. Die Gebler'schen Stücke, die beiden genannten a. d. J. 1771, folgen ebenso Diderot's Fahne wie das Gemmingen'sche, eine Richtung, gegen die schon Hamann Bedenken erhob (ed. Roth, II. S. 440).

490. Den eignen Theaterbesuch übergeht Goethe hier; doch fehlte ihm nicht das gelegentliche Anschauen der Bühne, da in seinen Briefen oft vom Besuch der „Komödie" die Rede ist und in jenen Jahren die Mannheimer Hofschauspieler unter Marchand in Frankfurt, vorzüglich zur Meßzeit, Vorstellungen gaben, so in den Oster- und Herbstmessen 1773 und zu Ostern 1774 und 1775 (Belli-Gontard, Bd. VI. S. 30, 38, 55, 72). Die Erinnerung an mehrere der im Ersten Theile, S. 85 flgde erwähnten Stücke schreibt sich wahrscheinlich erst aus dieser Zeit her; z. B. gehörte „Röschen und Colas" zum Repertoire Marchand's (a. a. O. S. 5, 6, 30, 31, wo man das Verzeichniß aller damaliger Zugstücke findet).

Eckhof war die Zierde des Weimarer (bis 1774), dann des Gothaer Theaters bis zu seinem Tode. Goethe wird ihn wol zuerst bei der Seyler'schen Gesellschaft gesehn haben, für die Klinger Stücke und Wagner Recensionen schrieb. Daß

Eckhof die ersten Figuren der erwähnten Familienstücke, die „vortrefflichen Väter und weisen Männer" (Bd. XXVIII. S. 707) ungemein hob (zu S. 114), bestätigt Gervinus, indem er bemerkt, Eckhof habe im „Hausvater" den d'Orbesson so vollkommen gespielt, daß selbst Schröder sich nicht mit ihm messen wollen (IV. S. 483; vergl. Goethe's Werke, Bd. XXIX. S. 81).

Schröder (S. 114), durch seine Familienbeziehungen ganz mit dem Schauspielerstande verwachsen, so vielseitig wie Eckhof, ausgegangen vom Stegreifspiel und der niedern Posse, später groß in den tragischen Charakteren Shakespeare's (Lear), beutete in den 70er und 80er Jahren das englische Theater, auch außer und neben Shakespeare, durch eigne Uebertragungen und Bearbeitungen in großem Maßstabe aus. Ganz in dem Sinne, wie Goethe hier (namentlich S. 115 oben) in Schröder's Werken „ein heimliches Gegengewicht jener allzu zarten Sittlichkeit" nachweist, sagt Gervinus (V. S. 491) von denselben: „Theilweise haben sie.... eine Art Tendenz gegen die herrschende Empfindsamkeit, Mystik und überspannte Moralität, die einem Weltmann selten gefallen. Von dieser Art könnte man schon „die heimliche Heirath", 1774 nach Colman und Garrick, finden... In dem „Ring", 1783 nach Farquhar's Constant couple und dessen Fortsetzung, der „Unglücklichen Heirath aus Delikatesse", sind die Charaktere Klingberg's und der Baronin Schönhelm, die ganz nach den deutschen Verhältnissen modificirt sind [Goethe: dem deutschen Sinne angeähnlicht, S. 114 unten], bedeutsamer..... So kommt auch in „Stille Wasser sind tief", nach Fletcher, ein Weib vor, das die Freiheit und Unabhängigkeit bis hart an die Grenze der Libertinage liebt." — Goethe lernte Schröder in Weimar persönlich kennen und trug sich sogar in sein Stammbuch ein (Bd. III. S. 124).

491. Von Rabener, Zachariä und Thümmel's Wilhelmine (S. 115) ist bereits im Zweiten Theil S. 24, 37, 45, 56 und in den Anmerkungen 181, 198, 210 und 220 (zu Ende) gehandelt.

Im Uebrigen setzt der Text die Ausführungen des vorigen Buchs (S. 83 bis 85) über den Einfluß des Zeitgeistes auf die Bühne weiter fort, um zur Haupttragödie der Epoche vor dem „Götz", der ihm unmittelbar voraufgehenden und zwischen seinen beiden Bearbeitungen veröffentlichten Emilia Galotti zu gelangen (S. 115). Goethe las das Stück wol zuerst in Wetzlar. In dem Briefe an Herder Nr. 6 aus Anfang Juli, durch den

sich Dieser in Pyrmont „sehr in die Höhe gehoben" fühlte (Nachl., I. S. 37—43, und III. S. 299), berührt Goethe den von Jenem ihm gemachten Vorwurf, sein „Götz" sei „hin und wieder auch nur gedacht", mit den Worten: „Es ist Alles nur gedacht. Das ärgert mich genug. „Emilia Galotti" ist auch nur gedacht, und nicht einmal Zufall oder Caprice spinnen irgend drein. Mit halbweg Menschenverstand kann man das Warum von jeder Scene, von jedem Wort möcht' ich sagen, auffinden. Drum bin ich dem Stück nicht gut, so ein Meisterstück es sonst ist, und meinem ebenso wenig." Bekannt ist, daß man an der Leiche von Lessing's jungem Freunde jenes damals ganz neue Trauerspiel aufgeschlagen fand, ein Zug, den Goethe im „Werther" beibehielt und auch Goué in seinem „Masuren", worin der Held sich der Bekanntschaft Lessing's rühmt (S. 24; s. auch Klinger's Leid. Weib, S. 101), zu verwerthen wußte.

Großmann's — des spätern intimen Freundes von Goethe's Mutter — „Nicht mehr als Sechs Schüsseln. Ein Familiengemälde" (S. 115), erst 1780 erschienen, entstand auch auf dem Boden der Diderot'schen Familienstücke; die oppositionelle Zeittendenz war nur äußerlich angenommen. Ohne Arg wurde daher mit dem, in Göttingen schon 1781 aufgeführten Stücke in demselben Jahre zu Gotha der Geburtstag der Herzogin gefeiert, mit Gotter als „Rath" (Brief der Karoline Böhmer vom 3. Sept. 1781, in den Preuß. Jahrb., April 1874, S. 379).

Die Justitiarien „als Bösewichter der ersten Instanz" (S. 116 oben) sind identisch mit den Amtleuten (S. 84; s. Anm. 458 c). Den Kammerjunker hier wird man dem Kammerherrn Marinelli oder Hofmarschall von Kalb, die schon zu den obersten Chargen ihrer Höfe gehörten, nicht zueignen können, wol aber den Geheimsekretär dem „Hausekretär Wurm" in „Kabale und Liebe" und Goethe's „Sekretär" in der „Natürlichen Tochter", welche Beide Egmont's Geheimschreiber Richard zur dunkeln Folie dienen.

492. Die Geschichte der Entstehung des Götz von Berlichingen, wie sie hier von S. 116 bis 121 sich anschließt, entspricht in allem Wesentlichen unsern Quellen.

Im Eingange (S. 116) greift der Verfasser zurück auf die Shakespeare-Periode in Straßburg (oben S. 44—48 und Anm. 413 u. 415); die erste Ausarbeitung des Stücks, unter der Theilnahme der Schwester, während etwa sechs Wochen

(S. 116 unten), fällt dann in die erste Frankfurter Zeit, nach der Shakespeare-Feier vom 14. Oktober, in den November oder Anfang Dezember 1771 (Anm. 431); unmittelbar darauf lernte der junge Dichter Merck kennen und dann die übrigen Darmstädter, denen er Scenen des Stücks im April des folgenden Jahres vorlas (Anm. 434 zu Anfang). Die Handschrift ging zunächst an den Straßburger Freund Salzmann, von dem sie Goethe zu Ende Januar 1772 mit, wie es scheint, sehr eingehenden Bemerkungen zurückempfing; denn er antwortet den 3. Februar: „Es freut mich Ihr Beifall, und ich danke für Ihre Mühe. — Ein Tag mag bei dem andern in die Schule gehen. Denn einmal vor allemal: die Minorennität läßt sich nicht überspringen" (Stöber's Salzmann, S. 51 u. 52). Dann erhielt Herder das Manuskript (S. 116 unten), der des Empfanges der „wirklich schönen Produktion", des „braven Berlichingen" in den Briefen an seine Braut vom März, Mai und Juli 1772 erwähnt und bemerkt: „Da wird er [Goethe] ihn [den „Götz"] wohl Mercken schicken, und dann werden auch Sie einige himmlische Freudenstunden haben, wenn Sie ihn lesen. Es ist ungemein viel deutsche Stärke, Tiefe und Wahrheit drin, obgleich hin und wieder es auch nur gedacht ist." (Erinnerungen, I. 219, u. Nachl., III. S. 251 u. 302). Im Juli erst erhielt Goethe, als er längst zu Wetzlar nach seines Helden Namen getauft war (Anm. 456), das Stück mit Herder's Urtheil zurück, das ihm gegenüber wol strenger gelautet haben wird. Die Unfreundlichkeit Herder's lag weniger in dem Urtheile selbst als darin, daß er die Rücksendung vier Monate hinhielt. Die Schmähgedichte (S. 116, letzte Zeile) hatte Goethe noch in sicherer Erinnerung; die „Bilderfabel" fällt zwar ein halbes Jahr später (s. S. 291); aber wie hier einen „Specht", so nannte Herder im Juni 1772, also als erste Aeußerung auf den „Götz" (in der „Antwort auf die Felsweihe"), den Dichter desselben einen „irren Götzenpriester" (Nachl., III. S. 265 bis 268), war also nicht sparsam in spöttischen Namen (S. 116, letzte Zeile). Schon damals gewann Goethe aus Allem die ganz richtige Ueberzeugung, Herder sei ihm „nicht so ganz gut", was Herder's Braut Diesem selbst mitzutheilen nicht säumte (Nachl., III. S. 386).

Die kritischen Aeußerungen Herder's über das Stück lassen sich aus Goethe's Entgegnung erkennen; sie waren gewiß durchdringend und treffend, und vorzugsweise ihnen verdanken wir die Umarbeitung zur jetzigen Gestalt. Aber auch verletzende

Trümpfe, wie später gegen die „Natürliche Tochter", scheint Herder ausgespielt zu haben. Die Entgegnung lautet: „Euer Brief war Trostschreiben; ich setzte ihn [den Berlichingen] weiter schon herunter als Ihr. Die Definitiv, „daß Euch Shakespeare ganz verdorben" ꝛc., erkannt' ich gleich in ihrer ganzen Stärke; genug, es muß eingeschmolzen, von Schlacken gereinigt, mit neuem edlerem Stoff versetzt und umgegossen werden. Dann soll's wieder vor Euch erscheinen. Es ist Alles nur gedacht. Das ärgert mich genug" (Nachl., I. S. 42 u. 43).

493. Die Urgestalt des „Götz" (S. 117 unten), welche Goethe noch in der Handschrift besaß, — jetzt, wenn wir nicht irren, Eigenthum des Königs von Baiern, — erschien nach seinem Tode, 1832, im zweiten Bande der „Nachgelassenen Werke", als „Geschichte Gottfriedens von Berlichingen mit der eisernen Hand, dramatisirt". Zur Erläuterung des S. 117 über den Umschmelzungsprozeß Gesagten ist auf diese Urgestalt (Werke, Bd. XI. 2. S. 5—130) und zum Vergleiche auf das umgearbeitete Stück „Götz von Berlichingen" (Bd. VI. S. 3—112) zu verweisen.

Diese zweite Bearbeitung (S. 118), welche die letzte bleiben sollte, fällt in das erste Vierteljahr 1773, hauptsächlich in den Februar, nach Beendigung der beiden theologischen Flugschriften (Anm. 438 bis 440). Es war wieder eine Zeit des engsten Verkehrs mit der Schwester. In dem Briefe an die la Roche aus dem Anfang 1773 zeigen dies die Worte: „Meine Schwester wünscht und hofft Sie näher zu kennen, wir leben glücklich zusammen, ihr Charakter hat sich wunderbar schnell gebildet" (L. Assing, a. a. O. S. 371, u. dazu Kestner, Nr. 45). Auf die Arbeit am „Götz" deuten dann die Briefe an Kestner Nr. 50: „noch andere Sujets der Freude, die ich nicht sagen kann" u. s. w., Nr. 52: „Ich bereite jetzo ein stattlich Stück Arbeit zum Druck. Wenn's fertig ist, komm' ich, es Euch vorzulesen", Nr. 53: „Meine Einsamkeit bekommt mir wohl", Nr. 54: „Ich sitze auf meiner Warte", Nr. 55: „Doch bin ich munter und arbeite fort", Alles aus dem Februar; ferner Nr. 11 an Salzmann, der ausführliche dramatische und theatralische Brief vom 6. März mit der bezeichnenden Stelle: „So lang das Eisen glüht, muß geschmiedet sein, und wenn wir's bald zu Stande bringen, machen wir uns an was Neues". In wenigen Wochen des Februar und Anfang März ward die Arbeit gethan, nach Merck's Besuch vom 5ten bis etwa 10ten Februar, und

zwar sogleich mit der Absicht des Drucks, also auch der endgiltigen Umarbeitung. Die eben angeführten Worte an Salzmann geben, nur in einem andern Bilde, die Merck (S. 118) zugeschriebene alte deutsche Redensart wieder. In Michaelis Apophtegmata (Jena 1705, Nr. 1353) findet sich dieselbe in der Form: „Bei Zeit auf die Zäun', so trocknet der Wind die Wäsche recht".

Der „Götz" erschien im Juni 1773, ohne Angabe des Verfassers und des Orts. Den Freunden hatte Goethe ihn vorher angekündigt, so dem Assessor Hermann in Leipzig am 15. Mai: „In wenig Wochen kriegen Sie ein Stück Arbeit von mir, das, wo Gott will, Sie erfreuen soll" (v. Biedermann's Leipzig, II. S. 22); aber sein alter Freund Behrisch wußte noch im Dezember nicht, wer der Verfasser sei (Hirzel's N. Verz., S. 179). Mitte Juni erhält Kestner ein Exemplar (Nr. 76), dann Salzmann, Friedrike Brion, der Amtmann Buff, Frau von la Roche u. A. m.

494. Den Verlag hatte Merck übernommen und Goethe die Lieferung des Papiers (S. 118 unten); es war eine der oben S. 68 geschilderten Verbindungen (s. Anm. 447), die fast regelmäßig zum Nachtheil des Schriftstellers ausschlugen. In unserm Falle verschlimmerte sich die Sache für diesen dadurch, daß Merck noch vor dem Erscheinen des Werks, im Mai 1773, genöthigt war, die Landgräfin Karoline und Moser nach Petersburg zu begleiten, von wo er erst im Dezember zurückkehrte (S. 119 unten, vergl. den Abschiedsbrief der „Lila" vom 3. Mai, Merck, II. S. 44, und Kestner, Nr. 88; am 13. November war Merck auf der Rückreise in Königsberg, Hamann, V. S. 44; s. auch Moser's Polit. Wahrh., II. S. 64). So gerieth der geschäftsunkundige Dichter bald in Verlegenheit, wie der Brief an Kestner aus Mitte Juli (Nr. 78) veranschaulicht. Auf der einen Seite: „Ich hab' schon vielerlei Beifalls-Kränzlein von allerlei Laub und Blumen, italienischen Blumen sogar", auf der andern: „Hört, wenn Ihr mir wolltet Exemplare vom „Götz" verkaufen, Ihr thätet mir einen Gefallen und vielleicht allerlei Leuten. Boie hat ihrer, schreibt ihm, wie viel Ihr wollt; ich hab's ihm geschrieben, Euch abfolgen zu lassen, so viel Ihr wollt. Verkauft sie alsdenn für zwölf gute Groschen und notirt das Porto, das sie Euch kosten. Der Verlag hört Mercken, der ist aber in Petersburg, ich schicke mich nicht zum Buchhändler, ich fürchte, es bleibt hocken." Aber bald darauf in Nr. 80 Verwunderung über den immer steigenden Beifall und Vertrauen auf des „lieben

Götz gute Natur". Die schließliche Berechnung des Antheils jedes der beiden Unternehmer wird nicht leicht gewesen sein. Goethe erwarb, seiner Erklärung an Boie vom 8. Januar 1774 (bei Weinhold, S. 186) zufolge, nachträglich den Verlag allein und verlangte nun entweder baar Geld oder Verlagsartikel des Buchhändlers Dietrich in Göttingen, der 150 Exemplare des Stücks verkauft hatte. Boie konnte im Sommer 1774 das Geld schicken. Denn es heißt in einer in Wagner's Sammlung (III, Nr. 26) weggefallenen Stelle des Schreibens von Boie an Merck vom 8. September 1775, also zwei Jahre später: „Wie Sie mit Goethe'n, dem ich vorigen Sommer das baare Geld geschickt, aus einander kommen werden, weiß ich nicht. Ich sah die ganze Entrepriſe als gemeinschaftlich an und dacht' also, es wäre gleichviel, wem ich das Geld schickte" (Holtei, 300 Briefe, I. S. 44). Es waren acht Louisd'or gewesen, wie Goethe's Antwortschreiben an Boie vom 22. Juni 1774 ergiebt (M. Bernays, D. j. Goethe, III. S. 28). Merck's technisch-merkantilische Lust (S. 118) bezeugt seine Herausgabe des Deserted Village (Anm. 472), ferner 1772 der Philosophie von Dorat (Merck, I. S. XXXIII, und Kestner, Nr. 48), endlich des Ossian in 4 Bänden im englischen Text (1773 bis 1777). Von dem ersten Bande des Ossian hatte Goethe im Interesse seines Freundes zwölf Exemplare zum Vertrieb an Frau von la Roche den 12. Mai 1773 geschickt, und zu demselben Zwecke erhielt sie von ihm unter dem 11. Juli eine Sendung Exemplare seines „Götz". Er schreibt: „Mercke'n würden Sie einen Gefallen thun, denn er ist auch hier Verleger, wenn Sie beikommende Exemplare, sind 24, vor 48 Kreuzer das Stück absetzen ließen."

Kundgebungen Goethe's wie die obige (S. 119) über seine Verlegenheit, nur das Papier der Götz-Ausgabe zu bezahlen, haben wir schon in seinen damaligen Briefen, z. B. in dem angeführten an Boie: „Ich lache manchmal drüber, wie gut das Stück aufgenommen, wie schnell verkauft, nachgedruckt worden und ich die Druckerkosten noch nicht einmal wieder habe", und wörtlich wie im Texte an die la Roche den 22. Dezember 1774: „Zu einer Zeit, da sich so ein großes Publikum mit Berlichingen beschäftigte und ich so viel Lob und Zufriedenheit von allen Enden einnahm, sah ich mich genöthigt, Geld zu borgen, um das Papier zu bezahlen, worauf ich ihn hatte drucken lassen" (L. Assing, a. a. O. S. 369).

Drei Nachdrucke (S. 119) erschienen noch in demselben Jahre und im Februar 1774 bei den Eichenbergischen Erben (d. h. Deinet, der die Wittwe Eichenberg geheirathet hatte) die „zwote" rechtmäßige Auflage, von der Goethe ein Exemplar an Bürger sandte (wegen der Nachdrucke s. Goedeke, II. S. 879, und wegen Bürger unten Anm. 496).

495. Die Recension im „Teutschen Merkur" (S. 119), an welche Goethe hier Betrachtungen über die damalige Kritik anknüpft, im dritten Bande v. J. 1773 (S. 267—287) befindlich und mit M. unterzeichnet, hat den vielgeschmähten Gießer Schmid (Anm. 474) zum Verfasser, der dieselbe im folgenden Jahre zu einer eigenen Schrift erweiterte und so herausgab. Lessing nannte letztere ein „Wischiwaschi", und der ersteren glaubte Wieland im Interesse seines Blattes schon damals (1774 in Bd. VI des Merkur, S. 321—333) widersprechen zu müssen (oben S. 119). Die schon vorher S. 351 angeführte Bezeichnung des „Götz" als „Monstrum" findet sich auch in jener Schmid'schen Recension; aber hier sieht sie im Zusammenhange nicht eben böse aus. Er sagt: „Wir zeigen unsern Lesern jetzo ein Drama an, bei dem unsere kritischen Linnés staunen und ungewiß sein werden, in welche Klasse sie es setzen sollen: ein Stück, worin alle drei Einheiten auf das Grausamste gemißhandelt werden, das weder Lust- noch Trauerspiel ist: und doch das schönste, interessanteste Monstrum, gegen welches wir hundert von unsern komisch-weinerlichen Schauspielen austauschen möchten".

Stahr (in „Merck's ausgewählten Schriften, ein Denkmal", S. 29 flgde) hat sich deshalb Schmid's gegen Goethe warm angenommen und darauf aufmerksam gemacht, daß Hegel in seinen Vorlesungen über Aesthetik in den Hauptausstellungen mit Schmid zusammentreffe. Findet aber auch Stahr Schmid's Standpunkt „höchst beschränkt", theilt Derselbe ihm zufolge „die Beschränktheit einer ganzen Zeit" (a. a. O. S. 32): so bezeichnet er eben damit — denn auf Schmid persönlich hat es Goethe nicht abgesehn, — den Gerichtshof, den Goethe perhorrescirt. Die Zeit sah den „Götz" etwa so an wie noch Shakespeare's Dramen; er erschien ihr „unregelmäßig groß", ungeheuer, original, und so spricht sich auch Schmid aus, während Goethe als Künstler beurtheilt sein wollte.

496. Die begeistertste Theilnahme war die der Göttinger, auf welche Goethe oben S. 120 hindeutet. J. Grimm hebt in seiner Gedächtnißrede auf Schiller hervor, wie Goethe plötzlich in ganzer Größe vor den Zeitgenossen dagestanden habe. Dies geschah durch den „Götz". Größer konnte er in gewissem Sinne nicht mehr werden, weil alles Größere der Leistungen immer noch innerhalb der hochgespannten Erwartungen blieb. Gleichzeitig gab auch Bürger mit der „Lenore" das volle Maß seiner dichterischen Anlage (s. Anm. 456 bei „Falk"). Beide Dichter trafen damals in ihren Neigungen zusammen, wie auch äußerlich ihre Beiträge im Göttinger Almanach neben einander standen (von Goethe „Der Wandrer", „Mahomet's Gesang", „Adler und Taube"). Das Schreiben vom 12. Febr. 1774 (I, Nr. 144 in Strodtmann's „Bürger ꝛc."), mit welchem Goethe sich zuerst an seinen Genossen in Apollo wandte, ist erhalten; das Erwiderungsschreiben Bürger's vom 6. Februar 1775 (das. Nr. 163) betrifft schon den „Werther". Derjenige Brief Bürger's, den Goethe S. 120 meint, der „wichtige Beleg dessen, was jene Erscheinung damals gewirkt und aufgeregt", ist unzweifelhaft der 1809 im Morgenblatt (Nr. 242, S. 967) unvollständig abgedruckte, an Boie gerichtete vom 8. Juli 1773, den wir jetzt als Nr. 93 bei Strodtmann (a. a. O.) lesen. Daraus folgende Stellen: „Boie! Boie! Der Ritter mit der eisernen Hand, welch ein Stück! Ich weiß mich vor Enthusiasmus kaum zu lassen. Womit soll ich dem Verfasser mein Entzücken entdecken? Den kann man doch noch den deutschen Shakespeare nennen, wenn man Einen so nennen will ... Welch ein durchaus deutscher Stoff! Welch kühne Verarbeitung! Edel und frei wie sein Held, tritt der Verfasser den elenden Regeln-Codex unter die Füße und stellt uns ein ganzes Evenement mit Leben und Odem, bis in seine kleinsten Adern beseelt, vor Augen .... Glück zu dem edlen freien Mann, der der Natur gehorsamer als der tyrannischen Kunst war! — O Boie, wissen Sie nicht, wer es ist? Sagen Sie, sagen Sie mir's, daß ihm meine Ehrfurcht einen Altar baue. — Dieser G. v. B. hat mich wieder zu drei neuen Strophen zur Lenore begeistert! — Herr, nichts weniger in ihrer Art soll sie werden, als was dieser „Götz" in seiner ist!" Er räth, Goethe solle die Kritik behandeln, wie sein Ritter den kaiserlichen Herold, wie überhaupt Bürger in den volksthümlichen Kraftworten jenes Stücks wahrhaft schwelgt.

Damals war es, wo auch der nüchterne und strenge Voß

den Dichter des „Götz" in einer Ode besang und solche dem Hainbunde am 25. September 1773 vortrug:

Freier Goethe, Du darfst die goldne Fessel,
Aus des Griechen Gesang geschmiedet, höhnen!
Shakespeare durft' es und Klopstock,
Söhne, gleich ihm, der Natur!

und die Schlußstrophe:

Deutsch und eisern, wie Götz, sprich Hohn den Schurken —
Mit der Fessel im Arm! Des Sumpfes Schreier
Schmäht der Leu zu zerstampfen,
Wandelt durch Wälder und herrscht —

(in Herbst's „Voß", II. 1. S. 269; vergl. ebenda S. 260 und I. S. 126, sowie wegen der Auslegung J. Schmidt in der Berl. Nat.-Zeit. 1875, Nr. 121). Auch Göckingk besang das Stück. — Der frische Abdruck (S. 120) der „Lebensbeschreibung" Götzens (s. Anm 362 und 431) erfolgte mit Goethe's Namen auf dem Titel im zweitnächsten Jahre (Nürnberg 1775). — S. die Literatur zu Götz bei Goedeke, Grundr., II. S. 879 und in Wenzel's „Aus Weimar's goldnen Tagen", 1857, S. 13—17, sowie die Kommentare von Düntzer (Goethe's Götz und Egmont, 1854, und in den „Erläuterungen").

497. Die bei lebhaften Personen nicht ungewöhnliche Art der Belebung der Einsamkeit durch ideelle Dialoge (oben S. 121 bis 123) findet sich in Goethe's Schriften und Briefen mehrfach erwähnt. Damals, nach dem Erscheinen des „Götz", fühlte er sich gedrängt, auszurufen: „Der Kreis von edlen Menschen ist das Wertheste alles Dessen, was ich errungen habe!" An diesen Kreis wandte er sich in Gedanken: „Und wie wohl ist mir's, hab' ich sie nicht bei mir, so stehen sie doch vor mir immer die Lieben all'" (Kestner, Nr. 80); „gestern Nacht versprach ich schon meinen lieben zwei Schattengesichtern, Euch zu schreiben" (das. Nr. 37); „ich ging in meiner Stube auf und ab und redete mit Deinem Schatten" (Nr. 100). So unterhielt sich auch Ottilie in den „Wahlverwandtschaften" (Werke, Bd. XV. S. 139) „mit einem geliebten Bilde", aber auch umgekehrt „mit einem gegenwärtigen Menschen als mit einem Bilde". Lucidor in den „Wanderjahren" (Werke, Bd. XVIII. S. 100 ff.) wird durch seine Gewohnheit, sein Herz in Monologe zu ergießen, die aber auch „ideelle Dialoge" sein konnten, zum Mittelpunkt einer Novelle.

498. Unter den Aeußerungen des Lebensüberdrusses (S. 123) ist die von einem Engländer erzählte auch Egmont (II. 2) als Frage in den Mund gelegt — „ist's [das Leben] wol des An- und Ausziehns werth?" — während Goethe bei einem unserer trefflichsten Männer (ebenda Z. 8 v. u.) an Lessing denkt. Nach Stahr (Dessen „Lessing", 2. A., II. S. 400) bekannte sich Dieser zu der hier erzählten Paradoxie Jacobi's Schwester gegenüber; s. Briefe von Jacobi an Heinse in Ersteres Werken, Bd. I. S. 343 u. 344.

Die Uebertriebenheit der modernen Liebesempfindung, die allerdings auch schon im Alterthum zum Selbstmord führte (s. Düntzer's „Studien", S. 174, Note 1), ist hier (S. 124) als das Hauptmotiv des „Werther" bezeichnet. Das zunächst Folgende über den Wechsel der moralischen Epochen scheint durch das zweite Motiv des Selbstmords in jenem Roman, den verletzten Ehrgeiz, hervorgerufen. Diese ganze Stelle trifft man im Auszuge, aber des natürlichen Lebens und des eigentlichen Sinnes beraubt, gleichsam als ein todtes Präparat, in den „Sprüchen in Prosa" (Nr. 6), Dank Riemer oder Eckermann.

„Es sind die Fehler seiner Tugenden" — ist ein bekanntes Wort, wenn wir nicht irren, der George Sand (zu S. 124 in der Mitte).

499. Nach den Betrachtungen S. 123 und 124 über die allgemeinen, mehr oder minder in jeder Zeit vorhandenen Ursachen des Ekels vor dem Leben geht der Verfasser S. 124 bis 127 zu zwei der damaligen Zeit eigenthümlichen über.

Die erste ist der Einfluß der englischen Literatur, wie sie sich seit Milton ausgebildet hatte. Die satirische und pessimistische Richtung der englischen Dichter seit den Zeiten Karl's I. führt Goethe zurück auf ihre praktische politische Thätigkeit (S. 125 u. 126), auf ihr Parteileben. Abgesehn von dem unter Karl II. geächteten Milton gehören zu Denen, welche sich in den Weltgeschäften versucht, die oft im Gefängniß gehaltenen Cowley und Prior sowie Swift. Aus Letzteres Feder ist die menschenfeindlichste Dichtung, die wir kennen, „Gulliver's Reisen", geflossen. Goldsmith's Hauptwerke sind hier schon vielfach erwähnt; seine Gedichte sind Young's Nachtgedanken (vgl. Boxberger's Notiz, Archiv f. Lit.-Gesch., IV. S. 271) und dessen übrigen betrachtenden Gedichten (S. 125 unten), der „Resignation" und den sieben Satiren „Love of fame" äußerlich und innerlich

verwandt. Auf diese zuletzt gedachten Satiren lassen sich Goethe's Worte von der Frauenverachtung (S. 127 oben) sehr gut anwenden. Allerdings reagiren jene Dichter auch selbst gegen „die Betrachtung der Vergänglichkeit und des Unwerths aller irdischen Dinge" (S. 125 med.), welche besonders in Chesterfield's Schriften Ausdruck findet. Denn der bekannte Vers:

Vain is the world, but only to the vain,

steht in Young's dritter Nacht. Ebenso reagirt dagegen Goethe, abgesehn von dem ganzen Geiste seiner Dichtung, ausdrücklich in der Eingangsbetrachtung des sechzehnten Buchs dieser Biographie.

Mit dem hier (S. 125) von der befreienden Wirkung der wahren Poesie Gesagten berühren sich die bekannten Stellen über den Dichter in den „Lehrjahren" (Buch II, Kap. 2) und im „Faust" (Werke, Bd. XII. S. 8).

Milton's Allegro (S. 126 unten) verscheucht in den ersten zehn Versen die Melancholie des „Penseroso", wie der Anfang dieses Gedichts den Scherz; beide Gedichte gehören zusammen.

Goethe unterläßt hier ein Werk zu nennen, welches der Empfindsamkeit seiner Jugend vorzugsweise zur Nahrung diente, Sterne's Sentimental Journey (s. Werke, Bd. XXV. S. 140). Merck verglich Goethe's Freundin „Lila" mit Yorik's Maria (oben Anm. 433 f), und so begegnet man den Anspielungen auf Yorik in den Schriften damaliger Zeit überall. Auch Goethe's Bruder Martin im „Götz" trug, nach dem Gefühl der Zeitgenossen, Yorik's Farbe.

Dasselbe gilt von Hamlet und seinen Monologen (S. 127). Es ward guter Ton, mit dem „To be or not to be, that is the question" zu spielen; mit diesem Verse im Munde sollte der Graf Stadion, der Gönner von la Roche (oben Anm. 483 a), gestorben sein, ebenso später Wieland, und auch Madame Roland notirte ihn kurz vor der Besteigung des Schaffots (vergl. die Anm. zu Nr. 341 der „Sprüche in Prosa").

Endlich Ossian (S. 127), dessen Einfluß „Werther's Leiden" (Bd. XIV. S. 112 flgde) am Besten zeigen.

Das Zweite war der Mangel an bedeutenden Handlungen (S. 127 u. 128) im äußern Leben der Nation, die Lethargie, welche nach dem Aufschwunge des öffentlichen Geistes im siebenjährigen Kriege eingetreten war und bis zum Ausbruche der französischen Revolution anhielt. — Das englische Citat S. 126, V. 25 bis 28 des zur Zeit Karl's II. als Pamphlet in Folio o. O. u. J. anonym erschienenen, Anfangs Buckingham,

dann Rochester zugeschriebenen, auch von S. Johnson 1779 unter dessen Werke (English Poets, X. p. 318—326) gestellten, ganz Mephistopheliſchen Gedichts: A satyr against mankind, beſchließt eine Schilderung des Irrſals, wohin die Vernunft uns führen kann. — Die Verſe S. 128 ſtehen dagegen in des melancholiſchen Hofdichters Th. Warton 1771 veröffentlichten „Oden, Liedern und Sonetten" als Strophe 9 des ganz Werther'ſchen Gedichts The Suicide, lautend:

Tho' doom'd hard penury to prove,
And the sharp stings of hopeless love,
To griefs etc.

500. Montesquieu hat die Frage nach der Berechtigung des Selbſtmords (S. 128) an vielen Stellen ſeiner Schriften erörtert. Goethe giebt hier mehr die Materialien ſeines Gedankens als ſeine eignen Worte wieder. In den Considérations sur les causes de la grandeur des Romains et de leur décadence, dem Vorläufer von Gibbon's großer Geſchichte, wendet er den Ausdruck Tragödie auf das Leben der Römer zu Cäſar's Zeiten an. Er ſagt von Brutus und Caſſius: Caton s'était donné la mort à la fin de la tragédie; ceux-ci la commencèrent en quelque façon par leur mort (chap. XII), und zählt zu den Gründen dieſer Erſcheinung bei den Römern, dem Einfluß der ſtoiſchen Philoſophie, dem republikaniſchen Ehrbegriff, dem Anblick der Triumphzüge und der Gefangnen, am Schluſſe: une grande commodité pour l'héroisme, chacun faisant finir la pièce qu'il jouait dans le monde, à l'endroit où il voulait. In den Lettres Persanes (L. 76) hatte er die europäiſchen Strafgeſetze gegen den Selbſtmord getadelt, im Esprit des Lois (Buch 14, Kap. 12) aber den von Goethe hier gemachten Unterſchied zwiſchen jener römiſchen Heldenſitte und der modernen Manie aus Spleen gleichfalls betont: Nous ne voyons point dans les histoires que les Romains se fissent mourir sans sujet; mais les Anglais se tuent sans qu'on puisse imaginer aucune raison qui les y détermine. Ebenſo Voltaire: Les Anglais ont le splin ou la splin, et se tuent par humeur. Ils s'en vantent, car quiconque se pend à Londres, ou se noie, ou se tire un coup de pistolet, est mis dans la gazette. Vergl. Montaigne's Beſprechung des Selbſtmords vom heidniſchen und chriſtlich-aſcetiſchen Standpunkte in ſeinen „Eſſais" (Buch I, Kap. 32), und des Satzes

aus Stobäus (Serm. 20): *Καλὸν θνήσκειν οἷς ὕβριν τὸ ζῆν φέρει* (Das Sterben ist schön, wenn es Schande bringt zu leben).

501. Die Zeit, in der Goethe Mühe hatte, sich von der Grille des Selbstmords (S. 129) zu befreien, und Betrachtungen über die verschiedenen zu wählenden Todesarten anstellte (S. 128), kann nur diejenige gewesen sein, auf welche seine Erzählung hindeutet, die nämlich, in welcher Jerusalem sich erschoß, der Herbst des Jahres 1772. Nur in seinen Briefen an Kestner aus dieser Periode (Nr. 9, 15, 21, 30, 58, 69, 72) treffen wir Aeußerungen an, welche auf eine solche „Grille" schließen oder wenigstens sich damit vereinigen lassen. Wir notiren aus Nr. 15, der Antwort auf die falsche Nachricht von Goué's Selbstmord (s. Anm. 456), die im Geiste Werther's gesprochenen Worte: „Ich ehre auch solche That und bejammere die Menschheit und laß alle ..... kerle von Philistern Tobacksrauchs-Betrachtungen drüber machen und sagen: Da habt Ihr's. Ich hoffe nie meinen Freunden mit einer solchen Nachricht beschwerlich zu werden" —, und nach Empfang der wahren Nachricht von Jerusalem's Tode aus Nr. 30: „Ich dachte aber, alle ihre [Lottens] Antwort ist doch nur: wir wollen's so gut sein lassen, und erschießen mag ich mich vor der Hand noch nicht", endlich aus Nr. 69: „Wenn ich kein Weib nehme oder [noch] mich erhänge, so sagt, ich habe das Leben recht lieb oder was, das mir mehr Ehre macht, wenn Ihr wollt", wobei wir bemerken, daß die Stelle in Nr. 81: „Ein Riß, und all die siebenfache Bastseile sind entzwei!" allein auf die Frankfurter „Stadt-Civil-Verhältnisse" zielt. Aehnlich (wie Goethe in Nr. 30) Lessing, ed. Lachmann, XII. S. 508.

502. Ueber Ajax (S. 128), dessen Todesart auch Brutus wählte, während Cassius seinen Schildträger verpflichtete, ihn zu tödten, über Seneca, auf den die Oeffnung der Adern, und die Kleopatra, auf welche die Natter weist (S. 129), stellt Goethe den römischen Kaiser Otho (das.) sowol wegen der Beweggründe der That als auch wegen der Art ihrer Ausführung. Des Sueton und Plutarch (Otho 17) Erzählung liegt zu Grunde. Auch Tacitus (Historiarum lib. II. c. 49 u. 50), ertheilt der That ein unbedingtes Lob (facinus egregium). Vor der letzten Ruhe prüfte Otho zwei Dolche und verwahrte den einen unter dem Kopfe, um ihn beim Tagesanbruch, noch im Bette, in seine Brust zu stoßen (Post haec,

sedata siti gelidae aquae potione, arripuit duos pugiones, et explorata utriusque acie, cum alterum pulvino subdidisset, foribus adopertis, arctissimo somno quievit. Et circa lucem demum expergefactus, uno se trajecit ictu infra laevam papillam. Sueton. Otho XI). Otho also war Goethe's Vorbild, und dies bestätigt Goué's „Masuren" (S. 89), wo „Götz" sich nur tödten will, wenn er kaltblütig genug wäre, sich „einen Stahl ins Herz zu drücken".

503. Auf einmal erfahre ich die Nachricht von Jerusalem's Tode und unmittelbar darauf die genauste und umständlichste Beschreibung des Vorgangs (S. 130 oben). Dies ist richtig, vom Herbst 1772 verstanden.

Am 30. Oktober dieses Jahrs hatte sich Jerusalem erschossen. Schon den andern oder den dritten Tag erhielt Goethe die Nachricht, wie seine Antwort an Kestner (Nr. 18) zeigt. Unmittelbar darauf reisten Goethe und Schlosser zum Besuch nach Wetzlar, wo sie vom 6. bis zum 10. November verblieben (Kestner, Nr. 19 u. 21). In dieser Zeit erfuhr Goethe mündlich alle Einzelnheiten des Tagesereignisses, besonders von seinem Freunde Kielmannsegge, der Jerusalem am Genausten gekannt hatte. Denn wenige Tage nach der Rückkehr schreibt er aus Darmstadt an Frau von la Roche: „Merck sagt mir, daß Sie von Jerusalem's Tode einige Umstände zu wissen verlangen. Die vier Monate in Wetzlar sind wir neben einander herumgestrichen, und jetzo acht Tage nach seinem Tode war ich dort. Baron Kielmannsegge, Einer der Wenigen, denen er sich genähert, sagte mir: ‚Das, was mir Wenige glauben werden, was ich Ihnen wol sagen kann, das ängstlichste Bestreben nach Wahrheit und moralischer Güte hat sein Herz so untergraben, daß mißlungne Versuche des Lebens und Leidenschaft ihn zu dem traurigen Entschlusse hindrängten.' Ein edles Herz und ein durchdringender Kopf, wie leicht von außerordentlichen Empfindungen gehen sie zu solchen Entschließungen über, und das Leben — was brauch', was kann ich Ihnen davon sagen! Mir ist's Freude genug, dem abgeschiedenen Unglücklichen, dessen That von der Welt so unfühlbar zerrissen wird, ein Ehrenmal in Ihrem Herzen errichtet zu haben" (Ungedr.).

Bei jenem Besuche in Wetzlar hatte Kestner die umständliche Beschreibung des Vorgangs (S. 130) Goethe'n zugesagt; in dem Schreiben Nr. 25 erinnerte Dieser daran; er erhielt sie zu Darmstadt noch im November (als Nr. 28 unter

den Kestner'schen Briefen) und damit die Grundlage, wenigstens des Faktischen, der Begebenheit, der Fabel (S. 129 unten) seines Romans. „Das gewissenhafte Detail nimmt ganz hin", schrieb er der Koblenzer Freundin bei Uebersendung einer Abschrift dieser „authentischen Nachricht" im Januar 1773 (Nr. 3 bei L. Assing, a. a. O. S. 370, und Kestner Nr. 47). Insofern entspricht Goethe's Darstellung S. 130 oben genau der Wirklichkeit; nicht dagegen entspricht ihr die Einfügung von „Jerusalem's Tod" in die thatsächlichen Vorgänge weiter unten auf Seite 131: aus jenem „Traum" konnte Goethe durch die Nachricht von Jerusalem's Tode nicht geschüttelt werden, weil die peinliche Lage (S. 130), der unerträgliche Zustand (S. 131), in den er durch seine Verbindung mit der jungen Frau Brentano gerathen sollte, erst im Januar 1774 geschaffen wurde. Die Herleitung seiner Konzeption aus der Aehnlichkeit dessen, was ihm im Augenblicke selbst widerfuhr, mit dem, was man von Jerusalem's unglücklicher Liebe zu Frau Herd (Anm. 471) wußte, ist in Uebereinstimmung mit den Thatsachen, da die Verheirathung jener Frau, an welche den Dichter eine alte Neigung fesselte, und deren Uebersiedelung nach Frankfurt in seine unmittelbarste Nähe mit der Abfassung des Romans zeitlich genau zusammenfallen (s. auch Merck's Br., III. S. 107).

Alle übrigen Um- und Mißstände, welche sich aus dieser Neigung und aus dem Eintritt in den Zirkel der jungen Frau ergaben und in dem Abschnitt S. 130 „Frau von la Roche hatte" bis zu dem neuen Abschnitte „Jerusalem's Tod" S. 131 im Einzelnen, so weit wir sehen können, in den Farben der Wirklichkeit wiedergegeben sind, entwickelten sich dagegen erst allmählich im Laufe der Jahre 1774 und 1775 und konnten daher nur in ihren Anfängen und in geringem Maße auf den Roman mit einwirken.

504. Die vorhandenen Briefe Goethe's aus dieser Zeit berühren Maximiliane Brentano mehrfach (zu S. 130 u. 131). Nach dem Besuche im September 1772 (Anm. 482) blieb Goethe mit ihrer Mutter in fortlaufender Korrespondenz; Maximiliane bildet, besonders seit ihrer Verheirathung, den Hauptgegenstand derselben. Wiedergesehn hatte Goethe Beide unmittelbar nach dem Erscheinen des „Götz", im August 1773 zu Frankfurt in der Gesellschaft der Fahlmer und der Betty und Lotte Jacobi. Nach ihrer Abreise schreibt Goethe an Kestner (Nr. 80): „Mad. la Roche war hier, sie hat uns acht glückliche Tage

gemacht; es ist ein Ergetzen, mit solchen Geschöpfen zu leben". Wie Goethe seine Schwester in Verbindung mit den Wetzlarer Freunden (Kestner, Nr. 20, 31, 32, 38, 44, 45 und 113) und den Darmstädtern gebracht hatte (Anm. 476, und Kestner 81), so auch mit der Familie der Koblenzer Freundin. Bei ihr hielt sich Kornelie im Sommer 1773 längere Zeit zu Ehrenbreitstein auf. Aus jenem Jahre haben wir die Aeußerungen Goethe's über die junge la Roche: „Von Ihrer Max kann ich nicht lassen, so lang ich lebe, und ich werde sie immer lieben dürfen", und später, da sie sich gegen Ende des Jahrs mit Brentano verlobt hatte: „Aufs neue Jahr haben sich die Aussichten für mich recht raritätenkastenmäßig aufgeputzt. Max la Roche heirathet hierher. Ihr Künftiger scheint ein Mann zu sein, mit dem zu leben ist und also, heisa!! wieder die Anzahl der braven Geschöpfe vermehrt" (am 31. Dezember 1773 an Betty Jacobi, Nr. 7) und „die liebe Max de la Roche heirathet — hierher einen angesehnen Handelsmann. Schön! Gar schön" (An Kestner, Nr. 83).

505. Die Hochzeit wurde am 9. Januar 1774 zu Ehrenbreitstein gefeiert, und am 15ten traf das Paar, begleitet von der Mutter la Roche, in Frankfurt ein. Letztere blieb dort bis zum 31. Januar. An den Familienfestlichkeiten, die sich hier anschlossen, nahm Goethe ununterbrochen Theil, und auf diese Art trat er, zugleich mit seiner erst siebzehnjährigen Freundin, in die ihm bisher fremd gebliebnen Kreise der italienischen Kolonie seiner Vaterstadt ein.

Aus dieser Zeit folgende Aeußerungen an Betty Jacobi von Anfang Februar: „Diese drittehalb Wochen her ist geschwärmt worden, und nun sind wir [so] zufrieden und glücklich, als man's sein kann. Wir sag' ich; denn seit dem funfzehnten Jenner ist keine Branche meiner Existenz einsam. Und das Schicksal, mit dem ich mich herumgebissen habe so oft, wird jetzt höflich betitelt: das schöne, weise Schicksal; denn gewiß, das ist die erste Gabe, seit es mir meine Schwester nahm [seit vor. Nov. verheirathet], die das Ansehn eines Aequivalents hat. Die Max ist noch immer der Engel, der mit den simpelsten und wertheften Eigenschaften alle Herzen an sich zieht, und das Gefühl, das ich für sie habe, worin ihr Mann eine [nie?] Ursache zur Eifersucht finden wird, macht nun das Glück meines Lebens", und einige Wochen später an Kestner (Nr. 97): „Die Max la Roche ist hierher verheirathet, und das macht Einem das Leben noch erträglich, wenn anders dran etwas erträglich zu

machen ist". Dann Merck's Schreiben an seine Frau vom 29. Januar 1774 (III. Nr. 32): „La semaine passée je fus à Francfort voir notre amie de la Roche. C'est un assez singulier mariage que celui qu'elle a fait faire à sa fille. C'est un homme assez jeune, mais chargé de 5 enfans, d'ailleurs assez riche, mais un négociant qui a fort peu d'esprit au-delà de celui de son état. C'était un triste phénomène pour moi d'aller chercher notre amie à travers des tonneaux de harengs, des fromages. Il parait qu'elle s'est laissée induire par Mr Dumeiz [Goethe oben S. 130] qui n'a consulté que la fortune et l'avantage particulier pour lui d'avoir une maison agréable à fréquenter. Tu aurois dû voir Mme de la R. faire tête à tous ces propos et badinages de ces gros marchands, supporter leurs dîners magnifiques et amuser leurs lourds personnages. Il s'est passé des scènes terribles, et je ne sais, si elle ne sera pas accablée sous le fardeau de ses regrets. Goethe est déjà l'ami de la maison, il joue avec les enfans et accompagne le clavecin de Mme avec la basse [dem Violoncell]. Mr Brentano, quoique assez jaloux pour un Italien, l'aime et veut absolument qu'il fréquente la maison."

506. In diese Zeit nun fällt die Abfassung des „Werther". Am 31. Januar endigte das „Schwärmen" mit der Abreise der Frau von la Roche: am andern Morgen begann Goethe den Roman. Schon 1847 hat Düntzer aus dem ganzen Zusammenhange der Ereignisse den Februar und März 1774 als die Abfassungszeit festgestellt (Bl. f. l. Unterh. 1847, Nr. 279, und „Studien" 1849, S. 114). Goethe's Briefe an Sophie la Roche bestätigen jene Annahme ausdrücklich, und zwar die Briefstelle aus jenem Februar: „Das liebe Weibchen hat Ihnen was von einer Arbeit geschrieben, die ich angefangen habe, seit Sie weg sind, wirklich angefangen; denn ich hatte nie die Idee, aus dem Sujet ein wirkliches Ganze zu machen" — und aus Anfang Juni, als sich Frau von la Roche zur goldnen Hochzeit des Kaufmann Allesina'schen Ehepaares (30. Mai) und der Geburtstagsfeier ihrer Tochter Max (31. Mai) in Frankfurt aufhielt: „Sie werden sehen, wie Sie meinem Rad Schwung geben, wenn Sie meinen „Werther" lesen; den fing ich an, als Sie weg waren, den andern Tag, und an Einem fort! Fertig ist er." Sophie las jedoch in der Handschrift nur den ersten Theil.

Wie im vorigen Jahre in der Fastenzeit zum „Götz", so isolirte der Dichter sich in diesem zu der Arbeit am Roman, von dem er jedoch sich mit seinen Nächsten unterhielt. Gleich der jungen Frau Brentano wußte auch Merck davon, der am 14. Februar seiner Frau (III. Nr. 33) über Goethe schreibt: „Le grand succès que son drame a eu, lui a tourné un peu la tête. Il se détache de tous ses amis et n'existe que dans les compositions, qu'il prépare pour le public. Il doit réussir dans tout ce qu'il entreprend, et je prévois qu'un roman, qui paraîtra de lui à Pâques, sera aussi bien reçu que son drame. A côté de cela il a la petite Mme Brentano à consoler sur l'odeur de l'huile, du fromage et des [les?] manières de son mari." Damit ist aber nicht ausgeschlossen, daß Goethe den Stoff des „Werther" nicht schon früher in seiner Seele verarbeitet und nicht zu den verschiedensten Zeiten versucht hätte, ihn dichterisch zu gestalten. Darauf deuten mehrere briefliche Aeußerungen des letzten Jahrs.

507. Den Zirkel des Brentano'schen Ehepaars bildeten:

a. der Dechant des Kollegialstifts zu Sankt Leonhard, zuletzt Propst zu Erfurt, Dumeix (S. 130), der, Merck zufolge, eben zur Heirath beigetragen. Schon zu Ende des Jahrs 1771 hatte Sophie la Roche die Bekanntschaft ihrer beiden Freunde, „zweier edeldenkender, rechtschaffener Männer", des Dechanten und Merck's vermittelt (Dessen Br., I. S. 30). Auch Wieland gehörte zu seinen Freunden (Düntzer's Frauenb., S. 213, Note). Nach den Briefen jener Zeit verweilte Goethe oft bei ihm im Garten der Dechanei; namentlich in Goethe's Briefen an Sophie wird er oft erwähnt, „der liebe Dumeix" (An Betty Jacobi, Nr. 8).

b. Frau Servière, aufs Engste mit Dumeix, der sie täglich besuchte, und mit der Familie Brentano verbunden. Ihr Gatte, Besitzer einer großen Parfümerie-Fabrik zu Lünel in Frankreich, besuchte seine in Frankfurt wegen des dortigen Parfümerie-Geschäfts wohnende Familie, Frau und fünf Kinder, nur zur Zeit der Messen. Die „sehr geistreiche und angenehme, aber ernste Frau" (Düntzer's Frauenb., S. 214) war damals etwa 43 Jahre alt. Ein Fall der Friedensstiftung bei kleinen Zerwürfnissen (zu S. 131, Z. 18) wird in einem Briefe Goethe's an Sophie aus dem Dezember 1774 (nach der Rückkehr von Mainz) erzählt: „Ein Mißverständniß zwischen der Servière

und der Kleinen, nichts als Mißverständniß — und so ein Ding reißt fort wie eine gefallne Masche in einem Strumpf, man hätt's im Anfang mit einer Nadel fangen können. Nächsten Konzertabend will ich die Kleine vornehmen; heut war ich bei der alten Base [Dem. Catanell?], die recht gut ist. So geht's in der Welt und bin trefflich, solche Sachen einzugleichen" (Ungedr.). Wahrscheinlich ist bei der in dem Briefe an Betty Jacobi Nr. 8 erwähnten „Freundin" an die Servière zu denken.

c. Die Allesina-Schweitzer'sche Familie (S. 130 unten), ganz der italienischen Kolonie angehörig. Der reiche Kaufmann, wie auch kurf. baierischer Geheimer Rath von Schweitzer, Erbauer eines der schönsten Häuser auf der Zeil (des jetzigen Russischen Hofs, s. Werke, Bd. XXVI. S. 30), war der Sohn eines Veroneser Kaufmanns Suaizar und seine Gattin die Tochter des Kaufmanns Allesina und der Frau A., gebornen Brentano. Die Allesinas feierten am 30. Mai 1774 im Hause ihres Schwiegersohnes zu Sindlingen bei Höchst ihre goldne Hochzeit, auf der sich Goethe mit dem ganzen Kreise zusammenfand. Er ward mit dem Sohne, dem spätern Schöff von Schweitzer, den er noch 1814 besuchte, und dessen Schwester Wilhelmine näher bekannt.

508. Die Eifersucht Brentano's und Rücksichten auf den guten Ruf der jungen Frau bewogen Goethe bald, das Haus Brentano ganz zu meiden (zu S. 131). Davon ist in den Briefen nach Ehrenbreitstein viel die Rede, da Frau von la Roche ihn bat, diese Enthaltsamkeit aufzugeben. Aber er antwortete: „Wenn Sie wüßten, was in mir vorgegangen ist, ehe ich das Haus mied, Sie würden mich nicht rückzulocken denken." Nur außer dem Hause, besonders im Theater und im Konzert begegnen sie sich: „Die liebe Max seh ich selten, doch wenn sie mir begegnet, ist's immer eine Erscheinung vom Himmel." Dazu Aeußerungen wie am 15. Sept. 1774: „Sie [die Max] schickt sich mit viel Fassung in die Umstände" [als Stiefmutter von fünf Kindern]; ein andermal läßt sie ihre Mutter durch Goethe bitten, „ihr im Briefe Bewegung zu rathen", wobei Goethe hinzusetzt: „Die arme Puppe stickt so zu Hause". Im März 1775 glaubt er Brentano's Zutrauen ganz gewonnen zu haben: „und so hoff' ich, daß ich der Kleinen künftig keinen Verdruß mehr und vielleicht eine angenehme Stunde hie und da machen werde"; dies geschah damals und nach der Rückkehr aus der

Schweiz im Juli, als er sich im Hause wieder einfand und mit der schönen Frau musizirte: „Wie's nun gehen wird, weiß Gott. Brentano ist nicht eifersüchtig, sagt er." Man kennt Goethe's Gespräch mit Born über sein Verhältniß zu Lotte, dessen er in dem Briefe an Kestner Nr. 68 gedenkt; mit derselben Reinheit und sittlichen Ueberlegenheit spricht er sich auch über sein Verhältniß zur Max der Mutter gegenüber aus: „Ich hab' ihr [der Max] mein Wort gehalten und versprach ihr, wenn ihr Herz sich zu ihrem Manne neigen wollte, wolle ich wiederkehren, ich bin wieder da und bleibe bis an mein Ende, wenn sie Gattin und Hausfrau und Mutter bleibt. Amen" (den 28. März 1775).

509. Dieses Werklein einem Nachtwandler ähnlich geschrieben (S. 132): vergl. Sprüche in Prosa Nr. 213. Wie nach einer Generalbeichte (S. 132): vgl. Bd. XXV. S. 140: „Ich hatte mich persönlich von diesem Uebel zu befreien gesucht", und: „Werther bei seinem Erscheinen in Deutschland hatte keineswegs, wie man ihm vorwarf, eine Krankheit, ein Fieber erregt, sondern nur das Uebel aufgedeckt, das in jungen Gemüthern verborgen lag."

510. Die Wirklichkeit in Poesie verwandelt (S. 132): vergl. Thl. IV. S. 56 die Worte Merck's: „Deine unablenkbare Richtung ist, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben; die Andern suchen das sogenannte Poetische .... zu verwirklichen", und Goethe im biogr. Schema 1775: „Der Dichter verwandelt das Leben in ein Bild, die Menge will das Bild wieder zu Stoff erniedrigen" (Goedeke, II. S. 885; vergl. Werke, Bd. XIX. Nr. 363).

511. Merck war zu Weihnachten 1773 von Petersburg zurückgekommen (S. 132 unten). Von den vielen Geschäften, die ihn in diesem Winter in Anspruch nahmen, Rechnungslegung u. s. w. erfahren wir aus seinem Schreiben an Nicolai vom 29. März 1774, dem Todestage der Landgräfin (Briefe, III. Nr. 36). Da Merck um diese Zeit sich in die Schweiz zu seiner dort verweilenden Familie begab und nicht vor Mitte Juni von da zurückkehrte, so wäre der S. 133 erzählte Vorgang erst in die zweite Hälfte des letztgedachten Monats zu verlegen. Am 16ten Juni hatte Goethe an Sophie la Roche geschrieben: „Merck ist wieder da mit Sack und Pack, das ist mit Weib und Kindern; noch hab' ich nichts von ihm gehört." Am 28sten hatten sie sich aber wiedergesehn, da Merck an diesem Tage Nicolai von

Goethe's neuen Arbeiten in Kenntniß setzt, zugleich seine große Unzufriedenheit mit seiner Lage ausspricht und den dringenden Wunsch nach einer Versetzung äußert. In dieser zweiten Hälfte des Juni dürfte Goethe seinem Freunde den diesem im Allgemeinen schon vom Winterbesuche her bekannten Roman vorgelesen haben, oder dies wäre schon in der Mitte des März kurz vor dem Ableben der Landgräfin geschehn, wie Düntzer annimmt (Studien, S. 116). Bereits in dem Briefe an Lavater vom 26sten April d. J. (s. Thl. II. S. 340 oben) konnte Goethe die Zusendung des Manuskripts versprechen, „denn bis zum Druck währt's eine Weile". Es mag sein, daß der Buchhändler Weygand zu Leipzig (S. 133) grade am Hochzeitstage der Kornelia Goethe, dem 1sten November des verflossenen Jahres, den durch den „Götz" plötzlich berühmt gewordenen Dichter um ein Manuskript ersucht hatte: jedenfalls konnte Dieser dem Wunsche erst ein halbes Jahr später genügen. Wahrscheinlich aber liegt eine Verwechslung zu Grunde. Denn die Stelle in dem nicht adressirten Schreiben vom 6. Mai [März?] 1774 (Bernays, D. j. Goethe, III. S. 15; s. auch v. Biedermann's Leipzig, II. S. 25): „Vielleicht kommt noch auf die Ostermesse was von mir; ich weiß noch nicht, ob es einen Verleger finden wird, es ist ein Bißchen toll", kann sich doch nur auf den Roman beziehn. Nach einer Frankfurter Tradition hätte Varrentrapp daselbst den ihm angebotenen Verlag abgelehnt (Vierzig Jahre aus dem Leben eines Todten, 1848, I. S. 139). In der letzten Woche des September erst konnte Goethe das Buch versenden (Kestner, Nr. 104 vom 23. September, und 105). Er schreibt Montag den 19ten an Sophie la Roche: „Donnerstag früh [also den 22sten] geht ein Exemplar Werther an Sie ab. Wenn Sie und die Ihrigen es gelesen, schicken Sie's weiter an Fritz [Jacobi], ich hab' nur drei Exemplare und muß also diese zirkuliren lassen". Die Verbreitung neuer Bücher war aber damals so langsam, daß Herder den Roman seines Freundes am 14ten November noch nicht kannte (Hamann's Schr., V. S. 106), wogegen Lessing ihn durch Eschenburg's Vermittlung, schon zu Ende Oktober erhalten hatte (Dessen Brief vom 26. Oktober 1774).

512. Würde eines gedruckten Buchs (S. 134): vgl. „Sprüche in Prosa", Nr. 173 über das Buch als etwas Heiliges. Sie entwickelt die Gesinnungen und Handlungen

in ihrer Folge (S. 134); vergl. oben Thl. II. S. 129: „Unsere Empfindungen, Neigungen, Leidenschaften sollen mit Vortheil entwickelt und gereinigt werden", und S. 362, Anm. 319.

513. Die Recensionen über den sogleich in vielen Nachdrucken verbreiteten Roman (S. 134) begannen schon im Oktober (im Hamburger Korrespondenten) und in den Frankfurter gel. Anzeigen am 1. und am 15. November, die letztere von Deinet selbst, der darin gegen die frühere enthusiastische opponirt. In Düntzer's „Studien" findet man die wichtigern ihrem Inhalte nach und sonst in Wenzel's „Aus Weimar's goldnen Tagen", nebst der übrigen Werther-Literatur; vergl. auch Goedeke, II. S. 881—883. Von Goethe's Schriften hat nur der „Faust" ein größeres Gefolge.

Nicolai's „Freuden des jungen Werther's. Leiden und Freuden Werther's des Mannes. Voran und zuletzt ein Gespräch. Mit Titelkupfer von Chodowiecki. Berlin 1775" erschienen schon zu Anfang des folgenden Jahrs als ein Symptom des Zwiespalts zwischen der Berliner Aufklärung und dem neu erwachten poetischen Leben, der noch zwanzig Jahre später in dem Xenienkampfe das literarische Deutschland in zwei Lager theilen sollte.

Von Goethe's Gegenschriften (S. 135) ist „der prosaische Dialog zwischen Lotte und Werther", den Goethe für verloren hielt, als „Anekdote zu den Freuden des jungen Werther's" i. J. 1862 durch Freiherrn v. Biedermann in Druck gegeben worden und seitdem in Band X unsrer Ausgabe der Werke (S. 521—532) aufgenommen. Die beiden Gedichte stehen Bd. III. S. 198. Das erste hatte Goethe an Boie 1775 für dessen Almanach gesandt, der es jedoch zurückhielt (s. die Note 1 a. a. O.). Den alten Reim des zweiten Gedichts wüßten wir nicht nachzuweisen; doch dürften die beiden letzten Verse aus demselben erwachsen sein, wie auch die oben Thl. II. S. 284 mitgetheilten eignen Worte Nicolai's.

514. Der Abschnitt „Auf diese Weise bedrängt" (S. 137) bis „doch mehr als alle Zerstreuungen" (S. 138) findet seine Ergänzung in dem Abschnitt „Allgemeine Betrachtungen" zu Anfang der Vierten Abtheilung von Goethe's „Geschichte der Farbenlehre". Daraus die Stellen: „Sobald die Welt den einzelnen Strebenden erblickt, sobald erschallt ein allgemeiner Aufruf, sich ihm zu widersetzen", und: „Diese Epoche ist [also] gewöhnlich die des Konflikts, und man kann niemals sagen, daß

diese Zeit Ehre von einem Manne habe. Die Ehre gehört ihm selbst an, und zwar ihm allein und den Wenigen, die ihn begünstigen und mit ihm halten". Vergl. Werke, Bd. II. S. 387, Nr. 4:

„Hätten Sie mich beurtheilen können,
So wär' ich nicht, was ich bin" —

und zu den „äußern Berührungen, [die] niemals mit der Epoche unserer innern Kultur zusammentreffen", am Schlusse des Abschnitts die Verse aus dem „Divan", Buch V. Nr. 12:

„Ihr Bemühn, ihr guter Wille
Hinkt nur nach dem raschen Leben,
Und was Du vor Jahren brauchtest,
Möchte sie [die Welt] Dir heute geben."

515. Der Zusammenhang der Geschichte des Romans mit Jerusalem's traurigem Schicksale (S. 136) war ein öffentliches Geheimniß. Wegen dieses Zusammenhangs beeilte sich Eschenburg, das Buch sofort an Lessing zu senden, da Beide Jerusalem so nahe gestanden, und Lessing hob diese Beziehung in dem zu Ende der Anm. 511 angeführten Briefe ausdrücklich hervor. Ebenso schreibt der jüngere Boie zu Ende des Jahrs 1774: „Das Meiste in der Geschichte soll auch wahr sein. Goethe soll die Schicksale eines seiner Freunde beschrieben haben, freilich wol ein Bißchen unkenntlich gemacht" (Dr. Uhde in „Göttingen vor 100 Jahren", J. Neuen Reich 1874, S. 290, u. Merck, III. S. 107).

Die Hauptzüge von der Geliebtesten (S. 137 oben); Lotte Buff war blond und blauäugig; Schilderungen der Lotte im „Werther", z. B.: „Wie ich mich unter dem Gespräche in den schwarzen Augen weidete" (Werke, Bd. XIV. S. 32) sind ihr daher fremd und weisen auf Maxe Brentano (s. oben Anm. 483 c).

Dergleichen peinliche Forschungen .... begleiteten mich durchs ganze Leben (S. 137); vergl. in der „Italienischen Reise" die Begegnung mit einem Engländer in Neapel, den 22. Mai 1787. In der ursprünglichen Fassung der zweiten römischen Elegie pries der Dichter sich glücklich, nicht den politischen Gesprächen, sondern dem Fragen nach Werther und Lotte entronnen zu sein (Werke, Bd. V. S. 314 u. III. S. 123):

„Glücklich bin ich entflohn! Sie kennet Werther'n und Lotten,
Kennet den Namen des Manns, der sie sich eignete, kaum."

516. Der Lust, Alles, was im Leben einiger-

maßen Bedeutendes vorging, zu dramatisiren (S. 138), entsprangen die sechs polemischen Dichtungen, welche im achten Bande der Werke, S. 133 flgde, zusammengestellt sind. Davon erwähnten wir den „Pater Brey" und den „Satyros" bereits oben (Anm. 485). Goethe nennt diese Produktionen belebte Sinngedichte; solchen epigrammatischen Charakter hat nicht nur die einer spätern Zeit angehörige „Walpurgisnacht" des „Faust", namentlich dessen „Intermezzo", sondern auch ein großer Theil der ältern Scenen dieses zu einer Tragödie erweiterten Puppenspiels. Die kleinsten Stücke dieser Art finden sich unter den gemischten Gedichten (S. 139). Damit zielt Goethe wol hauptsächlich auf die zum Theil dialogisirten Kunstgedichte der Zeit, welche in der Ausgabe der Gedichte von 1812 unter jener Rubrik stehen. Eben dahin gehören aber auch die kleinen, im „Wandsbecker Boten" 1773 und 1774 zuerst veröffentlichten Epigramme „Autoren", „Rezensent", „Dilettant und Kritiker" und „Katechisation".

Für zerstoben und verloren (S. 139) wird Goethe auch das ganz hieher zu ziehende Concerto dramatico (Werke, Bd. V. S. 241 flgde) gehalten haben. „Hanswurst's Hochzeit" hat sich nur fragmentarisch mittheilen lassen (Bd. VIII. S. 233 flgde). Ueberhaupt nicht wieder ans Licht getreten ist die Farce „Das Unglück der Jacobis" aus dem Winter 1773 auf 1774. Höpfner schreibt darüber an Raspe den 23. April 1774: „Als ich das letzte Mal bei dem Manne in Frankfurt logirte..., las er mir ein angefangenes excellentes Ding vor: das Unglück der Jacobis. Wenn es fertig ist, sollen Sie es auch haben. Die beiden Jacobi werden darin wacker gepeitscht" (Weim. Jahrb., III. S. 68). Diese Farce schickte Goethe am 28. Mai 1774 an Klopstock mit den Worten: „Hier haben Sie [also] ein Stück, das wol nie gedruckt werden wird, das ich bitte mir gerade zurückzusenden." Dr. Redlich, der jenes Schreiben zuerst veröffentlicht (Im N. Reich, 1874. Nr. 35, S. 340), erbringt zum Beweise, daß das Stück eben die Farce gegen Jacobi gewesen, einen Brief von Voß an Boie vom 4. April desselben Jahrs mit der Stelle: „Klopstock will gern Goethens Prologe gegen Wieland und Jacobi sehn. Sie dürfen's ihm [Goethe'n] schreiben, Herr Boie, daß es Klopstock will." Dieser Wunsch wurde Goethe nun zwar nicht durch Boie, sondern durch Schönborn in Algier mitgetheilt, und daraufhin erfolgte jene Sendung; daß aber nur der zweite „Prolog" der übersandte

gewesen, ergiebt sich daraus, daß die Farce gegen Wieland im April schon gedruckt war. In Folge der bald darauf mit Fritz Jacobi geschlossenen Freundschaft unterdrückte Goethe später das gegen Diesen und dessen Bruder gerichtete Stück.

517. Das Jahrmarktsfest (S. 138 unten) kam 1774 als zweiter Theil des „Neueröffneten moralisch-politischen Puppenspiels" bei Weygand heraus. Den ersten Theil bildeten „Des Künstlers Erdewallen", den dritten und letzten das „Fastnachtsspiel vom Pater Brey". Goethe hatte das Ganze mit Prolog seinem Freunde Klinger (s. den Schluß der Anm. 529) zur Veröffentlichung überlassen. Die Zeit der Abfassung steht nicht genau fest; es können auch für die verschiednen Bestandtheile verschiedene Entstehungszeiten angenommen werden. Die oben (Anm. 485) angeführten Worte Merck's von den persönlichen Beziehungen der Goethischen „Pasquinaden" müssen grade von diesen Stücken gelten. Am Frühsten finden wir das „Jahrmarktsfest" erwähnt in den Schreiben von Herder's Braut v. April (Nachl., III. S. 489) und von Goethe an die la Roche v. 11. Juli 1773) „Meinen Jahrmarkt halt' ich mir vor, Ihnen selbst zu lesen"). Das Stück wird daher in der Zeit nach der Beendigung des „Götz" und vor der Reise nach Darmstadt um die Mitte des April 1773 als eine Erholungsarbeit entstanden sein. Für den „Pater Brey", das in dasselbe eingelegte Schönbartspiel, zumal war mit Herder's Verheirathung am 1. Mai desselben Jahrs jeder Anreiz weggefallen, Leuchsenring's Verhalten zu Herder's Braut, in der Art, wie dies in jenem Spiel geschieht, zu parodiren. Wenn auch die Jacobi'schen Frauen das „Orgelum Orgelei" des Schattenspielmanns erst im November 1773 anstimmten (Briefw. zwischen Goethe u. Jacobi, S. 11; vergl. Nr. 4 an Fahlmer), so wird das Puppenspiel gleichwol schon durch die Frankfurter Ostermesse 1773 hervorgerufen sein; daß diese dazu angethan war, zeigt der Schluß des Briefs an Kestner vom 14. April dieses Jahrs (Nr. 67).

518. Der Prolog zu Bahrdt's Neuesten Offenbarungen (zu S. 139 oben; s. Strehlke's Vorbemerkung, Werke, Bd. VIII. S. 247 flgde) ward durch Höpfner im Februar 1774 zu Gießen in Druck gegeben. In dem Schreiben an Raspe vom 23. April (Anm. 516) frägt Höpfner: „Goethens Prolog auf die Bahrdt'sche Bibelübersetzung ist Ihnen doch bekannt? Wo nicht, so steht er Ihnen zu Befehl." Es ist die letzte Kundgebung Goethe's aus damaliger Zeit gegen den herrschenden

Rationalismus und die unhistorische Auffassung der Bibel, eine „verhaltne" Recension in dramatischer Form, dem Sinne nach sich anreihend an Goethe's Beiträge zu den Frankfurter gel. Anzeigen. Gleichzeitig lesen wir von Herder in der Königsberger Zeitung 1774: „Bahrdt schrieb neue Offenbarungen Gottes im achtzehnten Jahrhundert, d. i., wie die alten Offenbarungen durch Christum, Evangelisten und Apostel, wenn sie durch Bahrdt sprechen sollten, sprechen würden." — Der Besuch des Doktor Bahrdt (S. 139) fand erst im folgenden Jahre (1775) statt, als derselbe bei dem Uebergange von Gießen nach Marschlins durch Frankfurt reiste (s. Werke, Bd. VIII. S. 248).

519. Von Möser's patriotischen Phantasien (S. 139—141) ist noch einmal im Funfzehnten Buche auf Seite 185 die Rede; da sich Goethe mit Möser's Tochter, Frau von Voigts (S. 139), auch erst nach dem darin erzählten Besuche bei den Weimarischen Prinzen, am 28. Dezember 1774, in Verbindung setzte, so besprechen wir Goethe's Verhältniß zu Möser erst in den Anmerkungen zu jenem Buche.

Vierzehntes Buch (S. 143 bis 173).

520. Dasselbe behandelt nach den Schilderungen von Lenz, Wagner und Klinger aus dem Sommer 1774 nachstehende Rubriken des biographischen Schema's (Fortsetzung von Nr. 4, 46, 68, 95, 130, 167, 208, 257, 318, 386, 388, 427 u. 481):

1774. Reise nach Ems. — Lavater. Basedow. Koblenz. — Reise nach Köln. — Jacobis. Jabach. — Düsseldorf. — Rückreise. — Aperçu des Mahomet's. — Plan desselben.
(Goedeke's Grundr., II. S. 878.)

---

521. In den einleitenden Worten (S. 143 u. 144) versucht Goethe, seinem Straßburger Freunde Lenz, dessen Aeußeres und humoristisches Talent im Elften Buche (S. 46 bis 48) geschildert sind, seine Stelle in der allgemeinen Zeitbewegung anzuweisen, welche Lavater und Jacobi, die Helden gleichsam dieses Buchs, in vorderster Reihe repräsentiren.

Was hier unter den „strengsten sittlichen Forderungen" bei der „größten Fahrlässigkeit im Thun" und unter der „halben

Selbstkenntniß" gemeint ist, erklärt Nr. 2 der Sprüche in Prosa: „Wie kann man sich selbst kennen lernen? Durch Betrachten niemals, wohl aber durch Handeln" u. s. w., ferner Nr. 456 daselbst und das in der Note zu diesem Spruch allegirte Wort: „Der Mensch kennt nur sich selbst, insofern er die Welt kennt." Von einem solchen objektiven Wege der Selbstkenntniß lenkte die aufwachende empirische Psychologie (S. 144) weit ab. Denn, wie K. Fischer dies von der Gefühlsphilosophie Jacobi's und Lavater's im Gegensatz zu dem Rationalismus der Zeit ausführt: „Das Psychologisch-Irrationale, welches Leibniz entdeckt und so nachdrücklich geltend gemacht hatte, bildet den Mittelpunkt, um den sich die Gefühlsdenker bewegen und den sie als Genie, Glaube, Religion beschreiben" (Gesch. d. n. Philos., II. S. 598).

Nun folgt die wunderbare Schilderung des Lenz'schen Wesens oder vielmehr Nichtwesens (S. 144—147), die in jedem Zuge den Meister verräth. Jedoch ist bisher Niemand geglückt, die Konklusion zu jenen „Prämissen" (S. 146, Z. 7) zu finden, das heißt, danach den Lebensgang des unglücklichen Dichters anschaulich zu schildern. Das Problematische seiner Individualität, seines menschlichen sowol als dichterischen Charakters ist hier in den Mangel an Realität gelegt, der ihm nach seiner Naturanlage anhaftete und, befördert durch die Zeitrichtung, sich zum wirklichen Wahnsinn steigerte. Goethe nimmt dies ganz sachlich, ohne seinen ehemaligen Freund eigentlich moralisch verantwortlich dafür zu machen. Und auch den Prädikaten des Intriganten, des Schelmen wird die Schärfe durch den Zusatz des Zwecklosen und des Imaginären genommen (S. 144), durch Eigenschaften, die Lenz als Dichter nicht entbehren konnte, die in ihrer falschen Anwendung aber den Menschen zerstören mußten. Man sieht leicht, wie alle hier gegebnen Charakterzüge Lenz's das grade Widerspiel des Goethischen Charakters ausmachen und nur die poetischen in ihrer Eigenthümlichkeit auch andere Seiten offenbaren. Goethe hatte in seinen innersten Empfindungen viel durch Lenz gelitten, namentlich 1776 bei dem Zusammenleben in Weimar bis zu der noch nicht aufgeklärten Schlußkatastrophe. Diese Erlebnisse hatten seinen Blick für seines Freundes Schwächen sehr geschärft. Als er seine Lebensgeschichte verfaßte, lag das Alles in der Vergangenheit: der klare Blick war geblieben, aber jede Spur von Animosität verschwunden. Wie früher Mercken, rief er nun mit ganz freiem

Gemüth auch diesen Jugendfreund und einstigen Rivalen den Zeitgenossen in die Erinnerung zurück, und was seitdem von Tieck, Dorer-Egloff, Gruppe u. A. m. über Lenz geforscht und geurtheilt ist, nimmt von Goethe's Schilderung seinen Ausgang. Wir gehören zu Denen, die sie für unanfechtbar halten in dem Sinne, daß nur das Thatsächliche, wie einer Vervollständigung, so auch in Manchem einer Berichtigung bedarf.

522. Nach dem Verlassen der Universität Straßburg sah Goethe erst im Mai und dann im Juli 1775 Lenz, und zwar an derselben Stätte wieder. In den dazwischen liegenden vier Jahren hatten sich Beide vor den Augen der Nation zu Dichtern entwickelt. Unter ihnen selbst bestand aber nur ein brieflicher Verkehr, von welchem wir Genaueres nicht wissen; nur das läßt sich erkennen, daß sich erst auf diesem Wege die engere Freundschaft zwischen Beiden anbahnte. Goethe fand an Lenz, was ihm weder Merck noch Herder noch später Lavater und Jacobi sein konnten, einen poetischen Genossen auf dem damals von ihm vorzugsweise angebauten Gebiete des Drama's, und mit der ganzen Zeit überschätzte er ihn wol anfänglich, wie er dies S. 146 andeutet („da ich über ihn und sein Wesen noch sehr im Dunkeln schwebte").

Die nähere Verbindung mit ihm setzt Goethe hier (S. 146) in die Zeit nach dem Erscheinen des „Götz", also in den Sommer 1773. Seine Korrespondenz mit Salzmann giebt genaueren Aufschluß. Während in keinem der früheren Briefe Lenzens Erwähnung geschieht und Goethe in Nr. 11 vom 6. März 1773 über Jenes Lustspiele nach dem Plautus noch schreibt: „Der Verfasser muß das selbst fühlen, und wenn er mir seine Gedanken über das Ganze mitzutheilen beliebt, will ich auch die meinigen sagen": zeigt Nr. 12 aus dem Oktober desselben Jahres den Briefwechsel bereits in vollem Gange. Goethe verschafft Lenz in Weygand einen Verleger dieser Lustspiele, von welchen er an Betty Jacobi schon im November 1773, gleichzeitig mit den Carmen zur Hochzeit seiner Schwester, den Anfang sendet (s. Nr. 2 u. 5 der Briefe an Dieselbe). Daß Lenz auch seine im folgenden Jahre veröffentlichte „Komödie" „Der Hofmeister" vorher seinem Frankfurter Freunde zugeschickt, geht aus dessen Schreiben vom 6. Mai 1774 (wol jedenfalls März) an einen Leipziger Freund hervor: „Gebt auf ein Lustspiel Acht, das die Ostermesse herauskommen wird, Der Hof-

meister oder die Vortheile der Privaterziehung. Ihr hört am Titel, daß es nicht von mir ist. Es wird Euch ergetzen" (Bernays, D. j. Goethe, III. S. 15).

Das dritte oben (S. 146) erwähnte Lenz'sche Stück: „Der neue Menoza oder Geschichte des cumbanischen Prinzen Tandi" (nach dem Roman des Dänen Pontoppidan: „Menoza, ein asiatischer Prinz, welcher die Welt durchzogen, Christen zu suchen, aber des Gesuchten wenig gefunden", 1742), erschien zugleich mit den „Anmerkungen über's Theater" und der Uebersetzung von Shakespeare's Love's Labour's lost gleichfalls noch i. J. 1774 (das letztere u. d. T. Amor vincit omnia, dem Ovid'schen Motto von Weiße's „Romeo und Julie"). Von jenen Stücken erklärte Lenz in den Frankfurter gel. Anzeigen (1775, S. 439): „Er [Goethe] ist es, der meine Stücke, die ich ihm zu einer unschuldigen Ergetzung in der Handschrift zugeschickt, ohne mein Wissen und Zuthun der Welt mitgetheilt." — Hieher gehört auch das satirische Idyll „Mopsus und Menalkas" (1775).

523. Viele dieser Stücke wurden nun Anfangs Goethe'n zugeschrieben oder doch den seinigen gleichgestellt und beide Dichter zusammen genannt. Die „Lustspiele nach dem Plautus", an deren Herausgabe sich Goethe mit Rath und That betheiligte, galten überall, sogar in den Büchern des Verlegers, für das gemeinschaftliche Werk Beider (s. Hirzel's N. Verz., S. 12). Den „Hofmeister" hielten selbst Klopstock und Voß für ein Werk Goethe's, und der Hamburger Korrespondent (1774, Nr. 115) und die dortige Neue Zeitung (Nr. 98 vom 21. Juni 1774) brachten Beurtheilungen über „Goethe's Hofmeister". Der jüngere Boie schrieb damals: „Lenz und Goethe haben erstaunlich viel Aehnliches. Beide fangen mit Meisterstücken an. Mich dünkt, der „Hofmeister" ist das beste deutsche Lustspiel; denn ich wüßte nicht, worin „Minna von Barnhelm" den Vorzug haben sollte" („Göttingen vor 100 Jahren" von Dr. Uhde; Im N. Reich, 1874, S. 291). Dies Urtheil des braven Boie, welches die Nachwelt nicht vollzogen hat, zeigt, wie der den Erscheinungen zu nahe Stehende leicht den Maßstab für deren Höhen und Tiefen verliert. Auch schon Herder hätte dies Urtheil nicht unterschrieben, obwol er Lenz als seinen Bundesgenossen begrüßte. Er schreibt am 14. November 1774 an Hamann: „Goethe hat jetzt Lenz, der jetzt Hofmeister in Straßburg ist, zum Nebenbuhler seiner Laufbahn, den Verfasser des „Hofmeisters" und des „Neuen Menoza"", mit dem Hinzufügen,

daß „die Stücke dieser Art tiefer als der ganze Berliner Literatur-Geschmack reichen" (Hamann's Schriften, V. S. 106 u. 107).

Mit Goethe und den Göttingern theilte Lenz die Opposition gegen Wieland; sein „Mopsus und Menalkas" ist direkt gegen ihn gerichtet. Wieland suchte sich möglichst friedlich mit Lenz's Schriften im Merkur abzufinden (s. Auszüge seiner Beurtheilungen in Gruppe's Lenz, S. 267 flgde); gleichwol glaubte Lenz in den Frankfurter gelehrten Anzeigen in einer Selbstrecension des „Neuen Menoza" gegen einzelne Aeußerungen Wieland's, der auch die „Anmerkungen" für eine Arbeit Goethe's gehalten hatte, Verwahrung einlegen zu müssen (s. das. S. 269, Note). Auf diese Fehde bezieht sich die zweite Briefstelle Goethe's, die wir in der nächsten Anmerkung mittheilen.

524. Goethe's warme Zuneigung zu Lenz und seine hohe Meinung von Dessen Genie mögen folgende Aeußerungen bezeugen. Die erste aus Ende 1773 an Betty Jacobi (Nr. 5) über Lenz's „Lustspiele nach dem Plautus": „Ich hab's [das Väterchen] nicht gemacht, Mamachen, aber ein Junge, den ich liebe wie meine Seele, und der ein trefflicher Junge ist. Aber warum richtet man nach den Werken! Zwar steht geschrieben: An ihren Früchten sollt Ihr sie erkennen. Aber sind das unsere Früchte, was wir aufs Papier sudeln, geschrieben oder gedruckt? So viel, liebe Frau, weil ich wünschte, daß Sie dem Verfasser des „Väterchen" gut blieben und zugleich wüßten, daß ich's nicht bin."

Die zweite aus dem folgenden Jahre an Sophie la Roche: „Sie fragten nach Lenz! — Es thut mir leid für Wieland, daß er Den sich aufgereizt und auf eine abgeschmackte Weise aufgereizt hat, da ich ruhig bin... Lenz versöhnt sich ihm nicht, und Lenz ist ein gefährlicher Feind für ihn, er hat mehr Genie als Wieland, obgleich weniger Ton und Einfluß", und an Dieselbe noch am 1. August 1775, nach der Rückkehr von Straßburg über Lenz: „Er wälzt sein Tönnchen mit viel Innigkeit und Treue."

Die Blätter „Ueber unsere Ehe" (S. 146) sind zwar unbekannt geblieben; ganz ebenso aber, wie Goethe es hier beschreibt, stellt sich Lenz in dem 1819 aus seinem Nachlasse gedruckten Pandaemonium germanicum neben ihn hin (Lenz's Schriften, ed. Tieck, Bd. III. S. 207—229). Beide Freunde besteigen

den Musenberg von verschiedenen Seiten und erreichen, allein unter vielen Mitstrebenden, zugleich den Gipfel. Die betreffenden Scenen dieser, von Rosenkranz in seinen „Studien" (I. S. 300) mit Recht wegen ihrer Komik und lebensvollen Ausführung gerühmten dramatischen Skizze sind in Gruppe's Lenz (S. 348 flgde) und in Hettner's Literaturgeschichte, welche eine sehr gelungene Charakteristik Lenz's enthält, wiedergegeben (III. S. 237).

Wie Goethe hier (S. 146) das Aeußere des Aufsatzes „Ueber unsere Ehe" schildert: „auf geringes Konzeptpapier geschrieben" und „ohne den mindesten Rand", ganz ebenso schildert K. Blum in der Einleitung zu Lenz's „Verwundetem Bräutigam" (gedruckt 1845) das Manuskript dieses Erstlingswerks.

Auch die Erzählung (S. 145) von Lenz's „Denkschrift" über die Soldatenehen findet in seinem Schreiben an Herder vom Februar 1776 (Nachl., I. S. 238) eine Bestätigung; er hoffte damit nicht nur die französischen, sondern auch die deutschen Heere zu reformiren, und dies war einer der Pläne, mit denen er sich bei seiner Reise nach Weimar 1776 trug; auf diese Zeit verweist auch Goethe's Ausdruck: einige Jahre später. Die Freunde, welche Lenz bewogen (abhielten ist ein Diktirfehler), die Denkschrift zurückzuhalten und zu verbrennen, haben wir in Weimar zu suchen. Noch 1779 dachte Lenz auf eine Professur für Taktik.

Das Thatsächliche der ferneren Erzählung (oben S. 145, erster Absatz) von Lenz's und der Kurländer Kleist (Anm. 414) Straßburger Liebesverhältniß, das bis in den Sommer 1771 zurückzuweisen scheint, ist zwar nicht ermittelt, gestattet aber keinen Zweifel. W. Brennecke hat in seiner Novelle „Reinhold Lenz" (Berlin, 1871) jene Erzählung in den Kapiteln von „Henriette" romanhaft ausgeführt, wie schon früher G. Büchner 1837 in einer Novelle desselben Titels sich versucht fühlte, Lenz's trauriges Ende psychologisch zu erklären (1850 in Büchner's Nachgelassenen Schriften bei Sauerländer).

525. Im Schlußabsatze über Lenz (S. 146 u. 147) giebt Goethe seiner Ueberzeugung Ausdruck, er sei von Diesem zum vorzüglichsten Gegenstande eines imaginären Hasses und grillenhafter Verfolgung ausersehen worden, Aeußerungen, die sich an die früheren (S. 144) von Lenz's Hang zur Intrigue eng anschließen.

Täuschte sich Goethe in dieser Annahme, oder trifft sie zu? Die Frage ist positiv schwer zu beantworten, schon weil man

sich kaum über den Begriff eines aktiven „imaginären Hasses" einigen wird oder vielmehr ihn nicht konstruiren kann, besonders aber, weil die thatsächlichen Momente, von denen man ausgehn müßte, im Dunkeln liegen. So viel aber dürfte feststehn, nicht nur, daß Goethe aus dem Ganzen des Lenz'schen Treibens den in obigen Worten niedergelegten Eindruck wirklich gewonnen hatte, sondern auch, daß er ihn gewinnen mußte, mindestens daß er ihn sehr leicht gewinnen konnte. Denn es ist merkwürdig, wie wir Lenz überall auf Goethe's Wegen finden, nachdem er diese zuerst in Straßburg gekreuzt hatte. In den gesammten Kreis der literarischen Freunde, den sich Goethe nach und nach erworben, mit Ausnahme etwa der Wetzlarer, tritt Lenz in seinem Gefolge ein; er schließt sich an Salzmann, Lavater, Herder, Merck, Sophie la Roche, später auch an Wieland an. Alle Stürmer und Dränger sind von Hause aus auch seine Freunde und Genossen, Klinger, Kayser, Maler Müller. Aber er folgt seinem Freunde auch nach Sessenheim und versucht ein halbes Jahr nach Goethe's Scheiden dessen Liebesroman hier wieder aufzunehmen; später folgt er ihm nach Weimar, nach Kochberg zu Frau von Stein, — wie er auch auf der Reise nach Thüringen bei Goethe's Eltern logirte —, er folgt ihm nach Emmendingen, er wird der nächste Hausfreund von Goethe's Schwester und Schwager, und wo hier Frauen genannt sind, mischt sich immer mehr oder weniger phantastische Liebe mit ein. Mit Recht sagt Hettner daher (a. a. O. S. 248): „Es ist immer dieselbe fixe Idee, der Schauspieler eines fremden Lebens, der Wettkämpfer und Doppelgänger Goethe's sein zu wollen." Diese Richtung hatte Goethe selbst bis zu dem Umschlage 1776 aus wärmstem Herzen befördert, ebenso die Auffassung, welche ihn als Dichter mit Lenz verwechselte. Dies Doppelgängerwesen mußte nothwendig bald in Goethe ein Unbehagen erwecken; wer sich überall gefolgt sieht, wird sich bald für verfolgt halten. In Poesie und Prosa haben wir die liebevollsten Aeußerungen Lenz's über Goethe. Aber seine Handlungen trafen Diesen schwer; für alle „dummen Streiche", welche Lenz nach Wieland's und Aller Zeugniß in Weimar beging, war zuletzt Goethe, unter dessen Freundesfirma er auftrat, verantwortlich. Das war für Diesen nicht angenehm. Aber Lenz ging weiter, verletzte Goethe's heiligste Empfindungen und mußte aus Weimar verbannt werden. Goethe schrieb damals der Frau von Stein, wie tief „die Sache an seinem Innersten riß" (Briefe, I. S. 72), und er brach von

Stund' an völlig und für immer mit dem Jugendfreunde. Nun erfuhr er Manches, was auch auf die frühere Zeit ein anderes Licht warf, namentlich Lenz's Liebesverhältniß zu Friedrike. Diese selbst setzte ihn 1779 bei seinem letzten Besuche in Sessenheim davon in Kenntniß (Werke, 40bdge A., Bd. XXVII. S. 471). Jene Vorfälle waren ihm also damals neu, obschon er 1775 zu Straßburg und 1776 zu Weimar mit Lenz in der größten Vertrautheit gelebt hatte. Nicht nur Lenz, mußte sich Goethe sagen, sondern auf dessen Antrieb auch alle übrigen Straßburger Freunde, namentlich der ganz eingeweihte Salzmann, hatten ihm aus Jenes Beziehungen zu Friedrike ein Geheimniß gemacht. Dies sah Alles aus wie Intrigue, zumal zur selben Zeit Lenz, als wäre er Friedriken fremd, in dem Goethe zugesandten und durch Diesen in die „Iris" gegebnen Gedichte „Freundin aus der Wolke" öffentlich Friedrike's Liebe zu Goethe besang. In welchem Lichte mußte ihm Lenz's Freundschaft zu ihm, in welchem Lichte dessen Liebe zu Friedrike erscheinen? Diese selbst stellte ihm Beides als verdächtig dar: Lenz solle schon mit der Veröffentlichung von „Götter, Helden und Wieland" die Absicht verbunden haben, Goethe „in der öffentlichen Meinung und sonst zu Grunde zu richten". Den Druck dieser Farce im April 1774, die erst im folgenden Buche zur Sprache kommt, hatte Goethe seinem Freunde überlassen. Lenz schreibt an Wieland: „Ich ließ Götter, Helden und Wieland drucken, und ohne mich hätten sie das Tageslicht nimmer gesehn" (Morgenblatt, 1855, Nr. 33, S. 782; vergl. Herder's Nachlaß, I. S. 231). Goethe selbst hätte sie wol so wenig veröffentlicht wie die Farce gegen die Jacobi und den „Satyros". Es ist schon von andrer Seite hervorgehoben (Düntzer), daß Goethe in jener Annahme wol zu weit gegangen sei; in der öffentlichen Meinung konnte der Druck der Farce ihrem Autor nicht schaden; wohl aber lag ein Bruch zwischen Goethe und Wieland in Lenz's Wünschen, und dieses sein Interesse mochte er bei jener Veröffentlichung im Auge gehabt haben.

526. Wichtiger ist der Vorwurf, den Goethe ferner erhebt, wenn auch versteckt (S. 146 u. 147), die Angabe auf dem Titelblatt der „Anmerkungen über's Theater": „Diese Schrift ward zwei Jahr vor Erscheinung der deutschen Art und Kunst und des Götz von Berlichingen in einer Gesellschaft guter Freunde vorgelesen", könne nicht richtig und ihm, Goethe, eine solche Gesellschaft nicht unbekannt geblieben sein.

Die Angabe ist zu unbestimmt, als daß man sie eingehend prüfen könnte. Vermuthlich fiel sie Goethe erst bei der Abfassung seiner Biographie auf, da er sich 1773 oder 1774, wo er die Schrift zuerst gesehen haben wird, der Salzmann'schen oben Anm. 424 erwähnten Gesellschaft noch erinnern mußte. Schon in Anm. 414 haben wir unsre Ansicht ausgesprochen, daß die „Anmerkungen" und die Uebersetzung der „Verlornen Liebesmüh" einer spätern Zeit als dem Jahre 1771 angehören. Und was wäre mit einer frühern Vorlesung der Anmerkungen bewiesen? Würde damit eine Einwirkung der Herder'schen Ideen über Shakespeare in „Von deutscher Art und Kunst" und des „Götz", den Lenz wahrscheinlich schon Ausgang 1771 oder Anfang 1772 durch Salzmann in seiner ersten Gestalt gesehn hatte, ausgeschlossen? Mag er, was man äußersten Falls zugestehen könnte, seine Gedanken über das Theater, über Aristoteles und Shakespeare im Winter 1771 auf 1772 bereits in jenem Zirkel vorgetragen haben, nachdem Lerse denselben Gegenstand am 14. Oktober 1771 berührt hatte: bis zum Drucke bildete der Vortrag einen Entwurf, den der in den Jahren der Entwicklung, des Sturms und Drangs stehende Jüngling auch weiter entwickeln, vervollkommnen, bereichern und nothwendig vielfach abändern mußte. Nur die Zeit des Drucks kann über die Priorität theoretischer Gedanken entscheiden. In diesem Fall zumal erscheint es chimärisch, Einflüsse literarischer Erscheinungen wie der genannten Herder'schen und Goethischen Schriften auf ein Werk dieses Inhalts, so lange es noch nicht gedruckt war, ablehnen zu wollen, und andrerseits ist Goethe in Betreff der Thatsache gewiß im Recht, daß, während er in Straßburg sich aufgehalten, Lenz derartige Aufsätze nicht vorgelesen hatte. Von andern Lenz'schen Vorträgen dieser Art wissen wir erst aus dem Winter 1773 auf 1774. Auf den Inhalt selbst, der Lessing's großes Mißfallen erregte (Merck, I. S. 63), gehen wir hier nicht weiter ein. Wieland nannte den Verfasser mit Recht einen „Bilderstürmer" (Merkur, 1775, I. S. 94), derselbe Ausdruck, den Goethe oben S. 46 adjektivisch gebraucht.

527. Düntzer verdanken wir in den wichtigsten Einzelnheiten die Richtigstellung des Verhältnisses der beiden Jugendfreunde (besonders in den „Frauenbildern", Abschnitt „Friederike Brion", und in den Blättern f. lit. Unterh., Nr. 27 vom 1. Juli 1862; vergl. auch v. Maltzahn's „Wort der Kritik",

Beil. 1 der Vossischen Zeitung, Nr. 300, 1861), während in keinem Werke mehr für das Gegentheil geschehen ist als in Gruppe's Lenz. Von den Hypothesen desselben scheint uns nur die Wahrscheinlichkeit für sich zu haben, daß Lenz's Katastrophe zu Weimar in Goethe's „Tasso" dichterisch verwerthet worden sei. Bei Vielen steht das Urtheil über Lenz gleichwol noch nicht fest; Zöppritz z. B., der uns mit einigen schönen Nachlaßgedichten Lenz's beschenkt hat, glaubt (Aus Jacobi's Nachlaß, II. S. 289), Goethe habe Lenz Unrecht gethan und erst durch Dorer-Egloff und Gruppe sei „die bis dahin ganz von Goethe's Darstellung in Wahrheit und Dichtung beeinflußte ungünstige Auffassung von Lenz's Charakter und Dichtertalent modificirt." Daß jene Darstellung Lenz's Dichtertalent ungünstig sei, können wir nicht zugeben. Früher fand man umgekehrt, Goethe habe ihm in dem Absatze: „Aus wahrhafter Tiefe" ein „schönes Denkmal" gesetzt (Blum in der Einleitung zu Lenz's Verw. Bräutigam, S. VII). Der andre Vorwurf würde aber Goethe sehr schwer treffen. Wer ihn davon reinigt, zeigt sich deswegen nicht parteiisch gegen Lenz. Wir machen aber darauf aufmerksam, daß, was hie und da beanstandet worden, andre Freunde des unglücklichen Dichters dieselben Urtheile über ihn schon bei seinen Lebzeiten gefällt haben, wie Goethe 1813. Ihrem Preise des liebenswürdigen Menschen folgt doch immer ein Endurtheil, das dem Goethischen Tadel gleichkommt. Wieland drückt sich über ihn mit großer Bonhomie in den Briefen an Merck vom 13. und 27. Mai 1776 aus: er ist „ein herrlicher Junge, das weiß Gott, und Poet à triple carillon", wenn er auch „alle göttlichen Tage régulièrement seinen dummen Streich liefert"; aber zuletzt am 13. Juni 1777 meint er doch, Lenz sei „mit so viel Genie ein dummer Teufel und mit so viel Liebe bisweilen ein so boshaftes Aeffchen" (Merck, II. S. 66, 68 und 97). Lavater rühmt ihn Anfangs sehr zu Herder (Dessen Nachlaß, II. S. 145 und 146); aber schließlich wendet er auf ihn die durch Goethe (Werke, III. S. 263 u. 264) bekannt gewordenen Verse vom unverbesserlichen Lumpen an, indem er sie mit einem „fiat applicatio auf Freund L..z" beschließt (Gelzer, National-Lit., II. S. 88). Insbesondre bezeugt Lavater den Geist der Intrigue in Lenz; die in der Alsatia 1873 (S. 77—98) abgedruckten siebzehn Briefe Lavater's an den schon (Anm. 423 b) erwähnten Röderer sprechen auch Anfangs, 19. Februar 1774, von Lenz's „süßem, edlen, einfältigfrommen,

stillen Christusgenusse" und sind ihm sehr freundlich; aber unter den Charakteristiken vom 7. Oktober 1775 beginnt die Lenz'sche: „Ich lerne den wackern Jungen immer von neuen Seiten kennen. Ich kannte seinen Geist der Intrigue und seine Zerstörungskraft nicht. Ich sagte immer nur von ihm: er verspritzt fast vor Genie", und dies in einem „Circularschreiben", das Lenz selbst nothwendig lesen mußte. Auch scheint dies Urtheil in Straßburg kein Erstaunen erregt zu haben. — Ein späteres Bruchstück von Lenz „Ueber Delikatesse der Empfindung" zeigt durch die Ausfälle auf den einst von ihm so sehr bewunderten „Werther", wie — um Hettner's Worte zu gebrauchen — „in dem erlöschenden Geist der bitterste Haß und Neid gegen Goethe sich festgesetzt hatte" (Lit.-Gesch. des 18. Jahrh., III. S. 250). Indeß wendet sich Lenz darin auch gegen den einst vergötterten Rousseau.

Wir schließen mit einer frühern Aufzeichnung von Lenz: „Goethe war nie ein anderer Wohlthäter von mir als von Seiten des Herzens und des Geistes. Alle Hilfe, die er mir anbot, hab' ich nicht angenommen" (Aus Röderer's Nachlaß mitgetheilt von Stöber in „J. G. Röderer von Straßburg und seine Freunde", 1874, 2te A., S. 177).

528. Wagner's (S. 147) ist schon in Anm. 422 gedacht. Im Winter 1774 auf 1775 begegnen wir ihm zu Frankfurt, ohne die Zeit seines Eintreffens genau angeben zu können. Im Sommer 1776 promovirte er als Licentiat der Rechte in seiner Vaterstadt Straßburg, und in dieser Zeit, also als Goethe sich schon zu Weimar befand, erschien in Leipzig bei Schwickert „Die Kindermörderin, ein Trauerspiel", das Wagner in Salzmann's literarischer Gesellschaft am 18. Juli jenes Jahrs vortrug (E. Schmidt's Wagner, S. 39). Goethe ward auch von Andern nachgeahmt (vergl. An Kestner, Nr. 78: „Und meine Papageyen, die ich erzogen habe, die schwätzen mit mir, wie ich", und An Lavater, Nr. 27 vom Aug. 1780); hier aber handelte es sich um einen ihm weggeschnappten Vorsatz, um die Ausführung seiner noch unausgeführten Ideen. „Mit Recht — sagt Schmidt in der angeführten Monographie, S. 50 — durfte Goethe die Benutzung der Katastrophe des „Faust" rügen. Die Wahnsinnscene der „Kindermörderin" ist eine offenbare Nachahmung. Gretchens Mutter ist — so auch Frau Humbrecht [in der „Kindermörderin"] — vor Gram gestorben, der Bruder erschlagen; ihr Kind hat sie im Teiche ertränkt" u. s. w. Die Verführung

Evchens in Wagner's Stück gelingt dem v. Gröningseck, einem Pendant des Clavigo, nur durch die Hilfe eines ihrer Mutter gegebnen Schlaftrunks. Auch die Brunnenscene, die im Dom und andre Faustscenen haben im Wagner'schen Stücke Spuren hinterlassen. Die Aehnlichkeit erstreckt sich zuweilen bis auf die Ausdrücke, z. B. solche in der prosaischen Scene im „Faust" (Trüber Tag. Feld); könnte dieselbe nicht auch auf Zufall beruhen, so läge in dieser Uebereinstimmung ein Anzeichen für die frühe Entstehung jener Scene. — Dem „Plagiat" und den verwandten Begriffen widmete Goethe einige Jahre später (1817) die Abhandlung: „Meteore des literarischen Himmels" (in den Werken, 40bdge A., XL. S. 458 flgde).

Die erste deutsche Uebertragung des oben (S. 114) erwähnten „Essighändlers" von Mercier rührte von Wagner her (1775 zu Frankfurt bei Eichenberg's Erben). Ferner hatte sich schon zu Anfang 1775 Goethe mit ihm zu einer Uebersetzung der 1773 herausgekommenen, auch „bilderstürmerischen" Dramaturgie Mercier's verbunden. Dies ergiebt eine von Schmidt (a. a. O. S. 81, Nr. 25) mitgetheilte Anzeige der Frankfurter gel. Anzeigen (schon aus dem Januar 1775): „D. Goethe läßt das unlängst erschienene merkwürdige Buch: Du Théâtre ou nouvel essai sur l'art dramatique, übersetzen und wird solches mit Anmerkungen und Zugaben auf Ostern herausgeben." Wagner's Uebersetzung erschien erst 1776 (zu Leipzig bei Schwickert), als beide Freunde auch räumlich für immer getrennt waren, u. d. T.: „Neuer Versuch über die Schauspielkunst. Aus dem Französischen. Mit einem Anhang aus Goethe's Brieftasche". Die Anmerkungen blieb Goethe schuldig; die Zugaben nebst einigen jenen Mangel erklärenden Worten sind Werke, Bd. XXVIII. S. 348—356 und S. 621 u. 622 theils abgedruckt, theils in den Noten daselbst nachgewiesen. Von einer weitern Berührung Goethe's mit Wagner ist im folgenden Buche die Rede.

529. Der überwiegenden dichterischen Begabung in Lenz stellt Goethe nun in Klinger (S. 147—150) den überwiegenden Charakter gegenüber. Man merkt es seiner Erzählung an, wie gern er sich von dem traurigen Bilde des Ersten zu dem Zweiten hinwendet, als dem Einzigen unter allen jenen Stürmern und Drängern, der gleich ihm selbst, wenn auch in andrer Weise, im weitern Leben eine Läuterung erfahren und sich geistig und sittlich fort- und umgebildet hatte. Klinger konnte 1785 in

der Vorrede zu seinem „Theater" auf den früheren Sturm und Drang als auf einen überwundnen Standpunkt mit demselben Gefühl zurückblicken, wie Goethe bei der Herausgabe seiner gesammelten Schriften 1787 bis 1790. Beide hatten im Gegensatz zu „den problematischen Naturen, die keiner Lage gewachsen sind und denen keine genugthut", sich auch im Leben bewährt, ohne dem Idealismus ihrer Jugend untreu geworden zu sein. Anders war es mit Lenz. Es mußte sich Goethe'n hier die ungeheure Verschiedenheit der Laufbahn seiner beiden Jugendfreunde um so mehr aufdrängen, als auch sie bei ihrem Auftreten stets zusammen genannt, ihre Werke stets verwechselt worden. Selbst Tieck nahm noch Klinger's „Leidendes Weib" in Lenz's sämmtliche Schriften auf (vergl. Merck, III. S. 128); Klinger selbst hatte sich für den Verfasser von Lenz's „Soldaten" ausgegeben (s. von Beaulieu-Marconnay in Gosche's Archiv f. Lit.-Gesch., 1871, II. S. 245—257), und wieder seine „Neue Arria" galt ebenso wie Wagner's „Kindermörderin" für ein Lenz'sches Produkt (s. Lessing's Werke, ed. Lachmann, XIII. S. 580, und Schmidt's Wagner, Anm. 3). Daß unter diesen Genossen Klinger als Dichter die letzte Stelle eingenommen — Lessing vermochte seinen „Sturm und Drang" nicht zu Ende zu lesen —, scheint auch Goethe's Ansicht gewesen zu sein, da er ihn zwar als Schriftsteller, aber nicht, wie Lenz, als Dichter charakterisirt. Beide hatten ihn 1776 in Weimar aufgesucht, und Keinen hatte er seitdem wiedergesehn; Lenz verließ Weimar gezwungen, und es folgte der engern und wärmern Freundschaft ein unheilbarer Bruch, während ohne einen solchen Klinger durch die dortigen Verhältnisse gleichsam von selbst ausgeschieden wurde. Klinger fand bald den Grund davon in sich selbst, und beide Freunde und Landsleute bewahrten sich bis zuletzt gegenseitige Achtung und Anerkennung. Wie nach Goethe ein Platz, so wird nach Klinger eine Straße in Frankfurt benannt. „Eine Schwelle hieß ins Leben uns verschiedne Wege gehn", schrieb ihm Goethe, als sie Beide schon in den Siebzigern standen (s. Werke, Bd. III. S. 171 die Verse „An Klinger", welche jedoch nicht ganz buchstäblich zu nehmen sind).

Obgleich Kinder derselben Stadt, trat Goethe dem um drei Jahre jüngern Freunde doch erst in den beiden letzten Jahren vor seinem Abgange nach Weimar näher, als Klinger seine seit 1771 zu Gießen betriebenen juristischen, namentlich naturrechtlichen Studien (bei Höpfner) durch längern Aufenthalt in der

Heimath unterbrach. Er lebte hier, da er eine Anstellung als Aktuar nicht erreichte, als Schriftsteller. An die Mutter (S. 148), die Konstablerwittwe, welche als Wäscherin ein kärgliches Brod erwarb, erinnert Goethe auch in den ebengedachten Versen. Von den Schwestern scheint die jüngere, Agnes, deren Schönheit und Bravheit Goethe rühmt, ein sehr liebenswürdiges deutsches Kernmädchen gewesen zu sein. Auch sie spricht im Kraftstil ihres Bruders — die jungen Männer sind ihr „Jungen" — und nimmt lebhaften Antheil an seinem und seiner Freunde Treiben. Ihrem Landsmanne Kayser, der ganz diesem Kreise zugehörte, schreibt sie am 19. Mai 1776 klagend über die Auflösung desselben auf gut Frankfurtisch: „Frankfurth ist so lehr, sie sind fort, Göthe und alle die gutte Leyd—" (Grenzboten, 1870, Nr. 50 u. 51. „Briefe aus der Sturm- und Drang-Periode, mitgetheilt von Burkhardt", besonders von Miller und Kayser, auch von Lenz und Schubart an Kayser).

Sie kannte alle Genossen; denn bei ihrer Mutter — die ihren Sohn noch spät als hohen russischen Offizier wiedersah, — versammelten sie sich eine Zeit lang regelmäßig jeden Samstag Abend. In seinem „Otto" (1775 bei Weygand) ahmte Klinger den „Götz" nach und feierte den Verfasser desselben in dem Doktor des „Leidenden Weibes" (1775 ebenda). Unter dieser durchsichtigen Maske heißt Goethe am Schlusse des zweiten Akts ein „wunderbarer Mensch. Der erste von den Menschen, die ich je gesehen. Der alleinige, mit dem ich sein kann. Der trägt Sachen in seinem Busen. Die Nachkommen werden staunen, daß je so ein Mensch war". Mit dem Manuskripte seines „Jahrmarktsfests" machte Goethe Klingern zur Herausgabe auf eigne Rechnung ein Geschenk (Merck, II. S. 244, Note, und nach ungedruckten Briefen Höpfner's).

530. Mit Recht stellt Goethe (S. 148) den Einfluß, den Rousseau auf Klinger geübt, in den Vordergrund. Dieser Einfluß beherrscht die frühere wie die spätere literarische Wirksamkeit seines Freundes. In seiner Jugend faßte er Rousseau's Ruf, zur Natur zurückzukehren, nur zu buchstäblich auf und machte, wie Hamann ironisch sagt (IV. S. 27), „den glücklichen Versuch, Leib und Seele durch Eicheln zusammenzuhalten" (vergl. die „rohen Kastanien" in Goethe's „Satyros"); in Darmstadt sowol wie später in Weimar (Böttiger) ging die Rede, er lebe von rohem Fleisch, und Wieland, dem er sehr antipathisch gewesen

sein muß, nannte ihn nach einem Ausdruck in einem Klinger'schen Drama den „Löwenblutsäufer" (Merck, I. 109 u. II. 66). Dem feinen Hofmanne Merck und später auch Goethe'n in Weimar erschien Klinger wie „ein Mensch aus einer andern Welt", dem Schlosser zu Ende der Siebziger Jahre auch Lenz's und des jungen Zimmermann Ende prophezeite. Mit dem Leben fand sich Klinger später ab, streng gegen sich wie gegen Andre. Aber noch in der „Geschichte eines Teutschen der neuesten Zeit" (1798), in dessen Helden, Ernst von Falkenberg, einer der von Goethe S. 149 angeführten „glühenden Jünglinge" gefunden werden kann, schreibt Klinger: „Der Jüngling, der keinen Führer hat, wähle Rousseau; Dieser wird ihn sicher durch die Labyrinthe des Lebens leiten, ihn mit Stärke ausrüsten, den Kampf mit dem Schicksal und den Menschen zu bestehen." Rousseau ist, nach Hettner, „das einheitliche Band seiner Jugenddichtungen und seiner späteren Werke, so groß sonst die Kluft ist, durch welche sie in Ton und Inhalt von einander getrennt sind" (a. a. O. S. 254). Im „Leidenden Weibe" (S. 68) sagt Franz von der „Neuen Heloise": „Es ist das einzige [Buch] von den vielen — und ist von meinem Rousseau."

Sonst stand Klinger's Jugend ganz unter Shakespeare's Herrschaft, die nicht glücklich auf ihn wirkte. Da Klinger selbst gleich Goethe viele seiner Jugendschriften der später gewonnenen Bildungsstufe gemäß umarbeitete oder auch, wie den „Otto" und „Das leidende Weib", ganz verwarf, so scheint Goethe auch hier absichtlich die Werke aus Klinger's Jugendzeit ganz zu übergehn. Er nennt weder Shakespeare noch die frühern Dramen Klinger's und deutet die Excentricitäten derselben, die sie uns beinah ungenießbar machen, mit keinem Worte an, findet im Gegentheil die ungünstigen Figuren Klinger's nicht zu sehr übertrieben (S. 149). Selbst Bürger indeß, den die Kraftsprache des „Götz" entzückte, verwarf Dramen wie Klinger's „Zwillinge" (1776); er nannte den Guelfo, einen der Zwillingsbrüder, „eine Bestie, die ich mit Wohlgefallen für einen tollen Hund todtschießen sehen könnte. Von Lisboa bis zum kalten Oby, wie Ramler singt, ist außer dem Tollhause kein solcher Charakter" (An Lichtenberg, den 6. Januar 1780, Nr. 563 bei Strodtmann).

Dagegen enthält Goethe's Darstellung S. 149 die allgemeinen Merkmale der spätern Klinger'schen Werke, seiner politischen und socialen Romane. Dieser seiner lehrenden Periode sind zwei ganz vorzügliche Abschnitte in Schlosser's Geschichte

des achtzehnten Jahrhunderts gewidmet (Bd. VII, 1. Abth.): „Klinger's erster Versuch, seine Zeit durch Erzählung zu belehren" (S. 25—31) und „Klinger als Belletrist in Prosa" (S. 94 bis 114). Mit diesen didaktischen Werken, welche die Gefahren und Gebrechen der modernen Civilisation behandeln, konnte wol Niemand mehr sympathisiren als der Historiker Schlosser. Er legt auf Klinger's poetisch-didaktische Arbeiten einen so hohen Werth, weil Dieser unter allen schriftstellernden Deutschen der Zeit die größte Welterfahrung besessen und ein Gegengewicht gegen die ästhetische oder romantische Weltauffassung bilde. Durch diese Werke geht ein Zug tiefer Menschenverachtung, den auch Goethe andeutet („bittrer Zug", „bittres Mißwollen") und ein fast orientalischer Fatalismus. Gegen Schlosser's mehr frappanten als wahren Vergleich Klinger's mit George Sand würden Beide gleich sehr protestiren. Seine Ansichten von Zeit und Menschen liebt er in Allegorien, Symbole (Goethe, S. 149) und Märchen zu kleiden. Sogleich seine erste Erzählung dieser Art, „Der goldne Hahn" (oder „Sahir") 1785, enthält eine Satire auf deutsche Gelehrte und deutsche Schulsysteme (s. Goethe, S. 149: „so waren ihm früher und später alle Schulformen äußerst zuwider"), insbesondre auf das Kantische: eine Deputation der deutschen Nation stellt dem Sultan von Circassien den unlängst bei ihr gebornen kategorischen Imperativ in Person vor. Zu den in das Märchengewand eingekleideten Geschichten gehören besonders „Mahul oder Reisen vor der Sündfluth" (1795) und „Faust der Morgenländer" (1797). Unter den hervortretenden bedeutenden Menschen (S. 149) dürften eben Kant und Napoleon zu verstehen sein. — Von Klinger's Sprachengabe oder doch Sprachkenntniß (S. 148) legen die vielen italienischen, französischen und englischen Citate in seinen Werken einen Beweis ab.

531. Daß vorher in dem Durchstürmen und Durchdrängen (S. 149 oben) eine Anspielung auf Klinger's „Sturm und Drang" (1776) beabsichtigt sei, auf das Stück, nach welchem Herzogin Amalia von Weimar zuerst jene literarische Richtung getauft, ergiebt die Textrevision zu dieser Stelle.

Ob der Satz, welcher von Seite 149 auf Seite 150 überführt, eine besondere Beziehung hat, wüßten wir nicht zu sagen; er soll wol nur allgemein andeuten, daß die Charakterfestigkeit Klinger's sich auch in der höchsten Hof- und Amtssphäre erprobt,

daß er durch Konsequenz, „zur rechten Zeit angewandt", die höchsten Ziele erreicht habe.

Der Erzbischof Willigis von Mainz (zu S. 150, Z. 12), eines Wagners Sohn, nahm ein Rad zum Wappen und ließ ein solches an die Wand seines Zimmers malen mit der Unterschrift: Willigis, recole unde veneris. Aehnlich behielt Klinger die Initialen seines bürgerlichen Jugend-Petschafts F. M. K. als einziges Wappenzeichen bei.

Uebrigens war Goethe kurz vor Abfassung des dritten Bandes seiner Biographie wieder in Verbindung mit dem alten Freunde gelangt. Am 8. Mai 1814 sandte er ihm auch diesen Band und drückte den Wunsch aus, daß er „sich in demselben freundschaftlich abgespiegelt, mit einiger Zufriedenheit erblicken möchte". Er meinte, die Schilderung ihres Zusammenlebens und -Wirkens solle nun erst anfangen, und erbat sich dazu von ihm Beiträge, zugleich auch ausführliche Angaben über seine Schriften, er würde sich dann freuen, Klinger „nach seiner Weise ein weiteres freundschaftliches Denkmal zu erbauen" (Klinger und Goethe, von Appell in dem Frankf. Museum, III. Nr. 1 vom 3. Januar 1857); hierzu ist es aber später nicht mehr gekommen. Klinger seinerseits legte zur Zeit der Pustkuchen'schen Angriffe auf Goethe offnes Zeugniß für seinen Freund ab, und dieser tilgte eine scherzhafte Beziehung auf Klinger in seinem Briefwechsel mit Schiller (Karlsbad, 8. Juli 1795), um bei Jenem nicht anzustoßen. Goethe war nämlich in Karlsbad für den Verfasser von Klinger's „Giafar dem Barmeciden" (1792) gehalten worden. Im Briefwechsel steht dafür Heinse und dessen „Ardinghello" (s. Vollmer, Allg. Zeit., 1870, Nr. 138).

Goethe überlebte den Freund nur um ein Jahr. Erst in neuester Zeit hat man sich der genauern Erforschung seines Lebens zugewandt. Die Skizze desselben von Stricker in „Paldamus' deutschen Dichtern und Prosaisten" (Bd. II. 2. 1861. S. 313 flgde) enthält reiches Detail. Ausführliche Darstellungen jenes Lebens haben wir aber erst in nächster Zeit zu erwarten.

532. Die erste Spur, daß Lavater von Goethe gehört, ist, sofern wir sie richtig deuten, die oben S. 348 angegebne Briefstelle aus dem Mai 1773. Goethe hatte mehrere Lavater'sche Schriften recensirt (Werke, Bd. XXIX. S. 60 u. 89). Daß der Brief des Pastors Lavater stellenweise sehr eingeleuchtet (S. 150), erwähnten wir schon in Anm. 440. Der erste Schritt zur gegenseitigen Bekanntschaft ging von Lavater aus, der im

Laufe des Jahres 1773 den Buchhändler Deinet, Goethe's Verleger, um dessen Porträt bitten ließ, worauf Goethe ihm seinen „Götz" übersandte (wie Düntzer, Freundesbilder, S. 15, richtig vermuthet hatte). Dies schreibt Lavater am 4. November 1773 an Herder, mit dem er seit einem Jahre einen, jedoch nur kurze Zeit dauernden Freundschaftsbund geschlossen hatte; dazu über Goethe: „Es scheint, daß wir näher zusammenkommen werden. Ich freue mich mit Zittern: unter allen Schriftstellern kenn' ich kein größeres Genie"; dann zu Ende Dezember: „Goethe — nennt mich Bruder — und wie soll ich ihn nennen, den Einzigen?" und am 6. April 1774: „Rette mir Goethe, den — Unvergleichbaren — aber — doch Du kennst den furchtbar Erhabnen — Einzigen!" (Herder's Nachlaß, II. S. 70, 71, 78, 94). Zu Ende des Jahres 1773 erfuhr der schwäbische Dichter Hartmann in Zürich schon von Lavater's Briefwechsel mit Goethe, und er bemerkt ihm am 8. Febr. 1774 empfindlich: „An Goethe und Deine Freunde schreibst Du wahrlich mehr Interessantes als an mich", sowie am 1. März desselben Jahres nach eigner Lesung der Goethischen Briefe: „Dein Goethe erscheint in allen seinen Briefen als ein Mensch, der Dich zum Spaß hat, der Alles um sich her verachtet" (Düntzer, Freundesbilder, S. 18 u. 19). Bei dem Umherschicken mögen diese ersten Briefe verloren gegangen sein. Denn in der Sammlung der „Briefe von Goethe an Lavater" (1833) ist der erste, in seinem mittlern Theile an Lavater's Freund Pfenninger mitgerichtete erst vom 26. April 1774 datirt (Nr. 1 u. 2, nach dem Abdruck in Bernays' „D. j. Goethe", III. S. 13 bis 15, als ein Brief anzusehen, wie auch Düntzer a. a. O., S. 16 angenommen). Dann folgt das von Goethe gemeinschaftlich mit Fräulein von Klettenberg an Lavater gerichtete Schreiben vom 20. Mai desselben Jahres, das ihr von Goethe gezeichnetes Bild begleitete (Briefe von Goethe an helvetische Freunde, 1867, S. 2—5). Daß Lavater's Verbindung mit dem jungen Dichter schon im Herbst 1773 sehr eng geworden, beweist der Umstand, daß Ersterer zu der Hochzeit der Kornelia Goethe mit Schlosser am 1. November jenes Jahres, obschon ihm Beide persönlich unbekannt waren, ein Carmen, datirt den 14. Oktober, dichtete und solches sogar im Musenalmanach a. d. J. 1774 erscheinen ließ (über dies und andere Carmen s. Creizenach in der Frankf. Didaskalia, 1874, Nr. 307—309, Goethe's Brief an Betty Jacobi vom 3. Nov. 1773, und Herder's Nachl., II. S. 76 u. 78).

Unter der schon früher in das Publikum gelangten Einleitung des größern physiognomischen Werks (S. 150) ist die von Zimmermann herausgegebne Schrift „J. K. Lavater, von der Physiognomik" (1772) zu verstehen.

Auf die Verwechslung des Porträts Goethe's mit dem Bahrdt'schen (S. 150) deutet der Schluß des erwähnten Briefs vom 26. April 1774 hin: „Steiner hat gefunden, daß mein Porträt, das Du hast, nicht ich sei."

Was Goethe S. 151 von dem auch gegen ihn angestellten Bekehrungsversuche ausführt, bestätigt jener Brief in seinem an Pfenninger gerichteten Theile, der anfängt: „[Ich] danke Dir, lieber Bruder, für Deine Wärme um Deines Bruders Seligkeit." Lavater hatte Mendelssohn, den er auf seiner großen Reise kennen gelernt, 1769 den von ihm herausgegebnen zweiten Theil von Bonnet's „Palingenesie" oder der „Untersuchung der Beweise für das Christenthum" gewidmet und ihn aufgefordert, entweder Bonnet's Beweise zu widerlegen oder selbst zum Christenthum überzutreten. Mendelssohn's Antwort erschien gleichfalls öffentlich (1770). Es war ein Vorfall, an dem das ganze gebildete Deutschland Theil nahm. Aus Goethe's Kreise trat der Doktor Kölbele für Lavater in die Schranken (s. Gött. Gel. Anz., 1770, S. 43, 330 u. 514, und hier Anm. 180, letzter Satz). — Mit den Worten, „daß Niemand recht wisse, was Beides heißen solle" (S. 151, Zeile 8 von unten) vergl. Werke, Bd. XXIX. S. 90: „Was heißt christusleeres Christenthum? was vernunftlose Schwärmerei? ... Möchte sie doch einst ein Lavater beantworten!"

533. Seinen Mangel an eigentlicher Gelehrsamkeit (S. 152 u. 153) erkannte Lavater selbst an; er schreibt z. B. an Herder: „ich bin der Gelehrte und Philosoph nicht, den man in mir sucht", und: „Fürchterlich wäre mir Deine überwiegende Gelehrsamkeit, Dein mich verschlingender Genius — wenn Du nicht Mensch ..... wärest" (Herder's Nachl., II. S. 27 vom 10. November 1772).

Den (S. 152) angenommenen Einfluß des Freiheits- und Naturgeists der Zeit auf Lavater's Jugendentwicklung wüßten wir nicht zu belegen; jedoch studirte er bei Bodmer und Breitinger.

Der Vorfall mit dem Landvogt Grebel (S. 153) ist schon oben S. 83 erwähnt (vergl. Hegner, S. 99) und der Freund, Füßli, in Anm. 458 b genannt. Unmittelbar darauf, nach Abschluß des Hubertsburger Friedens, 1763, machte Lavater die Reise durch

Deutschland bis zum Gestade der Ostsee und auf dem Rückwege 1764 nach Frankfurt am Main, deren bereits im Ersten Theil S. 172 und in Anm. 143 Erwähnung geschehen ist.

534. Unser persönliches Zusammentreffen und Beisammensein (S. 153—158).

Im Mai 1774 wußten die Frankfurter bereits von Lavater's bevorstehendem Besuche, wie der in Anmerkung 532 citirte gemeinschaftliche Brief Goethe's und der Klettenberg vom 20. dieses Monats ergiebt. Beide erwarteten ihn danach schon. Daß Lavater bei Goethe logiren werde, ward auch wol von vornherein als selbstverständlich angesehn. Den Aufenthalt Lavater's im Goethe-Hause beweisen die beiden ersten der 1860 als Manuskript für Freunde von S. Hirzel in Druck gegebnen „Zwölf Briefe von Goethe's Eltern an Lavater".

In dem Schreiben an Röderer vom 10. Mai 1774 hatte Lavater den Straßburger Freunden — gleichzeitig wol auch den Frankfurtern — seine bevorstehende Reise angekündigt: Zimmermann schicke ihn ins Schwalbacher oder ein ander Bad in der Gegend. Ueber Basel, wo er Iselin, und Kolmar, wo er den blinden Pfeffel aufsuchte, langte er am 16. Juni Abends in Straßburg an (An Röderer, Nr. 5). In Frankfurt erwartete ihn Goethe zum 20sten, Montag. In Karlsruhe, wo er Goethe's Schwester sah, und in Darmstadt zurückgehalten, traf er erst am 23sten Abends ein. Er schildert das erste Begegnen mit Goethe (S. 154) in seiner Frage und Goethe's Antwort: „Bist's? — Ich bin's! — Unaussprechlich süßer, unbeschreiblicher Auftritt des Schauens — sehr ähnlich und sehr unähnlich der Erwartung .... Alles war Geist und Wahrheit, was Goethe mit mir sprach ..... Viel las er mir aus seinen Papieren vor, und las — las, man hätte sich verschworen, er spräche eben dies das erste Mal im Feuer mit mir — Sache [?] und Recitation, Drama, Epopöe und Knittelvers" (Lebensbeschr. Lavater's von Geßner, II. S. 126 flgde, 1802).

535. Richtige Unterscheidung der ... Geister (S. 154), das Charisma der *διάκρισις πνευμάτων*, das dem geistlichen Amte innewohnt oder doch innewohnen sollte, die apostolische Gabe, welche Goethe in dem „Ewigen Juden" parodirt (Werke, Bd. III. S. 183: „Behalten auch zu unsern Zeiten" u. s. w.).

536. Wie einen diamantnen Schild (S. 155), nach Ariost und Tasso, wegen des höchsten und reinsten Glanzes;

Grimm und Sanders citiren den Demantschild der Wahrheit. Das Bild ist dem „Befreiten Jerusalem" (XIV. Str. 77 u. XVI. Str. 29 flgde) entnommen und auch in Goethe's „Rinaldo" (II. S. 307) benutzt. — Vgl. den Blitz des Moments bei Hegner (Beiträge z. Kenntniß Lavater's, 1836, S. 274).

537. Sokrates (S. 155) könnte hier nicht ohne Beziehung auf Lichtenberg, den erbittertsten und witzigsten Gegner der Lavater'schen Physiognomik, angeführt sein, die auch für seine „faunische Hülle" beleidigend erscheinen mochte.

538. Merck (S. 156) war nach seiner ganzen Richtung von Lavater's Schriften und Einfluß nicht grade eingenommen; aber persönlich gewannen sich Beide lieb, und Merck unterstützte fortan Jenes Physiognomik durch Beiträge. Den unmittelbaren Eindruck, den Lavater damals auf ihn machte, schildert dieser scharfe Beobachter ausführlich an Nicolai, nachdem er ihn auf der Rückreise von Darmstadt bis Mannheim begleitet hatte: „Wenige Menschen habe ich gesehen, die auf mich einen so erbaulichen Eindruck gemacht hätten wie dieser außerordentlich gute Mensch. Er ist hier herumgezogen in der Wüste wie ein wandernder Methodisten-Prediger, von der ganzen Menge begafft und befolgt, und es fehlte nichts als die umgekehrte Tonne, wo er drauf gestanden hätte, zur Vollendung des Gemäldes. Er hatte sich vorher gefaßt [ge]macht, viel von dieser Seite auszustehen; allein seine Demuth hatte ihm nicht erlaubt, den großen und wirklich ausgebreiteten Einfluß, den seine Erbauungsschriften auf so vielerlei Menschengeschöpfe hatten, zu berechnen. Er ließ sich aber willig kreuzigen von Großen und Kleinen und bot seinen Nacken dar dem Verfolger, es mochte nun das Religionsgewäsche aus dem Munde einer Princesse-Commère, eines alten Hoffräulein, eines feisten Superintendenten oder eines witzigen, jungen, behenden Dorfpfarrers sein. So neu als der Mensch in allen Dingen dieser Welt und so eingesponnen in seinen kleinen Zirkel der Schulthesse, Hesse und Pfenninger er sein mag, so hat er doch den schönsten Menschenverstand, die wunderlichsten Fakta eines und eben desselben Charakters zu begreifen und zu finden, daß das Alles menschlich ist. Er ist nichts weniger als Kopfhänger unter Freunden, munter, witzig, und genießt des Lebens gern [s. Goethe oben S. 158]; nur oft als ein Mensch, der sich so viel eigne Geschäfte in der Welt macht, Träumer und abwesend in der

Gesellschaft. Es ist unbegreiflich, wie viel Gutes er durch wirkliche Unterstützung der Bedrängten schon seit vielen Jahren gethan hat. Ich habe es weder von ihm noch seinen Jüngern, sondern zufälligerweise erfahren. Denn seine Wohlthätigkeit ist die Scham, die er nie unbedeckt läßt" (den 28. August 1774; Briefe, III. S. 104).

Unter dem Profil Merck's (S. 156) meint Goethe jedenfalls das S. 57 und in den Anmerkungen S. 295 bereits erwähnte Porträt, welches jetzt Meyer von Knonau zugeschrieben wird (s. Hegner, S. 234). Wie es sich mit diesem Bilde verhalten möge, jedenfalls irrte Goethe hinsichtlich des Lavater begleitenden Malers. Denn dieser war keineswegs Lips, sondern der Maler Schmoll aus Ludwigsburg, wie Lavater's Lebensbeschr. von Geßner (II. S. 120) und sein Tagebuch ergeben. Schmoll heirathete später eine Schwester Lavater's; in den Briefen an Diesen sendet ihm Goethe Grüße (Nr. 13).

539. Lavater und Fräulein von Klettenberg (S. 156 und 157) waren erst kurz vorher, wie Nr. 1 der „Briefe von Goethe an helvetische Freunde" (1867) erkennen läßt, in Beziehung getreten. Sie erscheint hier unter dem Namen „Cordata". Goethe schreibt von ihr: „Sie wird Dir, wenn Du kommst, mehr sein als ich; ob sie mir gleich so viel ist als Dir, so bin ich doch in meinem schwärmenden Unglauben der Ich! Und wie ich bin Dein Bruder" (vergl. oben S. 154: „daß, da es Gott und der Natur nun einmal gefallen habe" u. s. w.). Der Klettenberg galt Lavater's erster Besuch am Tage nach seiner Ankunft (dem 24sten), und das Gespräch bezog sich auf jenen Brief. Dieser zeigt, wie sie sich zu ihrem Heiland verhielt (S. 156 unten). Sie schreibt: „Der! des Blut der Golgatha auftrank, segne Sie mit Seinem besten Segen — Der ist vor mein Herz, der erneuete gefühlvolle Eindruck, daß Er Mensch war, als Mensch sturbe, noch Mensch ist .... Er wandelt mit Lavater und mit Goethe — ich kenne Ihn am Gang, noch werden Ihre Augen gehalten, daß Sie ihn nicht erkennen" u. s. w. Auch Lavater's Christenthum bestand ausschließlich in einer Christolatrie; „Sie erheben Gott den Sohn auf Kosten Gottes des Vaters", schrieb ihm Spalding (Hegner's Beiträge, S. 189). Das Messianische Christi war ihm ganz im Göttlichen untergegangen, weshalb er auch das für rationalistisch erachtete Wort „Heiland" meidet. Er verlangt eine unmittelbare, sinnliche Gemeinschaft mit Gott in Christo („Dein

Durst nach Christo hat mich gejammert", Goethe an ihn 1777; Hegner S. 91). Ebenso nimmt er die Nachfolge Christi buchstäblich, will gleich ihm Wunder thun und zieht sich daher von nüchternen Freunden, wie dem Arzte Zimmermann, den Vorwurf zu, „er wolle für Jesum Christum den Zweiten (nach dem Socinianischen Lehrbegriff) gehalten werden". Hegner, der diese Briefstelle S. 81 anführt, bemerkt ebenfalls: „Macht er nicht hier und da aus Jesu Christo einen Johann Kaspar Lavater und spricht und thut Verheißungen im Namen Dessen, der zur Rechten Gottes sitzt, als säß' er neben ihm?" (a. a. O. S. 260). In dieser, in Goethe's Text S. 157 oben hervorgehobenen Christustendenz Lavater's, der Dieser nach Beendigung der Physiognomik, zuletzt ausschließlich lebte und auch sein Epos „Jesus Messias" (1783) zum Opfer brachte, lag das Moment, welches früher oder später Goethe's so innige Freundschaft mit Lavater auflösen mußte.

540. Wie Sannazar gethan (S. 157). Der Neapolitaner Jacopo Sannazaro, Zeitgenosse Luther's, widmete sich ganz dem Marienkultus, erbaute der Jungfrau eine Kapelle in Mergellina bei Neapel, stiftete den Orden der Knechte Gottes, dessen Regel jener Kultus beherrschte, und schrieb das berühmte Gedicht De partu virginis (1526; lateinisch und deutsch von Becher, Leipzig 1826). Im Zweiten Theile des „Faust" kann der „Doctor Marianus" als Personifikation jenes Sannazar gelten (Werke, Bd. XIII. S. 239).

541. Der Streit zwischen Wissen und Glauben (S. 157) ist so alt wie die Menschengeschichte und daher immer an der Tagesordnung. Goethe's Worte haben einen relativen Sinn und enthalten eine versteckte Anspielung auf Ereignisse der spätern Zeit, wie Fichte's Absetzung als Professor zu Jena wegen der Anklage des Atheismus und die noch frische Fehde zwischen Jacobi und Schelling über die „göttlichen Dinge", vielleicht auch auf Oken. Hegel hat zwar gelehrt, daß der Glaube in dem Wissen aufzugehen habe; dies kann aber nie ohne Rest geschehn, ohne ein sacrifizio dell' intelletto, ein Opfer des Gefühls, des Verstandes, der Einbildungskraft (S. 157 unten). Man wird sich daher mit dem jungen Goethe zu Gunsten beider erklären dürfen, als zweier verschiedner, nach, aber auch neben einander zu ergreifender Mittel und Wege des Verständnisses.

„Beim Glauben, sagte ich, komme Alles darauf an, daß man glaube u. s. w." (S. 157). Dies sagte Goethe wirklich zu jener Zeit in seiner damaligen burschikosen Art, wie die Stelle im Briefe an Frau Jacobi Nr. 9 (der jedoch vor Nr. 7 stehn muß) vom Dezember 1773 ergiebt: „Ob sie [ihre Buben] an Christ glauben, oder Götz oder Hamlet, das ist eins, nur an was laßt sie glauben! Wer an nichts glaubt, verzweifelt an sich selber." Also Gegensatz zum reinen Nihilismus.

542. Zur Reise nach Ems (S. 156 u. 158). Lavater verblieb zu Frankfurt im Hause Goethe's bis zum 28sten früh, fünf Tage, wie Dieser am 4. Juli nach der Rückkehr von Ems an Schönborn in Algier schreibt (Werke, 40bdge Ausg., Bd. XXVII. S. 478). Die Zeit des Eintreffens Beider in Ems erhellt aus den seit 1773 bis 1809 herausgegebenen „Dillenburgischen Intelligenznachrichten" für die nassauisch-oranischen Lande, indem in der ersten hierin mitgetheilten Liste der Emser Kurgäste, welche im nassauischen Badehause logirten, vom 16. Juli 1774 „Herr Lavater aus Zürich" als am 29. Juni eingetroffen aufgeführt wird. Goethe ist nicht genannt, da er sogleich mit demselben Wagen zurückreiste (s. den Artikel des Prof. A. Spieß „Zu Goethe's Aufenthalt in Ems im Sommer 1774" in den Blättern f. lit. Unt., 1867, Nr. 6 und, nur wenig verändert, in den Annalen des Vereins f. Nass. Alterthumskunde und Geschichtsforschung, Bd. XII, Wiesbaden 1873, Nr. 7; Düntzer hat die betreffenden Notizen bereits zu seinem „Lavater" in den „Freundesbildern" 1853 benutzt).

Hiernach ist anzunehmen, daß Lavater, Goethe und der Maler Schmoll am Dienstag und Mittwoch, dem 28. und 29. Juni, die zwei oder anderthalb Tagereisen von Frankfurt nach Ems über Wiesbaden (sog. Bäderstraße) zurücklegten. Nach Hegner (a. a. O. S. 284) liebte es Lavater, sich auf Reisen durch das „Beisammensitzen mit einer einzigen vertrauten Person" von seiner aufreibenden Vielthätigkeit zu erholen. In jenem Schreiben an Schönborn hat Goethe den damals eben empfangenen Eindruck der Lavaterischen Persönlichkeit niedergelegt. Er fand ihn „in seinem Elemente unermüdet thätig, fertig, entschlossen und eine Seele voll der herzlichsten Liebe und Unschuld". Zugleich schreibt er von Lavater's physiognomischem Unternehmen: „Es wird große Beiträge zur bildenden Kunst enthalten und dem Historien- und Porträtmaler unentbehrlich sein." Dieses Unternehmen wird die Reisenden unterwegs vorzugsweise beschäftigt

haben; denn fortan trat Goethe als der thätigste Mitarbeiter in dasselbe ein.

Mit Lavater's „Bisch guet!" (S. 158) schließt Wieland noch 1780 einen Brief an Merck: „Ade, lieber Merck! Bisch guet! wie Lavater sagt" (Briefe, I. 218).

543. Auf den Wunderthäter folgte der Schulreformator. Basedow (S. 158) war schon seit Anfang der Sechziger Jahre schriftstellerisch thätig, zunächst als Professor an einer dänischen Ritterakademie auf dem Gebiete der Popular-Philosophie, dann als Gymnasial-Professor zu Altona auf dem der Religion, bis die Lutherische Orthodoxie, geführt durch den bekannten Hamburger Hauptpastor Goeze, seine Stellung unmöglich machte. Er hatte jetzt eine Partei, die verstärkt wurde, als der freisinnige dänische Minister Bernstorff sich für ihn erklärte und ihm eine Pension von 800 Rthlr. verschaffte. Nun wandte er sich ganz der Schulreform zu und forderte zu Subskriptionen auf seine Schriften, namentlich auf sein großes Elementarwerk auf (Goethe, S. 159, mittlerer Absatz). Schon 1771 hatte er 15,000 Thaler gesammelt. Groß und Klein, Magistrate der freien Städte und Fürsten, Gelehrte und hochgeborne Frauen, Akademien und Freimaurerlogen — Alle unterstützen ihn, zumal seitdem auch Lavater, als „der Obermeister der Schwärmerei", seine Lehre als das ächte pädagogische Evangelium empfiehlt und erklärt, das zu erwartende Werk „werde der Religion nicht nachtheilig, sondern förderlich sein". Katharina II. spendet 1000 Thaler, Großfürst Paul 500, der König von Dänemark 900, der Erbprinz von Braunschweig 200, der Magistrat von Basel 150, die Regierung zu Osnabrück 50, der Abt von Einsiedeln 42 u. s. w. Basedow selbst reist umher als Subskribentensammler, merkantilische Gewandtheit und Marktschreierei mit aufrichtigem Enthusiasmus für die Sache verbindend. Konnte er doch nur mit Mühe abgehalten werden, seiner Tochter in der Taufe die Namen Pränumerantia Elementaria Philanthropia zu geben.

Damals, 1774, erschien der erste Band des Elementarwerks mit Kupfern von Chodowiecki, zum Preise von 12 Thaler. Bald erlebte es die zweite Auflage und die Uebertragung ins Lateinische, Französische, Russische und andere Sprachen. Scheube (Aus den Tagen unsrer Großväter, 1873, S. 200) nennt es „ein originelles Produkt, halb Begeisterung, halb Charlatanerie, voller Wahrheit und Sonderbarkeit, ganz wie der Verfasser selbst. Seine Wirkung aber ist ungeheuer; denn Jedermann schwärmt mit

Rousseau für Menschenbildung und Menschenwohlfahrt; alle Welt fühlt sich von pädagogischen Gelüsten angewandelt, alle Welt trägt das Ideal einer Republik der Geister im Kopf, wo Licht und Freiheit blühen."

So gilt der trunksüchtige, gegen seine Frau brutale, in Rede und Kleidung cynische, jähzornige, streitsüchtige, so ungebildete wie ungelehrte Basedow als Messias; der Fürst von Dessau beruft ihn 1774 zur Gründung eines Philanthropins, mit 1100 Thlr Gehalt zu seiner dänischen Pension, und Basedow eröffnet dies noch in jenem Jahre (27. Dezember) mit drei Gehilfen, darunter Wolke: es soll ohne Anstrengung und ohne Stillsitzen gelernt werden, mit dem begeisternden Gedanken, ohne Arbeit weise und tugendhaft zu werden.

Wie es möglich war, daß Basedow eine solche Bedeutung erlangte, erklärt Schlosser (Geschichte des 18. Jahrhunderts, IV. S. 125) folgendermaßen: „Das Räthsel löset sich, wenn man bedenkt, daß es so weit gekommen war, daß, wenn geholfen werden sollte, eine Revolution, nicht eine Reform erfordert ward; zum Stürmen und Umstürzen war aber Basedow geboren, dazu paßte seine Rohheit. Im praktischen Leben erfahrene, ruhige, besonnene Männer hätten stehen lassen, was stand, sie hätten das Alte verbessert, und es wäre schnell in anderer Form wieder da gewesen; Basedow schrie, tobte, prahlte, brachte alle Welt in Bewegung, stürzte den ganzen alten Bau. Campe, Salzmann und ganze Schaaren von Kinderschriftstellern errichteten hernach einen neuen" (s. auch „Basedow" in der Allg. D. Biographie von seinem Urenkel Max Müller).

Der Reformator langte Anfangs Juli in Frankfurt an, wo er bis zum 10ten verblieb. Am 4ten Juli war er noch in Weimar. Der von neuen Erscheinungen leicht fortgerissene Wieland, der Basedow dort am 30. Juni gesehn hatte, schrieb von ihm an Jacobi (Briefw., I. S. 172): „Er ist in der That mit aller Wärme seines Kopfs ein ganz vortrefflicher Mann, gerade was ein Reformator sein soll, und wenn er sich mit dem idealischen Politiker Iselin und dem Wunderthäter Lavater konjungirt haben wird, so weiß Gott, was die drei Männer aus uns machen werden." Auch mit Karl August von Weimar trat er in Verbindung (Keil, Vor 100 Jahren, I. S. 16 u. 17). Indem Goethe, das junge Haupt der Stürmer und Dränger, sich gleichzeitig Beiden, Lavater und Basedow, anschloß, konnte es zweifelhaft erscheinen, ob die nach den Ersteren genannte Periode

als Fortsetzung der Aufklärung oder als Reaktion dagegen anzusehn sein werde.

544. [Ich] fuhr nun, Basedow begleitend, abermals von Frankfurt ab (S. 160). Dies ist nicht ganz richtig. Basedow traf bereits am 12. Juli (nach der in Anm. 542 bezeichneten Kurliste) zu Ems ein, durch Goethe bei Lavater angemeldet, aber ohne Jenen. Lavater beschreibt ihre erste Begegnung an der Tafel des Kurhauses: „Ich ging [wieder] zum Tische herunter. Deinet saß neben Schmoll, mit dem er sich unterhielt. Ueber ihm saß, ganz stille essend, in sich gekehrt, eine braune Gestalt in einem braunen Surtout, so gleichgiltig, als man sitzen kann. Ich sah ihn an — sah, und sah wieder. — ‚Nein, so sieht Basedow nicht aus nach dem Porträt, und doch, und doch'. . . Ich ging näher, drehte der unbekannten Person den Kopf — ‚Aber — sind Sie nicht Basedow? Weiß Gott — Sie sind's!' Und er war's. Da war Ueberraschungswonne, an der die ganze Gesellschaft, deren Gegenwart wir völlig vergaßen, allen herzlichen Antheil nahm" (Geßner, II. S. 133). Basedow's Porträt s. in Lavater's Physiognomik, II. S. 272. Nach Herder arbeiteten Beide an gegenseitiger Bekehrung (Hamann, V. S. 151).

Goethe's Ankunft ist erst für den 15ten, Freitag, in der Kurliste verzeichnet: „Herr Doktor Goeddée aus Frankfurt". Damit stimmt überein, daß er am 13ten zu Hause noch mehrere Arbeiten der Advokaten-Praxis erledigte, auch darin dem Gerichte anzeigte, daß er „nächstens auf einige Wochen nach dem Bade reise". Er kann daher Frankfurt erst am 14ten verlassen haben. Zu den Freunden, welche seine nothwendigsten Geschäfte übernahmen (S. 160), gehörte Hieronymus Schlosser, welcher z. B. in einem von Goethe geführten Prozesse in Dessen Abwesenheit um eine Fristverlängerung einkam (Goethe als Rechtsanwalt, S. 392 u. 413).

545. Aufenthalt Goethe's in Ems. In der Schilderung desselben (S. 161 bis 163) verschmilzt die Erinnerung an seinen dortigen Aufenthalt im Juli 1774, vom 15ten bis zum 18ten, mit dem spätern zu Ende dieses und zu Anfang des nächsten Monats. Denn in der Emser Kurliste vom 20. August, Sonnabend, sind unter den „in voriger Woche" (bis zum 13ten) abgereisten Badegästen genannt: „Professor Basedow aus Dessau und Doktor Göddée aus Frankfurt". Was Goethe hier erzählt, vertheilt sich daher auf beide Monate.

Von den beiden großen Badehäusern (S. 161), welche, noch Zubehörungen des gegenwärtigen Kurhauses, fast den ganzen damaligen Badeort ausmachten, bestand das nassau-oranische aus dem östlichen Flügel und demjenigen Theile, in welchem der Kesselbrunnen und das Kränchen quellen. In diesem Gebäude logirten die drei genialen Männer. Zu Hessen-Darmstadt gehörte dagegen der nordwestliche und der nach der Lahn zu gelegne Flügel. Die beiderseitigen Gesellschaften mußten sich daher ziemlich nah berühren (S. 161). Die „Vier Thürme" existirten zwar damals, gleich dem „steinernen Hause", auch schon, wurden aber erst 1817 zu einem Badehause eingerichtet. Außer Goethe's Bekannten, dem Buchhändler Deinet, dem „Handelsmann Bethmann", dem Rektor W.(enck?) und Schmoll, unter deren Einem der namhafte Freund zu denken sein mag, der die Landpfarrerin vorstellte (S. 161), werden von den vornehmen Kurgästen, welche gleichzeitig mit Goethe sich im nassauischen Kurhause aufhielten, genannt: Graf von Dernath nebst Gemahlin aus Holstein, Feldmarschall Freiherr v. Quadt aus dem Klevischen, Oberpostmeister Freiherr v. Kurtzrock aus Hamburg, Graf Bathiany aus Ungarn, Oberjägermeister Baron von Röder aus Dillenburg u. A. m., wogegen von den Kurgästen des Darmstädter Badehauses nichts bekannt ist (Annalen für Nass. Alterthumskunde, Bd. XII. S. 288).

Geßner, der Schwiegersohn und Biograph Lavater's, bemerkt von Goethe's Anwesenheit: „Das war nun eine Unterhaltung von Mannichfaltigkeit, die wol auch statt einer Kur an jedem andern, nicht nur am Kurorte, wohlgethan hätte, und Goethe's Wort traf bei Lavater so ganz wie möglich zu: ‚Ich bin vergnügt, ich bin glücklich! Das fühle ich, und doch ist der ganze Inhalt meiner Freude ein wallendes Sehnen nach etwas, das ich nicht habe, nach etwas, das ich nicht anschauend erkenne'."

Lavater hielt damals zwei Predigten in Ems, die gedruckt zu Dillenburg erschienen.

546. Der Besuch in Nassau bei Frau von Stein (S. 162), der Gemahlin des kurmainzischen Geheimeraths und mittelrheinischen Ritterraths Freih. v. St., der Mutter des berühmten Ministers, wurde insofern von Einfluß für Goethe, als ihn hier eine Angehörige des Weimarischen Kreises sah, die Tochter des Hauses, die Gräfin Werthern von Neuenheilingen in Thüringen, später des Herzogs Karl August und seine eigne ver-

ehrte Freundin. Es wird auch erzählt, Herzogin Amalia hätte ihn damals hier gesehen, was jedoch auf Verwechslung mit der Gräfin Werthern beruht. Was Diese von Goethe in Weimar zu berichten gewußt, scheint dort zuerst den Wunsch rege gemacht zu haben, mit ihm in Verbindung zu treten. In ihrem, gleichfalls gegenwärtigen Zeichenlehrer und Hausfreunde, dem Maler Kraus, fand Goethe einen ihm wohlbekannten Landsmann (s. Thl. IV, Buch 20). Der spätere Minister war dagegen nicht anwesend, da er in Göttingen unter Leitung des Straßburgers Salzmann (Anm. 423 d) studirte. Frau von la Roche, Goethe's Freundin, stand von Mainz her in alter Verbindung mit der Frau des Hauses. Ein paar Tage später, aus Neuwied am 19. Juli, sandte Goethe durch Sophie der Frau von Stein eine Empfehlung. Wir verweisen auf die Schilderung dieser ausgezeichneten Frau in Stein's Leben von Pertz, I. S. 6.

Da Goethe bei derartigen Besuchen in seinem langen Leben so oft mit Fragen nach der Wahrhaftigkeit der Leiden Werther's belästigt worden, so nahm er das Gleiche auch von dem damaligen Besuche in Nassau an (S. 162). Er war aber damals dem Publikum nur der Verfasser des „Götz", da der „Werther", obgleich schon in Lettern gesetzt, dieses erst einige Monate später entzünden sollte.

Die Ausdrücke Vater, alter Thor (S. 163) erklären sich, da Basedow schon im einundfunfzigsten, Goethe erst im fünfundzwanzigsten und Lavater im dreiunddreißigsten Jahre stand.

An einer andern Stelle der Goethischen Schriften (Der Farbenlehre polemischer Theil, Werke, 40bdge A., Bd. XXXVIII. S. 156 v. J. 1810) findet sich gleichfalls eine Reminiscenz an jenes Zusammensein mit Basedow: „Es fällt uns bei dieser Gelegenheit ein, daß Basedow, der ein starker Trinker war und in seinen besten Jahren in guter Gesellschaft einen sehr erfreulichen Humor zeigte, stets zu behaupten pflegte, die Konklusion ergo bibamus passe zu allen Prämissen. Es ist schön Wetter, ergo bibamus! Es ist ein häßlicher Tag, ergo bibamus! Wir sind unter Freunden, ergo bibamus! Es sind fatale Bursche in der Gesellschaft, ergo bibamus!" Vergl. das gleichzeitige Gedicht: Ergo bibamus (Werke, Bd. I. S. 91).

Das aus zwei Triangeln zusammengesetzte Bierzeichen (S. 163) ist das aus dem „Faust" bekannte Pentagramma (Werke, Bd. XII. S. 47), einst das Gesundheits- und Erkennungszeichen der Pythagoreer.

547. Die Fahrt die Lahn hinab (S. 163). In der Emser Kurliste sind die drei Reisenden am Montag dem 18. Juli 1774 abgemeldet. Vor der Abreise am frühen Morgen schrieb Lavater an die Seinigen: „Ich schreib' Euch den letzten guten Tag von Ems aus, Ihr Lieben! — So ist's — ja Traum ist's! bald verträumter Traum, daß ich Euch fern war, und Traum der Wonne wird sein das Wiedersehen. Ja wahrlich, ich darf oft vor Freud' und Heimwehfurcht nicht dran denken, daß ich noch so wirklich und eigentlich ein so liebes Weibchen und zwei so liebe Kinder — und so viele liebe Liebende zu Hause habe. — Unterdeß — diktirt mir Goethe aus seinem Bett herüber, unterdeß geht's immer so gerade in die Welt 'nein. Es schläft sich, ißt sich, trinkt sich und liebt sich auch wol an jedem Orte Gottes, wie am andern, folglich also — itzt schreib' Er weiter!" (Geßner, a. a. O. II. S. 135).

S. Hirzel hat in den „Briefen von Goethe an helvetische Freunde" (1867) als Anhang die auf diese Reise bezüglichen Abschnitte aus Lavater's Tagebuche mitgetheilt, die wir hier folgen lassen:

„Montag, 18. Julius 1774.

In einem wohl besetzten Schiff auf der Lahne, wo Basedow raucht und Grammatik docirt, Goethe Reimendungen für die Gesellschaft schreibt, Ulrich und Alsdorf den Schirm hält, hier Einer prosaische Gedanken in Versen oder Einer poetische in Prosa in ein Papierchen hineinschreibt, Café getrunken wird, ob wir gut Wetter kriegen beim Sieden des Rindfleisches deliberirt wird — schreib' ich dies in einem rothen Dragonermantel mit messingnen Schließen eingehüllt. Jetzt eine Schließ — ha wie schießt im gedrängten Strom das Schiff durch die Wellen, ha wie stürmt es hindurch! nun sprützt der Regen auf's Blatt mir.

Wir stiegen bei d. Aalen nicht aus, wo der Herr v. d. Nil uns einzuladen kam.

Basedow — den Vers:

Nun bald, nun bäldest oder nie
Stift' ich ein neu Akademie [ein Philanthropin].

Fischer.

Da wollt' ich gern ein Schüler werden,
Wär' ich nicht schon so lang auf Erden.
Variante: Hätt' ich nicht schon so alt Gebehrden.

Goethe.

Wir werden nun recht gut geführt,
Weil Basedow das Ruder rührt [s. Bd. III. S. 314].

Die letzte Schließe. Es kocht und braust — Rindfleisch und Wellenschaum — überstanden — überstanden — die letzte.

Eine hohe Einsiedelei blickt bei Lahnstein auf uns herab, die Eremitage heißt der Allerheiligenberg.

Basedow hielt eine witzreiche und gütige Standrede über mich.

Herrlich altes Schloß Lahnegg, herab auf die Lahne blickend.

Goethe diktirte:

Hoch auf dem alten Thurne steht
[u. s. w. wie Werke, Bd. I. S. 61 „Geistes Gruß"].

Izt fahren wir Lahnstein vorbei, zur Rechten liegt der Flecken .....

Ich stieg aus. Basedow vor uns in ein Haus, wo man zu Mittag aß, überfiel und aß mit, Speck und Bohnen. Alle ihm nach, Gewirr und Leben und Freude.

Wieder ins Schiff, Kapelle, ein zerstörtes Schloß vorbei. Goethe über die Kerls in Schlössern — nun von der Lahne in den Rhein. Goethe las.

Wir fuhren Horchheim vorbei. Von der Staatsnase der regierenden Fr. Gr. v. Thiershof [jedenfalls eine der vornehmen Emser Bekanntschaften].

Die Festung und Thal Ehrenbreitstein. Fliegende Brücke zwischen Thal und Koblenz, stiegen da aus, aßen zu Mittag — vom Rock Christi, der auf der Festung liegen soll.

Nachher besah ich Zigg's Malereien, wenig Wichtiges. Um 3 Uhr ins Schiff, fuhren das trierische Schloß und Festung vorbei.

Goethe ging bis Fallendar voraus..... Die herrlich, herrlich untergehende Sonne erquickte mich.

Goethe schrieb ins Kalenderlein der Fr. Hofr. Kämpf:

Sarah kocht' unserm Herregott
[u. s. w. wie Werke, Bd. III. S. 314]
d. 18. Julius 74 Goethe auf dem Rhein am Mast geschrieben im Angesicht von Koblenz.

Und ich schrieb auf ihre Bitte in eben dasselbe Kalenderlein:
Was soll ich in Dein Büchlein schreiben [u. s. w. 9 Verse].
Bei Engers auf M[itte?] Rh[ein?] einem Churtrierschen Schloß.

Nahe bei Neuwied. Hr. Hofr. Roques, ein geschickter junger Mann, kam uns entgegen, führte uns in sein Quartier, ließen die Koffer kommen, aßen zu Nacht. Nachdem die Tafel aufgehoben war, machten wir noch das Compl. bei Hofe — brillante Menge Grafen und Gräfinnen — Fürstin von Isenburg — allenthalben Spuren der Freude ..... Abschied. Noch 1½ Stunden Geschwätz von B., worüber Bas. schmählte. Noch schrieb ich Billets an Pf[enninger] u. an (unleserlich) mit Versen von Goethe. Bett."

Diese Tagebuchnotizen zeigen, daß Goethe das Gedicht „Geistes Gruß" (S. 163) nicht in des gar nicht anwesenden Lipsens Stammbuch schrieb, sondern in Lavater's Tagebuch diktirte. Von den allerlei Knittelreimen und Possen enthalten die Notizen Proben. Die Knittelverse von dem wunderlichen Wirthstisch in Koblenz (S. 163 unten) sind die bekannten (Werke, Bd. II. S. 253 u. 254), welche Goethe zuerst in die neue Ausgabe seiner Gedichte v. J. 1815 (II. S. 192) aufnahm. Der Landgeistliche (hier S. 163 unten, der Pfarrer V. 5 des Gedichts) wird in der Begleitung Lavater's zu suchen sein, in welcher er von Koblenz nach Neuwied fuhr und ging. Das Tagebuch enthält nämlich noch die Stellen: „Ein Sturm erhub sich, wir stiegen aus und gingen bis Bendorf zu Fuß. Unterwegs sprach Bentzler und der redliche Weidemann (?) mit mir von Atheisten, Naturalisten, Christen überhaupt, rechten Christen, von dem Glauben an die Auferstehung Jesu." Bentzler ist auch unter dem oben am Schluß der Tagebuchnotizen angeführten schwatzenden B. zu denken. Mit dem erwähnten Zigg verhandelte Goethe in Gemäldeangelegenheiten. Ob Weidemann mit dem von Geßner früher angeführten Rektor W. identisch, steht dahin.

Gegen die Kindertaufe (zu S. 164 oben) hatte Basedow schon 1767 geschrieben (Mennotson's öffentl. Vorschlag zu einer sacrament. Liturgie u. e. Lehrbegriff der Christen) und angeordnet, wie die erwachsenen Täuflinge vor der Gemeinde sich entkleiden und ins Bad steigen, auch wie das Abendmahl an langen gedeckten Tafeln gehalten werden soll (Allg. Deutsche Bibl., XI. 2. S. 86 flgde). — Der Gasthof zu Koblenz, die Stätte des „Diners", wäre nach Düntzer (Freundesb., S. 28) der Maaß'sche „Zu den drei Reichskronen" auf dem „Entenpfuhl" gewesen.

548. Da Sophie la Roche sich in Nassau aufhielt, so

blieb diesmal Thal Ehrenbreitstein unbesucht. Lavater's Tagebuch läßt Goethe aber nach Vallendar voraufgehn. Wie schon oben in Anm. 483 e erwähnt, hatte er dort vor zwei Jahren eine Familie Oeser kennen gelernt. Dieser galt der Besuch; vielleicht wußte er vorher, daß er dort seine Freundin Maxe Brentano antreffen werde, und erhielt dort von ihr oder Gretel wol auch den halbverwelkten Blumenstrauß der folgenden Anmerkung. Dies ergiebt das, zugleich Eindrücke des abendlichen Besuchs bei dem Grafen von Wied wiedergebende Billet an Sophie la Roche nach Nassau vom folgenden Tage: „Mir ist mehr als einmal durch den Kopf gefahren, daß es so sein muß: hier am Hofe ehrt man, liebt man Sie, und wo nicht? als nur da, wo Sie angebetet werden sollten. Doch wie ist's worden? Ich hab' die liebe Kleine bei der Oester gesehn. Adieu, Mama! Kommen Sie hierher! Lavater predigt auf den Sonntag hier. Empfehlen Sie mich Fr. von Stein. Neuwied am 19. Juli 1774" (Ungedruckt). Die dort von Lavater am 24sten gehaltne Predigt über Johannes 6, 68: „Herr, zu wem sollen wir gehn? Du hast Worte des ewigen Lebens", ist im Druck erschienen. Lavater's Tagebuch vom Dienstag dem 19. Juli erwähnt Goethe's gar nicht, nur Basedow's, der Lavater zu den Mennoniten begleitete und dort unschickliche Fragen that. Wohl aber wissen wir, daß Goethe in Neuwied den ihm von Alters her bekannten Dichter v. Buri aufsuchte und demselben mehrere seiner neuesten Gedichte in der Handschrift zurückließ (s. Anm. 180). Als damalige Neuwieder Celebrität galt auch der Tischler Röntgen (s. Werke, Bd. XVI. S. 58, u. Bd. XVIII. S. 340).

549. Von dem folgenden Reisetage unterrichtet uns wieder Lavater's Tagebuch: „Mittwoch 20. Juli 1774. Morgens nach 6 Uhr im Schiff unter'm nassen Decktuch, vor Schmoll und neben Goethe, der in romantischer Gestalt, grauem Hut mit halbverwelktem lieben Blumenbusch sein Butterbrod hinter dem braunseidnen Halstuch und grauen Kaputkragen wie ein Wolf verzehrt und sich nach dem übrigen eingepackten Essen schon weiter umsieht.

Bei Andernach, der zweitältesten Reichsstadt.

Goethe: Ueber die Wiesen den Bach herab [u. s. w. wie Werke, Bd. II. S. 279].

Nun zum Frühstück im Bruderschifflein. Nach dem Essen. Aus G.: Hat Alles seine Zeit [u. s. w. wie Werke, Bd. III. S. 197]. Jetzt noch und bis jetzt regnet's, wir sehen Höningen des Grafen

von der Ley bei uns. Schöne, aber benebelte Aussicht. Laß regnen, wenn es regnen will [u. s. w. wie Werke, Bd. III. S. 197].

Goethe las uns aus seiner Elmire, einer Operette, und ich verschlummerte eine Stunde. Jetzt schlummert Goethe und Schmoll noch unter der leinwandnen Bogendecke neben mir als wie unter einem Zelt. Man öffnet, und kühler Wind öffnet Beiden die Augen, sie sehen die herrliche Stadt Bonn vor sich, die Residenz des Kurfürsten von Köln.

‚Mache doch wieder zu!‘ Wieder zu. Und ich schreibe fort. Um 12 Uhr zu Bonn an. Aß zu Mittag .... fuhren um 2 Uhr ab. Regen, viel Schlummer, wenig gesprochen. Schöne Allee in einem fort bis auf Köln .... Schmoll und Goethe auf Düsseldorf, ich auf Müllheim.“

Die Erinnerung an diese regnerische Fahrt war Goethe 1813 völlig entschwunden. Er verwechselte die Hinreise mit der Herreise; erst auf dieser weilte er mit Fritz Jacobi in Köln (S. 165) und Bensberg (S. 169). Alles hier von S. 164 bis 170 Erzählte ist ganz wahr, jedoch nur, wenn man es auf die Rückreise bezieht.

550. Wir gelangten nach Düsseldorf und von da nach Pempelfort (S. 170). Wie der Schluß des Tagebuchs der vorigen Anmerkung besagt, hatten sich die Reisenden in Köln getrennt. Von Basedow ist seit Neuwied nicht weiter die Rede. Lavater begab sich nach dem nahen Mühlheim, und Goethe fuhr mit Schmoll noch am Nachmittage des 20sten nach Düsseldorf, wo sie im Gasthofe „Zum Prinzen von Oranien“ logirten. Am andern Tage, dem 21sten, erreichte Goethe und zwar zu Pempelfort den Hauptzweck der Reise, die persönliche Bekanntschaft Fritz Jacobi's. Goethe spricht S. 164 von den Gebrüdern Jacobi, da er auch den ältern Bruder, den Dichter Georg Jacobi nebst den beiden Halbschwestern Lene und Lotte in Pempelfort antraf.

Der Mißhelligkeit zwischen Ober- und Unterrhein (S. 164) ist oben zu Ende der Anm. 432, des Gleim-Jacobi'schen Briefwechsels zu Ende der Anm. 350 (s. Von u. an Herder, I. S. 4, 5 u. 9) der Sophie la Roche, der Freundin der edlen Brüder, schon mehrfach gedacht. Nur vorübergehend genannt (in Anm. 504) sind Demoiselle Fahlmer, die jüngere Jacobi'sche Schwester und die Gattin von Fritz Jacobi (S. 164 unten), deren vermittelndem Einflusse Goethe die Beseitigung jener Mißhelligkeit zuschreibt.

551. Johanna Fahlmer kommt in Goethe's Lebensbeschreibung und sonst in seinen Werken nur an dieser Stelle vor (S. 164). Aber die wenigen Zeilen drücken eine hohe Werthschätzung aus. Wie nah sich Beide einst gestanden, namentlich in den Jahren 1773 bis 1776, zeigen die von L. Urlichs in diesem Jahre (1875) herausgegebnen funfzig Briefe Goethe's an sie. Urlichs hat ferner in Rodenberg's Deutscher Rundschau (Heft 10, Juli 1875, „Zu Goethe's Stella", S. 78—83) mit großer Wahrscheinlichkeit nachgewiesen, daß von den thatsächlichen Momenten, welche die Veranlassung zu jenem Trauerspiel gegeben, mehrere in der Stellung der Fahlmer zu Fritz Jacobi und seiner Gattin zu suchen seien, eine Vermuthung, in welcher W. Scherer's Mittheilungen in dem Artikel „Goethe und Adelaide" (J. N. Reich, 1875, Nr. 48, S. 841—860) nur bestärken können. Unter dem Namen „Adelaide" erscheint Johanna in dem Jacobi'schen Briefwechsel.

Die Fahlmer, fünf Jahre älter als Goethe, war die Tante der Brüder Jacobi als die um einunddreißig Jahre jüngere Halbschwester der ersten Frau des Vaters Jacobi, einer gebornen Fahlmer, die dieser schon vor Johanna's Geburt verloren hatte. Sie heißt daher auch bei Goethe die Tante oder das Täntchen. Ihre Mutter, die zweite Gattin des aus Frankfurt stammenden kurpfälzischen Kommerzienraths Fahlmer zu Düsseldorf, war eine Tochter des Frankfurter Predigers Starck. Durch dieselbe stand Johanna daher mit dem Goethischen Kreise in Verwandtschaft, da eine der Schwestern von Goethe's Mutter einen Prediger Starck zu Frankfurt, einen nahen Angehörigen von Johanna's Mutter, geheirathet hatte (Anm. 45). Mit einem Bruder des Letztern, dem Dr. juris Starck, war ferner eine Schwester der beiden Schlosser vermählt. Johanna hatte daher in Frankfurt nahe Beziehungen auch zur Familie Schlosser und wieder zu Goethe's Schwester. Persönlich trat sie in diesen Kreis im Juni 1772, während Goethe in Wetzlar abwesend war, indem sie mit ihrer Mutter von Düsseldorf nach Frankfurt übersiedelte. Die Freundin der Jacobi, Sophie la Roche, stand auch mit ihr im Bunde; Merck schrieb schon im August 1772 an seine Frau: J'ai à voir Mlle Falmer de la part de Mme de la Roche (Br., III. S. 57), und ebenso war es unvermeidlich, daß Goethe, als er im September mit dem Merck'schen Ehepaare von Ehrenbreitstein nach Frankfurt zurückkehrte, Johanna's Bekanntschaft machte. Sie blieb nun bis zum September 1773 in Frankfurt und kehrte dorthin, nachdem sie

den Winter auf 1774 wieder bei Jacobis in Düsseldorf zugebracht, zu Ostern 1774 zurück. „Ihr Werk — sagt Urlichs in der Einleitung zu den Goethischen Briefen — war es besonders, daß Goethe seine Mißstimmung gegen Jacobi überwand und im Juli d. J. jene denkwürdige Reise nach Pempelfort unternahm, die zu dem engsten Freundschaftsbunde mit F. H. Jacobi führte." Offenbar konnte sie, nach ihrer ganzen Bildung, ihm mehr sein als seine Frankfurter Freundinnen, die Gerock, Krespel und Münch. Bekanntlich heirathete Schlosser Johanna in zweiter Ehe 1778. Seit dieser Zeit entfernte sie der Einfluß des etwas unfreien Schlosser'schen Geistes von Goethe mehr und mehr. Sie sahen sich zuletzt 1779. Obige Stelle über sie las Johanna noch, da sie erst 1821 nach langem Wittwenstande verstarb.

552. Die jüngere Jacobi'sche Halbschwester, Lottchen (S. 164), lernte Goethe in Frankfurt zu Ostern 1773 bei der Fahlmer kennen. Sie hatte eben eine Erziehungsanstalt zu Hannover verlassen und trat nun hier in großstädtische Verhältnisse. In dem Briefe Nr. II an die Fahlmer nennt sie Goethe „liebe Nichte", und seine spätern Briefe nach Pempelfort enthalten wiederholt Grüße an sie (Lolo). Ihr ist, wie wir mit v. Biedermann annehmen, das Gedicht „Mitten im Getümmel mancher Freuden" gewidmet; die Gegensätze des „eng und ruhig auferzogen" und der „uns umspülenden hunderttausend Wogen" entsprechen dem damaligen Wechsel in dem Leben des jungen Mädchens; da das Gedicht zuerst als „Brief an Lottchen" erschien, so möchte man darauf die Aeußerung im Briefe Nr. III an die Fahlmer: „Lotte wird meinen Brief haben" beziehn, da sich ein andrer nicht erhalten hat.

553. Die Gattin von Fritz Jacobi (S. 164), Betty, geb. v. Clermont, hielt sich gleichfalls im Sommer 1773 zu Frankfurt auf und gewann durch ihre herrlichen Eigenschaften den jungen Dichter völlig. Die zwölf, dem Briefwechsel zwischen Goethe und F. H. Jacobi (1846) vorgedruckten Nummern sind ein redendes Denkmal ihrer nur kurzen Freundschaft, zumal Nr. 3, ihr Schreiben vom 6. Nov. 1773 aus dem Wochenbett: „Herr Doktor Goethe Lobesan", ein ganz einziges Dokument, geeignet, auch uns „völlig für sie einzunehmen", und es ist, als ob Goethe bei Abfassung des sie charakterisirenden Satzes (S. 164 unten und 165 oben) diesen Brief vor sich gehabt hätte; er

spricht diejenige Bildung des Herzens und Geistes aus, welche deutsche Frauen am Schönsten kleidet, aber leider nur selten gefunden wird. Goethe's Bezeichnungen sind ganz unübertrefflich gewählt. Zusammen verließen die drei Düsseldorfer Frauen im September 1773 Frankfurt, um zunächst in Koblenz Sophie la Roche zu besuchen und von da, durch Fritz Jacobi abgeholt, nach Hause zurückzukehren. Der engen Verbindung mit ihnen ungeachtet wehrte sich Goethe noch lange, die Abneigung gegen die Männer der Familie aufzugeben. In der Farce gegen Wieland ließ er noch Jacobi auftreten (s. An die Fahlmer, Nr. XI), unterdrückte aber die gegen ihn und seinen Bruder gerichtete. Bezeichnend ist der Einwurf, den er sich selbst machte, als er seiner sich zu Ehrenbreitstein aufhaltenden Schwester die Subskription auf Jacobi's „Iris" widerrieth: „Da ich fertig bin, liebe Mama, fällt mir ein, daß ich ungerecht gegen die Jacobis bin; hab' ich mich denn nicht bei ihren Weibern, Tanten und Schwestern eingenistelt? Das giebt ihnen nach der strengsten Kompensation ein Recht auf meine Kornelie. Oho!" (An Sophie la Roche im Spätsommer 1773; vergl. An Kestner, Nr. 81).

554. Nun fand sich Goethe am Morgen des 21. Juli 1774 zu Düsseldorf. Schon vor acht Uhr eilte er aus dem Gasthofe in Jacobi's Wohnung im Eckhause der „Neuen Straße", unweit des damaligen Flingerthors, wo man jetzt zur Allee hinausgeht. Das Haus war leer, und er traf nur die ihm von Betty's Frankfurter Besuche bekannte Magd Kathrine, „die kleine Käthe" (An die Fahlmer, Nr. IX). Die ganze Familie, zu der noch Jacobi's Vater gehörte, befand sich, mit Ausnahme der bei ihren Eltern in Vaels verweilenden Betty, draußen in dem Gartenhause zu Pempelfort. Dorthin ging Goethe: „Grad 'rab vom Himmel gefallen vor Fritz Jacobi hin! Und er und ich und ich und er! Und waren schon, eh noch ein schwesterlicher Blick [der Lotte Jacobi; Anm. 552] drein präliminirt hatte, was wir sein sollten und konnten", — nämlich Herzensfreunde und Brüder. Dies Alles schrieb Goethe dann in der ersten Erregung um Mittag und später an Betty in den Briefen an Dieselbe Nr. 10 und 12, denen wir folgen. Vormittags besuchte er noch die berühmte Gemäldegalerie (S. 170), gegenwärtig den Hauptstock der Münchner Pinakothek bildend, zu der man auf mit Antiken geschmückten Treppen hinaufstieg. Erst im Herbst 1792, nach dem unglücklichen französischen Feldzuge, sah er sie wieder.

555. Von Düsseldorf aus suchte Goethe seinen Freund Jung, damals Arzt zu Elberfeld auf (S. 170), wohin er mit Heinse, dessen Bekanntschaft er gleichfalls in Düsseldorf gemacht hatte, noch an demselben Tage hinüberritt. Jung hat von diesem Besuche in seiner Lebensgeschichte (Henrich Stilling's häusliches Leben. Eine wahrh. Geschichte. 1789, S. 53—63) eine ausführliche Schilderung entworfen, auf die wir verweisen, obwol sie die Thatsachen nicht rein wiedergiebt. Goethe führte sich bei ihm verkleidet als Kranker ein, sah seine Christine (Anm. 390) und blieb bei ihm zum Mittagessen (am 22sten). Ganz zufällig trafen dort auch Lavater in Begleitung mehrerer rheinischer Frommen und Jacobi („Vollkraft" bei Jung) ein, und Alle versammelten sich zu einer großen, seltsam zusammengewürfelten Abendtafel. „Goethe aber konnte nicht sitzen, — schreibt Jung — er tanzte um den Tisch her, machte Gesichter und zeigte allenthalben, nach seiner Art, wie königlich ihn der Zirkel von Menschen gaudirte. Die Schönenthaler [d. h. Elberfelder] glaubten, Gott sei bei uns! der Mensch müsse nicht recht klug sein; Stilling aber und Andre, die ihn und sein Wesen besser kannten, meinten oft für Lachen zu bersten, wenn ihn Einer mit starren und gleichsam bemitleidenden Augen ansah und er dann mit großem hellem Blick ihn darnieder schoß" (dazu Geßner, II. S. 138—140, und Bodemann's Lavater, S. 278).

Wie Jung a. a. O. S. 63 angiebt, nahm Goethe damals den ersten Theil seiner Lebensgeschichte im Manuskripte mit, um ihn, revidirt, von unnöthigem Beiwerk befreit und mit Titel versehn, von Weimar aus drei Jahre später in Druck zu geben und mit dem Honorar den Verfasser aus einer seiner vielen Verlegenheiten, wie durch göttliche Hilfe, zu retten.

Daß Jung den Reisenden schon in Koblenz entgegengekommen wäre (S. 170), ist nicht richtig.

556. Was mir ferner auf dem Rückwege rheinaufwärts begegnet, ist mir ganz aus der Erinnerung verschwunden (S. 171). Wir wissen, dieser Annahme liegt eine Verwechslung zu Grunde, da die ganze Erzählung S. 165 bis 169 zur Geschichte der Rückreise gehört. Goethe machte sie zusammen mit den Brüdern Jacobi und Heinse (Bruder Rosten).

557. Die Empfindung der Vergangenheit und Gegenwart in Eins (S. 166) war gegeben mit der von Herder angebahnten Richtung auf das deutsche Volkslied und dessen

Wiederbelebung; das oben (S. 163) erwähnte Gedicht „Geistes Gruß" ist ein Beleg, wie überhaupt Goethe's und Bürger's damals neue Balladenpoesie. Jene Empfindung fand auch im folgenden Jahre (1814) in dem Divansgedichte: Im Gegenwärtigen Vergangnes Ausdruck (Werke, Bd. IV. S. 18), wie sie 1774 das Jabach'sche Bild hervorgerufen hatte.

558. Die Ruine des Doms zu Köln (S. 166) sah Goethe zum ersten Male. Auf der Rheinfahrt im November 1792 schenkte er dem Dom wol nur geringe Beachtung. Erst auf der dritten Kahnfahrt rheinabwärts am 26. Juli 1815 (Werke, Bd. XXVI. S. 273 flgde, u. Anm. 38) in Gemeinschaft mit dem Minister Stein, hielt er sich lange genug in Köln auf, um dem Dom einige Zeit widmen zu können. Anknüpfend an die Bemühungen der Gebrüder Boisserée — unsre fleißigen, beharrlichen Freunde (hier S. 166) — regte Goethe dort zuerst den Gedanken der Fortsetzung des Dombaues öffentlich an: „Denn vollendet bringt ein groß gedachtes Meisterwerk erst jene Wirkung hervor, welche der außerordentliche Geist beabsichtigte: das Ungeheure faßlich zu machen." Der Satz oben S. 166, es scheine, als solle die Architektur uns überzeugen, daß in einer Folge von Zeit nichts zu leisten sei, war nur ein Ausdruck der Bekümmerniß, den die traurige Zeit der Abfassung unsrer Biographie (1812 und 1813) erpreßte; zwei Jahre später ergriff Goethe muthvoll den entgegengesetzten Gedanken, der in unsern Tagen binnen Kurzem zum völligen Ziel geführt sein wird.

559. Jabach's Wohnung (S. 166), ein ehemaliger Edelhof in der Sternengasse (jetzt Nr. 25), wo Rubens geboren sein soll, ist in seinem aus dem Mittelalter stammenden Aeußern, nicht aber in der von Goethe geschilderten inneren Ausstattung noch heute erhalten (s. Düntzer, Freundesb., S. 132, Note 3). Das (S. 167) beschriebene Gemälde von Lebrun aus dem 17ten Jahrhundert stellt die Familie des Kölner Rathsherrn Everad von Jabach dar. Im J. 1814 sah Goethe es wieder und meinte: „es verdient als eine der ersten Zierden einer bald zu hoffenden öffentlichen Anstalt eingeordnet zu werden" (Werke, Bd. XXVI. S. 268, u. Anm. 40). Dies ist geschehn, da das Gemälde dem Berliner Museum einverleibt ist (Nr. 471 des Katalogs). — Das Jabach'sche Haus war damals ein Zielpunkt aller Pilger am Rhein. Einsiedel, als er 1778 mit Herzogin Amalia, Maler Kraus und Merck diese Reise machte, schreibt davon an Knebel: „Ueber alle

Beschreibung ein Gemälde von Lebrun, vorstellend die Familie eines Kunstliebhabers Namens Jabach — das Andenken daran seit dem Eintritt ins Haus des ehemaligen Bewohners ist mir zu heilig, als daß ich etwas davon sagen mag." Goethe aber sagte davon, und noch vier Wochen nach dem Besuch (Nr. 2 An Jacobi) schreibt er, zugleich mit Bezug auf die Gepflogenheit der Düsseldorfer Kunstverwaltung, Gemälde der Galerie dem Kurfürsten von der Pfalz auszuantworten: „Oft wohn' ich mit Jabach's Geist, und ich bitte Dich, daß Du's verborgen halteſt vor mir, wenn der gute Krah wohlmeinend das Heiligthum seines Gottes beraubt, pour le mettre aux pieds de Son Altesse." Jacobi dagegen wünschte schon 1774 von Goethe eine Schilderung, wie er sich vor Lebrun's Bild, „überwältigt von diesen Eindrücken, verhielt und benahm" (oben S. 167); denn er schreibt (Briefw., Nr. 3): „Weiß wohl, was ich wünschte: Dich selbst vor Jabach's Geist."

560. Die Erinnerung an das Jabach'sche Bild und die übrigen Vorfälle jener Rückreise rief ein Brief von Jacobi selbst in Goethe wach. Am 10. Mai 1812 hatte er an Jacobi geschrieben: „Erlaube mir, im dritten Theile meines biographischen Versuchs Deiner in allem Guten zu gedenken", und der schon siebzigjährige Freund darauf am 28. Dezember desselben Jahrs geantwortet: „Daß im dritten Theil Deines biographischen Versuchs meiner in allem Guten gedacht werden soll, freut mich unendlich. Sorge nur, daß ich die Erscheinung des 3ten Theils auch noch erlebe. Ich hoffe, Du vergissest in dieser Epoche nicht des Jabach'schen Hauses, des Schlosses zu Bensberg und der Laube, in der Du über Spinoza, mir so unvergeßlich, sprachst, des Saals in dem Gasthofe zum Geist, wo wir über das Siebengebirg den Mond heraufsteigen sahen, wo Du in der Dämmerung auf dem Tische sitzend uns die Romanze: Es war ein Buhle frech genung — und andere hersagtest ..... Welche Stunden! Welche Tage! — Um Mitternacht suchtest Du mich noch im Dunkeln auf — Mir wurde wie eine neue Seele. Von dem Augenblick an konnte ich Dich nicht mehr lassen." — Diese Tage können nur der 24. und 25. Juli gewesen sein.

Alle jene Jacobi'schen Andeutungen hat Goethe oben ausgeführt, und zwar zu großer Befriedigung des Freundes, bis auf die Worte S. 171 von der späteren Divergenz, und er erklärte Goethe's Darstellung für wahrer als die Wahrheit selbst.

561. Spinoza's Ethik verband damals die Freunde. Jacobi war durch eine Bemerkung von Leibniz, daß Spinoza den Cartesianismus auf die Spitze getrieben habe, veranlaßt worden, jenes Buch gründlichst zu studiren (Jacobi's Werke, II. S. 187 flgde); er fand nun, daß Descartes, während er das Dasein Gottes beweisen wollen, in Wahrheit nur die Einheit des Weltganzen bewiesen habe, und daß Spinoza dies folgerichtig mit seinem Deus sive natura ausdrücke. Spinoza, den er wieder neu in die deutsche Philosophie einführte, um zunächst in die heftigen Fehden mit Mendelssohn und Herder verwickelt zu werden, die jedoch die Materie weniger beherrschten als er, Spinoza diente ihm wesentlich nur als Beweis, daß Gott, Persönlichkeit, Freiheit uns offenbart seien, von uns nur geglaubt, nicht aber verstandesmäßig begriffen werden könnten, da die ganz auf den Verstand gegründete Lehre Spinoza's nicht zu ihrem Begriffe gelangt sei. Jacobi bewegte sich also ganz auf dem oben (S. 157) von Goethe bezeichneten Grenzgebiete des Glaubens und Wissens. Das Merkwürdige war, daß auch Goethe damals mit Spinoza's Ethik sich vertraut gemacht hatte. Ihn zog sie jedoch von ganz andern Seiten an, wie zu Anfang des Vierten Theils näher ausgeführt wird, grade von der ethischen, nicht, wie Jacobi, als Beweis der Unzulänglichkeit des Verstandes. Jedoch Goethe war Künstler und Dichter, als solcher hatte er dem Verstande nicht faßbare Offenbarungen, er offenbarte selbst ein Ursprüngliches; auch er lebte mehr im Schauen als im Denken, und auch er wirkte der auf Leibniz und Wolff zurückzuführenden Aufklärung, dem Rationalismus, entgegen. Dies war der Punkt, in dem sie damals zusammentrafen, da eben nach Jacobi „auch die Leibniz-Wolffische Philosophie den unabläßigen Forscher zu den Grundsätzen des Spinozismus zurückführt". Dem Rationalismus gegenüber verhielten sich die Freunde daher gleichmäßig feindlich, dem Spinozismus hingegen Jacobi feindlich, Goethe sympathisch. Im Ganzen aber mußte Goethe, nachdem er mit Lavater und Basedow so lange in dunkeln Regionen gewandelt, sich mit Jacobi auf lichte Höhen versetzt fühlen, zumal Dieser als philosophischer Denker ihm überlegen war. Jenes wunderliche Wort (S. 168), den Spruch aus Spinoza's Ethik (V, Prop. 17) eignete sich Goethe noch später an. Nach dem Briefe an Herder vom 20. Februar 1786, in der Zeit des Jacobi-Mendelssohn'schen Streites über Lessing's Spinozismus, nahm Goethe zu ihm seine Zuflucht: „Ich vermelde, daß ich das

jüdiſche neuſte Teſtament [Mendelsſohn's Schrift „An die Freunde Leſſing's"] nicht habe ausleſen können .... und daß ich gleich den Spinoza aufgeſchlagen und von der Propoſition: Qui Deum amat, conari non potest, ut Deus ipsum contra amet, einige Blätter mit der größten Erbauung zum Abendſegen ſtudirt habe." Unmittelbar vorher geht, wie Düntzer in der Note zu jenem Briefe (Herder's Nachl., I. S. 89) bemerkt, der Satz: Deus proprie loquendo neminem amat. Jenes freche ſpätere Wort (S. 168) legt Goethe ſeiner Philine in den Mund (Werke, Bd. XVII. S. 228). Von ſeiner Lotte ſagte er zwar auch: „Daß ich ſie ſo lieb habe, iſt von je her uneigennützig geweſen", aber er ſchrieb ihr doch auch: „Wenn Du nicht fühlſt, daß ich Dich liebe, warum lieb' ich Dich? — !" (Keſtner, Nr. 35 u. 96.)

562. Daß die Stelle von der Nacht und dem Mondſchein, der über dem Rhein zitterte (S. 169), durch einen Brief Jacobi's hervorgerufen iſt, erwähnten wir ſchon in der vorigen Anmerkung. Der Briefwechſel beider Freunde enthält noch mehr Anſpielungen auf jene ihnen unvergeßlich gebliebenen Momente. Schon ein Jahr darauf, am 14. Juni 1775, ſchrieb Jacobi, als er Köln wiederſah, an Goethe: „Juſt wie vergangen Jahr im Juli ſtieg geſtern Abend bei Sonnenuntergang der Mond herauf, breitete, juſt wie damals, ſeinen ſchimmernden Schatten über den Rhein" (Nr. 11); und noch in einem Briefkonzept vom Jahre 1815: „Wir hatten Stunden mit einander verlebt, die Keiner von uns je vergeſſen konnte. Jene Ahnungen in der Mitternachtsſtunde zu Köln wurden uns jetzt zu Erkenntniſſen, wunderbar hatten ſelbſt die Täuſchungen ſich zur Wahrheit verklärt" (Nr. 122b). Auch Goethe erinnerte im April 1775 daran und an die „heiligen Thränen, die Du in Köln an mein Herz weinteſt" (Nr. 13).

563. Das Schloß Bensberg (S. 169) bei Gladbach auf dem rechten Rheinufer, drei Stunden von Deuz landeinwärts gelegen, damals kurpfälziſch, 1705 erbaut, wird jetzt (ſeit 1836) zu einer Kadettenanſtalt benutzt. In der Laube des dortigen Gartens ſprach Goethe über Spinoza (Anm. 560).

564. Der S. 170 unten gedachten Aufforderung, was in ihm ſich rege und bewege, kräftig darzuſtellen, ſuchte Jacobi redlich nachzukommen. Er ſchreibt dem Frankfurter Freunde am

26. August 1774 (Nr. 3 zu Ende): „Ich selbst habe in Deinem Namen den Plan zu einem Roman in Briefen entworfen und wirklich auszuarbeiten angefangen", — „Eduard Allwill's Papiere" (Iris, IV. 3, 1775), „Werther" nachgeahmt, noch ehe er erschienen war, Niemand recht befriedigend.

Welchen überwältigenden Eindruck Goethe's Persönlichkeit auf Jacobi und ebenso auf Heinse gemacht hatte, beweisen deren erhaltene Aeußerungen aus der nächsten Zeit (s. Werke, Bd. I. S. XCIII und XCIV), die sich steigerten, als Jacobi am 19. Oktober 1774 ein Exemplar „Werther's Leiden" von Sophie la Roche erhielt (Anm. 511 u. Briefw. zwischen Goethe und Jacobi, Nr. 5 u. 6). Noch citiren wir aus Jacobi's Schreiben an Goethe (Nr. 8 des Briefw.) vom 10. März 1775 die Stelle: „Auf und ab geh' ich nun wieder auf eben dem Boden [in Pempelfort], zwischen eben den Wänden und Thüren, wo ich zuerst Dich lieb gewann; wo ich nach unsrer ersten Trennung Dich — nicht wiederfand, wo ich in tiefer Verstummung wandelte, Dir nachsann, der Liebe pflegte im eigensten Innern meiner Seele."

Die Freundschaft Beider ward jedoch den ernstesten Proben sehr bald ausgesetzt, ohne ganz zu erlöschen; aber ihre fernere Entwicklung — eigentlich nur die Goethe's, denn Jacobi blieb Derselbe — trennte bald die Geister, oder wie Goethe es ausdrückt: „Wir liebten uns, ohne uns zu verstehen" (Werke, 40bdge Ausg., Bd. XXVII. S. 499). Der dort mitgetheilte Aufsatz über Jacobi entwickelt die Stelle S. 171 oben von der entgegengesetzten Richtung ihres Strebens ausführlich. Weiter auf die nie ausgeglichene Differenz Beider einzugehn, ist hier nicht der Ort. Nur das gehört noch hierher, daß jene Stelle Jacobi störend traf; zwei Briefkonzepte vom November 1815 (Nr. 122 a u. b) zeigen seine Argumente gegen die Richtigkeit derselben, die wesentlich darauf hinauslaufen, daß sie sich der „Verschiedenheit in ihrem Dichten und Trachten" von Anfang ihrer Bekanntschaft an klar bewußt gewesen. Dies ist nicht richtig; man braucht nur ihren Briefwechsel zu durchblättern, um sich zu überzeugen, daß sie von einer Verschiedenheit der Grundrichtung ihres Wesens Anfangs nichts wußten, daß eine solche jedoch bis zu Goethe's Gedicht: „Groß ist die Diana der Epheser" (1812) immer wachsend klaffte. Zunächst ließe überdies die Stelle S. 171 oben sich nur auf die dichterische Produktion beziehn.

565. Von Goethe's fernerer Rückreise seit Köln ist uns

nichts bekannt. Am 27. Juli aber war er wieder mit Lavater und Basedow in Ems vereinigt. Lavater verließ den Badeort am selben Tage (Herder's Nachl., II. S. 110), Goethe und Basedow blieben dagegen, der in Anm. 545 erwähnten Kurliste zufolge, bis in die zweite Woche des August. Aus dem an Jacobi aus Frankfurt geschriebenen Briefe Goethe's vom 13ten geht, jene Notiz bestätigend, hervor, daß er „vorige Nacht auf'm Postwagen durch Basedow's Grille gesessen", also Ems am 12. August verlassen hatte. Am 13ten war er wieder im väterlichen Hause, das seiner Mutter nach seiner und Lavater's Abreise, wie sie Diesem am 2. August schrieb, „so einsam, wie ausgestorben" erschienen war.

Der Straßburger Theologe Blessig traf im Herbst — wol im August — dieses Jahres dort bei Goethe noch Basedow an (s. Schmidt's Wagner, S. 7 u. 74, nach der Alsatia). Lavater und Goethe sahen sich erst im nächsten Jahre in Zürich wieder.

566. Von Goethe's Mahomet, dessen Leben (S. 172) der Dichter wol in Bayle's Dictionnaire gelesen hatte, war früher nur der u. d. T. „Mahomet's Gesang" unter die Gedichte aufgenommene Zwiegesang von Ali und Fatema bekannt (S. 173). Derselbe erschien im Herbste 1774, einen Monat nach Goethe's Rückkehr, in Boie's Musenalmanach zugleich mit dem „Wandrer" und Bürger's „Lenore" (Anm. 496); aber Boie hatte das Gedicht nicht erst jetzt erhalten, sondern durch Merck schon 1773. In dies Jahr fällt das Gedicht spätestens. Schöll (Br. und Aufs., S. 147 bis 154) hat auch die von Goethe für verloren gehaltne Hymne (S. 172) veröffentlicht, nebst einem sich anschließenden prosaischen Dialoge zwischen Mahomet und seiner Pflegemutter Halima. Die Hymne steht in unsrer Ausgabe Bd. III. S. 44 und 45. Jene Scene mag nun auf oder unmittelbar nach der Rheinreise 1774 entstanden sein; jedenfalls aber war die Konzeption des Drama's älter, was nicht ausschließt, daß die lebendige Anschauung des reformatorischen Wirkens der „Propheten", der beiden Reisebegleiter des Dichters, auf dieselbe befruchtend eingewirkt und die Wiederaufnahme und zugleich Umgestaltung des Plans herbeigeführt habe. Während der vier Wochen der Reise und des Emser Aufenthalts war Goethe dichterisch nicht unthätig. Dies zeigt sein von Hirzel (N. Verzeichniß, S. 180) mitgetheiltes Billet an Lavater aus der Zeit nach der Reise: „Hier, l. Bruder, ist das Versprochne und mehr. Das Dram, das ich der Meyer'n versprochen habe, ist

auf dem Wege ziemlich fertig worden, ich schreib' es ab und aus, und dann schick' ich's." Diese Frau Meyer, eine Bekannte Kestner's, hatte Goethe Mitte Juni 1774 in Frankfurt kennen gelernt (Kestner, Nr. 100). Urlichs hat nun bei Herausgabe der Briefe an die Fahlmer diese Stelle, mit dem in Nr. III jener Briefe vom 18. Oktober 1773 erwähnten „neuen Plan zu einem großen Drama" (in der Note 13) verbunden, auf den „Mahomet" bezogen. Aber jenes Drama war auf dem Wege ziemlich fertig geworden, während von dem „Mahomet" nur „Mahomet's Gesang" und jene kurze Scene vorhanden sind, die beiden Stücke, die auch Goethe allein erwähnt. Wäre das Stück vollendet worden, so wüßten wir mehr davon. Jenes Drama muß daher ein anderes sein, und da auch der „Cäsar", dessen das Schreiben an Schönborn aus demselben Juni gedenkt (Werke, 40bdge A., Bd. XXVII. S. 475), nicht über die ersten Anfänge hinausgelangt ist, so möchten wir in jenem Drama den „Prometheus" (Werke, Bd. VIII. S. 283—299) erblicken, dessen Geist ganz Goethe's damaliger Stimmung entspricht, und den Goethe sehr bald nachher, nämlich nachdem er ihn „ab- und ausgeschrieben", an Jacobi sandte, um ihn von demselben mit dessen Schreiben vom 6. November 1774 (Briefw., Nr. 7) zurückzuerhalten. Diese Produktion bespricht Goethe im folgenden Buche. Allerdings bleibt auffallend, daß er grade diese „der Meyer'n versprochen" haben sollte.

Funfzehntes Buch (S. 175 bis 204).

567. Goethe's edle Freundin von Klettenberg (S. 175) ist uns aus Theil II. S. 115 flgde bekannt. Sie wohnte am Bockenheimer Wall, wie sie selbst in ihrem Gratulationsschreiben an das Goethe-Schlosser'sche Paar vom Allerseelentage 1773 angiebt (Lappenberg's Reliquien, S. 154). Genauer ist ihre Wohnung oben in Anm. 310 bezeichnet.

Sie pflegte nett und reinlich am Fenster in ihrem Sessel zu sitzen. Ihre Kleidung deutete die Herrnhuterin an; das, so viel man weiß, von ihr allein noch existirende Bild, welches Goethe i. J. 1815 in Frankfurt als Geschenk erhielt und sich jetzt im Goethehause zu Weimar befindet, stellt sie als

Klosterfrau dar. Makarie in den „Wanderjahren" empfing noch spät Züge von der Jugendfreundin des Dichters (s. Lappenberg, S. 284).

Vernahm die Erzählungen meiner Ausflüge. In dem zuerst in der Wiener Reform vom 30. April 1868 aus dem dortigen Staats-Archive mitgetheilten Briefe der Rath Goethe an ihren in Rom weilenden Sohn vom 17. November 1786 (bei Keil Nr. 82) hätte die Klettenberg ihr nach solchen Erzählungen oft gesagt: „Wenn Dein Wolfgang nach Mainz reiset, bringt er mehr Kenntnisse mit als Andre, die von Paris oder London zurückkommen."

568. Das Bild der Klettenberg und ihrer Umgebung, welches Goethe mit den hier S. 175 und Bd. III. S. 43 mitgetheilten Versen begleitete, ist nicht bekannt. Sie selbst, Cordata, wie sie auch Lavater in Briefen an Herder nennt, schreibt Ersterem am 20. Mai 1774, sie sei „dreimal gemalt und dreimal gezeichnet — und nie getroffen worden" (Br. v. Goethe an helv. Freunde, S. 4). Damals fertigte Goethe für Lavater sowol ihren Schattenriß als ihr Bild an: „Hier ist ihr Bild, das ich gemacht habe, und das ihr gleicht wie eine Schwester der andern." Wenn Goethe nicht sagte, er habe Bild und Gedicht einer auswärtigen Freundin gesendet, so würden wir glauben, beides sei für Lavater bestimmt gewesen, Lavater's Bild oder Silhouette wäre in der zweiten Strophe gemeint und in derselben diejenige Stellung Beider zu Christus angedeutet, welche Goethe oben S. 156 und 157 ausführlich beschrieben hat (s. Anm. 539).

569. Maler Kersting (S. 175) zu Dresden hatte zur Zeit der Abfassung des Dritten Theils unsrer Biographie besonders durch Darstellungen der Maler-Ateliers von Kügelgen und Friedrich gezeigt, wie das Wesen von Personen durch ihre häusliche Umgebung auszudrücken sei (s. Goethe's „Annalen" v. J. 1813 und v. Biedermann's „Goethe und Dresden", S. 29).

570. Als einen Heiden gab sich der Dichter jenes Liedes (S. 176) durch den achten Vers, da er sich selbst von Denen ausschließt, für die Christus gelitten. Wie dies zu verstehen, läßt der Inhalt des mehrerwähnten gemeinschaftlichen Schreibens der Klettenberg und Goethe's an Lavater (Anm. 532, 539 und 568) erkennen.

Lappenberg hat mehrere Briefe der Klettenberg an Mitglieder

der Brüdergemeinde mitgetheilt; darin ist auch von einem grönländischen Missionsberichte (zu S. 176) die Rede, nach dessen Empfang i. J. 1768 sie selbst den „Glaubensheroismus" in sich fühlte, eine Missionsreise nach Grönland anzutreten; aber sie meinte doch später, den himmlischen Ruf dazu vergebens erwartet zu haben (Reliquien, S. 142 flgde).

In dem frommen vorzüglichen Manne (S. 176), unter dessen Schutze ein „einzelnes Auge", nach Goethe's schönem Bilde, Wurzel geschlagen, haben wir den Grafen Zinzendorf zu suchen.

Zur Antwort und zum Ausspruch des Looses (S. 177) ist heranzuziehn, was eben von dem Seitens der Klettenberg erwarteten Rufe zur Mission gesagt ist; dazu ihr Schreiben vom 24. Januar 1767 an den Bruder Schick (s. Anm. 306): „Die heutige Loosung [Psalm 84, 11] ist meines Herzens Ausdruck in dem Theil unsrer irdischen Bestimmung, und Preis sei Ihm, daß er mich in einer eiteln Stadt besonders wohnen läßt" (Lappenberg, a. a. O. S. 136).

571. Des Synodus zu Marienborn (S. 177), an welchem Goethe mit dem Legationsrath Moritz Theil nahm, ist bereits in Anm. 306 umständlich gedacht. Der Besuch fiel in das Jahr 1769, nicht aber, wie wir dort vermutheten, in den Frühling desselben, sondern in den Herbst, auf den 21. und 22. September, Herrn Düntzer's gütiger Belehrung zufolge, der dieserhalb auf Cröger's „Geschichte der erneuerten Bruderkirche", III. S. 115, verweist.

572. Wie Goethe sich hier (S. 177) darstellt, mochte er sich wol in jenem herrnhutischen Kreise gefühlt haben. Hätte Fräulein von Klettenberg jedoch seinen Seelenzustand nicht ganz anders aufgefaßt, so würde sie ihn nicht noch in ihrem letzten Lebensjahre mit Lavater im Verhältnisse zu Christus gleichgestellt haben; dies ergeben aber die oben (Anm. 539) angeführten Worte: „Er [Christus] wandelt mit Lavater und mit Goethe — ich kenne Ihn am Gang, noch werden Ihre Augen gehalten, daß Sie Ihn nicht erkennen."

Im Weitern (S. 177 u. 178) sucht Goethe den Grund des verschiednen Verhaltens der Einzelnen zur Lehre der Kirche von der Gnade und der Erbsünde in der verschiednen geistigen Anlage, je nach dem Vorwiegen der thätigen oder leidenden

Natur der Menschen. In ihrem Leiden sah Goethe noch 1829, einem Gespräche mit seinem Großneffen Alfred Nicolovius zufolge, die Quelle des Pietismus seiner Freundin, indem er ihr Lob stets mit dem Refrain beschloß: „aber freilich, sie war krank" (Lappenberg, a. a. O. S. 297). Dahin gehört auch sein gleichzeitiger Vers (Werke, Bd. III. S. 308, nach Matthäus 9, 12 und Lucas 5, 31):

„Gesunde kennen unsern Herrn
Weit besser als Ihr Kranken."

Goethe vergleicht mit der vom Lutherthum und Jansenismus vertretenen Lehre Augustin's, daß die Wiedergeburt nur durch göttliche Gnade bewirkt werde, die zu Ephesus i. J. 431 als ketzerisch verdammte Lehre des Pelagius, welche auch der Kraft des eignen Willens ihren Antheil an dem Werke beläßt. Genau genommen, giebt er (S. 177, Z. 8 v. unten) die Auffassung des Duns Scotus und der Franziskaner wieder, wonach der Mensch die Wiedergeburt aus eignen Kräften beginnt und die Gnade sie vollendet, während umgekehrt Thomas von Aquino mit den Dominikanern sie die Gnade beginnen und den Menschen zu ihrer Vollendung mitwirken läßt.

Der Annahme von der Verderbtheit des Menschen seit dem Sündenfall (S. 177) stellt Goethe (S. 178) die ihm in ihrer Herrlichkeit erschienene Natur, also auch die menschliche Natur entgegen, den Wirkungen der Gnade das zum Nutzen Andrer um der Pflicht willen geübte menschliche Thun. Er tritt mit der letzten Forderung nach der praktischen Seite ganz auf den Standpunkt Friedrich's des Großen, nach der theoretischen auf den Spinoza's, Lessing's und Kant's (vgl. Dilthey, Leben Schleiermacher's, I. S. 65, Goethe's Divan, IV. 12, und Spinoza's Qui Deum amat, oben S. 430). Anläßlich eines Konflikts mit Professor Riemer rieth Goethe Diesem in einem ungedruckten Briefe vom 19. Mai 1809, sich nach einem Amte umzusehen, „und geschähe es auch nur, um die Ueberzeugung bei Sich zu nähren: daß in jeder Lage des Lebens eine bestimmte Thätigkeit von uns gefordert wird, und daß wir nur insofern etwas gelten, als wir den Bedürfnissen Andrer auf eine regelmäßige und zuverlässige Weise entgegenkommen".

573. Die Geschichte des ewigen Juden (S. 178 bis 180) wird so umständlich erzählt, weil das erst nach Goethe's Tode gedruckte Gedicht (s. Werke, Bd. I. S. XCIX, u. Bd. III. S. 181

bis 189) nur zum geringsten Theile ausgeführt, damals aber auch in seiner fragmentarischen Gestalt ganz unbekannt war. Der gewählte Hans Sachsische burleske Ton wirkt hier außerordentlich glücklich, macht aber in den Christus betreffenden Partien das Gedicht von selbst zur Parodie des Klopstock'schen „Messias". Es enthält des Dichters Selbstbefreiung von den pietistischen Einflüssen. Schwerlich wird er es der Klettenberg gezeigt haben; wenn aber Lavater unter den ihm von Goethe vorgelesenen Arbeiten auch „Epopee und Knittelvers" anführt (Anm. 534), so kann darunter nur diese Epopee in Knittelversen gemeint sein. Daraus, sowie aus der Verbindung des Gedichts mit Spinoza ergiebt sich die Zeit der Abfassung. Siehe auch Ital. Reise, Schluß des Briefs vom 27. Okt. 1786.

Der ewige Jude, Ahasverus, ist der Sagenbruder des Faust. Görres theilte die Sage 1807 in seinen „Teutschen Volksbüchern" (Nr. 33, S. 200—203) nach einem westphälischen Volksbuche v. J. 1634 mit. Sie ist nicht aus der Bibel geschöpft, obschon die Worte: „Dieser Jünger stirbt nicht" und: „So ich will, daß er bleibe, bis ich komme" des Evangeliums Johannis (21, 23) den Keim zu enthalten scheinen; der Name Ahasver ist zwar im Alten Testament bekannt, aber nur zur Bezeichnung der persischen Könige. Görres und Gräser weisen die erste Spur der Sage im 13ten Jahrhunderte nach: in Armenien lebe noch ein Mann, der ehemalige Pförtner des Pontius Pilatus, der Christus gesehn, Namens Cartaphilus, getauft Joseph. In der Form, welche die Sage 1547 erhielt, war derselbe bereits „ein Schuhmacher von Jerusalem", und in dem Volksbuche von 1634 heißt er Ahasverus. Goethe zuerst hat die Sage poetisch bearbeitet, obschon Schubart's Rhapsodie „Der ewige Jude" (1787), A. W. Schlegel's gleichnamiges Gedicht, A. Schreiber's Ballade (1807), W. Müller's Gedicht, selbst Chamisso's „Neuer Ahasver" (uns. Ausg. seiner Werke, Bd. I. S. 188) und romanhafte Behandlungen des Stoffes (von Franz Horn 1818 in der Novelle „Der ewige Jude" und von Hauff in den „Memoiren des Satans") sowie die dramatische in Klingemann's Trauerspiel (1827) u. a. m. die Priorität des Drucks für sich haben. Auch seitdem ist der Wandrer nicht zur Ruhe gelangt (s. F. Helbig, die Sage vom Ewigen Juden, ihre poetische Wandlung und Fortbildung, Berlin 1874). Wir heben Lenau's weltschmerzliches und -feindliches Gedicht (in den Haidebildern), Mosen's Epos „Ahasver" (1838), Eugen Sue's

und Andersen's gleichnamige socialistische Romane (1844 und 1847) und die neuste, in mehreren Auflagen verbreitete Bearbeitung von R. Hamerling „Ahasver in Rom, eine Dichtung in sechs Gesängen" hervor. Aufs Höchste bleibt zu bedauern, daß Goethe damals in dem angeschlagenen heitern und parodistischen Tone nicht auch den Besuch des ewigen Juden bei Spinoza, wie er beabsichtigte, ausgeführt hat; denn das Ereigniß, wodurch das Gedicht geendigt werden sollte (S. 180), dürfte jener Besuch gewesen sein (s. Thl. IV. S. 8 dieser Biographie).

B. Auerbach hat in seinem Kulturroman „Spinoza" jenen Gedanken aufgenommen: in einem Epiloge tritt Ahasver an das Bett des Philosophen, und der Roman schließt mit dem Kusse des sterbenden Ahasver (vergl. Jul. Schmidt, Allg. Zeitung 1874, Nr. 125, Beil.), während Heller in seinen „Wanderungen des Ahasver" (1865) diesen bei Goethe selbst Ruhe finden läßt.

574. Von dem „herrlichen Ahasverus-Fragment", wie Scherr jenes Gedicht genannt (Hammerschläge ꝛc. 1872, S. 406), wendet sich Goethe zu seinem titanischen Jugend-Drama Prometheus (S. 181—183).

Hinsichtlich der Zeit der Entstehung desselben haben wir keine frühere Spur als den Brief Jacobi's Nr. 7 vom 6. November 1774, mit welchem er „dies Drama" dem Dichter zurücksendet; s. Strehlke's Vorbemerkung zum „Prometheus", Werke, Bd. VIII. S. 277 flgde. Seit Abfassung derselben ist Näheres über die Handschrift des Drama's bekannt geworden. Obige Inhaltsangabe des Stücks (S. 182) machte Goethe nach der Erinnerung, er besaß die Handschrift nicht mehr, und vermuthlich ist sie längst zu Grunde gegangen. Aber Lenz hatte eine von ihm selbst gefertigte Abschrift des Stücks mit nach Livland genommen, wo dieselbe im Jahre 1819 auch nicht mehr aufzufinden war. Ein Dr. Wetterstrand in Livland besaß jedoch eine Abschrift der Lenz'schen Kopie, und eine Abschrift jener Abschrift ist es, welche Goethe im Jahre 1819 durch seinen Freund, den Professor Seebeck in Berlin, erhielt. Nach dieser Kopie — welche daher von dem Originale durch zwei Abschriften getrennt ist — veröffentlichte Goethe das Drama in der Ausgabe seiner Werke letzter Hand 1830 (Bd. XXXIII, S. 241 bis 264). Goethe's Briefe an Seebeck über die Angelegenheit kennen wir nicht; aber aus der Seebeck'schen Antwort vom 11. Dezember 1819 (Neue Mittheil. aus Goethe's handschr. Nachlasse, Bd. II.

Nr. 341, 1874) geht hervor, daß Goethe die Abschrift, welche gar nicht seinen Namen trug, als ein aus zwei Akten bestehendes Fragment gekennzeichnet hatte. Denn Seebeck schreibt: „Ist aber das, was Sie hier erhalten, auch das ganze Fragment, welches Sie Lenzen mitgetheilt hatten? Es scheint so, denn zwei Akte sind es wirklich". Dadurch bestätigt sich, wie Düntzer stets angenommen (s. Dessen Schrift über Goethe's Prometheus und Pandora, 1850, S. 40 u. 41), daß der das Gedicht „Prometheus" enthaltende „Dritte Akt" (Werke, Bd. VIII. S. 297—299) ursprünglich gar nicht dem Drama angehörte, sondern von Goethe erst nachträglich, und zwar zuerst oben (S. 182) und dann 1830 bei der Herausgabe des Stücks damit in Verbindung gebracht worden ist.

Früher, schon 1785, ward das nach dem Drama, zu Ende 1774, entstandne Gedicht „Prometheus" (Werke, Bd. I. S. 162) durch Jacobi ohne Goethe's Vorwissen als zweiter unpaginirter Anhang seiner Streitschrift „Ueber die Lehre des Spinoza in Briefen an den Herrn Moses Mendelssohn", zugleich mit einer Nachricht wegen möglicher Konfiskation dieses Gedichts gedruckt. Goethe nahm es dann seit 1789 in seine Werke auf, obgleich Jacobi es für ein „in sehr harten Ausdrücken gegen alle Vorsehung gerichtetes Gedicht" erklärt hatte.

Lessing bekannte sich anläßlich dieses Gedichts zum Spinozismus. Jacobi hatte ihm dasselbe, ohne den Dichter zu nennen, am 6. Juli 1780 in der Erwartung mitgetheilt, Lessing werde daran Aergerniß nehmen; es gefiel ihm jedoch nicht allein sehr, sondern er erklärte auch den Standpunkt des ἓν καὶ πᾶν, aus dem es genommen sei, für seinen eignen. Auf Jacobi's Bemerkung, er wäre dann mit Spinoza ziemlich einverstanden, erwiderte Lessing: wenn er sich nach Jemand nennen solle, so wisse er keinen Andern. Nach Lessing's Tode glaubte Mendelssohn seinen verstorbnen Freund gegen Jacobi von dem Vorwurfe, wie er meinte, des Spinozismus befreien zu müssen. Mendelssohn starb vor dem Druck seiner Gegenschrift „An die Freunde Lessing's" am 4. Januar 1786, und der Herausgeber derselben, J. J. Engel, behauptete, Jacobi's Schrift habe den nächsten Anlaß zu Mendelssohn's Tode gegeben. Darauf beziehen sich Goethe's obige Worte vom Zündkraut einer Explosion (S. 182). Das Nähere s. in Düntzer's angeführter Schrift über Prometheus und Pandora, S. 42 bis 45. Aehnlich schrieb Goethe nach dem Wiederauffinden des Drama's „Prometheus"

von dem Gedichte an Zelter den 11. Mai 1820: „Du erinnerst Dich wol kaum, daß der gute Mendelssohn an den Folgen einer voreiligen Publikation desselben gestorben ist."

Dazu im Einzelnen:

a. Der Spruch: Arzt, hilf Dir selber (S. 181), ist aus Evangel. Lucas 4, 23.

b. Der Spruch: Ich trete die Kelter allein (das.), aus Jesaias 63, 3.

c. Mit der die Menschen hervorbringenden Mittelfigur (S. 182) vergl. Lucifer, den Demiurg der Gnostiker und die Titanen (Thl. II. S. 359).

d. Der titanische Sinn gab Goethe's Dichtungsart keinen Stoff (S. 182 unten), weil diese nicht auf die Negation, sondern auf die Bejahung angewiesen war.

e. Unter den die Kunstnatur und die Naturkunst verkündenden Gedichten jener Zeit (S. 183) heben wir „Künstlers Abendlied" (Werke, Bd. II. S. 188), „Monolog des Liebhabers" und das „Sendschreiben" [an Merck] hervor (daselbst, S. 191 und S. 192).

575. Am 11. Dezember 1774 erstattete Knebel den S. 183 und 184 beschriebenen Besuch. Der dreißigjährige junge Mann, der von 1765 bis 1773 als Lieutenant in preußischen Kriegsdiensten gestanden, aber vorzugsweise seinen belletristischen Neigungen gelebt und mit Mendelssohn, Ramler, Nicolai, Gleim und Boie literarische Anknüpfungen gefunden hatte, war erst seit zwei Monaten als Hauptmann und Gouverneur des Prinzen Konstantin in weimarische Dienste übergetreten. Die weimarischen Prinzen berührten Frankfurt auf ihrer Bildungsreise nach Paris und entsendeten hier sogleich den in ihrer Begleitung befindlichen Dichter an den berühmten Verfasser des „Götz" und des unlängst erschienenen „Werther". Goethe hatte Knebel in der Halbdämmerung seines mit halbfertigen Arbeiten, d. h. Zeichnungen und Malereien, besteckten Zimmers für Fritz Jacobi gehalten (S. 183), weil sich Letzterer bei ihm zu dieser Zeit angemeldet hatte (s. Briefw. Beider, Nr. 7). Knebel und Jacobi standen auch in demselben Alter und waren gleicher Statur.

Die Mädcheninsel des Anakreontiker Götz (S. 183 unten), des Günstlings von Ramler — der auch nach Götz's Tod Dessen „Vermischte Gedichte" 1785 herausgab — war damals durch den Göttinger Musenalmanach a. d. J. 1775 eben weiteren

Kreisen bekannt geworden. Schon vorher hatte Schmid jene Elegie in seine „Anthologie der Deutschen" (III. S. 297—304) aufgenommen und Knebel danach in Potsdam einen Separatdruck in lateinischen Lettern besorgt. Ein Exemplar kam in Friedrich's des Großen Hände. Bei der Beschreibung eines dem Dichter gemachten Besuchs äußerte Knebel die Vermuthung (in Herder's Adrastea, Stück 10), die „Mädcheninsel" sei das einzige deutsche Gedicht, welches dem Könige vollen Beifall abgezwungen habe.

576. Bei den berühmten Schauspielern (S. 184) hat Goethe Eckhof im Auge, der von 1772 bis 1774 mit der Seyler'schen Truppe in Weimar spielte, bei den Autoren Wieland, Sigm. v. Seckendorf und Bertuch, und als Komponisten Herrmann, Wolf und Schweitzer. Auf den Schloßbrand vom 6ten Mai 1774 spielen die Goethischen Verse an: „Dieser alte Weidenbaum" (Werke, Bd. III. S. 173). An dem Bau des neuen Schlosses sollte der Dichter später einen wesentlichen Antheil nehmen.

577. Ueber die hier (S. 184) von Goethe nur angedeuteten Verhältnisse aus der Regierungszeit der Herzogin Amalia von Weimar geben die auf Grund der Original-Urkunden verfaßte vorzügliche Schrift des Freiherrn v. Beaulieu-Marconnay: „Anna Amalia, Karl August und der Minister von Fritsch" (1874), und die ältere Schrift Düntzer's „Goethe und Karl August" (1861) die sicherste Auskunft.

Danach war der Graf Görtz seit 1762 in der Stellung als Erzieher des Erbprinzen und nach dem Regierungsantritte seines Zöglings Oberhofmeister der Gemahlin desselben, bis er 1778 in den preußischen diplomatischen Dienst übertrat, ohne die Verbindung mit Karl August ganz zu lösen.

Wieland's Anstellung in Weimar als Lehrer der Prinzen 1772 war die Folge des großen Eindrucks, den sein „Goldner Spiegel" und die Prinzen-Erziehung des weisen Danischmend auf Herzogin Amalia gemacht hatte (s. Beaulieu, a. a. O. S. 39 bis 53, mit den zwischen der Herzogin und Wieland vor seiner Anstellung gewechselten Briefen, sowie wegen „Knebel's Anstellung in Weimar" ebenda, S. 109—139).

578. Möser's „Patriotische Phantasien" (S. 185, in Verbindung mit S. 139—141), waren, wie Goethe S. 139 richtig bemerkt, schon seit einigen Jahren (1766) in der Gestalt

kleiner Aufsätze staatsbürgerlichen Inhalts in den Beilagen zu den Osnabrückischen Intelligenzblättern herausgekommen. Möser fuhr damit bis in die Anfänge der französischen Revolution fort. Im Jahre 1774 gab seine Tochter, Frau v. Voigts, (S. 139) den ersten Theil dieser Aufsätze, vorzüglich aus der Zeit von 1768 bis 1770, unter dem von ihr gewählten schon genannten Titel heraus, dem der zweite Theil auf dem Fuße folgte. Goethe setzte sich mit ihr erst nach der Abreise der weimarischen Prinzen und nach seiner Rückkehr aus Mainz, also wol unter dem Einflusse der dort und in Frankfurt mit Jenen geführten Unterhaltungen in Verbindung (S. 139). Sein in die Werke (40bdge Ausg., Bd. XXVII. S. 480) aufgenommenes erstes Schreiben an Dieselbe ist vom 28. December 1774 datirt, mit der Hauptstelle: „Hier (aber), Madame, nehmen Sie meinen einzelnen Dank für die Patriotischen Phantasien Ihres Vaters, die durch Sie erst mir und hiesigen Gegenden erschienen sind. Ich trage sie mit mir herum; wann, wo ich sie aufschlage, wird mir's ganz wohl, und hunderterlei Wünsche, Hoffnungen, Entwürfe entfalten sich in meiner Seele." In der Antwort scheint, außer der oben (S. 139) gedachten Aeußerung, daß die Herausgeber gefürchtet, der Stoff sei zu lokaler Natur, um in andern deutschen Landen zu gefallen, eine kritische Bemerkung Möser's über Goethe's Schriften, etwa über den „Werther", enthalten gewesen zu sein. Denn als Möser i. J. 1781 die neuere deutsche Literatur, namentlich Goethe und seinen „Götz" gegen Friedrich den Großen öffentlich in Schutz nahm, schrieb ihm Frau von Voigts: „Sie hätten nach meiner vormaligen Antwort wol nicht gedacht, daß mein alter Vater noch Ihr Vertheidiger werden und Ihre Sache gegen den großen Friedrich aufnehmen würde" (J. Möser's sämmtl. Werke, ed. Abeken 1843, Bd. X. S. 241, wo noch vier Briefe Goethe's an sie abgedruckt sind, S. 242—246).

579. Goethe's Recension der „Patriotischen Phantasien" — denn das ist seine Wiedergabe des Inhalts (oben S. 139—141 und 185), und zwar nach Art der Engländer eine mehr positive als kritische, in die Essayform übergehende Besprechung — zeigt, mit welchem innern Genusse er 1813 die vor vierzig Jahren empfangenen Eindrücke durch Wiederlesen des Buchs aufgefrischt hatte. In vieler Hinsicht war Möser zum Vorbild für Goethe in seiner amtlichen Thätigkeit nicht minder als für den

Herzog Karl August geworden. Jene „Patriotischen Phantasien" haben für die Zeit (S. 185), wo von der ersten Anknüpfung des für Goethe's Leben entscheidenden Bundes die Rede ist, eine providentielle Bedeutung. Die „Wünsche, Hoffnungen und Entwürfe" (in dem Schreiben an Frau von Voigts) fanden durch jenen Bund ihre Verwirklichung auf einem Theater, welches demjenigen, für welches das Möser'sche Buch ursprünglich bestimmt war, in vielen Beziehungen gleichkam.

Die „Phantasien" lagen ganz in der Richtung der damaligen Reformbestrebungen Friedrich's und Joseph's; zumal in Wien wurden sie gut aufgenommen, und der Kaiser setzte sich mit dem Verfasser persönlich in Verbindung (Möser's Werke, X. S. 181). Was die Verwaltungs- und Justiz-Kollegien damals in den dem Fortschritt ergebenen deutschen Ländern beschäftigte, die Fragen über Abschaffung der Tortur und der Leibeigenschaft, die Wegebesserung, das Schulwesen, die pädagogischen Neuerungen, die Abschaffung der vielen Feiertage, die Verlegung der Kirchhöfe, das Impfen der Blattern, der Seidenbau, das Verbot des Kaffeetrinkens, das Schwimmenlernen u. dgl. mehr, Alles tritt bei Möser unmittelbar vom grünen Tisch in kurzen, scherzhaften, oft paradoxen Sätzen, vielfach eingekleidet in Brief- und Novellenform vor das Publikum. Das Gleiche ist der Fall mit einer Menge Rechtsfragen, mit dem Schulden- und Abgabenwesen, mit der Ablösung der Zehnten, mit Handwerk und Industrie: denselben Gegenstand, den der Advocatus patriae amtlich begutachtet, behandelt er noch einmal in einer populären Form, um ihn auch vor den Gerichtshof der öffentlichen Meinung zu ziehn. Die Aufsätze sind daher Ergebnisse der Studien, zum Theil tiefer und ernster Studien, eines Praktikers. Mit Recht vergleicht Goethe den Verfasser mit Franklin (S. 141). Aber daher kommt es zugleich, daß Möser weder in der Geschichte der Rechts- noch der eigentlichen Staatswissenschaft und der Nationalökonomie sich einen Namen erworben hat. Er ist auf diesen Gebieten der populärisirende Tagesschriftsteller, ein Repräsentant des gesunden Menschenverstandes, den er auf ihnen überall zur Geltung bringt. Obschon Möser über diejenigen Schranken dieses Standpunkts nicht hinausgelangt, welche Goethe in Nr. 61 seiner „Sprüche in Prosa" andeutet (vergl. z. B. Möser's „Abgerissene Gedanken", Werke, Bd. V. Nr. 6), er auch mit Nicolai, seinem spätern Biographen, in engster Verbindung steht, so ist er doch von den Aufklärern des vorigen Jahrhunderts durch drei Grundrichtungen

seines Wesens, auf welchen seine Geistesverwandtschaft mit Goethe beruht, unterschieden. Die eine ist seine historische Tendenz, die Erklärung des Vorhandenen aus der Vergangenheit (oben S. 139 u. S. 185). Diese Richtung gewann ihm Herder's Antheil, durch den wieder Goethe zuerst von ihm erfuhr (ebenda). Möser's poetisirende und phantasirende Auffassung altdeutscher Rechtsverhältnisse bezeichnet eine Vorstufe der spätern wahrhaft geschichtlichen und wissenschaftlichen germanistischen Forschungen, namentlich auch der Grimm'schen. Damit zusammenhängend als Zweites die ganz konkrete Behandlung des Stoffs, das Widerstreben gegen den Einfluß allgemeiner Gesetze (Möser's Werke, Bd. II, Nr. 2), und drittens seine Deutschheit. Er ist ein Feind des generalisirenden französischen Geistes, der staatlichen Centralisation und nach dem Ausbruche der französischen Revolution ein Gegner der Aufstellung allgemeiner Menschenrechte. Er schreibt sowol gegen Voltaire (in seinem Anti-Candide) als gegen Rousseau's Contrat social (a. a. O., Bd. V, Nr. 42). Grade aus den Möser'schen Gesichtspunkten verwarf auch Goethe jene Umwälzung; ihm mußten viele Artikel der „Phantasien" (wie Bd. III, Nr. 20) aus der Seele geschrieben sein. Auch in Möser's Spott über die neuere Empfindsamkeit, die nicht vertragen könne, daß man einem Täubchen den Hals umdrehe oder einer Ente den Kopf abhacke, wird Goethe, obgleich Verfasser des „Werther", ebenso eingestimmt haben wie in Möser's Klagen über den Mangel natürlichen Lebens: „Kein Ellenbogen auf dem Tische, kein Glas in der Hand, kein Auge das glühet, kein Herz das lacht" (das., Bd. I. S. 348).

Auf die Folgen des Verfalls der Hanse (Goethe, S. 140), auf die veränderte Stellung, in welche die im Binnenlande gelegenen Bundesorte zu Seestädten wie Bremen, Hamburg, Lübeck dadurch gedrängt worden und welche England, als Erbin gewissermaßen der Hanse, eingenommen, — wie Goethe nach dem Druck der spätern Kontinentalsperre besonders einleuchtend gewesen sein muß, — kommt Möser wiederholt zurück (Patr. Phant., Thl. I, Nr. 2: „Gedanken über den Verfall der Handlung in den Landstädten", und S. 355).

Mit dem von ihm vertretenen Prinzip der Selbstverwaltung ergab sich von selbst die Werthhaltung der kleinen Staaten und der durch sie bewirkten Ausbreitung der Kultur (Goethe, S. 185). Fr. v. Moser entgegen, der in seiner Schrift „Vom deutschen Nationalgeiste" (1765) aus der Zersplitterung und Un-

einigkeit den Verfall Deutschlands herleitet, hebt Möser die Nachtheile der Einheit und Einförmigkeit hervor, wo nur Einer zu befehlen, alle Andern zu gehorchen hätten. Indessen sagt er auch: „Zu viel Fürsten, zu viel Adel, zu viel Gelehrte sind der Ruin des Staates" (Patr. Phant., V, Nr. 5). Goethe spricht pro domo, indem er auf seine Seite tritt (vergl. Eckermann, Bd. III. S. 270—273). Damals, als er dies schrieb, war jedoch die Periode seines muthigen Eingreifens in die Regierung eines Landes längst vorüber, und er behandelt seine hierauf gerichteten früheren enthusiastischen Bestrebungen, denen er einen Theil seiner besten Lebenskraft gewidmet, im Schlußsatze des Dreizehnten Buchs (S. 141) als *süßen und schönen Wahn*.

580. Wie die oben S. 187 und 188 mitgetheilten, in dialogische Form gebrachten Spruchreime aufzufassen seien, giebt Goethe selbst klar an: es sind alte deutsche Kernworte *amplifizirt* (S. 188) sowol im Sinn als im Gegensinn. Sie sind ganz gleichartig mit der so umfangreichen spätern Goethischen Spruchpoesie. Die *Auswahl*, welche oben (S. 188) zugesagt wird, erschien 1815 in der neuen Ausgabe der Goethischen Gedichte als Abtheilung „Sprichwörtlich" (Bd. II. S. 157—184; in unsrer Ausgabe Bd. II. S. 319—340).

Nach Riemer (Briefe von und an Goethe, S. 366) wäre die Quelle der obigen „Waid- und Kernsprüche" ein Aufsatz von Fr. v. Moser „Das Hofleben. Ein Bild aus dem sechzehnten Jahrhundert" (in Desselben „Mannichfaltigkeiten" 1796. Bd. I. S. 150—152, aus Theobald Hoeck's „Schönem Blumenfeld", Liegnitz 1601, Kap. 24 „Vom Hoffleben"; vergl. auch Moser's „politische Waydsprüche", a. a. O., II. S. 74). Es sind dort sechs ähnliche, aber nicht die Goethischen Spruchreden mitgetheilt; von diesen kommt nur die erste, vielverbreitete in dem zweiten Gedichte bei Moser in der Form vor:

Lang z' Hoff, lang z' Hölle,
Kein Gelt, kein G'selle.

Die Quelle dieses ersten Spruchs, Renner „Vom Hofleben", ist bereits Bd. III. S. 407 angegeben. Danach in Agricola's Sprichwörtern 1529. Nr. 262 (I. 115) und in Zincgref's Apophthegmata (IV. S. 406—408, 420, 421 und V. 190), auch in der Form: „Jung zu Hof, alt zu Hölle" bei Neander (ed. Latendorf, S. 19 und 21).

Der Dialog Nr. 2 klingt in vielen Sprüchen an; der Vers des A. in den Reimen: „Wer sein eigener Herr kann sein, Geh' keinen Dienst bei Herren ein" (Simrock, Sprichw., S. 244; ähnlich die folgenden bis S. 254) und „Eigen was, Wie gut ist das!" (Michaelis, Apophth., Nr. 2946) nach der Aesop's Fabeln, Buch II. 1 entnommenen Devise des Paracelsus: Alterius non sit qui suus esse potest (Menagiana, III. S. 133). — Der Vers des B. enthält eine Anwendung des von Erasmus (Proverbia, ed. Messerschmidt 1759, S. 167) citirten Worts: Simul et da et accipe, welches in Goethe's Gedicht „Wie Du mir, so ich Dir" (Bd. II. S. 265) etwas verändert wiederkehrt. Vergl. des Michaelis Spruch: „Wer Vortheile will haben, muß auch Vortheile machen" (Apophth., Nr. 1670) und des Menander in H. Grotius' Uebersetzung: Capias ut iterum, redde, quod jam ceperas.

Nr. 3 spielt mit Erasmus' Sprichwort vom „Krauen und jucken" (S. 480), nach Masson (Weisheit des Volks, S. 209): „Wo man juckt, da kratzt er sich", und nach Neander (ed. Latendorf, S. 20): „Krau mich, so juck' ich Dich."

Zu Nr. 4 citiren wir Agricola's Spruch: „Wer kleinen Herren dienet, der ist selbs Herr mit", zu Nr. 5 Desselben: „Herren Hold (oder „Dienst") erbt nit", oder nach Neander: „Lieber Kittel reißt nicht, Herren Gunst erbet nicht" (ed. Latendorf, S. 21). Schon in Fischart's „Gargantua" kommt vor: „Großen Herren und schönen Frawen, Soll man wohl dienen und übel trawen" (Grimm, V. Sp. 2552).

Zu Nr. 6, A. endlich möge der lateinische Spruch: Vive tibi et longe nomina magna fuge, und die Strophe aus Logau's Sprüchen „Vom Hofleben" (Original-Ausg., S. 207, 219—221) angeführt werden:

„Wer ihm selbst kann frei befehlen,
Wer ihm selbst gehorchen kann,
Mag sich unter diese zählen,
Die der Himmel lachet an."

Daß Nr. 6, B. auf einer Anekdote über Themistokles beruht, ist in den Anmerkungen zu jenen Versen in Bd. III der Gedichte bemerkt.

Der Spruch oben S. 186 vom Kirschessen mit großen Herren erscheint bei Luther (V, 271b) in der Gestalt: „Herrn

wollen Vortheil haben, und man soll mit Herrn nicht Kirschen essen, sie werfen einen mit den Stielen."

Unsre Parallelstellen und die Sprüche über „Herrendienst" bei Grimm (IV. 2, Sp. 1128 u. 1129) zeigen die weite Verbreitung dieser Art volksthümlicher Satire gegen die Höfe im 16ten Jahrhundert. Auch den beiden folgenden Jahrhunderten blieb diese Tendenz, wie Logau, Hoeck, Rist's „Hofleben" (in Matthisson's Anthol., I. S. 109 u. 110), Löwen's „Hoflitanei" und noch Gellert bekunden. Die heutige Zeit kennt den „glücklichen Dichter" nicht mehr, der Gellert (uns. Ausg., I. S. 81) erstaunt fragen läßt:

„Ein Dichter, der bei Hofe war —
„Bei Hofe? Was? Bei Hofe gar?"

Daß Goethe's Vater als geborner Frankfurter sich von Höfen und Herrendienst kaum einen Begriff machen konnte, ist im Ersten Theile S. 70 erwähnt. Dieser Punkt blieb unausgeglichen zwischen Vater und Sohn (Eckermann, II. S. 61).

581. Der Verhaftung Voltaire's zu Frankfurt (S. 189) im Jahre 1753 ist gleichfalls schon im Ersten Theile S. 70 u. 287 Erwähnung geschehn. Sie erfolgte jedoch nicht im Gasthof zur Rose (Zeil), sondern im „goldnen Löwen" (Fahrgasse). Die Frankfurter Frage- und Anzeigeblätter enthalten unter dem 8. Juni 1753 die Notiz: „Ankommende Passagiers: Monsieur Voltaire, königlich französischer Kammerjunker, kommt von Kassel, logirt im guldenen Löwen." Vergl. La Correspondance de Voltaire, Tome VI. p. 370, besonders das Journal de ce qui s'est passé etc., p. 335 flgde. Der Maler Back erhielt von Voltaire damals eine Ohrfeige (Gwinner's Kunst, S. 283). Varnhagen hat den ganzen Vorfall in seinen „Denkwürdigkeiten", Bd. VIII, aktenmäßig beschrieben (s. auch Stricker's Bezieh., 9—11).

582. Der Mainzer Aufenthalt (S. 190 und 191). Nach dem gemeinschaftlichen Schreiben Goethe's und Knebel's an des Letztern Schwester, datirt Mainz, den 13. Dezember 1774 (Briefw. zwischen Goethe u. Knebel, Nr. 1), hatte sich zwischen beiden Briefstellern schnell ein freundliches Verhältniß gebildet; Knebel war am 12ten in Frankfurt Goethe's wegen zurückgeblieben, die übrige Weimarische Gesellschaft dagegen nach Mainz aufgebrochen, wohin dann Goethe und Knebel am 13ten früh ihr nachfolgten. Der Brief ist dort nach Tische geschrieben, als sie die Prinzen

in dem Gasthof „Zu den drei Kronen" (ebenda, Nr. 2) schon begrüßt hatten, und vor dem Besuch der „Komödie". „Recht wie vom Vogel Greif in eine fremde Welt unter alle die Sterne und Kreuze hinuntergeführt" (ebenda) erschien sich der junge Dichter. Am 15ten wollten die Prinzen Mainz verlassen, und wenn der Aufenthalt Goethe's auch nicht länger währte, so war das hinreichend, um seine Theilnahme an der Beerdigung des am 13ten im Alter von 51 Jahren verstorbenen Fräuleins von Klettenberg unmöglich zu machen. Wir citiren aus Goethe's Schreiben an Sophie la Roche vom 22. Dez. 1774 (Deren Leben von L. Assing, S. 368) die Stellen: „Meine Klettenberg ist todt. Todt, eh ich eine Ahnung einer gefährlichen Krankheit von ihr hatte. Gestorben, begraben in meiner Abwesenheit, die mir so lieb! so viel war" (zu oben S. 191 u. 192), und: „Ich war in Mainz. Dahin nachgereist Wieland's Prinzen, das ein trefflicher Mensch ist. Ich hab' von da aus Wielanden geschrieben [zu oben S. 191], es fiel mir so ein, hab' auch eine Antwort, wie ich sie vorfühlte. Das ist was Verfluchtes, daß ich anfange, mich mit Niemand mehr mißzuverstehn" (vgl. An Knebel, Nr. 2).

Nach Kriegk (Goethe als Rechtsanwalt, S. 513 flgde) vertrat Goethe die Testaments-Erben der Klettenberg bei der Auseinandersetzung über ihren Nachlaß, und diese Angelegenheit beschäftigte ihn noch im Oktober 1775 kurz vor seinem Abgange nach Weimar.

583. Jenes famose Stück „Götter, Helden und Wieland" (S. 190 u. 191) hatte Lenz im Frühjahr 1774 zu Kehl (Straßburg S. 191 ist ungenau) drucken lassen. Es ist vielleicht dasselbe Drama Goethe's, welches Lenz an Lavater zur Ansicht schickte (Alsatia 1873, S. 77. Lavater an Röderer, den 19. Februar 1774).

Die Farce ist Ausdruck der Haupttendenzen der „Stürmer und Dränger": der Verehrung Shakespeare's und der Griechen (S. 190), des Naturkultus und der Abneigung gegen die „antik-gallische Kultur" (Werke, Bd. XXIX. S. 261), von welcher Wieland durch und durch infizirt war. Seine Noten zur Shakespeare-Uebersetzung (S. 190) werden auch in dem Stücke gerügt. Admet sagt: „Wär' er klug, und er könnte .... die Noten zum Shakespeare mit Blut abkaufen, er würde es thun" (Werke, Bd. VIII. S. 270; s. die Note dazu). Besonders forderte die große Selbstgefälligkeit und Prätension, mit der Wieland im

„Merkur" über seine „Alceste" in Briefen (S. 190) sich erging, und vielleicht noch mehr die Art, wie jene Selbstkritik von Andern bewundert und gepriesen wurde, Goethe's Spott heraus. In den Frankfurter gel. Anzeigen (Nr. 51 vom 25. Juni 1773) hieß es in einer von Weimar eingesandten Anzeige der drei ersten Bände des „Merkur": „Der größte Schmuck des ersten Bandes ist die Zergliederung, die Wieland von seiner Alceste, der Meister von seinem eignen Werke, gemacht hat, und die Rechenschaft, die er uns über seine Abweichungen vom Euripides giebt. Wer Lust zu lernen hat, lerne hier!" Im Uebrigen vgl. die Vorbemerkung zu dem Stücke (Werke, Bd. VIII. S. 255—259), namentlich hinsichtlich der geistreich abschließenden Erklärung Wieland's im Juliheft des „Merkur" (zu S. 191).

Der Sonntag Nachmittag (S. 190 u. 191), an welchem Goethe das Stück in einer Sitzung niederschrieb, wird in dem Oktober 1773 zu denken sein. Wenigstens kann man mit Urlichs die Stelle in Goethe's Schreiben an die Fahlmer Nr. IV vom 31sten jenes Monats auf dasselbe beziehn: „Und ich, wie immer, bin wechselnden Humors und habe mich zu was verleiten lassen, darüber Sie mich von Herzen — werden". Die Farce setzt das Erscheinen des 3ten Bandes „Merkur" mit der „Wahl des Herkules" voraus.

Der (S. 191) von den Flibustiern erwähnte Zug gehört zu den von Archenholz in seiner „Geschichte der Flibustier" (Historische Schriften, Thl. II. 1803, S. 93) erwähnten „selbst erzeugten Unbequemlichkeiten, die ihren Muth schärften oder ihre Geduld erprobten oder sie zu Entbehrlichkeiten (sic) abhärteten".

584. Die Flugschrift Prometheus, Deukalion und seine Recensenten (S. 192), meist kurzweg „Prometheus" genannt, erschien Anfangs März 1775 und verbreitete sich sogleich in mehreren Drucken und Nachdrucken. „Prometheus" ist Goethe's und „Deukalion" Werther's Maske. Voran geht ein „Prologus", dessen Ton vorzugsweise an Goethe erinnert, und am Schlusse folgt ein „Epilogus" in mehr Straßburger als Frankfurter Mundart, analog dem Titel der besonders angegriffenen, in Anm. 513 genannten Nicolai'schen Schrift, der jene auf dem Fuße folgte. Düntzer hat den „Prometheus" mit den Holzschnittfiguren (oben S. 192) in seinen „Studien" 1849 (S. 211 bis 231) nebst Hottinger's Gegenschrift „Menschen, Thiere und Goethe" (1775) wieder abdrucken lassen und mit erschöpfenden

Erklärungen versehn. Der ohne Kopf ins Horn stoßende „Altonaer Postreuter", in der Kopflücke ein W führend, bezieht sich auf den Redakteur des „Reichspostreuters", den Licentiaten Wittenberg, auch Uebersetzer des „Fingal" (Hamburg 1764), nach Bürger „der Hund aus der Pfennigschenke zu Altona" (Strodtmann, Nr. 269). Ein Bär, wie Goethe meint, ist nicht darunter, wohl aber ein Papagey, der Verleger des „Werther" Weygand (so auch in Strodtmann's Bürger, Nr. 267), ein Esel, der Hauptpastor Goeze in Hamburg, ein Löwe als Vertreter des „Hamburger Korrespondenten" und vor Allem ein Orang-Utang als Repräsentant Nicolai's. Die von Goethe angeführte Gans ist nicht sicher erklärt, doch wird darunter die „Gothaische gelehrte Zeitung" verstanden. Sie hatte in Nr. 86 vom 29. Oktober 1774 eine jedoch nur referirende Anzeige des „Werther" gebracht, wie vorher in Nr. 82 eine solche von „Clavigo". Wieland's „Merkur" und Jacobi's „Iris" figuriren unter den Personen des Stücks.

Auf den Mainzer Aufenthalt und die zur Zeit desselben eingeleitete Versöhnung Goethe's mit Wieland (oben S. 191) beziehen sich die Verse des Merkur in der Farce:

„Sieh da! Ihr Diener, Herr Prometheus,
Seit Ihrer letztern M * * Reis'
Sind wir ja Freunde, so viel ich weiß.
Ist's mir vergönnt, den Sporn zu küssen?"

Daß Wagner der Verfasser sei, wußte Heinse schon am 28. März 1775, an welchem Tage er an Gleim schreibt: „Mein liebster unter meinen jungen Freunden, Diehl, der sich zu Frankfurt aufhält, kennt den Menschen, Wagner, der es [das Stück] gemacht hat, und weiß gewiß, daß der es gemacht hat. — Und dann ist selbst in dem Stücke kaum Goethe's Manier in Knittelversen, geschweige sein Geist." Ebenso zweifelte Jacobi, auch grade wegen des Spotts auf seine „Iris", an der Goethe mitarbeitete, keinen Augenblick, daß Dieser der Verfasser nicht sei. Auf die anfängliche Unklarheit über denselben bezieht sich Goethe's Brief an die Fahlmer Nr. XXV: „Werde mir auch um den Autor keine Mühe geben, noch Euch auf die Spur helfen. Das Publikum mag von mir denken was es will", und auf die Entdeckung Wagner's vermuthlich der Anfang des folgenden: „Ich sagt's ja, l. Tante! Ist wahres Evangelium"!

In einer besonders gedruckten Erklärung vom 9. April 1775 (Hirzel, N. Verz., S. 13) lehnte Goethe hierauf öffentlich jede

Theilnahme an der Spottschrift ab; Wagner habe sich ihm „vor wenig Tagen" als Verfasser und Herausgeber entdeckt (s. diese Erklärung Werke, Bd. XXIX. S. 98, und die Note dazu). In dem Briefe an Klopstock vom 15ten April, den jene Erklärung begleitete, bemerkt Goethe: „Der Wagner, von dem das Blättchen sagt, ist eben die Personnage, die Sie einen Augenblick auf meiner Stube des Morgens sahen; er ist lang, hager, Sie standen am Ofen." Dieser Erklärung Goethe's wird man aus innern und äußern Gründen unbedingten Glauben schenken müssen (s. besonders Düntzer's „Studien", S. 196—199, und E. Schmidt's „Wagner", S. 32—39), wenn auch einige seiner genauesten Freunde wie Herder und Merck an Wagner's Autorschaft nicht zu glauben vermochten und von Diesem, der sich sonst als der Verfasser des Stücks gerirte, eine Aeußerung an Sprickmann v. J. 1778 berichtet wird, daß gleichwol Goethe das Stück geschrieben habe; vielleicht wollte er damit sagen, daß Goethe als intellektueller Urheber anzusehen sei. Auch Wieland schrieb an Gleim (nach einer ungedruckten, von Pröhle mitgetheilten Briefstelle): „er wolle Goethe'n den Gefallen erzeigen, zu thun, als ob er's glaube" (daß nämlich das Stück von Wagner herrühre).

585. Der eben angeführte Brief Goethe's an Klopstock (bei Lappenberg, Briefe von und an Klopstock, 1867, S. 259) zeigt Beide in freundschaftlichem Verkehr (zu S. 193—195). Die Verbindung, durch das in Anm. 516 mitgetheilte Schreiben Goethe's vom 28. Mai 1774 herbeigeführt, bestand nur zwei Jahre; nach dem Bruche folgte eine immer wachsende Entfremdung, die namentlich von Seiten Klopstock's in eine mehr oder weniger versteckte Feindseligkeit überging. Damals, 1774, sah Goethe den Dichter des „Messias" als sein und seiner dichterischen Genossen natürliches Oberhaupt an. Klopstock, die Göttinger, besonders Bürger, und Goethe vertraten, jeder auf seine Art, die deutsche Richtung, und so stellte sie Möser in seiner Schrift gegen Friedrich den Großen zusammen. Schon als Knabe hatte Goethe für Klopstock Partei ergriffen (Thl. I. S. 74), dann im „Werther" ihm ein unvergängliches Denkmal gestiftet (Bd. XIV. S. 36) und seine „Gelehrten-Republik" (Anm. 446), mehr noch seine Schlittschuh-Oden mit Begeisterung aufgenommen. Davon geben Zeugniß die Stelle in dem Briefe an Boie vom 23. Dezember 1774: „Es ist wieder Eisbahn, Adieu Ihr Musen oder mit hinaus auf die Bahn, wohin Ihr Klopstocken folgtet!"

(Weinhold's Boie, S. 188) und die Erzählung oben S. 72 bis 74. Gern benutzte er daher einen Anlaß, sich Klopstock persönlich zu nähern. „Soll ich den Lebenden nicht anreden, zu dessen Grabe ich wallfahrten würde?" lautet eine Stelle in jenem ersten Schreiben.

586. Klopstock war im Sommer 1774 vom Markgrafen Karl Friedrich von Baden als Hofrath, jedoch ohne amtliche Verpflichtung, nach Karlsruhe berufen worden (S. 193 unten). Unterwegs suchte er seine Jünger auf. Am 18ten September gelangte er nach Göttingen, in Eimbeck von drei Mitgliedern des Hainbundes eingeholt. Er blieb bei den Bundesbrüdern, da Pferde zum Weiterreisen nicht zu bekommen waren, bis zum 20sten, mit Plänen zur Organisation des Bundes beschäftigt. Zur Verstärkung desselben sollte auch Goethe herangezogen werden; zunächst behielt Klopstock sich vor, ihn zu sondiren, ob er „bundesfähig" sei. Zu den Zwecken der Verbindung wurde die Bekämpfung Wieland's und des verzärtelten Geschmacks gerechnet (s. Herbst's Voß, I. S. 119—121, und S. 291—294 mit dem ausführlichen Berichte Voß's an Erneſtine Boie vom 21. Sept. 1774 über Klopstock's Besuch, und Stellen aus dem Berufungsschreiben des Markgrafen von Baden vom 3. August).

Der jüngere Boie schreibt von dem Besuch: „Man sollte es nicht glauben, daß ein so großer Mann ein so umgänglicher Mann sein könne! Aber wenn man ihn sprechen hört, so vergißt man den großen Mann ganz", und nach der Bemerkung, daß Goethe's „Clavigo" nicht den Eindruck mache wie der „Götz", und daß er Voß nicht gefalle: „Klopstocken gefällt er, und das ist schon sehr viel", und: „Man muß Goethe nothwendig bewundern und lieben. Klopstock ist erstaunlich für ihn" (In Dr. Uhde's „Göttingen vor hundert Jahren", Im N. Reich, 1874. S. 287 flgde).

Da Kassel den Reisenden wol noch aufgehalten haben wird, kann man etwa zu Michaeli 1774 seine Ankunft in Frankfurt annehmen (S. 193 unten).

Daß das Wort Schlittschuh nicht von Schlitten sondern von Schreiten abzuleiten sei (S. 194), ergiebt die althochdeutsche Form scritescouha und die niederdeutsche stridschoh, von striden = schreiten (s. Sanders, unter „Schuh").

Durch seine Pferdeliebhaberei (S. 194) erregte Klopstock bei seinem berühmten Besuche v. J. 1750 in Zürich Aufsehen,

da der Dichter des „Messias" auf dem dortigen Markt ein Pferd zuritt (s. das Nähere in „Klopstock und seine Freunde" 1810).

Unter den Personen, die länger mit ihm gelebt (S 195), ist C. F. Cramer gemeint; vergl. Goethe's Werke, Bd. III. S. 397, Nr. 14.

Klopstock ging zunächst, von Goethe begleitet, nach Darmstadt und sah hier Merck (Br., III. Nr. 44). Auf der Rückreise soll Goethe am 10. Oktober sein „An Schwager Kronos" gedichtet haben. Er hatte durch Klopstock auch Böckmann kennen gelernt, der ihm in Karlsruhe „Schrittschuhe" nach dem neuen Muster (S. 194) machen zu lassen versprach (Merck's Br., III. Nr. 41).

587. Mit der Erzählung von Zimmermann's Besuch (S. 195—199) überspringt Goethe grade ein Jahr; denn dieser Besuch fällt in den September 1775.

Zimmermann gehört zu den Männern, welche bei ihren Lebzeiten ein über ihre Bedeutung weit hinausgehendes Interesse erregen, um nach ihrem Tode um so schneller vergessen zu werden. Praktische Aerzte und die Größen der Bühne erfahren vorzugsweise dies Loos. In dem Glanze eines solchen ephemeren Ruhms, berauscht von seinen Erfolgen, trat der königlich hannöversche Leibarzt am 29. Juni 1775 eine viermonatliche Urlaubsreise nach seiner Heimath, der Schweiz, an, mit dem besondern Zwecke, in Straßburg seinen dort studirenden Sohn und in Lausanne seinen Freund und spätern Biographen Tissot (s. Thl. II. S. 60) zu sehn und von dort seine einzige Tochter abzuholen. Am 3ten Juli befand er sich zu Frankfurt, während Goethe's Abwesenheit, und vom 10ten bis zum 14ten Juli zu Straßburg in dem Hause des Rathsherrn Ziegler, bei welchem sein Sohn wohnte (s. Zimmermann's Briefe an seinen Vetter, den Rathsherrn Schmid zu Brugg, Nr. 31—34, in seinen „Briefen an einige seiner Freunde in der Schweiz", herausgegeben von A. Rengger, 1830).

In Straßburg traf Zimmermann mit dem auf der Rückreise von Zürich begriffenen Goethe zusammen. Die beiden Freunde Lavater's müssen bald an einander Gefallen gefunden haben. Zimmermann zeigte Schattenrisse vor. Darunter befand sich der der Frau von Stein zu Weimar, welche er 1773 im Bade zu Pyrmont kennen gelernt und mit der er seitdem unter Anderm auch über Goethe's Schriften, namentlich den „Clavigo" und „Werther", korrespondirt hatte. Ihren Wunsch, den jungen

Dichter einmal zu sehen, hatte Zimmermann mit den Worten aufgenommen: „Sie verlangen ihn zu sehen, und Sie wissen nicht, wie sehr dieser liebenswürdige und bezaubernde Mann Ihnen gefährlich werden kann." Goethe nun setzte in Straßburg unter ihr Bild die Worte: „Es wäre ein herrliches Schauspiel, zu sehen, wie die Welt sich in dieser Seele spiegelt. Sie sieht die Welt, wie sie ist, und doch durchs Medium der Liebe. So ist auch Sanftheit der allgemeine Eindruck." „Niemals — schrieb ihr Zimmermann — hat nach meiner Ansicht Jemand geistvoller über eine Silhouette geurtheilt, niemals hat man über Sie, gnädige Frau, wahrer gesprochen. — In Frankfurt habe ich bei Herrn Goethe gewohnt, einem der außerordentlichsten und gewaltigsten Genies, die je auf Erden erschienen sind. Gewiß wird er Sie in Weimar besuchen. Erinnern Sie sich dann, daß Alles das, was ich ihm zu Straßburg von Ihnen gesagt habe, ihm drei schlaflose Nächte gemacht hat."

Auf der Rückreise, nachdem er, wie es scheint, Goethe's leidende Schwester zu Emmendingen besucht, verblieb Zimmermann in der letzten Woche des September einige Tage bei Goethe. Hier in Frankfurt traf er mit dem auf der Brautreise begriffenen jungen Herzoge von Weimar zusammen: „Goethe habe ich zweimal gesehen und das zweite Mal bei ihm logirt, dessen ich mich mein Lebtag freue. Er ist itzt in Weimar [war nicht richtig]; in Frankfurt sah ich mit eignen Augen, daß der Herzog ganz in Goethe verliebt war, und er hat Recht" (Zimmermann an Herder, den 3. November 1775, Letzteres Nachl., II. S. 350 u. 351).

Die von Goethe (S. 196) erwähnte Abwesenheit Zimmermann's, „als er sich in der Nachbarschaft umsah", belegt derselbe Brief, in welchem der Schreiber seines Aufenthalts in der Wetterau am 27sten September erwähnt. Er besuchte dort seinen Dienstchef, den hannöverschen Oberkammerherrn von Löw, und dessen „philosophische" Gemahlin, sowie den Frhrn v. Schrautenbach (Rengger's Briefe, S. 217 u. 219, und „Einsamkeit", Kap. 11). Am 5ten Oktober finden wir Zimmermann wieder in Hannover. Goethe gedenkt seiner noch in dem Briefe an Sophie la Roche vom 11ten dieses Monats: „Zimmermann ist gar brav, ein gemachter Charakter! Schweizer, frei geboren und am deutschen Hof modifizirt; er bezaubert alle Welt, sonderlich die Weiber" (Sophie la Roche, von L. Assing, S. 372). Ebenso günstig beurtheilte ihn damals Merck, der ihn im Juli kennen gelernt hatte: „Zimmermann gewinnt außerordentlich durch persönliche Bekanntschaft.

Alle seine Schriften sind, wie bekannt, eitel Exercitia; allein wenn man ihn sieht, so ist's ein ganzer Mann, von ungemeiner Punktuation [?], mit Wärme, Menschenliebe und dabei seltner Weltfeinheit und Eleganz gepaart" (Briefe, III. S. 127; An Höpfner, Nr. 49). Vergl. auch Herder's Loblied auf ihn (Nachl., II. S. 139). Dieser nennt ihn „lang und gut", wie Goethe groß und stark gebaut (S. 195). Dazu folgende Schilderung von einem seiner genauesten Freunde: „Sein Aeußeres war sehr hervorstechend und imposant. Sein Körper groß und wohlgebildet; seine Gesichtsbildung männlich, schön, verständig und redlich; seine Manieren im Weltumgange gebildet und edel; sein Wesen voll Würde, seine Stimme wohlklingend" (Marcard, Beitrag zur Biogr. des ꝛc. v. Zimmermann, 1796, S. 49; s. Zimmermann's Bild in Lavater's Physiognomik, II. S. 265).

588. Goethe nennt Zimmermann's Charakter innerlich ungebändigt (S. 195). Eine gewisse Heftigkeit und Reizbarkeit sowie die Gewohnheit, sich superlativisch auszudrücken, durchzieht seine Schriften und vertrauten Briefe; in den an seinen Landsmann Lavater gerichteten ist er von ungemeiner Heftigkeit und Derbheit (Hegner's Beitr.). Am Aufgeknöpftesten giebt er sich in den Briefen an den Brugger Rathsherrn Schmid (Br. an e. Freunde in d. Schweiz, S. 87—389), die sich über Zimmermann's ganze hannöversche Zeit von 1768 bis 1795 erstrecken. Hier findet man alle seine Erfolge bei hohen Potentaten und Standespersonen, die Zimmermann so beglückten, seine Freude über Dosen- und Geld-Präsente, über die gute Aufnahme in fürstlichen Residenzen und auf den Landsitzen des Adels, über die vornehme Verwandtschaft seiner zweiten Frau (einer geb. von Berger zu Celle) und dergleichen mit kindischer Eitelkeit und Selbstgefälligkeit bis ins Kleinste ausgekramt, Alles mit scherzhaften oder satirischen Rückblicken auf die beschränkten, kleinbürgerlichen und altväterischen Verhältnisse seiner ihm als Abdera erscheinenden Vaterstadt Brugg. Immer ist er der auswärts zu Glanz und Ruhm gelangte Schweizer, der sich an dem Erstaunen seiner Landsleute daheim über sein unerhörtes Glück weidet. Seine Anschauungen werden zuletzt ganz weltmännisch und aristokratisch; er findet es viel leichter und angenehmer, „den Großen in Deutschland seine Cour zu machen als den Großen in Brugg". Der Anerkennung, welche er bei Friedrich dem Großen und Katharina II. fand, war seine Eitelkeit nicht gewachsen; seine Schrift über die letzte Krankheit des Königs, in Vielem ein

wichtiger Beitrag zu dessen Leben, entging nicht dem Spotte der Zeitgenossen. Die übergroße Freude am Beifall Anderer zeigt Zimmermann in der Abhängigkeit, welche Goethe S. 196 oben andeutet. Das Schlußwort vor dem Absatze daselbst: *was Einer nicht schon mitbringt* u. s. w. ist eine Anwendung des oben (S. 446) angeführten Spruchs da et accipe. Gleichwol erkennt Goethe dem Manne *große Verdienste* zu (S. 195 unten); diese waren theils medizinische, wie schon oben Thl. II. S. 60 erwähnt, insofern er die Medizin mit der allgemeinen Bildung in Verbindung setzte, theils rein literarische, da er durch Werke wie das mehrbändige „Ueber die Einsamkeit" sich den bessern Prosaschriftstellern anreiht (s. Thl. II. S. 289). Dazu seine Erfolge als praktischer Arzt.

589. In den nächsten beiden Abschnitten (S. 196 u. 197) scheint Goethe, was ihm sonst selten begegnet, aus richtigen Thatsachen und aus Erlebnissen, deren er sich noch erinnerte, Schlüsse gezogen zu haben, welche in ihrer Allgemeinheit nicht ganz zutreffen.

Was er von der *unseligen Hypochondrie* Zimmermann's (S. 197) erzählt, die zuletzt in *partiellen Wahnsinn* ausgeartet, ist ganz richtig; sie ist das Thema vieler Briefe des einst weltberühmten Arztes (vergl. Wichmann, Zimmermann's Krankheitsgeschichte, 1796, S. 21 flgde). Diese von seiner Mutter überkommene Hypochondrie, zugleich Wirkung eines sehr komplizirten Bruchleidens, wegen welches er sich 1771 zu Berlin einer von dem berühmten Meckel beschriebenen Operation unterwarf, war mit einer großen Reizbarkeit verbunden (Marcard, Beitrag, S. 40 flgde), und unter dieser mögen die beiden Kinder viel gelitten haben. Tissot, Zimmermann's Biograph, erwähnt davon jedoch in der Krankheitsgeschichte des *Sohnes* durchaus nichts, und die von Rengger (Briefe u. s. w., S. 251 flgde) mitgetheilten Briefe Zimmermann's an diesen Sohn zeigen nur den liebevollen Vater. Freilich kannte Tissot nicht Zimmermann's Häuslichkeit.

Was die *Tochter* betrifft (S. 196), Katharina, „das Gattüngi", so war Zimmermann nach dem Tode seiner ersten Frau (1770) und deren Mutter (1771) genöthigt, dieselbe außer dem Hause erziehen zu lassen. In den Briefen an Schmid (bei Rengger S. 128, 162, 179, 180, 185, 216) kann man diese Verhältnisse genau verfolgen. Im Jahre 1773 schickte Zimmermann die Tochter zu Tissot nach Lausanne, wohin sie von Darmstadt an mit Merck's Frau, einer Landsmännin von

Zimmermann's Mutter, zusammen reiste. Ihre dortige Erziehung nennt ihr Vater einmal eine strenge (a. a. O. S. 201). Von dort zurückkehrend, logirte er mit der achtzehnjährigen im Goethe-Hause. Tissot deutet den von Goethe beschriebenen Zustand des Mädchens an: „Damals, als er [Zimmermann] seine Tochter von Lausanne wegnahm, war sie ein gebildetes Mädchen, voll guter Eigenschaften, ganz dazu gemacht, der Liebling des Vaters zu sein. Aber ein heftiger Verdruß, den sie kurz nach der Abreise von Lausanne hatte, zernichtete die schönen Hoffnungen alle: ihre Gesundheit bekam dadurch einen Stoß, von dem sie sich nie wieder erholte: fünf Jahre lang war sie in einem sehr fatalen, für den Vater desto beunruhigenderen Zustande, da auch sein Sohn ihm in dieser Rücksicht den lebhaftesten Kummer verursachte" (Tissot, 1797, S. 103). Jenen „heftigen Schmerz" (Verdruß) erklärt Zimmermann selbst in dem Schlusse des 9. Kap. „Ueber die Einsamkeit" in dem schönen Nachruf an seine Tochter näher, daß, als „sie zärtlich und ohne den allergeringsten Schein von Abneigung, an meiner Hand, die Schweiz verließ, einige Wochen nachher ihre erste und letzte Liebe, ein schöner, edler Jüngling, sich dort eine Kugel durch den Kopf schoß". Ebenda nennt sie der Vater „immer stille gepreßt, furchtsam und zurückhaltend", „ein äußerst folgsames Kind, das mich unaussprechlich liebte und es mir nie sagte", schrieb auch an Frau von Stein: „Mr. Goethe fait trop d'honneur à ma fille, qui n'est point développée encore, qui a été timide et craintive dans sa maison" (Br. von Goethe u. s. w. an Friedr. v. Stein, 1846). Sie erfüllte die Sehnsucht nach ihrer Mutter, und so ist der Gefühlsausbruch der Mutterlosen (oben S. 196) erklärlich. In Hannover that sie der Vater in Pension (S. 197 oben) bei dem Hofrath von Döring (Rengger, S. 223). Sie starb unvermählt nach sechs Jahren. Noch zu Ende 1775 bewarb sich in Hannover ein „junger, schöner, reicher", sowol bei der Regierung als bei Hofe angestellter Mann um ihre Hand, die sie gegen den Wunsch ihres Vaters verweigerte; er erschien ihr zu sehr als Petitmaître, „sie würde einen Mann ohne alles Geld heirathen, wenn er in der Welt groß und berühmt wäre" (Rengger, a. a. O. S. 233 u. 234).

Noch führen wir die sehr bezeichnenden Worte Goethe's über dies Mädchen aus der Zeit ihrer Anwesenheit zu Frankfurt an (An Lavater, Nr. 3): „Seine Tochter ist so in sich, nicht verriegelt, nur zurückgetreten ist sie, und hat die

Thüre leis angelehnt. Eh' würde sie ein leise lispelnder Liebhaber als ein pochender Vater öffnen", und gleich danach der Ausruf: „Mir wird je länger je mehr das Treiben der Welt und der Herzen unbegreiflich."

Die so außerordentlich hart klingende Stelle (S. 197) von dem fortdauernden moralischen Morden und Aufopfern seiner Kinder will nicht etwa besagen, der physische Tod der Kinder, von welchen der geisteskranke Sohn den Vater überlebte, sei dem Vater moralisch Schuld zu geben, vielmehr will Goethe nur den moralischen Tod kennzeichnen, das freudlose Leben, welches Zimmermann's Hypochondrie seiner Umgebung bereitete. Wir bemerken dies mit Absicht, weil die von Goethe hier gebrauchten starken Ausdrücke vielfach Anstoß erregt haben, besonders bei Zimmermann's Wittwe, die bei deren Veröffentlichung noch lebte. Obwol sie Zimmermann erst 1782 kennen gelernt und von den hier erzählten Vorfällen daher nicht genau unterrichtet sein konnte, glaubte sie es doch anfänglich seinem Andenken schuldig zu sein, gegen Goethe gerichtlich aufzutreten (Menge's Erinnerungen an Fr. Leop. Stolberg, und Sandvoß in Bl. f. lit. Unterh. 1863, Nr. 20). — Unter den vorhandenen Druckschriften (S. 197) meint Goethe Wichmann, Zimmermann's Krankheitsgeschichte, 1796, Marcard's Gegenschrift, Beitrag zur Biographie u. s. w., 1796, seine Lebensgeschichte von Tissot 1796, deutsch 1797, und die darin (S. 99) angeführten beiden Schriften über seine Operation v. J. 1771. Vergl. auch Bodemann's Bondeli, S. 133, und als gegen obige Darstellung gerichtet Goedeke, Bl. f. lit. Unterh. 1857, Nr. 50, und Frauenb., S. 348—358.

590. Im Folgenden (S. 197 bis 199) behandelt Goethe die medizinische Bewegung der damaligen Zeit, von der schon Theil II, S. 60 die Rede war, und Zimmermann's Wirken auf diesem Gebiete, vorzüglich durch seine Schrift Von der Erfahrung in der Arzneiwissenschaft (2 Bde, 1763). Diese Schrift, für deren Verständniß Goethe durch seine frühern medizinischen Studien und Beschäftigungen hinlänglich vorbereitet war, will in Nachahmung des Hippokrates (S. 197 unten) die Natur unmittelbar beobachten, die Kunst der Beobachtung lehren und die medizinische Praxis von den letzten Resten mittelalterlicher Geheimlehren und der sog. hermetischen Medizin befreien (aller Aberglaube zerstört, oben S. 198, und Zimmermann's „Erfahrung", I. 3 und II. 2—4). Also

auch auf diesem Gebiete Rückkehr zur Natur, die, bei dem niedrigen Stande der Naturwissenschaft und unter der Herrschaft der von Goethe S. 198 angedeuteten sog. Aufklärung (Alles auf klare Begriffe gebracht), zu dem rationalen Empirismus führte, als deren Repräsentant Zimmermann, der Schüler und Nachkömmling Boerhave's und Haller's, vorzüglich gilt. Ihm war die Arzneiwissenschaft nur das Resultat der Erfahrung über die Wirkungen der Heilmittel. Zugleich zeichnete ihn, wie Heim und andre Aerzte dieser unwissenschaftlichen Richtung, eine die Mängel derselben verdeckende Diagnose aus, jene magische Gabe, die den „Streit schlichten und die Forderungen leisten sollte" (oben S. 198). Auf Zimmermann passen daher Goethe's Bezeichnungen Genie sowol als auch Charlatanerie und Empirie (das. u. „Erfahrung", IV. 1). Das Bild von der Hydra (S. 199 oben) ist ganz in Zimmermann's Art, der die „Dummheit" eine „hundertköpfige Schlange" nennt (Erfahrung, I. 2).

591. Die Aeußerung, daß das Absurde eigentlich die Welt erfülle (S. 198), drückt den Widerspruch des Dichters aus, der das Ideal seines Innern niemals in der Wirklichkeit wiederfinden kann, den Standpunkt so vieler Gedichte Schiller's, wie „der Worte des Wahns":

Es ist nicht draußen, da sucht es der Thor;
Es ist in Dir, Du bringst es ewig hervor.

Ueber diesen Konflikt des Ideals mit dem Leben war Goethe zwar früh hinaus, jedoch gelegentlich, wie hier der oberflächlichen Empirie eines Zimmermann gegenüber, legt er den Nachdruck auf die ideelle Seite, ohne seinem Ideal-Realismus untreu zu werden. In diesem Sinne ist auch „Wanderers Gemüthsruhe" (Divan, V. 11) gedichtet. Vergl. „Sprüche in Prosa", Nr. 183.

592. Die Freundschaft zwischen Goethe und Zimmermann war von nur kurzer Dauer. Letzteres große Celebrität, Goethe's Interesse für alles Medizinische, die Freunde, welche Beide gemeinschaftlich besaßen, die zwanzig Jahre (S. 199), welche Zimmermann (geb. 1728) voraus hatte, nebst seiner großen Bekanntschaft und Erfahrung in der Welt, in welche Goethe im Begriffe stand selbst einzutreten — enthalten den Schlüssel zu der wenn auch nur vorübergehenden Verbindung. Sie sahen sich nicht wieder. Anfangs wechselten sie noch Briefe (s. Goethe's

Schreiben an Lavater v. 19. Febr. 1777). Goethe aber entfremdete sich ihm bald, da Zimmermann wie Klopstock an den Klatschereien über seine erste Weimarische Zeit Theil nahm; er schrieb an Frau v. Stein mit Beziehung auf Zimmerman, den 5. Juli 1776: „Ich hab' einen Pik auf all' meine Freunde, die mich mit Schreiben von dem, was man über mich sagte, wider ihren Willen plagten", und auch Zimmermann sprach bald in starken Ausdrücken über ihn (Hegner's Beitr., S. 113).

593. Karl Ulysses von Salis (S. 199) hatte i. J. 1771 das von Planta und Nesemann gegründete Philanthropin zu Haldenstein in Graubündten übernommen und dann nach seinem Geburtsort Marschlins (oder Marschlinz), bei Igis am Fuße des Hochwangs verlegt. Die Einweihung desselben fand im Spätherbst 1775 in Gegenwart Lavater's Statt (s. seine Briefe, Alsatia 1873, S. 89, und Herder's Nachl., II. S. 151). Der Besuch des von der Reise zu Basedow heimkehrenden Salis bei Goethe fällt in den Herbst 1774. Er engagirte damals Bahrdt für seine Anstalt (oben S. 139, u. Frauenb., S. 246).

594. Sulzer (S. 199), der Berliner Professor und Direktor der philosophischen Klasse der Akademie, an dessen „Allgemeiner Theorie der schönen Künste" (1771) Goethe sich seine ersten kritischen Sporen verdient hatte (Werke, Bd. XXIX. S. 1—10), berührte auf seiner Reise „von Berlin nach den mittäglichen Ländern von Europa in den Jahren 1775 und 1776", deren „Tagebuch" 1780 erschien, auch Frankfurt. Die Stelle (oben S. 199) dieser Reisebeschreibung, von welcher Zimmermann schon 1778 im „Deutschen Museum" Auszüge veröffentlichte, lautet (S. 16 u. 17): „Den 2. und 3. September [1775]. Aufenthalt in Frankfurt. Ich fand nöthig, mich ein paar Tage in Frankfurt auszuruhen; da ich aber nicht stark genug war herumzugehen und vornehmlich keine Treppen besteigen konnte, so kam ich nicht aus dem Hause, außer daß ich einmal um die Stadt herum spazieren fuhr. Die Lage dieser ansehnlichen und schönen Stadt ist äußerst angenehm, und die vielen schönen Gärten und Landhäuser, womit sie ganz umgeben ist, vermehren die Annehmlichkeiten des Orts und zeugen zugleich von seinem Wohlstande. — Ich hatte doch in Frankfurt das Vergnügen, des bereits in seinen jungen Jahren durch verschiedene Schriften in Deutschland berühmt gewordenen Doktor Göthens Besuch zu genießen. Dieser junge Gelehrte ist ein wahres Originalgenie von ungebundener

Freiheit im Denken sowol über politische als gelehrte Angelegenheiten. Er besitzt bei wirklich scharfer Beurtheilungskraft eine feurige Einbildungskraft und sehr lebhafte Empfindsamkeit. Aber seine Urtheile über Menschen, Sitten, Politik und Geschmack sind noch nicht durch hinlängliche Erfahrung unterstützt. Im Umgange fand ich ihn angenehm und liebenswürdig."

Vierzehn Tage später traf Sulzer dann in Bern mit seinem Freunde und Landsmann Zimmermann zusammen und sah wiederholt den schon hochbetagten Haller (das. S. 34 u. 35).

595. Das Bild des Zauberlehrlings (S. 199 unten) war dem Dichter sehr geläufig; er wendet es auch im nächsten Theile an (Buch 20, S. 103), wie schon dreißig Jahre früher, lange vor der Dichtung seiner Ballade (Werke, Bd. I. S. 263) — wenn auch in veränderter Gestalt — im dritten Buche seines „Wilhelm Meister" (Werke, Bd. XVII. S. 183).

Von solchen „Geistern", die der Zauberlehrling nicht hinwegzubannen vermochte, kennen wir, abgesehen von den in den letzten Anmerkungen und früher Genannten, wie Lavater, Basedow, Bahrdt, Bleffig (Anm. 565 zu Ende), sowie außer den nächsten Freunden, wie Herder, Jacobi, im Februar 1775 längere Zeit im Goethe-Hause wohnend, Merck, Höpfner (Anm. 473) und Jung (Thl. IV, Buch 16) besonders den dänischen Konsulatssekretär Schönborn, der auf dem Wege von Hamburg nach Algier im Herbste 1773 einige Zeit bei Goethe zubrachte. Er gehörte zu dem Klopstock'schen Kreise, stand in enger Verbindung mit den Göttingern und lieferte Oden für Boie's Almanach (1773) und Museum (Sept. 1777, Nr. 9). Goethe's längerer Brief an ihn vom Juni 1774 ist bereits mehrfach angeführt (Anm. 566). Auch Goethe's Mutter schrieb ihm in ihrer herzlichen Art noch am 24. Juli 1776, ihn daran erinnernd, wie sie vor drei Jahren „so vergnügt beisammen waren und Weintrauben aßen" (Das Nähere über ihn in J. Nist's „Schönborn und seine Zeitgenossen", Weinhold's „Schönborn", S. 5, und Goethe an die Fahlmer, Nr. III).

Gotter besuchte seinen Wetzlarer Freund auf der Durchreise nach Lyon mit zwei Schwestern am 25. August 1774 (Kestner, Nr. 102).

Boie hatte auf seiner Reise nach Holland einen ganzen Rosenkranz von Goethe's Freunden und Bekannten abgebetet; er sah zu Pyrmont im Juli Herder und Zimmermann, in Gießen Höpfner und Klinger — denn Dieser ist wol unter dem „Freunde

Goethe's" zu verstehn, der drei von dessen Farcen bei Höpfner vortrug (Weinhold's Boie, S. 65) —, dann am 8ten und 9ten Oktober den Pempelforter Kreis: „Goethe ist hier vor einiger Zeit mit Lavater gewesen und hat, wie ich, sein Urtheil über die Jacobi's geändert. Wir haben sogar über seine Farce [gegen die Jacobi] mit einander gelacht", am 12ten Oktober Sophie la Roche und den Domherrn v. Hohenfeld in Ehrenbreitstein, wo noch viel von Lavater und Basedow die Rede war, in Nassau die Frau von Stein: „eine vortreffliche Dame, deren Sohn in Göttingen ist. Sie wird von Allen, die sie kennen, geschätzt, und Lavater, Goethe, Madame de la Roche sind ihre Freunde", endlich am 16ten Oktober Merck in Darmstadt. Vorher und nachher, den 15ten und 17ten Oktober war er bei Goethe in Frankfurt. In Boie's Reisebriefen heißt es vom ersten Tage:

„Einen vortrefflichen schönen Tag gehabt! Einen ganzen Tag allein, ungestört mit Goethen zugebracht, mit Goethen, dessen Herz so groß und edel wie sein Geist ist! Beschreiben kann ich den Tag nicht! Und nicht erzählen, was ich Ihnen gern erzählen möchte! Es ist spät, ich bin müde, und wir gehen morgen früh nach Darmstadt. Goethe ist ein Mann ungefähr von Voßens Figur, aber etwas feiner gebaut, sehr blaß, Geist im Gesichte und besonders in dem hellen braunen Auge. Er hat mir viel vorlesen müssen, ganz und Fragment, und in Allem ist der originale Ton, eigne Kraft und bei allem Sonderbaren, Unkorrekten Alles mit dem Stempel des Genie's geprägt. Sein Dr. Faust ist fast fertig und scheint mir das Größte und Eigenthümlichste von Allem. Von seinem Freunde Lenz, dem Verfasser des „Hofmeisters" und der Plautinischen Lustspiele, bringt die Messe zwei neue Produkte [den „neuen Menoza" und die „Anmerkungen über's Theater"], die beide Werke des Genie's und des Denkers sind. Er hat mir noch Einiges und besonders ein paar Gedichte voll Seele und Herz von ihm gelesen. Wenn er sie mir, wie er verspricht, geschrieben giebt, sollen Sie sie lesen", und vom 17ten: „Den 17. um 2 Uhr waren wir wieder in Frankfurt, wo mich Goethe in unserm Wirthshause mit offenen Armen empfing. Wir blieben bis Mitternacht bei einander und mußten endlich die Thür abschließen, um nur allein zu sein. Er las mir etwas; wir ließen aber bald das Lesen sein, und die Unterredung fiel auf die wichtigsten Gegenstände des Denkens und Empfindens, wo wir uns sehr oft in unsern Gesinnungen begegneten. Goethe's Herz ist so groß als sein Geist" (Weinhold's Boie, S. 70 u. 71).

Des Besuchs der Stolberge wird im Zwanzigsten Buch ausführlich gedacht. Von den übrigen Göttingern, welche Goethe aufsuchten, nennen wir noch Hahn und Miller. Der Erstere sah ihn im Oktober 1774, wenige Tage nach Boie's Abreise, dem Goethe am 23. Dezember desselben Jahrs von dieser Begegnung schreibt, wahrscheinlich auch im April 1775, als Hahn nach Göttingen zurückkehrte; damals meinte jedoch der jüngere Boie, Beide seien nicht für einander geschaffen (Herbst's Voß, I. S. 126 u. 297). Miller war Anfangs August 1775 bei Goethe, jedoch nur kurze Zeit und ohne daß Beide vertrauter wurden (s. die Briefe Miller's an Kayser vom 28. Aug. und 24. Sept. 1775, in den Grenzboten 1870, Nr. 50, S. 421 u. 431, und Herbst's Voß, I. S. 297). Ein Besuch Falcke's aus Ende 1773 ergiebt sich aus der Anmerkung 456, sowie der der Meyers aus Hannover (Kestner, Nr. 100 bis 105) aus Anmerkung 566. Von Schweizern sah Goethe im September 1775 noch Pestalozzi (An Lavater, Nr. 9 vom Ende September 1775). Frankfurt ward so das „neue Jerusalem, wo alle Völker aus- und eingehn und die Gerechten wohnen" (An die Fahlmer, Nr. XVI). Hier mußten „seine Freunde vorbei und zollen" (Kestner, Nr. 102 und 104).

596. Von begüterten und wohlwollenden Freunden (S. 199 unten), bei welchen Goethe damals Geld aufnahm, kennen wir Sophie la Roche (ein Billet Goethe's an sie schließt: „Wie lange soll ich noch Ihr Geldschuldner bleiben, — denn alle Schulden, andre Schulden möcht' ich nicht gern abtragen"), Fritz Jacobi (Briefwechsel mit ihm, Nr. 9 vom 21. März 1775: „Danke Dir für Alles, Erwin, Geld" u. s. w., und die Berichtigung der Schuld in Nr. 15 vom 2. Oktober 1782: „Du halfst mir damals aus einer großen Verlegenheit") und Merck, dem Goethe Ende September 1775 schrieb: „Kannst Du mir zehn Karolin schicken, so thu's mit den nächsten Kärchern. Ich bedarf ihrer und so weiter" (Merck, III. Nr. 22, die jedoch vor Nr. 21 stehen muß).

597. Mit dem mäßigen Lebensplane (S. 200 oben) knüpft der Verfasser an das im I. Theile, Seite 28 erzählte „Märchen seines künftigen Jugendganges" wieder an. Denn danach sollte er „nach Wetzlar und Regensburg [dem Sitze des Reichstags], nicht weniger nach Wien und von da nach Italien gehen". Der dort gleichfalls erwähnte Besuch der Stadt

Paris war schon 1770 aufgegeben (Anm. 321 u. Thl. II. S. 139 unten). Die Reise nach Italien stand besonders i. J. 1775 auf der Tagesordnung; vergl. unten den Anfang des Neunzehnten und das Ende des Zwanzigsten Buchs (Thl. IV. S. 76 und 107 flgde) und den zeitlich dazwischen fallenden Brief an Merck vom August 1775 (Merck's Br., I, Nr. 25): „Ich passe wieder auf neue Gelegenheit abzudrücken..... Allenfalls magst Du meinem Vater beim künftigen Kongreß klärlich beweisen, daß er mich aufs Frühjahr nach Italien schicken müsse; das heißt, zu Ende dieses Jahres muß ich fort." Nach Seite 204 oben hätte der Vater die Reise auch schon in dem Jahre vorher angeregt.

Goethe war nicht durch den Großvater (S. 200), der schon vor des Enkels Aufnahme unter die Advokaten der Stadt verstorben war, wohl aber durch den Oheim, den Rathsherrn Textor, den Bruder seiner Mutter, von dem Rathe ausgeschlossen (s. Anm. 428). — Zu den Agenten deutscher Fürsten gehörte der Hausfreund Rath Schneider (Anm. 53), zu den Residenten der Legationsrath Moritz und der Kaufherr Brentano (Anm. 96 u. 504 flgde). Des Vaters Bemühen war stets darauf gerichtet, den Dichter „täglich mehr in Stadt-Civil-Verhältnisse einzuspinnen" (Goethe an Kestner, Nr. 81). Aber als Kestner ihm zu Ende des Jahrs 1773 den Vorschlag machte, in den hannöverschen Justizdienst zu treten, lautete die Antwort: „Mein Vater hätte zwar nichts dagegen, wenn ich in fremde Dienste ginge, auch hält mich hier weder Liebe noch Hoffnung eines Amts..... Aber in einem Justiz-Collegio — Ich habe mich von je her gehütet, ein Spiel zu spielen, da ich der Unerfahrenste am Tisch war" (An Kestner Nr. 88 vom 25. Dezember 1773).

598. Die früher erwähnte Gesellschaft (S. 200) ist die im Sechsten Buche, Thl. II. S. 18 bis 23 geschilderte. Theilnehmerinnen an derselben sind in Anm. 177 unter b und c genannt, Theilnehmer in Anm. 179 und 180, auch in Anm. 179 zu Ende Spuren des Mariage-Spiels (S. 203), jedoch aus dem Winter 1772 auf 1773 nachgewiesen. Obige Erzählung bezieht sich dagegen auf das Jahr 1774.

Jener wunderliche Redner (S. 200), Krespel, wird in Briefen Goethe's an Sophie la Roche vom 26sten Juli und 1sten August 1775 belobt als der getreue Ritter ihrer Tochter Maximiliane während Goethe's mehrmonatlicher Abwesenheit.

Jedoch wäre zu prüfen, ob Hieronymus Schlosser in seinen Poematia (1775, Nr. LIII) unter dem homo ineptissimus, e Gallia redux, nicht Krespel gemeint hat.

Eine Beziehung auf Horn (Anm. 180a u. 430) findet sich aus dieser Zeit in dem nicht adressirten Schreiben Goethe's vom 6ten Mai oder März 1774 (Dorow, Facsimile von Handschriften u. s. w. 1836). — Riese (Anm. 180b) ist in dem, dem November 1774 angehörigen Gedichte „Stammbuch J. P. Reynier's" (III. S. 41) erwähnt. Im Jahre 1814 (Schreiben vom 14. Februar) erinnerte Goethe den damals noch lebenden Jugendfreund an einen Vorfall in einer Laube des Forsthauses bei Frankfurt: sie sahen „unser Fränzchen" herankommen, Goethe deutete auf sie „schaltisch" mit dem Finger, und dabei schlug ihm Riese eine Wunde mit dem Tischmesser (Mittheilungen des Frankf. Vereins, I. S. 136—140, 1860, von Classen). Die Porträts Riese's und Krespel's von Goethe's Hand sind noch vorhanden (Düntzer, Frauenb., S. 233). — Zu dem Jugendfreunde Max Moors, der am 14. April 1770 in Göttingen als Doctor juris mit Auszeichnung promovirt hatte (Gött. gel. Anz. vom 13. Aug. 1770, Stück 97), scheint sich später kein näheres Verhältniß gebildet zu haben.

Dagegen fällt in diese Zeit die Freundschaft mit dem um zwei Jahre jüngern Passavant, dem Freunde Lavater's, mit welchem Goethe 1775 die Reise von Zürich auf den Gotthard machte. Zur Hochzeit von Passavant's älterem Bruder hatte der Dichter, wol zu Ems, das zum 25. Juli 1774 bestimmte Carmen gefertigt (III. S. 314 und 315), von welchem jedoch erst 1824 zur goldnen Hochzeit der Ehegatten Gebrauch gemacht wurde (Passavant's Biogr. im Neujahrsblatt des Frankf. Vereins, Jahrgänge 1863 u. 1865).

Ebenso ist der junge Komponist Kayser, gleich Passavant ein geborner Frankfurter, Goethe's und Klinger's engstem Kreise zuzurechnen. Er ertheilte Musik-Unterricht im Schönemann'schen Hause. Die Verbindung mit Goethe zieht sich noch lange Jahre fort und wurde 1787 in Rom besonders lebhaft (s. Frauenbilder, S. 290—296). Düntzer (a. a. O. S. 265) erwähnt auch eines Georg Meermann als demselben Kreise angehörig, von dem wir jedoch Näheres nicht wissen. Ob an der Gesellschaft auch Klinger und Wagner Theil genommen, ist zweifelhaft.

In den Briefen der Zeit machen sich jene Freunde bisweilen,

jedoch weniger als man wünschen möchte, bemerklich; der Grund liegt darin, daß Goethe keine wirkliche Förderung von allen jenen Freunden empfing und dieselben gegen Männer wie Herder, Merck, Jacobi, Lenz, Lavater für ihn in den Schatten traten. Einer mit den Frankfurter Genossen verbrachten Landpartie erwähnt Goethe in dem Schreiben an Kestner vom 25. Dez. 1772 (Nr. 37): „Gestern, lieber Kestner, war ich mit einigen guten Jungens auf dem Lande; unsre Lustbarkeit war sehr laut und Geschrei und Gelächter von Anfang zu Ende."

599. Die Genossinnen jenes Kreises, so weit wir sie kennen, sind in den Anmerkungen 177 und 429 namentlich aufgeführt. Das vorstehend in Verbindung mit Riese genannte „Fränzchen" war Franziska Krespel, spätere Frau Jacquet (Anm. 177c). — In engster, mehr verwandtschaftlicher Vertrautheit stand Goethe mit den Schwestern Gerock (das. unter b). Im Sommer 1772 schreibt Merck von ihnen seiner Frau: On me mena d'abord dans une maison, où je devais trouver Mlle Goethe; mais je trouvai plus que je n'avais espéré. C'était la vue de deux charmantes filles, formées d'après l'idéal de notre Goethe, toutes de coeur, pleines de naiveté et l'une des deux remplie de grâces (Merck's Br., III. Nr. 22). Kestner erwähnt der Schwestern gleichfalls in den Tagebuchnotizen über seinen Besuch zu Frankfurt vom 22. September 1772: „Wir gingen vors Thor auf dem Walle ꝛc. spazieren. Unvermuthet [?] begegnete uns ein Frauenzimmer. Wie sie den Goethe sah, leuchtete ihr die Freude aus dem Gesicht; plötzlich lief sie auf ihn zu und in seine Arme. Sie küßten sich herzlich; es war die Schwester der Antoinette" (Kestner, Nr. 10). Auch diese sah Kestner am andern Tage. Mit ihr korrespondirte Goethe, wenn er abwesend war (das., Nr. 27). „In dem Zimmer der so tugendbelobten Mamsell Gerocks" ist er oft zu finden, zeichnend und Briefe schreibend, und er macht mit ihnen Spaziergänge beim Mondenschein (das., Nr. 37, 41, 49). Vorübergehend wurde die Freundschaft zu Ende 1773 gestört, wie der Brief an Frau Jacobi (Nr. 5) ergiebt: „Die Gerocks haben Sie von Herzen lieb, sind aber übel daran. Käthchen ist krank, die Antoinette hat mehr Begierden, als für diesmal befriedigt werden können. Und ich meide sie, weil ich nichts Besseres zu wirken Kraft habe." — Auch der Komponist André und seine Gattin, sowie vorübergehend Johanna Fahlmer und Lotte Jacobi

(Sommer 1773) mögen in dem Zirkel sich bewegt haben (Düntzer's Frauenbilder, S. 214).

600. Der beiden Schwestern Münch ist in Anm. 429 gedacht. Das junge Mädchen, welches bei dem Mariage-Spiel (S. 201—204) das Loos dreimal dem Dichter als Gattin zuführte, war der Frankfurter Tradition zufolge die jüngere Münch, Anna mit Rufnamen, 1774 erst sechzehnjährig. Da sie zur Zeit des Erscheinens von „Dichtung und Wahrheit" noch lebte, so vermied Goethe wol absichtlich, sie zu nennen. Wegen der Verbindung mit „Clavigo" ist jenes Mariage-Spiel in den Frühling 1774 zu setzen. Merkwürdig bleibt, daß seine Briefe an Kestner aus dem Anfange des Jahrs 1773 (Nr. 48 u. 52), welche von einem ihm beim Würfeln gleichfalls als Frau zugefallnen Mädchen erzählen, die er „von Herzen lieb" habe und „sein liebes Weibchen" nenne, sich auf die ältere Schwester der Anna Münch zu beziehen scheinen. Denn Goethe sagt, sie sei, wie Lotte Buff, am 11. Januar geboren, und der Tauftag der Susanne Magdalene Münch fiel auf den 13. Januar 1753, der Geburtstag daher auf den 11ten (s. dieserhalb Düntzer's Artikel in den Bl. f. lit. Unterh. 1864, Nr. 19, welcher den Abschnitt in den „Frauenbildern" über Anna Sibylla Münch S. 208—261 vervollständigt; ebenso W. Scherer in den „Bemerkungen über Goethe's Stella", D. Rundschau, 1876, S. 73).

601. Die selige Freundin (S. 204) ist selbstverständlich die Klettenberg. — Als die Zeit, in welcher sich ein solcher Friede über das Goethische Haus verbreitete (das. u. Thl. IV. S. 5), würde, wenn man sie fixiren wollte, in dem Zusammenhange des Erzählten die der Reise nach Ems und Düsseldorf unmittelbar voraufgehende zu erachten sein.

602. Goethe's zweites größeres Drama, das Trauerspiel Clavigo (Werke, Bd. VI. S. 113—169), war nach seinem mehrerwähnten Schreiben an Schönborn (Anm. 566) am ersten Juni 1774 vollendet. An diesem Tage schreibt er: „Dann hab' ich ein Trauerspiel gearbeitet: Clavigo, moderne Anekdote dramatisirt, mit möglichster Simplizität und Herzenswahrheit; mein Held ein unbestimmter, halb groß halb kleiner Mensch, der Pendant zum Weislingen im „Götz", vielmehr Weislingen selbst in der ganzen Rundheit einer Hauptperson; auch finden sich hier Scenen, die ich im „Götz", um das Hauptinteresse nicht zu

schwächen, nur andeuten konnte." Der Freitag (S. 203 oben), an welchem Goethe das Stück im ersten Entwurfe vortrug, mag der 20ste oder 27ste Mai 1774 gewesen sein (Düntzer's Frauenb., S. 227). Daß zum fünften Akt nicht eine englische Ballade (Goethe oben S. 203), sondern das deutsche Volkslied „Vom Herrn und der Magd" (Des Knaben Wunderhorn, I. 50) benutzt ist, hat Strehlke in der „Vorbemerkung" zu dem Stücke nachgewiesen. Gedruckt erschien es schon im August, noch vor „Werther". Als die im „Götz" nur angedeuteten Scenen (nach dem Briefe an Schönborn) können nur die gemeint sein, welche „Marie Beaumarchais" betreffen, eine Gestalt, an welcher nach H. Grimm's Ausführung in seinen „Vorlesungen über Goethe" (Nr. 4) die Erinnerung an Friedrike Brion bilden half.

Unzweifelhaft hatte Merck Unrecht mit der S. 203 berichteten Aeußerung; wenn er jedoch an Nicolai am 19. Januar 1776 schrieb: „Die Stella wie Clavigo sind aufrichtig nichts weiter als Nebenstunden" (Merck's Br., III. Nr. 52), so enthält die Aeußerung ein Lob, da sie mit Beziehung auf den „Faust" gemacht wird. Der Ausdruck Quark im obigen Sinne war, wie der Anfang desselben Schreibens ergiebt, Merck ganz besonders geläufig. Andrerseits ist sehr fraglich, ob Goethe auch „bei einiger Aufmunterung" ein Dutzend Stücke der Art damals verfaßt haben würde. Es hätte nicht seiner Richtung und Indoles entsprochen, einen bestimmten Stil lange festzuhalten und nach demselben Muster oder inneren Vorbilde mehr als ein Stück zu schreiben.

Goethe's Werke.

Nach den vorzüglichsten Quellen revidirte Ausgabe.

Dreiundzwanzigster Theil.

Dichtung und Wahrheit.

Mit Einleitung und Anmerkungen von

G. von Loeper.

Vierter Theil.

Berlin.
Gustav Hempel.

Druck von G. Bernstein in Berlin.

Aus meinem Leben.

Dichtung und Wahrheit.

Vierter Theil.

Nemo contra deum nisi deus ipse

Vorwort.

Bei Behandlung einer mannichfaltig vorschreitenden Lebensgeschichte, wie die ist, die wir zu unternehmen gewagt haben, kommen wir, um gewisse Ereignisse faßlich und lesbar zu machen, in den Fall, Einiges, was in der Zeit sich verschlingt, nothwendig zu trennen, Anderes, was nur durch eine Folge begriffen werden kann, in sich selbst zusammenzuziehen und so das Ganze in Theile zusammenzustellen, die man sinnig überschauend beurtheilen und sich davon Manches zueignen mag.

Mit dieser Betrachtung eröffnen wir den gegenwärtigen Band, damit sie zu Rechtfertigung unsers Verfahrens beitrage, und fügen die Bitte hinzu, unsre Leser möchten bedenken, daß sich diese hier fortgesetzte Erzählung nicht gerade ans Ende des vorigen Buches anschließt, sondern daß sie die Hauptfäden sämmtlich nach und nach wieder aufzunehmen und sowol Personen als Gesinnungen und Handlungen in einer redlich gründlichen Folge vorzuführen die Absicht hat.

Sechzehntes Buch.

Wie man zu sagen pflegt, daß kein Unglück allein komme, so läßt sich auch wohl bemerken, daß es mit dem Glück ähnlicher Weise beschaffen sei, ja auch mit andern Umständen, die sich auf eine harmonische Weise um uns versammeln; es sei nun, daß ein Schicksal dergleichen auf uns lege, oder daß der Mensch die Kraft habe, das was zusammengehört an sich heranzuziehen.

Wenigstens machte ich diesmal die Erfahrung, daß Alles übereinstimmte, um einen äußeren und inneren Frieden hervorzubringen. Jener ward mir zu Theil, indem ich den Ausgang dessen gelassen abwartete, was man für mich im Sinne hegte und vornahm, zu diesem aber sollte ich durch erneute Studien gelangen.

Ich hatte lange nicht an Spinoza gedacht, und nun ward ich durch Widerrede zu ihm getrieben. In unsrer Bibliothek fand ich ein Büchlein, dessen Autor gegen jenen eigenen Denker heftig kämpfte und, um dabei recht wirksam zu Werke zu gehen, Spinoza's Bildniß dem Titel gegenübergesetzt hatte mit der Unterschrift: Signum reprobationis in vultu gerens, daß er nämlich das Zeichen der Verwerfung und Verworfenheit im Angesicht trage. Dieses konnte man freilich bei Erblickung des Bildes nicht leugnen; denn der Kupferstich war erbärmlich schlecht und eine vollkommne Fratze, wobei mir denn jene Gegner einfallen mußten, die irgend Jemand, dem sie mißwollen, zuvörderst entstellen und dann als ein Ungeheuer bekämpfen.

Dieses Büchlein jedoch machte keinen Eindruck auf mich,

weil ich überhaupt Kontroversen nicht liebte, indem ich immer vorzog, von dem Menschen zu erfahren, wie er dachte, als von einem Andern zu hören, wie er hätte denken sollen. Doch führte mich die Neugierde auf den Artikel „Spinoza" in Bayle's Wörterbuch, einem Werke, das wegen Gelehrsamkeit und Scharfsinn ebenso schätzbar und nützlich als wegen Klätscherei und Salbaderei lächerlich und schädlich ist.

Der Artikel „Spinoza" erregte in mir Unbehagen und Mißtrauen. Zuerst sogleich wird der Mann als Atheist und seine Meinungen als höchst verwerflich angegeben, sodann aber zugestanden, daß er ein ruhig nachdenkender und seinen Studien obliegender Mann, ein guter Staatsbürger, ein mittheilender Mensch, ein ruhiger Partikulier gewesen; und so schien man ganz das evangelische Wort vergessen zu haben: *An ihren Früchten sollt Ihr sie erkennen!* — denn wie will doch ein Menschen und Gott gefälliges Leben aus verderblichen Grundsätzen entspringen?

Ich erinnerte mich noch gar wohl, welche Beruhigung und Klarheit über mich gekommen, als ich einst die nachgelassenen Werke jenes merkwürdigen Mannes durchblättert. Diese Wirkung war mir noch ganz deutlich, ohne daß ich mich des Einzelnen hätte erinnern können; ich eilte daher abermals zu den Werken, denen ich so viel schuldig geworden, und dieselbe Friedensluft wehte mich wieder an. Ich ergab mich dieser Lektüre und glaubte, indem ich in mich selbst schaute, die Welt niemals so deutlich erblickt zu haben.

Da über diesen Gegenstand so viel und auch in der neuern Zeit gestritten worden, so wünschte ich nicht mißverstanden zu werden und will hier Einiges über jene so gefürchtete, ja verabscheute Vorstellungsart einzurücken nicht unterlassen.

Unser physisches sowol als geselliges Leben, Sitten, Gewohnheiten, Weltklugheit, Philosophie, Religion, ja so manches zufällige Ereigniß, Alles ruft uns zu, *daß wir entsagen sollen.* So Manches, was uns innerlich eigenst angehört, sollen wir nicht nach außen hervorbilden; was wir von außen zu Ergänzung unsers Wesens bedürfen, wird uns entzogen, dagegen aber so Vieles aufgedrungen, das uns so fremd als lästig ist. Man beraubt uns des mühsam Erworbenen, des freundlich Gestatteten, und ehe wir hierüber recht ins Klare sind, finden wir uns genöthigt, unsere Persönlichkeit erst stückweis und dann völlig aufzugeben. Dabei ist es aber herge-

bracht, daß man Denjenigen nicht achtet, der sich deshalb ungeberdig stellt; vielmehr soll man, je bittrer der Kelch ist, eine desto süßere Miene machen, damit ja der gelassene Zuschauer nicht durch irgend eine Grimasse beleidigt werde.

Diese schwere Aufgabe jedoch zu lösen, hat die Natur den Menschen mit reichlicher Kraft, Thätigkeit und Zähigkeit ausgestattet. Besonders aber kommt ihm der Leichtsinn zu Hilfe, der ihm unzerstörlich verliehen ist. Hiedurch wird er fähig, dem Einzelnen in jedem Augenblick zu entsagen, wenn er nur im nächsten Moment nach etwas Neuem greifen darf; und so stellen wir uns unbewußt unser ganzes Leben immer wieder her. Wir setzen eine Leidenschaft an die Stelle der andern; Beschäftigungen, Neigungen, Liebhabereien, Steckenpferde, Alles probiren wir durch, um zuletzt auszurufen, daß Alles eitel sei. Niemand entsetzt sich vor diesem falschen, ja gotteslästerlichen Spruch, ja, man glaubt etwas Weises und Unwiderlegliches gesagt zu haben. Nur wenige Menschen giebt es, die solche unerträgliche Empfindung vorausahnen und, um allen partiellen Resignationen auszuweichen, sich ein- für allemal im Ganzen resigniren.

Diese überzeugen sich von dem Ewigen, Nothwendigen, Gesetzlichen und suchen sich solche Begriffe zu bilden, welche unverwüstlich sind, ja durch die Betrachtung des Vergänglichen nicht aufgehoben, sondern vielmehr bestätigt werden. Weil aber hierin wirklich etwas Uebermenschliches liegt, so werden solche Personen gewöhnlich für Unmenschen gehalten, für gott- und weltlose, ja, man weiß nicht, was man ihnen Alles für Hörner und Klauen andichten soll.

Mein Zutrauen auf Spinoza ruhte auf der friedlichen Wirkung, die er in mir hervorbrachte, und es vermehrte sich nur, als man meine werthen Mystiker des Spinozismus anklagte, als ich erfuhr, daß Leibniz selbst diesem Vorwurf nicht entgehen können, ja daß Boerhave, wegen gleicher Gesinnungen verdächtig, von der Theologie zur Medizin übergehen müssen.

Denke man aber nicht, daß ich seine Schriften hätte unterschreiben und mich dazu buchstäblich bekennen mögen. Denn daß Niemand den Andern versteht, daß Keiner bei denselben Worten dasselbe was der Andere denkt, daß ein Gespräch, eine Lektüre bei verschiedenen Personen verschiedene Gedankenfolgen aufregt, hatte ich schon allzu deutlich eingesehen, und man wird dem Verfasser von „Werther" und „Faust" wol zutrauen, daß

er, von solchen Mißverständnissen tief durchdrungen, nicht selbst den Dünkel gehegt, einen Mann vollkommen zu verstehen, der als Schüler von Descartes durch mathematische und rabbinische Kultur sich zu dem Gipfel des Denkens hervorgehoben, der bis auf den heutigen Tag noch das Ziel aller spekulativen Bemühungen zu sein scheint.

Was ich mir aber aus ihm zugeeignet, würde sich deutlich genug darstellen, wenn der Besuch, den der ewige Jude bei Spinoza abgelegt, und den ich als ein werthes Ingrediens zu jenem Gedichte mir ausgedacht hatte, niedergeschrieben übrig geblieben wäre. Ich gefiel mir aber in dem Gedanken so wohl und beschäftigte mich im Stillen so gern damit, daß ich nicht dazu gelangte, etwas aufzuschreiben; dadurch erweiterte sich aber der Einfall, der als vorübergehender Scherz nicht ohne Verdienst gewesen wäre, dergestalt, daß er seine Anmuth verlor und ich ihn als lästig aus dem Sinne schlug. Inwiefern mir aber die Hauptpunkte jenes Verhältnisses zu Spinoza unvergeßlich geblieben sind, indem sie eine große Wirkung auf die Folge meines Lebens ausübten, will ich so kurz und bündig als möglich eröffnen und darstellen.

Die Natur wirkt nach ewigen, nothwendigen, dergestalt göttlichen Gesetzen, daß die Gottheit selbst daran nichts ändern könnte. Alle Menschen sind hierin unbewußt vollkommen einig. Man bedenke, wie eine Naturerscheinung, die auf Verstand, Vernunft, ja auch nur auf Willkür deutet, uns Erstaunen, ja Entsetzen bringt!

Wenn sich in Thieren etwas Vernunftähnliches hervorthut, so können wir uns von unserer Verwunderung nicht erholen; denn ob sie uns gleich so nahe stehen, so scheinen sie doch durch eine unendliche Kluft von uns getrennt und in das Reich der Nothwendigkeit verwiesen. Man kann es daher jenen Denkern nicht übel nehmen, welche die unendlich kunstreiche, aber doch genau beschränkte Technik jener Geschöpfe für ganz maschinenmäßig erklärten.

Wenden wir uns zu den Pflanzen, so wird unsre Behauptung noch auffallender bestätigt. Man gebe sich Rechenschaft von der Empfindung, die uns ergreift, wenn die berührte Mimosa ihre gefiederten Blätter paarweise zusammenfaltet und endlich das Stielchen wie an einem Gewerbe niederklappt. Noch höher steigt jene Empfindung, der ich keinen Namen geben will, bei Betrachtung des Hedysarum gyrans, das seine Blättchen

ohne sichtlich äußere Veranlassung auf- und niedersenkt und mit sich selbst wie mit unsern Begriffen zu spielen scheint. Denke man sich einen Pisang, dem diese Gabe zugetheilt wäre, so daß er die ungeheuren Blätterschirme für sich selbst wechselsweise niedersenkte und aufhübe, Jedermann, der es zum ersten Mal sähe, würde vor Entsetzen zurücktreten. So eingewurzelt ist bei uns der Begriff unsrer eignen Vorzüge, daß wir ein- für allemal der Außenwelt keinen Theil daran gönnen mögen, ja daß wir dieselben, wenn es nur anginge, sogar Unsersgleichen gerne verkümmerten.

Ein ähnliches Entsetzen überfällt uns dagegen, wenn wir den Menschen unvernünftig gegen allgemein anerkannte sittliche Gesetze, unverständig gegen seinen eignen und fremden Vortheil handeln sehen. Um das Grauen los zu werden, das wir dabei empfinden, verwandeln wir es sogleich in Tadel, in Abscheu, und wir suchen uns von einem solchen Menschen entweder wirklich oder in Gedanken zu befreien.

Diesen Gegensatz, welchen Spinoza so kräftig heraushebt, wendete ich aber auf mein eignes Wesen sehr wunderlich an, und das vorher Gesagte soll eigentlich nur dazu dienen, um das was folgt begreiflich zu machen.

Ich war dazu gelangt, das mir inwohnende dichterische Talent ganz als Natur zu betrachten, um so mehr, als ich darauf gewiesen war, die äußere Natur als den Gegenstand desselben anzusehen. Die Ausübung dieser Dichtergabe konnte zwar durch Veranlassung erregt und bestimmt werden; aber am Freudigsten und Reichlichsten trat sie unwillkürlich, ja wider Willen hervor.

Durch Feld und Wald zu schweifen,
Mein Liedchen wegzupfeifen,
So ging's den ganzen Tag.

Auch beim nächtlichen Erwachen trat derselbe Fall ein, und ich hatte oft Lust, wie einer meiner Vorgänger, mir ein ledernes Wamms machen zu lassen und mich zu gewöhnen, im Finstern durchs Gefühl das, was unvermuthet hervorbrach, zu fixiren. Ich war so gewohnt, mir ein Liedchen vorzusagen, ohne es wieder zusammenfinden zu können, daß ich einigemal an den Pult rannte und mir nicht die Zeit nahm, einen quer liegenden Bogen zurecht zu rücken, sondern das Gedicht von Anfang bis zu Ende, ohne mich von der Stelle zu rühren, in der Diagonale

herunterschrieb. In eben diesem Sinne griff ich weit lieber zu dem Bleistift, welcher williger die Züge hergab; denn es war mir einigemal begegnet, daß das Schnarren und Spritzen der Feder mich aus meinem nachtwandlerischen Dichten aufweckte, mich zerstreute und ein kleines Produkt in der Geburt erstickte. Für solche Poesien hatte ich eine besondere Ehrfurcht, weil ich mich doch ungefähr gegen dieselben verhielt wie die Henne gegen die Küchlein, die sie ausgebrütet um sich her piepsen sieht. Meine frühere Lust, diese Dinge nur durch Vorlesungen mitzutheilen, erneute sich wieder; sie aber gegen Geld umzutauschen, schien mir abscheulich.

Hiebei will ich eines Falles gedenken, der zwar später eintrat. Als nämlich meinen Arbeiten immer mehr nachgefragt, ja eine Sammlung derselben verlangt wurde, jene Gesinnungen aber mich abhielten, eine solche selbst zu veranstalten, so benutzte Himburg mein Zaudern, und ich erhielt unerwartet einige Exemplare meiner zusammengedruckten Werke. Mit großer Frechheit wußte sich dieser unberufene Verleger eines solchen dem Publikum erzeigten Dienstes gegen mich zu rühmen und erbot sich, mir dagegen, wenn ich es verlangte, etwas Berliner Porzellan zu senden. Bei dieser Gelegenheit mußte mir einfallen, daß die Berliner Juden, wenn sie sich verheiratheten, eine gewisse Partie Porzellan zu nehmen verpflichtet waren, damit die königliche Fabrik einen sichern Absatz hätte. Die Verachtung, welche daraus gegen den unverschämten Nachdrucker entstand, ließ mich den Verdruß übertragen, den ich bei diesem Raub empfinden mußte. Ich antwortete ihm nicht, und indessen er sich an meinem Eigenthum gar wohl behaben mochte, rächte ich mich im Stillen mit folgenden Versen:

Holde Zeugen süß verträumter Jahre,
Falbe Blumen, abgeweihte Haare,
Schleier, leicht geknickt, verblichne Bänder,
Abgeklungner Liebe Trauerpfänder,
Schon gewidmet meines Herdes Flammen,
Rafft der freche Sosius zusammen,
Eben als wenn Dichterwerk und -Ehre
Ihm durch Erbschaft zugefallen wäre;
Und mir Lebendem soll sein Betragen
Wol am Thee- und Kaffeetisch behagen?
Weg das Porzellan, das Zuckerbrod!
Für die Himburg's bin ich todt.

Da jedoch eben die Natur, die dergleichen größere und kleinere Werke unaufgefordert in mir hervorbrachte, manchmal in großen Pausen ruhte und ich in einer langen Zeitstrecke selbst mit Willen nichts hervorzubringen im Stande war und daher öfters Langeweile empfand, so trat mir bei jenem strengen Gegensatz der Gedanke entgegen, ob ich nicht von der andern Seite das, was menschlich, vernünftig und verständig an mir sei, zu meinem und Anderer Nutzen und Vortheil gebrauchen und die Zwischenzeit, wie ich es ja auch schon gethan und wie ich immer stärker aufgefordert wurde, den Weltgeschäften widmen und dergestalt nichts von meinen Kräften ungebraucht lassen sollte. Ich fand dieses, was aus jenen allgemeinen Begriffen hervorzugehen schien, mit meinem Wesen, mit meiner Lage so übereinstimmend, daß ich den Entschluß faßte, auf diese Weise zu handeln und mein bisheriges Schwanken und Zaudern dadurch zu bestimmen. Sehr angenehm war mir zu denken, daß ich für wirkliche Dienste von den Menschen auch reellen Lohn fordern, jene liebliche Naturgabe dagegen als ein Heiliges uneigennützig auszuspenden fortfahren dürfte. Durch diese Betrachtung rettete ich mich von der Bitterkeit, die sich in mir hätte erzeugen können, wenn ich bemerken mußte, daß gerade das so sehr gesuchte und bewunderte Talent in Deutschland als außer dem Gesetz und vogelfrei behandelt werde. Denn nicht allein in Berlin hielt man den Nachdruck für etwas Zulässiges, ja Lustiges, sondern der ehrwürdige, wegen seiner Regententugenden gepriesene Markgraf von Baden, der zu so vielen Hoffnungen berechtigende Kaiser Joseph begünstigten, Jener seinen Macklot, Dieser seinen Edlen von Trattner, und es war ausgesprochen, daß die Rechte sowie das Eigenthum des Genies dem Handwerker und Fabrikanten unbedingt preisgegeben seien.

Als wir uns einst hierüber bei einem besuchenden Badenser beklagten, erzählte er uns folgende Geschichte: die Frau Markgräfin als eine thätige Dame habe auch eine Papierfabrik angelegt, die Waare sei aber so schlecht geworden, daß man sie nirgends habe unterbringen können. Darauf habe Buchhändler Macklot den Vorschlag gethan, die deutschen Dichter und Prosaisten auf dieses Papier abzudrucken, um dadurch seinen Werth in etwas zu erhöhen. Mit beiden Händen habe man dieses angenommen.

Wir erklärten zwar diese böse Nachrede für ein Märchen,

ergetzten uns aber doch daran. Der Name Macklot ward zu gleicher Zeit für einen Schimpfnamen erklärt und bei schlechten Begebenheiten wiederholt gebraucht. Und so fand sich eine leichtsinnige Jugend, welche gar manchmal borgen mußte, indeß die Niederträchtigkeit sich an ihren Talenten bereicherte, durch ein paar gute Einfälle hinreichend entschädigt.

Glückliche Kinder und Jünglinge wandeln in einer Art von Trunkenheit vor sich hin, die sich dadurch besonders bemerklich macht, daß die Guten, Unschuldigen das Verhältniß der jedesmaligen Umgebung kaum zu bemerken, noch weniger anzuerkennen wissen. Sie sehen die Welt als einen Stoff an, den sie bilden, als einen Vorrath, dessen sie sich bemächtigen sollen. Alles gehört ihnen an, ihrem Willen scheint Alles durchdringlich; gar oft verlieren sie sich deshalb in einem wilden, wüsten Wesen. Bei den Bessern jedoch entfaltet sich diese Richtung zu einem sittlichen Enthusiasmus, der sich nach Gelegenheit zu irgend einem wirklichen oder scheinbaren Guten aus eignem Triebe hinbewegt, sich aber auch öfters leiten, führen und verführen läßt.

Der Jüngling, von dem wir uns unterhalten, war in einem solchen Falle, und wenn er den Menschen auch seltsam vorkam, so erschien er doch gar Manchem willkommen. Gleich bei dem ersten Zusammentreten fand man einen unbedingten Freisinn, eine heitere Offenherzigkeit im Gespräch und ein gelegentliches Handeln ohne Bedenken. Von letzterem einige Geschichtchen.

In der sehr eng in einander gebauten Judengasse war ein heftiger Brand entstanden. Mein allgemeines Wohlwollen, die daraus entspringende Lust zu thätiger Hilfe trieb mich, gut angekleidet, wie ich ging und stand, dahin. Man hatte von der Allerheiligengasse her durchgebrochen; an diesen Zugang verfügt' ich mich. Ich fand daselbst eine große Anzahl Menschen mit Wassertragen beschäftigt, mit vollen Eimern sich hindrängend, mit leeren herwärts. Ich sah gar bald, daß, wenn man eine Gasse bildete, wo man die Eimer herauf- und herabreichte, die Hilfe die doppelte sein würde. Ich ergriff zwei volle Eimer und blieb stehen, rief Andere an mich heran; den Kommenden wurde die Last abgenommen, und die Rückkehrenden reihten sich auf der andern Seite. Die Anstalt fand Beifall, mein Zureden

und persönliche Theilnahme ward begünstigt, und die Gasse vom Eintritt bis zum brennenden Ziele war bald vollendet und geschlossen. Kaum aber hatte die Heiterkeit, womit dieses geschehen, eine frohe, man kann sagen eine lustige Stimmung in dieser lebendigen, zweckmäßig wirkenden Maschine aufgeregt, als der Muthwille sich schon hervorthat und der Schadenfreude Raum gab. Armselige Flüchtende, ihre jammervolle Habe auf dem Rücken schleppend, mußten, einmal in die bequeme Gasse gerathen, unausweichlich hindurch und blieben nicht unangefochten. Muthwillige Knaben-Jünglinge spritzten sie an und fügten Verachtung und Unart noch dem Elend hinzu. Gleich aber, durch mäßiges Zureden und rednerische Strafworte, mit Rücksicht wahrscheinlich auf meine reinlichen Kleider, die ich vernachlässigte, ward der Frevel eingestellt.

Neugierige meiner Freunde waren herangetreten, den Unfall zu beschauen, und schienen verwundert, ihren Gesellen in Schuhen und seidenen Strümpfen — denn anders ging man damals nicht — in diesem feuchten Geschäfte zu sehen. Wenige konnt' ich heranziehen, Andere lachten und schüttelten die Köpfe. Wir hielten lange Stand, denn bei manchen Abtretenden verstanden sich auch Manche dazu, sich anzuschließen; viele Schaulustige folgten auf einander, und so ward mein unschuldiges Wagniß allgemein bekannt, und die wunderliche Licenz mußte zur Stadtgeschichte des Tags werden.

Ein solcher Leichtsinn im Handeln nach irgend einer gutmüthigen heitern Grille, hervortretend aus einem glücklichen Selbstgefühl, was von den Menschen leicht als Eitelkeit getadelt wird, machte unsern Freund auch noch durch andere Wunderlichkeiten bemerklich.

Ein sehr harter Winter hatte den Main völlig mit Eis bedeckt und in einen festen Boden verwandelt. Der lebhafteste, nothwendige und lustig-gesellige Verkehr regte sich auf dem Eise. Grenzenlose Schrittschuhbahnen, glattgefrorne weite Flächen wimmelten von bewegter Versammlung. Ich fehlte nicht vom frühen Morgen an und war also, wie späterhin meine Mutter, dem Schauspiel zuzusehen, angefahren kam, als leichtgekleidet wirklich durchgefroren. Sie saß im Wagen in ihrem rothen Sammetpelze, der, auf der Brust mit starken goldenen Schnüren und Quasten zusammengehalten, ganz stattlich aussah. „Geben Sie mir, liebe Mutter, Ihren Pelz!" rief ich aus dem Stegreife, ohne mich weiter besonnen zu haben; „mich friert grimmig."

Auch sie bedachte nichts weiter; im Augenblicke hatte ich den Pelz an, der, purpurfarb, bis an die Waden reichend, mit Zobel verbrämt, mit Gold geschmückt, zu der braunen Pelzmütze, die ich trug, gar nicht übel kleidete. So fuhr ich sorglos auf und ab; auch war das Gedränge so groß, daß man die seltene Erscheinung nicht einmal sonderlich bemerkte, obschon einigermaßen; denn man rechnete mir sie später unter meinen Anomalien im Ernst und Scherze wol einmal wieder vor.

Nach solchen Erinnerungen eines glücklichen, unbedachten Handelns schreiten wir an dem eigentlichen Faden unserer Erzählung fort.

Ein geistreicher Franzos hat schon gesagt: wenn irgend ein guter Kopf die Aufmerksamkeit des Publikums durch ein verdienstliches Werk auf sich gezogen hat, so thut man das Möglichste, um zu verhindern, daß er jemals dergleichen wieder hervorbringt.

Es ist so wahr: irgend etwas Gutes, Geistreiches wird in stiller, abgesonderter Jugend hervorgebracht, der Beifall wird erworben, aber die Unabhängigkeit verloren; man zerrt das konzentrirte Talent in die Zerstreuung, weil man denkt, man könne von seiner Persönlichkeit etwas abzupfen und sich zueignen.

In diesem Sinne erhielt ich manche Einladungen, oder nicht sowol Einladungen: ein Freund, ein Bekannter schlug mir vor, gar oft mehr als dringend, mich da oder dort einzuführen.

Der Quasi-Fremde, angekündigt als Bär, wegen oftmaligen unfreundlichen Abweisens, dann wieder als Hurone Voltaire's, Cumberland's Westindier, als Naturkind bei so vielen Talenten, erregte die Neugierde, und so beschäftigte man sich in verschiedenen Häusern mit schicklichen Negotiationen, ihn zu sehen.

Unter Andern ersuchte mich ein Freund eines Abends, mit ihm ein kleines Konzert zu besuchen, welches in einem angesehenen reformirten Handelshause gegeben wurde. Es war schon spät; doch weil ich Alles aus dem Stegreife liebte, folgte ich ihm, wie gewöhnlich anständig angezogen. Wir treten in ein Zimmer gleicher Erde, in das eigentliche geräumige Wohnzimmer. Die Gesellschaft war zahlreich; ein Flügel stand in der Mitte, an den sich sogleich die einzige Tochter des Hauses niedersetzte und mit bedeutender Fertigkeit und Anmuth spielte.

Ich stand am unteren Ende des Flügels, um ihre Gestalt und Wesen nahe genug bemerken zu können; sie hatte etwas Kindartiges in ihrem Betragen; die Bewegungen, wozu das Spiel sie nöthigte, waren ungezwungen und leicht.

Nach geendigter Sonate trat sie ans Ende des Piano's gegen mir über; wir begrüßten uns ohne weitere Rede, denn ein Quartett war schon angegangen. Am Schlusse trat ich etwas näher und sagte einiges Verbindliche: wie sehr es mich freue, daß die erste Bekanntschaft mich auch zugleich mit ihrem Talent bekannt gemacht habe. Sie wußte sehr artig meine Worte zu erwidern, behielt ihre Stellung und ich die meinige. Ich konnte bemerken, daß sie mich aufmerksam betrachtete und daß ich ganz eigentlich zur Schau stand, welches ich mir wohl konnte gefallen lassen, da man auch mir etwas gar Anmuthiges zu schauen gab. Indessen blickten wir einander an, und ich will nicht leugnen, daß ich eine Anziehungskraft von der sanftesten Art zu empfinden glaubte. Das Hin- und Herwogen der Gesellschaft und ihrer Leistungen verhinderte jedoch jede andere Art von Annäherung diesen Abend. Doch muß ich eine angenehme Empfindung gestehen, als die Mutter beim Abschied zu erkennen gab, sie hofften mich bald wiederzusehen, und die Tochter mit einiger Freundlichkeit einzustimmen schien. Ich verfehlte nicht, nach schicklichen Pausen meinen Besuch zu wiederholen, da sich denn ein heiteres, verständiges Gespräch bildete, welches kein leidenschaftliches Verhältniß zu weissagen schien.

Indessen brachte die einmal eingeleitete Gastfreiheit unsers Hauses den guten Eltern und mir selbst manche Unbequemlichkeit; in meiner Richtung, die immer darauf hinging, das Höhere gewahr zu werden, es zu erkennen, es zu fördern und wo möglich solches nachbildend zu gestalten, war ich dadurch in nichts weiter gebracht. Die Menschen, insofern sie gut waren, waren fromm, und insofern sie thätig waren, unklug und oft ungeschickt. Jenes konnte mir nichts helfen, und dieses verwirrte mich. Einen merkwürdigen Fall habe ich sorgfältig niedergeschrieben.

Im Anfang des Jahres 1775 meldete Jung, nachher Stilling genannt, vom Niederrhein, daß er nach Frankfurt komme, berufen, eine bedeutende Augenkur daselbst vorzunehmen; er war mir und meinen Eltern willkommen, und wir boten ihm das Quartier an.

Herr von Lersner, ein würdiger Mann in Jahren, durch Erziehung und Führung fürstlicher Kinder, verständiges Be-

tragen bei Hof und auf Reisen überall geschätzt, erduldete schon lange das Unglück einer völligen Blindheit; doch konnte seine Sehnsucht nach Hilfe nicht ganz erlöschen. Nun hatte Jung seit einigen Jahren mit gutem Muth und frommer Dreistigkeit viele Staaroperationen am Niederrhein vollbracht und sich dadurch einen ausgebreiteten Ruf erworben. Redlichkeit seiner Seele, Zuverlässigkeit des Charakters und reine Gottesfurcht bewirkten ihm ein allgemeines Zutrauen; dieses verbreitete sich stromaufwärts auf dem Wege vielfacher Handelsverbindungen. Herr von Lersner und die Seinigen, berathen von einem einsichtigen Arzte, entschlossen sich, den glücklichen Augenarzt kommen zu lassen, wenn schon ein Frankfurter Kaufmann, an dem die Kur mißglückt war, ernstlich abrieth. Aber was bewies auch ein einzelner Fall gegen so viele gelungene! Doch Jung kam, nunmehr angelockt durch eine bedeutende Belohnung, deren er gewöhnlich bisher entbehrt hatte; er kam, seinen Ruf zu vermehren, getrost und freudig, und wir wünschten uns Glück zu einem so wackern und heitern Tischgenossen.

Nach mehreren ärztlichen Vorbereitungen ward nun endlich der Staar auf beiden Augen gestochen; wir waren höchst gespannt; es hieß, der Patient habe nach der Operation sogleich gesehen, bis der Verband das Tageslicht wieder abgehalten. Allein es ließ sich bemerken, daß Jung nicht heiter war und daß ihm etwas auf dem Herzen lag, wie er mir denn auch auf weiteres Nachforschen bekannte, daß er wegen Ausgang der Kur in Sorgen sei. Gewöhnlich — und ich hatte selbst in Straßburg mehrmals zugesehen — schien nichts leichter in der Welt zu sein, wie es denn auch Stillingen hundertmal gelungen war. Nach vollbrachtem schmerzlosem Schnitt durch die unempfindliche Hornhaut sprang bei dem gelindesten Druck die trübe Linse von selbst heraus, der Patient erblickte sogleich die Gegenstände und mußte sich nur mit verbundenen Augen gedulden, bis eine vollbrachte Kur ihm erlaubte, sich des köstlichen Organs nach Willen und Bequemlichkeit zu bedienen. Wie mancher Arme, dem Jung dieses Glück verschafft, hatte dem Wohlthäter Gottes Segen und Belohnung von oben herab gewünscht, welche nun durch diesen reichen Mann abgetragen werden sollte.

Jung bekannte, daß es diesmal so leicht und glücklich nicht hergegangen: die Linse sei nicht herausgesprungen, er habe sie holen und zwar, weil sie angewachsen, ablösen müssen; dies sei nun nicht ohne einige Gewalt geschehen. Nun machte er sich

Vorwürfe, daß er auch das andere Auge operirt habe. Allein man hatte sich fest vorgesetzt, beide zugleich vorzunehmen, an eine solche Zufälligkeit hatte man nicht gedacht, und da sie eingetreten, sich nicht sogleich erholt und besonnen. Genug, die zweite Linse kam nicht von selbst, sie mußte auch mit Unstatten abgelöst und herausgeholt werden.

Wie übel ein so gutmüthiger, wohlgesinnter, gottesfürchtiger Mann in einem solchen Falle dran sei, läßt keine Beschreibung noch Entwickelung zu; etwas Allgemeines über eine solche Sinnesart steht vielleicht hier am rechten Platze.

Auf eigene moralische Bildung loszuarbeiten, ist das Einfachste und Thunlichste, was der Mensch vornehmen kann; der Trieb dazu ist ihm angeboren; er wird durch Menschenverstand und Liebe dazu im bürgerlichen Leben geleitet, ja gedrängt.

Stilling lebte in einem sittlich religiosen Liebesgefühl; ohne Mittheilung, ohne guten Gegenwillen konnte er nicht existiren: er forderte wechselseitige Neigung; wo man ihn nicht kannte, war er still; wo man den Bekannten nicht liebte, war er traurig; deswegen befand er sich am Besten mit solchen wohlgesinnten Menschen, die in einem beschränkten, ruhigen Berufskreise mit einiger Bequemlichkeit sich zu vollenden beschäftigt sind.

Diesen gelingt nun wol, die Eitelkeit abzuthun, dem Bestreben nach äußerer Ehre zu entsagen, Bedutsamkeit im Sprechen sich anzueignen, gegen Genossen und Nachbarn ein freundliches, gleiches Betragen auszuüben.

Oft liegt hier eine dunkle Geistesform zum Grunde, durch Individualität modifizirt; solche Personen, zufällig angeregt, legen große Wichtigkeit auf ihre empirische Laufbahn; man hält Alles für übernatürliche Bestimmung, mit der Ueberzeugung, daß Gott unmittelbar einwirke.

Dabei ist im Menschen eine gewisse Neigung, in seinem Zustand zu verharren, zugleich aber auch sich stoßen und führen zu lassen, und eine gewisse Unentschlossenheit, selbst zu handeln. Diese vermehrt sich bei Mißlingen der verständigsten Plane sowie durch zufälliges Gelingen günstig zusammentreffender unvorhergesehener Umstände.

Wie nun durch eine solche Lebensweise ein aufmerksames männliches Betragen verkümmert wird, so ist die Art, in einen solchen Zustand zu gerathen, gleichfalls bedenklich und der Betrachtung werth.

Wovon sich dergleichen Sinnesverwandte am Liebsten unter-

halten, sind die sogenannten Erweckungen, Sinnesveränderungen, denen wir ihren psychologischen Werth nicht absprechen. Es sind eigentlich was wir in wissenschaftlichen und poetischen Angelegenheiten Aperçus nennen: das Gewahrwerden einer großen Maxime, welches immer eine genialische Geistesoperation ist; man kommt durch Anschauen dazu, weder durch Nachdenken noch durch Lehre oder Ueberlieferung. Hier ist es das Gewahrwerden der moralischen Kraft, die im Glauben ankert und so in stolzer Sicherheit mitten auf den Wogen sich empfinden wird.

Ein solches Aperçu giebt dem Entdecker die größte Freude, weil es auf originelle Weise nach dem Unendlichen hindeutet; es bedarf keiner Zeitfolge zur Ueberzeugung; es entspringt ganz und vollendet im Augenblick, daher das gutmüthige altfranzösische Reimwort:

En peu d'heure
Dieu labeure.

Aeußere Anstöße bewirken oft das gewaltsame Losbrechen solcher Sinnesänderung, man glaubt Zeichen und Wunder zu schauen.

Zutrauen und Liebe verband mich aufs Herzlichste mit Stilling; ich hatte doch auch gut und glücklich auf seinen Lebensgang eingewirkt, und es war ganz seiner Natur gemäß, Alles, was für ihn geschah, in einem dankbaren, feinen Herzen zu behalten; aber sein Umgang war mir in meinem damaligen Lebensgange weder erfreulich noch förderlich. Zwar überließ ich gern einem Jeden, wie er sich das Räthsel seiner Tage zurechtlegen und ausbilden wollte; aber die Art, auf einem abenteuerlichen Lebensgange Alles, was uns vernünftiger Weise Gutes begegnet, einer unmittelbaren göttlichen Einwirkung zuzuschreiben, schien mir doch zu anmaßlich, und die Vorstellungsart, daß Alles, was aus unserm Leichtsinn und Dünkel, übereilt oder vernachlässigt, schlimme, schwer zu ertragende Folgen hat, gleichfalls für eine göttliche Pädagogik zu halten, wollte mir auch nicht in den Sinn. Ich konnte also den guten Freund nur anhören, ihm aber nichts Erfreuliches erwidern; doch ließ ich ihn wie so viele Andere gern gewähren und schützte ihn später wie früher, wenn man, gar zu weltlich gesinnt, sein zartes Wesen zu verletzen sich nicht scheute. Daher ich ihm auch den Einfall eines schalkischen Mannes nicht zu Ohren kommen ließ, der einmal ganz ernsthaft ausrief: „Nein, fürwahr, wenn ich mit

Gott so gut stünde wie Jung, so würde ich das höchste Wesen nicht um Geld bitten, sondern um Weisheit und guten Rath, damit ich nicht so viel dumme Streiche machte, die Geld kosten und elende Schuldenjahre nach sich ziehen."

Denn freilich war zu solchem Scherz und Frevel jetzt nicht die Zeit. Zwischen Furcht und Hoffnung gingen mehrere Tage hin; jene wuchs, diese schwand und verlor sich gänzlich; die Augen des braven, geduldigen Mannes entzündeten sich, und es blieb kein Zweifel, daß die Kur mißlungen sei.

Der Zustand, in den unser Freund dadurch gerieth, läßt keine Schilderung zu; er wehrte sich gegen die innerste, tiefste Verzweiflung von der schlimmsten Art. Denn was war nicht in diesem Falle verloren! Zuvörderst der größte Dank des zum Lichte wieder Genesenen, das Herrlichste, dessen sich der Arzt nur erfreuen kann; das Zutrauen so vieler andern Hilfsbedürftigen; der Kredit, indem die gestörte Ausübung dieser Kunst eine Familie im hilflosen Zustande zurückließ. Genug, wir spielten das unerfreuliche Drama Hiob's von Anfang bis zu Ende durch, da denn der treue Mann die Rolle der scheltenden Freunde selbst übernahm. Er wollte diesen Vorfall als Strafe bisheriger Fehler ansehen; es schien ihm, als habe er die ihm zufällig überkommenen Augenmittel frevelhaft als göttlichen Beruf zu diesem Geschäft betrachtet; er warf sich vor, dieses höchst wichtige Fach nicht durch und durch studirt, sondern seine Kuren nur so obenhin auf gut Glück behandelt zu haben; ihm kam augenblicklich vor die Seele, was Mißwollende ihm nachgeredet; er gerieth in Zweifel, ob dies auch nicht Wahrheit sei, und dergleichen schmerzte um so tiefer, als er sich den für fromme Menschen so gefährlichen Leichtsinn, leider auch wol Dünkel und Eitelkeit in seinem Lebensgange mußte zu Schulden kommen lassen. In solchen Augenblicken verlor er sich selbst, und wie wir uns auch verständigen mochten, wir gelangten doch nur zuletzt auf das vernünftig nothwendige Resultat, daß Gottes Rathschlüsse unerforschlich seien.

In meinem vorstrebend heitern Sinne wäre ich noch mehr verletzt gewesen, hätte ich nicht nach herkömmlicher Weise diese Seelenzustände ernster freundlicher Betrachtung unterworfen und sie mir nach meiner Weise zurecht gelegt; nur betrübte es mich, meine gute Mutter für ihre Sorgfalt und häusliche Bemühung so übel belohnt zu sehen; sie empfand es jedoch nicht bei ihrem unablässig thätigen Gleichmuth. Der Vater dauerte mich am

Meisten. Um meinetwillen hatte er einen streng geschlossenen Haushalt mit Anstand erweitert und genoß besonders bei Tisch, wo die Gegenwart von Fremden auch einheimische Freunde und immer wieder sonstige Durchreisende heranzog, sehr gern eines muntern, ja paradoxen Gespräches, da ich ihm denn durch allerlei dialektisches Klopffechten großes Behagen und ein freundliches Lächeln bereitete; denn ich hatte die gottlose Art, Alles zu bestreiten, aber nur insofern hartnäckig, daß Derjenige, der Recht behielt, auf alle Fälle lächerlich wurde. Hieran war nun in den letzten Wochen gar nicht zu denken; denn die glücklichsten, heitersten Ereignisse, veranlaßt durch wohlgelungene Nebenkuren des durch die Hauptkur so unglücklichen Freundes, konnten nicht greifen, viel weniger der traurigen Stimmung eine andere Wendung geben.

Denn so machte uns im Einzelnen ein alter blinder Betteljude aus dem Isenburgischen zu lachen, der, in dem höchsten Elend nach Frankfurt geführt, kaum ein Obdach, kaum eine kümmerliche Nahrung und Wartung finden konnte, dem aber die zähe orientalische Natur so gut nachhalf, daß er vollkommen und ohne die mindeste Beschwerde sich mit Entzücken geheilt sah. Als man ihn fragte, ob die Operation geschmerzt habe, so sagte er nach der hyperbolischen Weise: „Wenn ich eine Million Augen hätte, so wollte ich sie jedesmal für ein halb Kopfstück sämmtlich nach und nach operiren lassen.“ Bei seinem Abwandern betrug er sich in der Fahrgasse ebenso exzentrisch; er dankte Gott auf gut alttestamentlich, pries den Herrn und den Wundermann, seinen Gesandten. So schritt er in dieser langen, gewerbreichen Straße langsam der Brücke zu. Verkäufer und Käufer traten aus den Läden heraus, überrascht durch einen so seltenen frommen, leidenschaftlich vor aller Welt ausgesprochenen Enthusiasmus; Alle waren angeregt zur Theilnahme, dergestalt, daß er, ohne irgend zu fordern oder zu heischen, mit reichlichen Gaben zur Wegezehrung beglückt wurde.

Eines solchen heitern Vorfalls durfte man in unserm Kreise aber kaum erwähnen; denn wenn der Aermste in seiner sandigen Heimath über Main in häuslichem Elend höchst glücklich gedacht werden konnte, so vermißte dagegen ein Wohlhabender, Würdiger diesseits das unschätzbare, zunächst gehoffte Behagen.

Kränkend war daher für unsern guten Jung der Empfang der tausend Gulden, die, auf jeden Fall bedungen, von großmüthigen Menschen edel bezahlt wurden. Diese Baarschaft sollte

bei seiner Rückkehr einen Theil der Schulden auslöschen, die auf traurigen, ja unseligen Zuständen lasteten.

Und so schied er trostlos von uns; denn er sah zurückkehrend den Empfang einer sorglichen Frau, das veränderte Begegnen von wohldenkenden Schwiegereltern, die sich, als Bürgen für so manche Schulden des allzu zuversichtlichen Mannes, in der Wahl eines Lebensgefährten für ihre Tochter vergriffen zu haben glauben konnten. Hohn und Spott der ohnehin im Glücke schon Mißwollenden konnte er in diesem und jenem Hause, aus diesem und jenem Fenster schon voraussehen; eine durch seine Abwesenheit schon verkümmerte, durch diesen Unfall in ihren Wurzeln bedrohte Praxis mußte ihn äußerst ängstigen.

So entließen wir ihn, von unserer Seite jedoch nicht ganz ohne Hoffnung; denn seine tüchtige Natur, gestützt auf den Glauben an übernatürliche Hilfe, mußte seinen Freunden eine stillbescheidne Zuversicht einflößen.

Siebzehntes Buch.

Wenn ich die Geschichte meines Verhältnisses zu Lili wieder aufnehme, so hab' ich mich zu erinnern, daß ich die angenehmsten Stunden theils in Gegenwart ihrer Mutter, theils allein mit ihr zubrachte. Man traute mir aus meinen Schriften Kenntniß des menschlichen Herzens, wie man es damals nannte, zu, und in diesem Sinne waren unsere Gespräche sittlich interessant auf jede Weise.

Wie wollte man sich aber von dem Innern unterhalten, ohne sich gegenseitig aufzuschließen? Es währte daher nicht lange, daß Lili mir in ruhiger Stunde die Geschichte ihrer Jugend erzählte. Sie war im Genuß aller geselligen Vortheile und Weltvergnügungen aufgewachsen. Sie schilderte mir ihre Brüder, ihre Verwandten, sowie die nächsten Zustände; nur ihre Mutter blieb in einem ehrwürdigen Dunkel.

Auch kleiner Schwächen wurde gedacht, und so konnte sie nicht leugnen, daß sie eine gewisse Gabe, anzuziehen, an sich habe bemerken müssen, womit zugleich eine gewisse Eigenschaft, fahren zu lassen, verbunden sei. Hierdurch gelangten wir im Hin- und Wiederreden auf den bedenklichen Punkt, daß sie diese Gabe auch an mir geübt habe, jedoch bestraft worden sei, indem sie auch von mir angezogen worden.

Diese Geständnisse gingen aus einer so reinen, kindhaften Natur hervor, daß sie mich dadurch aufs Allerstrengste sich zu eigen machte.

Ein wechselseitiges Bedürfniß, eine Gewohnheit, sich zu sehen, trat nun ein; wie hätt' ich aber manchen Tag, manchen Abend

bis in die Nacht hinein entbehren müssen, wenn ich mich nicht hätte entschließen können, sie in ihren Zirkeln zu sehen! Hieraus erwuchs mir mannichfaltige Pein.

Mein Verhältniß zu ihr war von Person zu Person, zu einer schönen, liebenswürdigen, gebildeten Tochter; es glich meinen früheren Verhältnissen und war noch höherer Art. An die Aeußerlichkeiten jedoch, an das Mischen und Wiedermischen eines geselligen Zustandes hatte ich nicht gedacht. Ein unbezwingliches Verlangen war herrschend geworden; ich konnte nicht ohne sie, sie nicht ohne mich sein; aber in den Umgebungen und bei den Einwirkungen einzelner Glieder ihres Kreises, was ergaben sich da oft für Mißtage und Fehlstunden!

Die Geschichte von Lustpartien, die zur Unlust ausliefen; ein retardirender Bruder, mit dem ich nachfahren sollte, welcher seine Geschäfte erst mit der größten Gelassenheit, ich weiß nicht ob mit Schadenfreude, langsamst vollendete und dadurch die ganze wohldurchdachte Verabredung verdarb, auch sonstiges Antreffen und Verfehlen, Ungeduld und Entbehrung: alle diese Peinen, die, in irgend einem Roman umständlicher mitgetheilt, gewiß theilnehmende Leser finden würden, muß ich hier beseitigen. Um aber doch diese betrachtende Darstellung einer lebendigen Anschauung, einem jugendlichen Mitgefühl anzunähern, mögen einige Lieder, zwar bekannt, aber vielleicht besonders hier eindrücklich, eingeschaltet stehen.

Herz, mein Herz, was soll das geben?
Was bedränget Dich so sehr?
Welch ein fremdes, neues Leben!
Ich erkenne Dich nicht mehr.
Weg ist Alles, was Du liebtest,
Weg, warum Du Dich betrübtest,
Weg Dein Fleiß und Deine Ruh —
Ach, wie kamst Du nur dazu!

Fesselt Dich die Jugendblüthe,
Diese liebliche Gestalt,
Dieser Blick voll Treu' und Güte
Mit unendlicher Gewalt?
Will ich rasch mich ihr entziehen,
Mich ermannen, ihr entfliehen,
Führet mich im Augenblick,
Ach, mein Weg zu ihr zurück.

Und an diesem Zauberfädchen,
Das sich nicht zerreißen läßt,
Hält das liebe, lose Mädchen
Mich so wider Willen fest;
Muß in ihrem Zauberkreise
Leben nun auf ihre Weise.
Die Verändrung, ach, wie groß!
Liebe, Liebe, laß mich los!

* * *

Warum ziehst Du mich unwiderstehlich,
Ach, in jene Pracht!
War ich guter Junge nicht so selig
In der öden Nacht?

Heimlich in mein Zimmerchen verschlossen,
Lag im Mondenschein,
Ganz von seinem Schauerlicht umflossen,
Und ich dämmert' ein;

Träumte da von vollen goldnen Stunden
Ungemischter Lust,
Hatte schon Dein liebes Bild empfunden
Tief in meiner Brust.

Bin ich's noch, den Du bei so viel Lichtern
An dem Spieltisch hältst?
Oft so unerträglichen Gesichtern
Gegenüberstellst?

Reizender ist mir des Frühlings Blüthe
Nun nicht auf der Flur;
Wo Du, Engel, bist, ist Lieb' und Güte,
Wo Du bist, Natur.

Hat man sich diese Lieder aufmerksam vorgelesen, lieber noch mit Gefühl vorgesungen, so wird ein Hauch jener Fülle glücklicher Stunden gewiß vorüberweben.

Doch wollen wir aus jener größeren, glänzenden Gesellschaft nicht eilig abscheiden, ohne vorher noch einige Bemerkungen

hinzuzufügen, besonders den Schluß des zweiten Gedichtes zu erläutern.

Diejenige, die ich nur im einfachen, selten gewechselten Hauskleide zu sehen gewohnt war, trat mir im eleganten Modeputz nun glänzend entgegen, und doch war es ganz Dieselbe. Ihre Anmuth, ihre Freundlichkeit blieb sich gleich, nur, möcht' ich sagen, ihre Anziehungsgabe that sich mehr hervor; es sei nun, weil sie hier gegen viele Menschen stand, daß sie sich lebhafter zu äußern, sich von mehreren Seiten, je nachdem ihr Dieser oder Jener entgegenkam, zu vermannichfaltigen Ursache fand, genug, ich konnte mir nicht leugnen, daß diese Fremden mir zwar einerseits unbequem fielen, daß ich aber doch um Vieles der Freude nicht entbehrt hätte, ihre geselligen Tugenden kennen zu lernen und einzusehen, sie sei auch weiteren und allgemeineren Zuständen gewachsen.

War es doch derselbige nun durch Putz verhüllte Busen, der sein Inneres mir geöffnet hatte, und in den ich so klar wie in den meinigen hineinsah; waren es doch dieselben Lippen, die mir so früh den Zustand schilderten, in dem sie herangewachsen, in dem sie ihre Jahre verbracht hatte. Jeder wechselseitige Blick, jedes begleitende Lächeln sprach ein verborgenes edles Verständniß aus, und ich staunte selbst hier in der Menge über die geheime unschuldige Verabredung, die sich auf das Menschlichste, auf das Natürlichste gefunden hatte.

Doch sollte bei eintretendem Frühling eine anständige ländliche Freiheit dergleichen Verhältnisse enger knüpfen. Offenbach am Main zeigte schon damals bedeutende Anfänge einer Stadt, die sich in der Folge zu bilden versprach. Schöne, für die damalige Zeit prächtige Gebäude hatten sich schon hervorgethan; Onkel Bernard, wie ich ihn gleich mit seinem Familientitel nennen will, bewohnte das größte; weitläuftige Fabrikgebäude schlossen sich an; d'Orville, ein jüngerer, lebhafter Mann von liebenswürdigen Eigenheiten, wohnte gegenüber. Anstoßende Gärten, Terrassen, bis an den Main reichend, überall freien Ausgang nach der holden Umgegend erlaubend, setzten den Eintretenden und Verweilenden in ein stattliches Behagen. Der Liebende konnte für seine Gefühle keinen erwünschteren Raum finden.

Ich wohnte bei Johann André, und indem ich diesen Mann, der sich nachher genugsam bekannt gemacht, hier zu nennen habe, muß ich mir eine kleine Abschweifung er-

lauben, um von dem damaligen Opernwesen einigen Begriff zu geben.

In Frankfurt dirigirte zu der Zeit Marchand das Theater und suchte durch seine eigne Person das Mögliche zu leisten. Es war ein schöner, groß und wohl gestalteter Mann in den besten Jahren; das Behagliche, Weichliche erschien bei ihm vorwaltend; seine Gegenwart auf dem Theater war daher angenehm genug. Er mochte so viel Stimme haben, als man damals zu Ausführung musikalischer Werke wol allenfalls bedurfte; deshalb er denn die kleineren und größeren französischen Opern herüberzubequemen bemüht war.

Der Vater in der Grétry'schen Oper „Die Schöne bei dem Ungeheuer" gelang ihm besonders wohl, wo er sich in der hinter dem Flor veranstalteten Vision gar ausdrücklich zu geberden wußte.

Diese in ihrer Art wohlgelungene Oper näherte sich jedoch dem edlen Stil und war geeignet, die zartesten Gefühle zu erregen. Dagegen hatte sich ein realistischer Dämon des Operntheaters bemächtigt; Zustands- und Handwerksopern thaten sich hervor. „Die Jäger", „Der Faßbinder", und ich weiß nicht was Alles, waren vorausgegangen: André wählte sich den Töpfer. Er hatte sich das Gedicht selbst geschrieben und in den Text, der ihm angehörte, sein ganzes musikalisches Talent verwendet.

Ich war bei ihm einquartiert und will von diesem allzeit fertigen Dichter und Komponisten nur so viel sagen, als hier gefordert wird.

Er war ein Mann von angebornem lebhaftem Talente, eigentlich als Techniker und Fabrikant in Offenbach ansässig; er schwebte zwischen dem Kapellmeister und Dilettanten. In Hoffnung, jenes Verdienst zu erreichen, bemühte er sich ernstlich, in der Musik gründlichen Fuß zu fassen; als letzterer war er geneigt, seine Kompositionen ins Unendliche zu wiederholen.

Unter den Personen, welche damals den Kreis zu füllen und zu beleben sich höchst thätig erwiesen, ist der Pfarrer Ewald zu nennen, der, geistreich heiter in Gesellschaft, die Studien seiner Pflichten, seines Standes im Stillen für sich durchzuführen wußte, wie er denn auch in der Folge innerhalb des theologischen Feldes sich ehrenvoll bekannt gemacht; er muß in dem damaligen Kreise als unentbehrlich, auffassend und erwidernd, mitgedacht werden.

Lili's Pianospiel fesselte unsern guten André vollkommen

an unsre Gesellschaft; als unterrichtend, meisternd, ausführend, waren wenige Stunden des Tags und der Nacht, wo er nicht in das Familienwesen, in die gesellige Tagesreihe mit eingriff.

Bürger's „Lenore", damals ganz frisch bekannt und mit Enthusiasmus von den Deutschen aufgenommen, war von ihm komponirt; er trug sie gern und wiederholt vor.

Auch ich, der viel und lebhaft rezitirend vortrug, war sie zu deklamiren bereit; man langweilte sich damals noch nicht an wiederholtem Einerlei. War der Gesellschaft die Wahl gelassen, welchen von uns Beiden sie hören wolle, so fiel die Entscheidung oft zu meinen Gunsten.

Dieses Alles aber, wie es auch sei, diente den Liebenden nur zur Verlängerung des Zusammenseins; sie wissen kein Ende zu finden, und der gute Johann André war durch wechselsweise Verführung der Beiden gar leicht in ununterbrochene Bewegung zu setzen, um bis nach Mitternacht seine Musik wiederholend zu verlängern. Die beiden Liebenden versicherten sich dadurch einer werthen, unentbehrlichen Gegenwart.

Trat man am Morgen in aller Frühe aus dem Hause, so fand man sich in der freiesten Luft, aber nicht eigentlich auf dem Lande. Ansehnliche Gebäude, die zu jener Zeit einer Stadt Ehre gemacht hätten; Gärten, parterreartig übersehbar, mit flachen Blumen- und sonstigen Prunkbeeten; freie Uebersicht über den Fluß bis ans jenseitige Ufer; oft schon früh eine thätige Schiffahrt von Flößen und gelenken Marktschiffen und Kähnen: eine sanft hingleitende, lebendige Welt, mit liebevollen, zarten Empfindungen im Einklang. Selbst das einsame Vorüberwogen und Schilfgeflüster eines leise bewegten Stromes ward höchst erquicklich und verfehlte nicht, einen entschieden beruhigenden Zauber über den Herantretenden zu verbreiten. Ein heiterer Himmel der schönsten Jahreszeit überwölbte das Ganze, und wie angenehm mußte sich eine traute Gesellschaft, von solchen Scenen umgeben, morgendlich wiederfinden!

Sollte jedoch einem ernsten Leser eine solche Lebensweise gar zu lose, zu leichtfertig erscheinen, so möge er bedenken, daß zwischen dasjenige, was hier des Vortrags halben wie im Zusammenhange geschildert ist, sich Tage und Wochen des Entbehrens, andere Bestimmungen und Thätigkeiten, sogar unerträgliche Langeweile widerwärtig einstellten.

Männer und Frauen waren in ihrem Pflichtkreise eifrig beschäftigt. Auch ich versäumte nicht, in Betracht der Gegen-

wart und Zukunft, das mir Obliegende zu besorgen, und fand noch Zeit genug, dasjenige zu vollbringen, wohin mich Talent und Leidenschaft unwiderstehlich hindrängten.

Die frühesten Morgenstunden war ich der Dichtkunst schuldig; der wachsende Tag gehörte den weltlichen Geschäften, die auf eine ganz eigene Art behandelt wurden. Mein Vater, ein gründlicher, ja eleganter Jurist, führte seine Geschäfte selbst, die ihm sowol die Verwaltung seines Vermögens als die Verbindung mit werthgeschätzten Freunden auferlegte, und ob ihm gleich sein Charakter als kaiserlicher Rath zu praktiziren nicht erlaubte, so war er doch manchem Vertrauten als Rechtsfreund zur Hand, indem die ausgefertigten Schriften von einem ordinirten Advokaten unterzeichnet wurden, dem denn jede solche Signatur ein Billiges einbrachte.

Diese seine Thätigkeit war nur lebhafter geworden durch mein Herantreten, und ich konnte gar wohl bemerken, daß er mein Talent höher schätzte als meine Praxis und deswegen Alles that, um mir Zeit genug zu meinen poetischen Studien und Arbeiten zu lassen. Gründlich und tüchtig, aber von langsamer Konzeption und Ausführung, studirte er die Akten als geheimer Referendar, und wenn wir zusammentraten, legte er mir die Sache vor, und die Ausfertigung ward von mir mit solcher Leichtigkeit vollbracht, daß es ihm zur höchsten Vaterfreude gedieh und er auch wol einmal auszusprechen nicht unterließ: wenn ich ihm fremd wäre, er würde mich beneiden.

Diese Angelegenheiten noch mehr zu erleichtern, hatte sich ein Schreiber zu uns gesellt, dessen Charakter und Wesen, wohl durchgeführt, leicht einen Roman fördern und schmücken könnte. Nach wohlgenutzten Schuljahren, worin er des Lateins völlig mächtig geworden, auch sonstige gute Kenntnisse erlangt hatte, unterbrach ein allzu leichtfertiges akademisches Leben den übrigen Gang seiner Tage; er schleppte sich eine Weile mit siechem Körper in Dürftigkeit hin und kam erst später in bessere Umstände durch Hilfe einer sehr schönen Handschrift und Rechnungsfertigkeit. Von einigen Advokaten unterhalten, ward er nach und nach mit den Förmlichkeiten des Rechtsganges genau bekannt und erwarb sich Alle, denen er diente, durch Rechtlichkeit und Pünktlichkeit zu Gönnern. Auch unserm Hause hatte er sich verpflichtet und war in allen Rechts- und Rechnungssachen bei der Hand.

Dieser hielt nun von seiner Seite unser sich immer mehr ausdehnendes Geschäft, das sich sowol auf Rechtsangelegenheiten

als auf mancherlei Aufträge, Bestellungen und Speditionen bezog. Auf dem Rathhause wußte er alle Wege und Schliche; in den beiden burgemeisterlichen Audienzen war er auf seine Weise gelitten, und da er manchen neuen Rathsherrn, worunter einige gar bald zu Schöffen herangestiegen waren, von seinem ersten Eintritt ins Amt her in seinem noch unsichern Benehmen wohl kannte, so hatte er sich ein gewisses Vertrauen erworben, das man wol eine Art von Einfluß nennen konnte. Das Alles wußte er zum Nutzen seiner Gönner zu verwenden, und da ihn seine Gesundheit nöthigte, seine Thätigkeit mit Maß zu üben, so fand man ihn immer bereit, jeden Auftrag, jede Bestellung sorgfältig auszurichten.

Seine Gegenwart war nicht unangenehm, von Körper schlank und regelmäßiger Gesichtsbildung; sein Betragen nicht zudringlich, aber doch mit einem Ausdruck von Sicherheit seiner Ueberzeugung, was zu thun sei, auch wol heiter und gewandt bei wegzuräumenden Hindernissen. Er mochte stark in den Vierzigen sein, und es reut mich noch (ich darf das oben Gesagte wiederholen), daß ich ihn nicht als Triebrad in den Mechanismus irgend einer Novelle mit eingefügt habe.

In Hoffnung, meine ernsten Leser durch das Vorgetragene einigermaßen befriedigt zu haben, darf ich mich wol wieder zu denen glänzenden Tagespunkten hinwenden, wo Freundschaft und Liebe sich in ihrem schönsten Lichte zeigten.

Daß Geburtstage sorgfältig, froh und mit mancher Abwechselung gefeiert wurden, liegt in der Natur solcher Verbindungen; dem Geburtstage des Pfarrers Ewald zu Gunsten ward das Lied gedichtet:

In allen guten Stunden,
Erhöht von Lieb' und Wein,
Soll dieses Lied verbunden
Von uns gesungen sein!
Uns hält der Gott zusammen,
Der uns hierher gebracht,
Erneuert unsre Flammen,
Er hat sie angefacht.

Da dies Lied sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat und nicht leicht eine muntere Gesellschaft beim Gastmahl sich versammelt, ohne daß es freudig wieder aufgefrischt werde, so empfehlen wir es auch unsern Nachkommen und wünschen Allen,

die es aussprechen und singen, gleiche Lust und Behagen von innen heraus, wie wir damals, ohne irgend einer weitern Welt zu gedenken, uns im beschränkten Kreise zu einer Welt ausgedehnt empfanden.

Nun aber wird man erwarten, daß Lili's Geburtstag, welcher den 23. Juni 1775 sich zum siebzehnten Mal wiederholte, besonders sollte gefeiert werden. Sie hatte versprochen, am Mittag nach Offenbach zu kommen, und ich muß gestehen, daß die Freunde mit glücklicher Uebereinkunft von diesem Feste alle herkömmlichen Verzierungsphrasen abgelehnt und sich nur allein mit Herzlichkeiten, die ihrer würdig wären, zu Empfang und Unterhaltung vorbereitet hatten.

Mit solchen angenehmen Pflichten beschäftigt, sah ich die Sonne untergehen, die einen folgenden heitern Tag verkündigte und unserm Fest ihre frohe glänzende Gegenwart versprach, als Lili's Bruder George, der sich nicht verstellen konnte, ziemlich ungeberdig ins Zimmer trat und ohne Schonung zu erkennen gab, daß unser morgendes Fest gestört sei; er wisse selbst weder wie noch wodurch; aber die Schwester lasse sagen, daß es ihr völlig unmöglich sei, morgen Mittag nach Offenbach zu kommen und an dem ihr zugedachten Feste Theil zu nehmen; erst gegen Abend hoffe sie ihre Ankunft bewirken zu können. Nun fühle und wisse sie recht gut, wie unangenehm es mir und unsern Freunden fallen müsse, bitte mich aber so herzlich dringend, als sie könne, etwas zu erfinden, wodurch das Unangenehme dieser Nachricht, die sie mir überlasse hinauszumelden, gemildert, ja versöhnt werde; sie wolle mir's zum Allerbesten danken.

Ich schwieg einen Augenblick, hatte mich auch sogleich gefaßt und wie durch himmlische Eingebung gefunden, was zu thun war. „Eile," rief ich, „George! Sag ihr, sie solle sich ganz beruhigen, möglich machen, daß sie gegen Abend komme; ich verspräche: gerade dieses Unheil solle zum Fest werden!" Der Knabe war neugierig und wünschte zu wissen, wie. Dies wurde ihm standhaft verweigert, ob er gleich alle Künste und Gewalt zu Hilfe rief, die ein Bruder unserer Geliebten auszuüben sich anmaßt.

Kaum war er weg, so ging ich mit sonderbarer Selbstgefälligkeit in meiner Stube auf und ab, und mit dem frohen, freien Gefühl, daß hier Gelegenheit sei, mich als ihren Diener auf eine glänzende Weise zu zeigen, heftete ich mehrere Bogen

mit schöner Seide, wie es dem Gelegenheitsgedicht ziemt, zusammen und eilte, den Titel zu schreiben:

„Sie kommt nicht!

„ein jammervolles Familienstück, welches, geklagt sei es Gott, den 23. Juni 1775 in Offenbach am Main auf das Allernatürlichste wird aufgeführt werden. Die Handlung dauert vom Morgen bis auf'n Abend."

Da von diesem Scherze weder Konzept noch Abschrift vorhanden, habe ich mich oft darnach erkundigt, aber nie etwas davon wieder erfahren können; ich muß daher es wieder aufs Neue zusammendichten, welches im Allgemeinen nicht schwer fällt.

Der Schauplatz ist d'Orville's Haus und Garten in Offenbach; die Handlung eröffnet sich durch die Domestiken, wobei Jedes genau seine Rolle spielt und die Anstalten zum Fest vollkommen deutlich werden. Die Kinder mischen sich drein, nach dem Leben gebildet; dann der Herr, die Frau mit eigenthümlichen Thätigkeiten und Einwirkungen; dann kommt, indem Alles sich in einer gewissen hastigen Geschäftigkeit durcheinandertreibt, der unermüdliche Nachbar Komponist Hans André; er setzt sich an den Flügel und ruft Alles zusammen, sein eben fertig gewordenes Festlied anzuhören und durchzuprobiren. Das ganze Haus zieht er heran, aber Alles macht sich wieder fort, dringenden Geschäften nachzugehen; Eins wird vom Andern abgerufen, Eins bedarf des Andern, und die Dazwischenkunft des Gärtners macht aufmerksam auf die Garten- und Wasserscenen; Kränze, Banderolen mit Inschriften zierlichster Art, nichts ist vergessen.

Als man sich nun eben um die erfreulichsten Gegenstände versammelt, tritt ein Bote herein, der als eine Art von lustigem Hin- und Wiederträger berechtigt war, auch eine Charakterrolle mitzuspielen, und der durch manches allzu gute Trinkgeld wol ungefähr merken konnte, was für Verhältnisse obwalteten. Er thut sich auf sein Packet etwas zu Gute, hofft ein Glas Wein und Semmelbrod und übergiebt nun nach einigem schalkhaften Weigern die Depesche. Dem Hausherrn sinken die Arme, die Papiere fallen zu Boden, er ruft: „Laßt mich zum Tisch! Laßt mich zur Kommode, damit ich nur streichen kann!"

Das geistreiche Zusammensein lebelustiger Menschen zeichnet sich vor Allem aus durch eine Sprach- und Geberdensymbolik. Es entsteht eine Art Gaunerdiom, welches, indem es die Ein-

geweihten höchst glücklich macht, den Fremden unbemerkt bleibt oder, bemerkt, verdrießlich wird.

Es gehörte zu Lili's anmuthigsten Eigenheiten eine, die hier durch Wort und Geberde als streichen ausgedrückt ist, und welche stattfand, wenn etwas Anstößiges gesagt oder gesprochen wurde, besonders indem man bei Tische saß oder in der Nähe von einer Fläche sich befand.

Es hatte dieses seinen Ursprung von einer unendlich lieblichen Unart, die sie einmal begangen, als ein Fremder, bei Tafel neben ihr sitzend, etwas Unziemliches vorbrachte. Ohne das holde Gesicht zu verändern, strich sie mit ihrer rechten Hand gar lieblich über das Tischtuch weg und schob Alles, was sie mit dieser sanften Bewegung erreichte, gelassen auf den Boden. Ich weiß nicht was Alles: Messer, Gabel, Brod, Salzfaß, auch etwas zum Gebrauch ihres Nachbars gehörig; es war Jedermann erschreckt, die Bedienten liefen zu, Niemand wußte, was das heißen sollte, als die Umsichtigen, die sich erfreuten, daß sie eine Unschicklichkeit auf eine so zierliche Weise erwidert und ausgelöscht.

Hier war nun also ein Symbol gefunden für das Ablehnen eines Widerwärtigen, was doch manchmal in tüchtiger, braver, schätzenswerther, wohlgesinnter, aber nicht durch und durch gebildeter Gesellschaft vorzukommen pflegt. Die Bewegung mit der rechten Hand als ablehnend erlaubten wir uns Alle; das wirkliche Streichen der Gegenstände hatte sie selbst in der Folge sich nur mäßig und mit Geschmack erlaubt.

Wenn der Dichter nun also dem Hausherrn diese Begierde zu streichen, eine uns zur Natur gewordene Gewohnheit, als Mimik aufgiebt, so sieht man das Bedeutende, das Effektvolle; denn indem er Alles von allen Flächen herunterzustreichen droht, so hält ihn Alles ab; man sucht ihn zu beruhigen, bis er sich endlich ganz ermattet in den Sessel wirft.

„Was ist begegnet?" ruft man aus. „Ist sie krank? Ist Jemand gestorben?" ‚Lest! Lest!' ruft d'Orville, ‚dort liegt's auf der Erde.' Die Depesche wird aufgehoben, man liest, man ruft: „Sie kommt nicht!"

Der große Schreck hatte auf einen größern vorbereitet; — aber sie war doch wohl! — es war ihr nichts begegnet! Niemand von der Familie hatte Schaden genommen; Hoffnung blieb auf den Abend.

André, der indessen immerfort musizirt hatte, kam doch

endlich auch herbeigelaufen, tröstete und suchte sich zu trösten. Pfarrer Ewald und seine Gattin traten gleichfalls charakteristisch ein mit Verdruß und Verstand, mit unwilligem Entbehren und gemäßigtem Zurechtlegen. Alles ging aber noch bunt durch einander, bis der musterhaft ruhige Onkel Bernard endlich herankommt, ein gutes Frühstück, ein löblich Mittagsfest erwartend, und der Einzige ist, der die Sache aus dem rechten Gesichtspunkte ansieht, beschwichtigende, vernünftige Reden äußert und Alles ins Gleiche bringt, völlig wie in der griechischen Tragödie ein Gott die Verworrenheiten der größten Helden mit wenigen Worten aufzulösen weiß.

Dies Alles ward während eines Theiles der Nacht mit laufender Feder niedergeschrieben und einem Boten übergeben, der am nächsten Morgen Punkt zehn Uhr mit der Depesche in Offenbach einzutreffen unterrichtet war.

Den hellsten Morgen erblickend, wacht' ich auf, mit Vorsatz und Einrichtung, genau Mittags gleichfalls in Offenbach anzulangen.

Ich ward empfangen mit dem wunderlichsten Charivari von Entgegnungen; das gestörte Fest verlautete kaum; sie schalten und schimpften, daß ich sie so gut getroffen hätte. Die Dienerschaft war zufrieden, mit der Herrschaft auf gleichem Theater aufgetreten zu sein; nur die Kinder als die entschiedensten, unbestechbarsten Realisten versicherten hartnäckig: so hätten sie nicht gesprochen, und es sei überhaupt Alles ganz anders gewesen, als wie es hier geschrieben stünde. Ich beschwichtigte sie mit einigen Vorgaben des Nachtisches, und sie hatten mich wie immer lieb. Ein fröhliches Mittagsmahl, eine Mäßigung aller Feierlichkeiten gab uns die Stimmung, Lili ohne Prunk, aber vielleicht um desto lieblicher zu empfangen. Sie kam und ward von heitern, ja lustigen Gesichtern bewillkommt, beinah betroffen, daß ihr Außenbleiben so viel Heiterkeit erlaube. Man erzählte ihr Alles, man trug ihr Alles vor, und sie, nach ihrer lieben und süßen Art, dankte mir, wie sie allein nur konnte.

Es bedurfte keines sonderlichen Scharfsinns, um zu bemerken, daß ihr Ausbleiben von dem ihr gewidmeten Feste nicht zufällig, sondern durch Hin- und Herreden über unser Verhältniß verursacht war. Indessen hatte dies weder auf unsre Gesinnungen noch auf unser Betragen den mindesten Einfluß.

Ein vielfacher geselliger Zudrang aus der Stadt konnte in dieser Jahreszeit nicht fehlen. Oft kam ich nur spät des Abends zur Gesellschaft und fand sie dem Scheine nach theilnehmend, und da ich nur oft auf wenige Stunden erschien, so mocht' ich ihr gern in irgend etwas nützlich sein, indem ich ihr Größeres oder Kleineres besorgt hatte oder irgend einen Auftrag zu übernehmen kam. Und es ist wol diese Dienstschaft das Erfreulichste, was einem Menschen begegnen kann, wie uns die alten Ritterromane dergleichen zwar auf eine dunkle, aber kräftige Weise zu überliefern verstehen. Daß sie mich beherrsche, war nicht zu verbergen, und sie durfte sich diesen Stolz gar wohl erlauben; hier triumphiren Ueberwinder und Ueberwundene, und Beide behagen sich in gleichem Stolze.

Dies mein wiederholtes, oft nur kurzes Einwirken war aber immer desto kräftiger. Johann André hatte immer Musik-Vorrath; auch ich brachte fremdes und eignes Neue; poetische und musikalische Blüthen regneten herab. Es war eine durchaus glänzende Zeit; eine gewisse Exaltation waltete in der Gesellschaft, man traf niemals auf nüchterne Momente. Ganz ohne Frage theilte sich dies den Uebrigen aus unserm Verhältnisse mit. Denn wo Neigung und Leidenschaft in ihrer eignen kühnen Natur hervortreten, geben sie verschüchterten Gemüthern Muth, die nunmehr nicht begreifen, warum sie ihre gleichen Rechte verheimlichen sollten. Daher gewahrte man mehr oder weniger versteckte Verhältnisse, die sich nunmehr ohne Scheu durchschlangen; andere, die sich nicht gut bekennen ließen, schlichen doch behaglich unter der Decke mit durch.

Konnt' ich denn auch wegen vermannichfaltigter Geschäfte die Tage dort draußen bei ihr nicht zubringen, so gaben die heiteren Abende Gelegenheit zu verlängertem Zusammensein im Freien. Liebende Seelen werden nachstehendes Ereigniß mit Wohlgefallen aufnehmen.

Es war ein Zustand, von welchem geschrieben steht: „Ich schlafe, aber mein Herz wacht"; die hellen wie die dunkeln Stunden waren einander gleich; das Licht des Tages konnte das Licht der Liebe nicht überscheinen, und die Nacht wurde durch den Glanz der Neigung zum hellsten Tage.

Wir waren beim klarsten Sternhimmel bis spät in der freien Gegend umherspaziert, und nachdem ich sie und die Gesellschaft von Thüre zu Thüre nach Hause begleitet und von ihr zuletzt Abschied genommen hatte, fühlte ich mir so wenig Schlaf,

daß ich eine frische Spazierwanderung anzutreten nicht säumte. Ich ging die Landstraße nach Frankfurt zu, mich meinen Gedanken und Hoffnungen zu überlassen; ich setzte mich auf eine Bank, in der reinsten Nachtstille unter dem blendenden Sternhimmel mir selbst und ihr anzugehören.

Bemerkenswerth schien mir ein schwer zu erklärender Ton, ganz nahe bei mir; es war kein Rascheln, kein Rauschen, und bei näherer Aufmerksamkeit entdeckte ich, daß es unter der Erde und das Arbeiten von kleinem Gethier sei. Es mochten Igel oder Wieseln sein, oder was in solcher Stunde dergleichen Geschäft vornimmt.

Ich war darauf weiter nach der Stadt zu gegangen und an den Röderberg gelangt, wo ich die Stufen, welche nach den Weingärten hinaufführen, an ihrem kalkweißen Scheine erkannte. Ich stieg hinauf, setzte mich nieder und schlief ein.

Als ich wieder aufwachte, hatte die Dämmerung sich schon verbreitet; ich sah mich gegen dem hohen Wall über, welcher in frühern Zeiten als Schutzwehr wider die hüben stehenden Berge aufgerichtet war. Sachsenhausen lag vor mir, leichte Nebel deuteten den Weg des Flusses an; es war frisch, mir willkommen.

Da verharrt' ich, bis die Sonne nach und nach hinter mir aufgehend das Gegenüber erleuchtete. Es war die Gegend, wo ich die Geliebte wiedersehen sollte, und ich kehrte langsam in das Paradies zurück, das sie, die noch Schlafende, umgab.

Je mehr aber um des wachsenden Geschäftskreises willen, den ich aus Liebe zu ihr zu erweitern und zu beherrschen trachtete, meine Besuche in Offenbach sparsamer werden und dadurch eine gewisse peinliche Verlegenheit hervorbringen mußten, so ließ sich wohl bemerken, daß man eigentlich um der Zukunft willen das Gegenwärtige hintansetze und verliere.

Wie nun meine Aussichten sich nach und nach verbesserten, hielt ich sie für bedeutender, als sie wirklich waren, und dachte um so mehr auf eine baldige Entscheidung, als ein so öffentliches Verhältniß nicht länger ohne Mißbehagen fortzuführen war. Und wie es in solchen Fällen zu gehen pflegt, sprachen wir es nicht ausdrücklich gegen einander aus; aber das Gefühl eines wechselseitigen unbedingten Behagens, die volle Ueberzeugung, eine Trennung sei unmöglich, das in einander gleichmäßig gesetzte Vertrauen, — das Alles brachte einen solchen

Ernst hervor, daß ich, der ich mir fest vorgenommen hatte, kein schleppendes Verhältniß wieder anzuknüpfen, und mich doch in dieses ohne Sicherheit eines günstigen Erfolges wieder verschlungen fand, wirklich von einem Stumpfsinn befangen war, von dem ich mich zu retten, mich immer mehr in gleichgiltige weltliche Geschäfte verwickelte, aus denen ich auch nur wieder Vortheil und Zufriedenheit an der Hand der Geliebten zu gewinnen hoffen durfte.

In diesem wunderlichen Zustande, dergleichen doch auch Mancher peinlich empfunden haben mag, kam uns eine Hausfreundin zu Hilfe, welche die sämmtlichen Bezüge der Personen und Zustände sehr wohl durchsah. Man nannte sie Demoiselle Delf; sie stand mit ihrer ältern Schwester einem kleinen Handelshaus in Heidelberg vor und war der größern Frankfurter Wechselhandlung bei verschiedenen Vorfällen vielen Dank schuldig geworden. Sie kannte und liebte Lili von Jugend auf; es war eine eigne Person, ernsten, männlichen Ansehens und gleichen, derben, hastigen Schrittes vor sich hin. Sie hatte sich in die Welt besonders zu fügen Ursache gehabt und kannte sie daher wenigstens in gewissem Sinne. Man konnte sie nicht intrigant nennen: sie pflegte den Verhältnissen lange zuzusehen und ihre Absichten stille mit sich fortzutragen; dann aber hatte sie die Gabe, die Gelegenheit zu ersehen, und wenn sie die Gesinnungen der Personen zwischen Zweifel und Entschluß schwanken sah, wenn Alles auf Entschiedenheit ankam, so wußte sie eine solche Kraft der Charaktertüchtigkeit einzusetzen, daß es ihr nicht leicht mißlang, ihr Vorhaben auszuführen. Eigentlich hatte sie keine egoistischen Zwecke: etwas gethan, etwas vollbracht, besonders eine Heirath gestiftet zu haben, war ihr schon Belohnung. Unsern Zustand hatte sie längst durchblickt, bei wiederholtem Hiersein durchforscht, so daß sie sich endlich überzeugte: diese Neigung sei zu begünstigen, diese Vorsätze, redlich, aber nicht genugsam verfolgt und angegriffen, müßten unterstützt und dieser kleine Roman forderlichst abgeschlossen werden.

Seit vielen Jahren hatte sie das Vertrauen von Lili's Mutter. In meinem Hause durch mich eingeführt, hatte sie sich den Eltern angenehm zu machen gewußt; denn gerade dieses barsche Wesen ist in einer Reichsstadt nicht widerwärtig und, mit Verstand im Hintergrunde, sogar willkommen. Sie kannte sehr wohl unsre Wünsche, unsre Hoffnungen; ihre Lust zu wirken sah darin einen Auftrag; kurz, sie unterhandelte mit den

Eltern. Wie sie es begonnen, wie sie die Schwierigkeiten, die sich ihr entgegenstellen mochten, beseitigt, genug, sie tritt eines Abends zu uns und bringt die Einwilligung. „Gebt Euch die Hände!" rief sie mit ihrem pathetisch gebieterischen Wesen. Ich stand gegen Lili über und reichte meine Hand dar; sie legte die ihre, zwar nicht zaudernd, aber doch langsam hinein. Nach einem tiefen Athemholen fielen wir einander lebhaft bewegt in die Arme.

Es war ein seltsamer Beschluß des hohen über uns Waltenden, daß ich in dem Verlaufe meines wundersamen Lebensganges doch auch erfahren sollte, wie es einem Bräutigam zu Muthe sei.

Ich darf wol sagen, daß es für einen gesitteten Mann die angenehmste aller Erinnerungen sei. Es ist erfreulich, sich jene Gefühle zu wiederholen, die sich schwer aussprechen und kaum erklären lassen. Der vorhergehende Zustand ist durchaus verändert; die schroffsten Gegensätze sind gehoben, der hartnäckigste Zwiespalt geschlichtet, die vordringliche Natur, die ewig warnende Vernunft, die tyrannisirenden Triebe, das verständige Gesetz, welche sonst in immerwährendem Zwist uns bestritten, alle diese treten nunmehr in freundlicher Einigkeit heran, und bei allgemein gefeiertem frommem Feste wird das Verbotene gefordert und das Verpönte zur unerläßlichen Pflicht erhoben.

Mit sittlichem Beifall aber wird man vernehmen, daß von dem Augenblick an eine gewisse Sinnesveränderung in mir vorging. War die Geliebte mir bisher schön, anmuthig, anziehend vorgekommen, so erschien sie mir nun als würdig und bedeutend. Sie war eine doppelte Person; ihre Anmuth und Liebenswürdigkeit gehörten mein, das fühlt' ich wie sonst; aber der Werth ihres Charakters, die Sicherheit in sich selbst, ihre Zuverlässigkeit in Allem, das blieb ihr eigen. Ich schaute es, ich durchblickte es und freute mich dessen als eines Kapitals, von dem ich zeitlebens die Zinsen mitzugenießen hätte.

Es ist schon längst mit Grund und Bedeutung ausgesprochen: auf dem Gipfel der Zustände hält man sich nicht lange. Die ganz eigentlich durch Demoiselle Delf eroberte Zustimmung beiderseitiger Eltern ward nunmehr als obwaltend anerkannt, stillschweigend und ohne weitere Förmlichkeit. Denn sobald etwas Ideelles, wie man ein solches Verlöbniß wirklich nennen kann, in die Wirklichkeit eintritt, so entsteht, wenn man völlig abgeschlossen zu haben glaubt, eine Krise. Die Außen-

welt ist durchaus unbarmherzig, und sie hat Recht, denn sie muß sich ein= für allemal selbst behaupten; die Zuversicht der Leidenschaft ist groß, aber wir sehen sie doch gar oft an dem ihr entgegenstehenden Wirklichen scheitern. Junge Gatten, die, besonders in der spätern Zeit, mit nicht genugsamen Gütern versehen, in diese Zustände sich einlassen, mögen ja sich keine Honigmonde versprechen; unmittelbar droht ihnen eine Welt mit unverträglichen Forderungen, welche, nicht befriedigt, ein junges Ehepaar absurd erscheinen lassen.

Die Unzulänglichkeit der Mittel, die ich zur Erreichung meines Zwecks mit Ernst ergriffen hatte, konnte ich früher nicht gewahr werden, weil sie bis auf einen gewissen Punkt zugereicht hätten; nun der Zweck näher heranrückte, wollte es hüben und drüben nicht vollkommen passen.

Der Trugschluß, den die Leidenschaft so bequem findet, trat nun in seiner völligen Inkongruenz nach und nach hervor. Mit einiger Nüchternheit mußte mein Haus, meine häusliche Lage in ihrem ganz Besondern betrachtet werden. Das Bewußtsein, das Ganze sei auf eine Schwiegertochter eingerichtet, lag freilich zu Grunde; aber auf ein Frauenzimmer welcher Art war dabei gerechnet?

Wir haben die Mäßige, Liebe, Verständige, Schöne, Tüchtige, sich immer Gleiche, Neigungsvolle und Leidenschaftlose zu Ende des dritten Bandes kennen lernen; sie war der passende Schlußstein zu einem schon aufgemauerten, zugerundeten Gewölbe; aber hier hatte man bei ruhiger, unbefangener Betrachtung sich nicht leugnen können, daß, um diese neue Geworbene in solche Funktion gleichfalls einzusetzen, man ein neues Gewölbe hätte zurichten müssen.

Indessen war mir dies noch nicht deutlich geworden und ihr ebenso wenig. Betrachtete ich nun aber mich in meinem Hause und gedacht' ich sie hereinzuführen, so schien sie mir nicht zu passen, wie ich ja schon in ihren Zirkeln zu erscheinen, um gegen die Tags= und Modemenschen nicht abzustechen, meine Kleidung von Zeit zu Zeit verändern, ja wieder verändern mußte. Das konnte aber doch mit einer häuslichen Einrichtung nicht geschehen, wo in einem neugebauten, stattlichen Bürgerhause ein nunmehr veralteter Prunk gleichsam rückwärts die Einrichtung geleitet hatte.

So hatte sich auch, selbst nach dieser gewonnenen Einwilligung, kein Verhältniß der Eltern unter einander bilden und

einleiten können, kein Familienzusammenhang. Andere Religionsgebräuche, andere Sitten! Und wollte die Liebenswürdige einigermaßen ihre Lebensweise fortsetzen, so fand sie in dem anständig geräumigen Hause keine Gelegenheit, keinen Raum.

Hatte ich bisher von allem Diesem abgesehen, so waren mir zur Beruhigung und Stärkung von außen her schöne Ansichten eröffnet, zu irgend einer gedeihlichen Anstellung zu gelangen. Ein rühriger Geist faßt überall Fuß; Fähigkeiten, Talente erregen Vertrauen; Jedermann denkt, es komme ja nur auf eine veränderte Richtung an. Zudringliche Jugend findet Gunst; dem Genie traut man Alles zu, da es doch nur ein Gewisses vermag.

Das deutsche geistig-literarische Terrain war damals ganz eigentlich als ein Neubruch anzusehen. Es fanden sich unter den Geschäftsleuten kluge Menschen, die für den neu aufzuwühlenden Boden tüchtige Anbauer und kluge Haushälter wünschten. Selbst die angesehene, wohlgegründete Freimaurer-Loge, mit deren vornehmsten Gliedern ich eben durch mein Verhältniß zu Lili bekannt geworden war, wußte auf schickliche Weise meine Annäherung einzuleiten; ich aber, aus einem Unabhängigkeitsgefühl, welches mir später als Verrücktheit erschien, lehnte jede nähere Verknüpfung ab, nicht gewahrend, daß diese Männer, wenn schon in höherem Sinne verbunden, mir doch bei meinen, den ihrigen so nah verwandten Zwecken hätten förderlich sein müssen.

Ich gehe zu dem Besondersten zurück.

In solchen Städten wie Frankfurt giebt es kollektive Stellen: Residentschaften, Agentschaften, die sich durch Thätigkeit grenzenlos erweitern lassen. Dergleichen bot sich auch mir dar, beim ersten Anblick vortheilhaft und ehrenvoll zugleich. Man setzte voraus, daß ich für sie passe; es wäre auch gegangen unter der Bedingung jener geschilderten Kanzleidreiheit. Man verschweigt sich die Zweifel, man theilt sich das Günstige mit, man überwindet jedes Schwanken durch gewaltsame Thätigkeit; es kommt dadurch etwas Unwahres in den Zustand, ohne daß die Leidenschaft deshalb gemildert werde.

In Friedenszeiten ist für die Menge wol kein erfreulicheres Lesen als die öffentlichen Blätter, welche uns von den neusten Weltereignissen eilige Nachricht geben. Der ruhige, wohlbe-

haltene Bürger übt daran auf eine unschuldige Weise den Parteigeist, den wir in unserer Beschränktheit weder los werden können noch sollen. Jeder behagliche Mensch erschafft sich alsdann, wie bei einer Wette, ein willkürliches Interesse, unwesentlichen Gewinn und Verlust und nimmt, wie im Theater, einen sehr lebhaften, jedoch nur imaginären Theil an fremdem Glück und Unglück. Diese Theilnahme erscheint oft willkürlich, jedoch beruht sie auf sittlichen Gründen. Denn bald geben wir löblichen Absichten einen verdienten Beifall; bald aber, von glänzendem Erfolg hingerissen, wenden wir uns zu Demjenigen, dessen Vorsätze wir würden getadelt haben. Zu allem Diesem verschaffte uns jene Zeit reichlichen Stoff.

Friedrich der Zweite, auf seiner Kraft ruhend, schien noch immer das Schicksal Europens und der Welt abzuwiegen; Katharina, eine große Frau, die sich selbst des Thrones würdig gehalten, gab tüchtigen, hochbegünstigten Männern einen großen Spielraum, der Herrscherin Macht immer weiter auszubreiten, und da dies über die Türken geschah, denen wir die Verachtung, mit welcher sie auf uns herniederblicken, reichlich zu vergelten gewohnt sind, so schien es, als wenn keine Menschen aufgeopfert würden, indem diese Unchristen zu Tausenden fielen. Die brennende Flotte in dem Hafen von Tschesme verursachte ein allgemeines Freudenfest über die gebildete Welt, und Jedermann nahm Theil an dem siegerischen Uebermuth, als man, um ein wahrhaftes Bild jener großen Begebenheit übrig zu behalten, zum Behuf eines künstlerischen Studiums auf der Rhede von Livorno sogar ein Kriegsschiff in die Luft sprengte. Nicht lange darauf ergreift ein junger nordischer König, gleichfalls aus eigner Gewalt, die Zügel des Regiments. Die Aristokraten, die er unterdrückt, werden nicht bedauert, denn die Aristokratie überhaupt hatte keine Gunst bei dem Publikum, weil sie ihrer Natur nach im Stillen wirkt und um desto sicherer ist, je weniger sie von sich reden macht, und in diesem Falle dachte man von dem jungen König um desto besser, weil er, um dem obersten Stande das Gleichgewicht zu halten, die unteren begünstigen und an sich knüpfen mußte.

Noch lebhafter aber war die Welt interessirt, als ein ganzes Volk sich zu befreien Miene machte. Schon früher hatte man demselben Schauspiel im Kleinen gern zugesehn; Korsika war lange der Punkt gewesen, auf den sich Aller Augen richteten; Paoli, als er, sein patriotisches Vorhaben nicht weiter durchzu-

setzen im Stande, durch Deutschland nach England ging, zog Aller Herzen an sich; es war ein schöner, schlanker, blonder Mann voll Anmuth und Freundlichkeit; ich sah ihn in dem Bethmann'schen Hause, wo er kurze Zeit verweilte und den Neugierigen, die sich zu ihm drängten, mit heiterer Gefälligkeit begegnete. Nun aber sollten sich in dem entfernteren Welttheil ähnliche Auftritte wiederholen; man wünschte den Amerikanern alles Glück, und die Namen Franklin und Washington fingen an, am politischen und kriegerischen Himmel zu glänzen und zu funkeln. Manches zu Erleichterung der Menschheit war geschehen, und als nun gar ein neuer, wohlwollender König von Frankreich die besten Absichten zeigte, sich selbst zu Beseitigung so mancher Mißbräuche und zu den edelsten Zwecken zu beschränken, eine regelmäßig auslangende Staatswirthschaft einzuführen, sich aller willkürlichen Gewalt zu begeben und durch Ordnung wie durch Recht allein zu herrschen: so verbreitete sich die heiterste Hoffnung über die ganze Welt, und die zutrauliche Jugend glaubte sich und ihrem ganzen Zeitgeschlechte eine schöne, ja herrliche Zukunft versprechen zu dürfen.

An allen diesen Ereignissen nahm ich jedoch nur insofern Theil, als sie die größere Gesellschaft interessirten; ich selbst und mein engerer Kreis befaßten uns nicht mit Zeitungen und Neuigkeiten; uns war darum zu thun, den Menschen kennen zu lernen, die Menschen überhaupt ließen wir gern gewähren.

Der beruhigte Zustand des deutschen Vaterlandes, in welchem sich auch meine Vaterstadt schon über hundert Jahre eingefügt sah, hatte sich trotz manchen Kriegen und Erschütterungen in seiner Gestalt vollkommen erhalten. Einem gewissen Behagen günstig war, daß von dem Höchsten bis zu dem Tiefsten, von dem Kaiser bis zu dem Juden herunter die mannichfaltigste Abstufung alle Persönlichkeiten, anstatt sie zu trennen, zu verbinden schien. Wenn dem Kaiser sich Könige subordinirten, so gab diesen ihr Wahlrecht und die dabei erworbenen und behaupteten Gerechtsame ein entschiedenes Gleichgewicht. Nun aber war der hohe Adel in die erste königliche Reihe verschränkt, so daß er, seiner bedeutenden Vorrechte gedenkend, sich ebenbürtig mit dem Höchsten achten konnte, ja im gewissen Sinne noch höher, indem ja die geistlichen Kurfürsten allen Andern vorangingen und als Sprößlinge der Hierarchie einen unangefochtenen, ehrwürdigen Raum behaupteten.

Gedenke man nun der außerordentlichen Vortheile, welche

diese altgegründeten Familien zugleich und außerdem in Stiftern, Ritterorden, Ministerien, Vereinigungen und Verbrüderungen genossen haben, so wird man leicht denken können, daß diese große Masse von bedeutenden Menschen, welche sich zugleich als subordinirt und als koordinirt fühlten, in höchster Zufriedenheit und geregelter Weltthätigkeit ihre Tage zubrachten und ein gleiches Behagen ihren Nachkommen ohne besondere Mühe vorbereiteten und überließen. Auch fehlte es dieser Klasse nicht an geistiger Kultur; denn schon seit hundert Jahren hatte sich erst die hohe Militär- und Geschäftsbildung bedeutend hervorgethan und sich des ganzen vornehmen sowie des diplomatischen Kreises bemächtigt, zugleich aber auch durch Literatur und Philosophie die Geister zu gewinnen und auf einen hohen, der Gegenwart nicht allzu günstigen Standpunkt zu versetzen gewußt.

In Deutschland war es noch kaum Jemand eingefallen, jene ungeheure privilegirte Masse zu beneiden oder ihr die glücklichen Weltvorzüge zu mißgönnen. Der Mittelstand hatte sich ungestört dem Handel und den Wissenschaften gewidmet und hatte freilich dadurch sowie durch die nahverwandte Technik sich zu einem bedeutenden Gegengewicht erhoben; ganz oder halb freie Städte begünstigten diese Thätigkeit, so wie die Menschen darin ein gewisses ruhiges Behagen empfanden. Wer seinen Reichthum vermehrt, seine geistige Thätigkeit besonders im juristischen und Staatsfache gesteigert sah, der konnte sich überall eines bedeutenden Einflusses erfreuen. Setzte man doch bei den höchsten Reichsgerichten und auch wol sonst der adeligen Bank eine Gelehrtenbank gegenüber; die freiere Uebersicht der einen mochte sich mit der tiefern Einsicht der andern gerne befreunden, und man hatte im Leben durchaus keine Spur von Rivalität: der Adel war sicher in seinen unerreichbaren, durch die Zeit geheiligten Vorrechten, und der Bürger hielt es unter seiner Würde, durch eine seinem Namen vorgesetzte Partikel nach dem Schein derselben zu streben. Der Handelsmann, der Techniker hatte genug zu thun, um mit den schneller vorschreitenden Nationen einigermaßen zu wetteifern. Wenn man die gewöhnlichen Schwankungen des Tages nicht beachten will, so durfte man wol sagen: es war im Ganzen eine Zeit eines reinen Bestrebens, wie sie früher nicht erschienen, noch auch in der Folge wegen äußerer und innerer Steigerungen sich lange erhalten konnte.

In dieser Zeit war meine Stellung gegen die obern Stände

sehr günstig. Wenn auch im „Werther" die Unannehmlichkeiten an der Grenze zweier bestimmter Verhältnisse mit Ungeduld ausgesprochen sind, so ließ man das in Betracht der übrigen Leidenschaftlichkeiten des Buches gelten, indem Jedermann wohl fühlte, daß es hier auf keine unmittelbare Wirkung abgesehen sei.

Durch „Götz von Berlichingen" aber war ich gegen die obern Stände sehr gut gestellt; was auch an Schicklichkeiten bisheriger Literatur mochte verletzt sein, so war doch auf eine kenntnißreiche und tüchtige Weise das altdeutsche Verhältniß, den unverletzbaren Kaiser an der Spitze, mit manchen andern Stufen und ein Ritter dargestellt, der im allgemein gesetzlosen Zustande als einzelner Privatmann, wo nicht gesetzlich, doch rechtlich zu handeln dachte und dadurch in sehr schlimme Lagen geräth. Dieser Komplex aber war nicht aus der Luft gegriffen, sondern durchaus heiter, lebendig und deshalb auch wol hie und da ein Wenig modern, aber doch immer in dem Sinne vorgeführt, wie der wackere, tüchtige Mann sich selbst, und also wol zu leidlichen Gunsten, in eigner Erzählung dargestellt hatte.

Die Familie blühte noch; ihr Verhältniß zu der fränkischen Ritterschaft war in ihrer Integrität geblieben, wenn gleich diese Beziehungen wie manches Andere jener Zeit bleicher und unwirksamer mochten geworden sein.

Nun erhielt auf einmal das Flüßlein Jaxt, die Burg Jaxthausen eine poetische Bedeutung; sie wurden besucht sowie das Rathhaus zu Heilbronn.

Man wußte, daß ich noch andere Punkte jener Zeitgeschichte mir in den Sinn genommen hatte, und manche Familie, die sich aus jener Zeit noch tüchtig herschrieb, hatte die Aussicht, ihren Aeltervater gleichsam ans Tageslicht hervorgezogen zu sehen.

Es entsteht ein eigenes allgemeines Behagen, wenn man einer Nation ihre Geschichte auf eine geistreiche Weise wieder zur Erinnerung bringt: sie erfreut sich der Tugenden ihrer Vorfahren und belächelt die Mängel derselben, welche sie längst überwunden zu haben glaubt. Theilnahme und Beifall kann daher einer solchen Darstellung nicht fehlen, und ich hatte mich in diesem Sinne einer vielfachen Wirkung zu erfreuen.

Merkwürdig möchte es jedoch sein, daß unter den zahlreichen Annäherungen und in der Menge der jungen Leute, die sich an mich anschlossen, sich kein Edelmann befand; aber dagegen waren Manche, die, schon in die Dreißig gelangt, mich aufsuchten, be-

suchten, und in deren Wollen und Bestreben eine freudige Hoffnung sich durchzog, sich in vaterländischem und allgemein menschlicherem Sinne ernstlich auszubilden.

Zu dieser Zeit war denn überhaupt die Richtung nach der Epoche zwischen dem funfzehnten und sechzehnten Jahrhundert eröffnet und lebendig. Die Werke Ulrich's von Hutten kamen mir in die Hände, und es schien wundersam genug, daß in unsern neuern Tagen sich das Aehnliche, was dort hervorgetreten, hier gleichfalls wieder zu manifestiren schien.

Folgender Brief Ulrich's von Hutten an Wilibald Pirkheimer dürfte demnach hier eine schickliche Stelle finden.

„Was uns das Glück gegeben, nimmt es meist wieder weg, und das nicht allein; auch alles Andere, was sich an den Menschen von außen anschließt, sehen wir dem Zufall unterworfen. Nun aber streb' ich nach Ehren, die ich ohne Mißgunst zu erlangen wünschte, in welcher Weise es auch sei; denn es besitzt mich ein heftiger Durst nach dem Ruhm, daß ich so viel als möglich geadelt zu sein wünschte. Es würde schlecht mit mir stehen, theurer Wilibald, wenn ich mich schon jetzt für einen Edelmann hielte, ob ich gleich in diesem Rang, dieser Familie, von solchen Eltern geboren worden, wenn ich mich nicht durch eigenes Bestreben geadelt hätte. Ein so großes Werk hab' ich im Sinn! Ich denke höher! Nicht etwa daß ich mich in einen vornehmeren, glänzendern Stand versetzt sehen möchte, sondern anderwärts möcht' ich eine Quelle suchen, aus der ich einen besondern Adel schöpfte und nicht unter die wahnhaften Edelleute gezählt würde, zufrieden mit dem, was ich von meinen Voreltern empfangen, sondern daß ich zu jenen Gütern noch etwas selbst hinzugefügt hätte, was von mir auf meine Nachkommen hinüberginge.

„Daher ich denn mit meinen Studien und Bemühungen mich dahin wende und bestrebe, entgegengesetzt in Meinung Denenjenigen, die Alles das, was ist, für genug achten; denn mir ist nichts dergleichen genug, wie ich Dir denn meinen Ehrgeiz dieser Art bekannt habe. Und so gesteh' ich denn, daß ich Diejenigen nicht beneide, die, von den untersten Ständen ausgegangen, über meine Zustände hinausgeschritten sind; und hier bin ich mit den Männern meines Standes keineswegs übereindenkend, welche Personen eines niedrigen Ursprungs, die sich durch Tüchtigkeit hervorgethan haben, zu schimpfen pflegen. Denn mit vollkommenem Rechte werden Diejenigen uns vorge-

zogen, welche den Stoff des Ruhms, den wir selbst vernachlässigt, für sich ergriffen und in Besitz genommen; sie mögen Söhne von Walkern oder Gerbern sein, haben sie doch mit mehr Schwierigkeit, als wir gefunden hätten, dergleichen zu erlangen gewußt. Nicht allein ein Thor ist der Ungelehrte zu nennen, welcher Den beneidet, der durch Kenntnisse sich hervorgethan, sondern unter die Elenden, ja unter die Elendesten zu zählen; und an diesem Fehler kranket unser Adel ganz besonders, daß er solche Zierrathen quer ansehe. Denn was, bei Gott, heißt es, Den beneiden, der das besitzt, was wir vernachlässigten? Warum haben wir uns der Gesetze nicht befleißiget, die schöne Gelahrtheit, die besten Künste warum nicht selbst gelernt? Da sind uns nun Walker, Schuster und Wagner vorgelaufen. Warum haben wir die Stellung verlassen, warum die freisten Studien den Dienstleuten und, schändlich für uns, ihrem Schmutz überlassen? Ganz rechtmäßig hat das Erbtheil des Adels, das wir verschmähten, ein jeder Gewandter, Fleißiger in Besitz nehmen und durch Thätigkeit benutzen können. Wir Elenden, die das vernachlässigen, was einem jeden Untersten sich über uns zu erheben genügt, hören wir doch auf zu beneiden und suchen dasjenige auch zu erlangen, was zu unsrer schimpflichen Beschämung Andere sich anmaßen!

„Jedes Verlangen nach Ruhm ist ehrbar, aller Kampf um das Tüchtige lobenswürdig. Mag doch jedem Stand seine eigene Ehre bleiben, ihm eine eigene Zierde gewährt sein! Jene Ahnenbilder will ich nicht verachten, so wenig als die wohl ausgestatteten Stammbäume; aber was auch deren Werth sei, ist nicht unser eigen, wenn wir es nicht durch Verdienste erst eigen machen; auch kann es nicht bestehen, wenn der Adel nicht Sitten, die ihm geziemen, annimmt. Vergebens wird ein fetter und beleibter jener Hausväter die Standbilder seiner Vorfahren Dir aufzeigen, indeß er selbst, unthätig, eher einem Klotz ähnlich, als daß er Jenen, die ihm mit Tüchtigkeit voranleuchteten, zu vergleichen wäre.

„So viel hab' ich Dir von meinem Ehrgeiz und seiner Beschaffenheit so weitläuftig als aufrichtig vertrauen wollen."

Wenn auch nicht in solchem Flusse des Zusammenhangs, so hatte ich doch von meinen vornehmeren Freunden und Bekannten dergleichen tüchtige und kräftige Gesinnungen zu ver-

nehmen, von welchen der Erfolg sich in einer redlichen Thätigkeit erwies. Es war zum Credo geworden, man müsse sich einen persönlichen Adel erwerben, und zeigte sich in jenen schönen Tagen irgend eine Rivalität, so war es von oben herunter.

Wir Andern dagegen hatten, was wir wollten: freien und gebilligten Gebrauch unsrer von der Natur verliehenen Talente, wie er wol allenfalls mit unsern bürgerlichen Verhältnissen bestehen konnte.

Denn meine Vaterstadt hatte darin eine ganz eigene, nicht genugsam beachtete Lage. Wenn die nordischen freien Reichsstädte auf einen ausgebreiteten Handel und die südlichern bei zurücktretenden Handelsverhältnissen auf Kunst und Technik gegründet standen, so war in Frankfurt am Main ein gewisser Komplex zu bemerken, welcher aus Handel, Kapitalvermögen, Haus- und Grundbesitz, aus Wissen- und Sammlerlust zusammengeflochten schien.

Die Lutherische Konfession führte das Regiment; die alte Ganerbschaft, vom Hause Limburg den Namen führend, das Haus Frauenstein, mit seinen Anfängen nur ein Klub, bei den Erschütterungen, durch die untern Stände herbeigeführt, dem Verständigen getreu, der Jurist, der sonstige Wohlhabende und Wohldenkende, Niemand war von der Magistratur ausgeschlossen; selbst diejenigen Handwerker, welche zu bedenklicher Zeit an der Ordnung gehalten, waren rathsfähig, wenn auch nur stationär auf ihrem Platze. Die andern verfassungsmäßigen Gegengewichte, formelle Einrichtungen und was sich Alles an eine solche Verfassung anschließt, gaben vielen Menschen einen Spielraum zur Thätigkeit, indem Handel und Technik bei einer glücklich örtlichen Lage sich auszubreiten in keinem Sinne gehindert waren.

Der höhere Adel wirkte für sich, unbeneidet und fast unbemerkt; ein zweiter sich annähernder Stand mußte schon strebsamer sein, und auf alten vermögenden Familienfundamenten beruhend, suchte er sich durch rechtliche und Staatsgelehrsamkeit bemerklich zu machen.

Die sogenannten Reformirten bildeten, wie auch an andern Orten die Refugiés, eine ausgezeichnete Klasse, und selbst

wenn sie zu ihrem Gottesdienst in Bockenheim Sonntags in schönen Equipagen hinausfuhren, war es immer eine Art von Triumph über die Bürgerabtheilung, welche berechtigt war, bei gutem wie bei schlechtem Wetter in die Kirche zu Fuße zu gehen.

Die Katholiken bemerkte man kaum; aber auch sie waren die Vortheile gewahr geworden, welche die beiden andern Konfessionen sich zugeeignet hatten.

Achtzehntes Buch.

Zu literarischen Angelegenheiten zurückkehrend, muß ich einen Umstand hervorheben, der auf die deutsche Poesie der damaligen Epoche großen Einfluß hatte und besonders zu beachten ist, weil eben diese Einwirkung in den ganzen Verlauf unsrer Dichtkunst bis zum heutigen Tag gedauert hat und auch in der Zukunft sich nicht verlieren kann.

Die Deutschen waren von den älteren Zeiten her an den Reim gewöhnt; er brachte den Vortheil, daß man auf eine sehr naive Weise verfahren und fast nur die Silben zählen durfte. Achtete man bei fortschreitender Bildung mehr oder weniger instinktmäßig auch auf Sinn und Bedeutung der Silben, so verdiente man Lob, welches sich manche Dichter anzueignen wußten. Der Reim zeigte den Abschluß des poetischen Satzes, bei kürzeren Zeilen waren sogar die kleineren Einschnitte merklich, und ein natürlich wohlgebildetes Ohr sorgte für Abwechselung und Anmuth. Nun aber nahm man auf einmal den Reim weg, ohne zu bedenken, daß über den Silbenwerth noch nicht entschieden, ja schwer zu entscheiden war. Klopstock ging voran. Wie sehr er sich bemüht und was er geleistet, ist bekannt. Jedermann fühlte die Unsicherheit der Sache, man wollte sich nicht gerne wagen, und aufgefordert durch jene Naturtendenz, griff man nach einer poetischen Prosa. Geßner's höchst liebliche Idyllen öffneten eine unendliche Bahn. Klopstock schrieb den Dialog von „Hermann's Schlacht" in Prosa, sowie den „Tod Adam's". Durch die bürgerlichen Trauerspiele sowie durch die Dramen bemächtigte sich ein empfindungsvoller,

höherer Stil des Theaters, und umgekehrt zog der fünffüßige Jambus, der sich durch Einfluß der Engländer bei uns verbreitete, die Poesie zur Prosa herunter. Allein die Forderungen an Rhythmus und Reim konnte man im Allgemeinen nicht aufgeben. Ramler, obgleich nach unsichern Grundsätzen, streng gegen seine eigenen Sachen, konnte nicht unterlassen, diese Strenge auch gegen fremde Werke geltend zu machen. Er verwandelte Prosa in Verse, veränderte und verbesserte die Arbeit Anderer, wodurch er sich wenig Dank verdiente und die Sache noch mehr verwirrte. Am Besten aber gelang es Denen, die sich des herkömmlichen Reims mit einer gewissen Beobachtung des Silbenwerthes bedienten und, durch natürlichen Geschmack geleitet, unausgesprochene und unentschiedene Gesetze beobachteten, wie zum Beispiel Wieland, der, obgleich unnachahmlich, eine lange Zeit mäßigern Talenten zum Muster diente.

Unsicher aber blieb die Ausübung auf jeden Fall, und es war Keiner, auch der Besten, der nicht augenblicklich irre geworden wäre. Daher entstand das Unglück, daß die eigentliche geniale Epoche unsrer Poesie Weniges hervorbrachte, was man in seiner Art korrekt nennen könnte; denn auch hier war die Zeit strömend, fordernd und thätig, aber nicht betrachtend und sich selbst genugthuend.

Um jedoch einen Boden zu finden, worauf man poetisch fußen, um ein Element zu entdecken, in dem man freisinnig athmen könnte, war man einige Jahrhunderte zurückgegangen, wo sich aus einem chaotischen Zustande ernste Tüchtigkeiten glänzend hervorthaten, und so befreundete man sich auch mit der Dichtkunst jener Zeiten. Die Minnesänger lagen zu weit von uns ab; die Sprache hätte man erst studiren müssen, und das war nicht unsre Sache; wir wollten leben und nicht lernen.

Hans Sachs, der wirklich meisterliche Dichter, lag uns am Nächsten. Ein wahres Talent, freilich nicht wie jene Ritter und Hofmänner, sondern ein schlichter Bürger, wie wir uns auch zu sein rühmten. Ein didaktischer Realism sagte uns zu, und wir benutzten den leichten Rhythmus, den sich willig anbietenden Reim bei manchen Gelegenheiten. Es schien diese Art so bequem zur Poesie des Tages, und deren bedurften wir jede Stunde.

Wenn nun bedeutende Werke, welche eine jahrelange, ja eine lebenslängliche Aufmerksamkeit und Arbeit erforderten, auf so verwegenem Grunde bei leichtsinnigen Anlässen mehr oder weniger aufgebaut wurden, so kann man sich denken, wie freventlich mitunter andere vorübergehende Produktionen sich gestalteten, zum Beispiel die poetischen Episteln, Parabeln und Invektiven aller Formen, womit wir fortfuhren, uns innerlich zu bekriegen und nach außen Händel zu suchen.

Außer dem schon Abgedruckten ist nur Weniges davon übrig; es mag erhalten bleiben. Kurze Notizen mögen Ursprung und Absicht denkenden Männern etwas deutlicher enthüllen. Tiefer Eindringende, denen diese Dinge künftig zu Gesicht kommen, werden doch geneigt bemerken, daß allen solchen Excentrizitäten ein redliches Bestreben zu Grunde lag. Aufrichtiges Wollen streitet mit Anmaßung, Natur gegen Herkömmlichkeiten, Talent gegen Formen, Genie mit sich selbst, Kraft gegen Weichlichkeit, unentwickeltes Tüchtiges gegen entfaltete Mittelmäßigkeit, so daß man jenes ganze Betragen als ein Vorpostengefecht ansehen kann, das auf eine Kriegserklärung folgt und eine gewaltsame Fehde verkündigt. Denn genau besehen, so ist der Kampf in diesen funfzig Jahren noch nicht ausgekämpft, er setzt sich noch immer fort, nur in einer höhern Region.

Ich hatte nach Anleitung eines ältern deutschen Puppen- und Budenspiels ein tolles Fratzenwesen ersonnen, welches den Titel „Hanswursts Hochzeit" führen sollte. Das Schema war folgendes: Hanswurst, ein reicher elternloser Bauerssohn, welcher so eben mündig geworden, will ein reiches Mädchen Namens Ursel Blandine heirathen. Sein Vormund, Kilian Brustfleck, und ihre Mutter Ursel ꝛc. sind es höchlich zufrieden. Ihr vieljähriger Plan, ihre höchsten Wünsche werden dadurch endlich erreicht und erfüllt. Hier findet sich nicht das mindeste Hinderniß, und das Ganze beruht eigentlich nur darauf, daß das Verlangen der jungen Leute, sich zu besitzen, durch die Anstalten der Hochzeit und dabei vorwaltenden unerläßlichen Umständlichkeiten hingehalten wird. Als Prologus tritt der Hochzeitbitter auf, hält seine herkömmliche banale Rede und endiget mit den Reimen:

Bei dem Wirth zur goldnen Laus,
Da wird sein der Hochzeitschmaus.

Um dem Vorwurf der verletzten Einheit des Orts zu entgehen, war im Hintergrunde des Theaters gedachtes Wirthshaus mit seinen Insignien glänzend zu sehen, aber so, als wenn es, auf einem Zapfen umgedreht, nach allen vier Seiten könnte vorgestellt werden, wobei sich jedoch die vordern Coulissen des Theaters schicklich zu verändern hatten.

Im ersten Akt stand die Vorderseite nach der Straße zu, mit den goldnen, nach dem Sonnenmikroskop gearbeiteten Insignien, im zweiten Akt die Seite nach dem Hausgarten, die dritte nach einem Wäldchen, die vierte nach einem nahe liegenden See, wodurch denn geweissagt war, daß in folgenden Zeiten es dem Dekorateur geringe Mühe machen werde, einen Wellenschlag über das ganze Theater bis an das Souffleurloch zu führen.

Durch alles Dieses aber ist das eigentliche Interesse des Stücks noch nicht ausgesprochen; denn der gründliche Scherz ward bis zur Tollheit gesteigert, daß das sämmtliche Personal des Schauspiels aus lauter deutsch herkömmlichen Schimpf- und Ekelnamen bestand, wodurch der Charakter der Einzelnen sogleich ausgesprochen und das Verhältniß zu einander gegeben war.

Da wir hoffen dürfen, daß Gegenwärtiges in guter Gesellschaft, auch wol in anständigem Familienkreise vorgelesen werde, so dürfen wir nicht einmal, wie doch auf jedem Theateranschlag Sitte ist, unsre Personen hier der Reihe nach nennen, noch auch die Stellen, wo sie sich am Klarsten und Eminentesten beweisen, hier am Ort aufführen, obgleich auf dem einfachsten Wege heitere, neckische, unverfängliche Beziehungen und geistreiche Scherze sich hervorthun müßten. Zum Versuche legen wir ein Blatt bei, unsern Herausgebern die Zulässigkeit zu beurtheilen anheimstellend.

Vetter Schuft hatte das Recht durch sein Verhältniß zur Familie, zu dem Fest geladen zu werden; Niemand hatte dabei etwas zu erinnern, denn wenn er auch gleich durchaus im Leben untauglich war, so war er doch da, und weil er da war, konnte man ihn schicklich nicht verleugnen; auch durfte man an so einem Festtage sich nicht erinnern, daß man zuweilen unzufrieden mit ihm gewesen wäre.

Mit Herrn Schurke war es schon eine bedenklichere Sache; er hatte der Familie wohl genutzt, wenn es ihm gerade auch nutzte, dagegen ihr auch wieder geschadet, vielleicht zu

seinem eignen Vortheil, vielleicht auch, weil er es eben gelegen fand. Die mehr oder minder Klugen stimmten für seine Zulässigkeit, die Wenigen, die ihn wollten ausgeschlossen haben, wurden überstimmt.

Nun aber war noch eine dritte Person, über die sich schwerer entscheiden ließ; in der Gesellschaft ein ordentlicher Mensch, nicht weniger als Andere, nachgiebig, gefällig und zu Mancherlei zu gebrauchen; er hatte den einzigen Fehler, daß er seinen Namen nicht hören konnte und, sobald er ihn vernahm, in eine Heldenwuth, wie der Norde sie Berserkerwuth benennt, augenblicklich gerieth, Alles rechts und links todtzuschlagen drohte und in solchem Raptus theils beschädigte, theils beschädigt ward: wie denn auch der zweite Akt des Stücks durch ihn ein sehr verworrenes Ende nahm.

Hier konnte nun der Anlaß unmöglich versäumt werden, den räuberischen Macklot zu züchtigen. Er geht nämlich hausiren mit seiner Macklotur, und wie er die Anstalten zur Hochzeit gewahr wird, kann er dem Triebe nicht widerstehen, auch hier zu schmarutzen und auf anderer Leute Kosten seine ausgehungerten Gedärme zu erquicken. Er meldet sich; Kilian Brustfleck untersucht seine Ansprüche, muß ihn aber abweisen, denn alle Gäste, heißt es, seien anerkannte öffentliche Charaktere, woran der Supplikant doch keinen Anspruch machen könne. Macklot versucht sein Möglichstes, um zu beweisen, daß er ebenso berühmt sei als jene. Da aber Kilian Brustfleck als strenger Zeremonienmeister sich nicht will bewegen lassen, nimmt sich jener Nichtgenannte, der von seiner Berserkerwuth am Schlusse des zweiten Akts sich wieder erholt hat, des ihm so nahe verwandten Nachdruckers so nachdrücklich an, daß dieser unter die übrigen Gäste schließlich aufgenommen wird.

Um diese Zeit meldeten sich die Grafen Stolberg an, die, auf einer Schweizerreise begriffen, bei uns einsprechen wollten. Ich war durch das frühste Auftauchen meines Talents im Göttinger Musenalmanach mit ihnen und sämmtlichen jungen Männern, deren Wesen und Wirken bekannt genug ist, in ein gar freundliches Verhältniß gerathen. Zu der damaligen Zeit hatte man sich ziemlich wunderliche Begriffe von Freundschaft und Liebe gemacht. Eigentlich war es eine lebhafte Jugend, die sich gegen einander aufknöpfte und ein talentvolles, aber

ungebildetes Innere hervorkehrte. Einen solchen Bezug gegen einander, der freilich wie Vertrauen aussah, hielt man für Liebe, für wahrhafte Neigung; ich betrog mich darin so gut wie die Andern und habe davon viele Jahre auf mehr als eine Weise gelitten. Es ist noch ein Brief von Bürger'n aus jener Zeit vorhanden, woraus zu ersehen ist, daß von sittlich Aesthetischem unter diesen Gesellen keineswegs die Rede war. Jeder fühlte sich aufgeregt und glaubte gar wohl hiernach handeln und dichten zu dürfen.

Die Gebrüder kamen an, Graf Haugwitz mit ihnen. Von mir wurden sie mit offener Brust empfangen, mit gemüthlicher Schicklichkeit. Sie wohnten im Gasthofe, waren zu Tische jedoch meistens bei uns. Das erste heitere Zusammensein zeigte sich höchst erfreulich; allein gar bald traten excentrische Aeußerungen hervor.

Zu meiner Mutter machte sich ein eigenes Verhältniß. Sie wußte in ihrer tüchtigen graden Art sich gleich ins Mittelalter zurückzusetzen, um als Aja bei irgend einer lombardischen oder byzantinischen Prinzessin angestellt zu sein. Nicht anders als „Frau Aja" ward sie genannt, und sie gefiel sich in dem Scherze und ging so eher in die Phantastereien der Jugend mit ein, als sie schon in Götz von Berlichingen's Hausfrau ihr Ebenbild zu erblicken glaubte.

Doch hiebei sollte es nicht lange bleiben; denn man hatte nur einige Male zusammen getafelt, als schon nach ein- und der andern genossenen Flasche Wein der poetische Tyrannenhaß zum Vorschein kam und man nach dem Blute solcher Wüthriche lechzend sich erwies. Mein Vater schüttelte lächelnd den Kopf; meine Mutter hatte in ihrem Leben kaum von Tyrannen gehört, doch erinnerte sie sich, in Gottfried's Chronik dergleichen Unmenschen in Kupfer abgebildet gesehen zu haben: den König Kambyses, der in Gegenwart des Vaters das Herz des Söhnchens mit dem Pfeil getroffen zu haben triumphirt, wie ihr solches noch im Gedächtniß geblieben war. Diese und ähnliche, aber immer heftiger werdende Aeußerungen ins Heitere zu wenden, verfügte sie sich in ihren Keller, wo ihr von den ältesten Weinen wohlunterhaltene große Fässer verwahrt lagen. Nicht geringere befanden sich daselbst als die Jahrgänge 1706, 19, 26, 48, von ihr selbst gewartet und gepflegt, selten und nur bei feierlich-bedeutenden Gelegenheiten angesprochen.

Indem sie nun in geschliffener Flasche den hochfarbigen Wein hinsetzte, rief sie aus: „Hier ist das wahre Tyrannenblut! Daran ergetzt Euch, aber alle Mordgedanken laßt mir aus dem Hause!'

„Ja wohl, Tyrannenblut!" rief ich aus; „keinen größeren Tyrannen giebt es als den, dessen Herzblut man Euch vorsetzt. Labt Euch daran, aber mäßig! Denn Ihr müßt befürchten, daß er Euch durch Wohlgeschmack und Geist unterjoche. Der Weinstock ist der Universaltyrann, der ausgerottet werden sollte; zum Patron sollten wir deshalb den heiligen Lykurgus, den Thracier, wählen und verehren; er griff das fromme Werk kräftig an, aber, vom bethörenden Dämon Bacchus verblendet und verderbt, verdient er in der Zahl der Märtyrer obenan zu stehen.

„Dieser Weinstock ist der allerschlimmste Tyrann, zugleich Heuchler, Schmeichler und Gewaltsamer. Die ersten Züge seines Blutes munden Euch, aber ein Tropfen lockt den andern unaufhaltsam nach; sie folgen sich wie eine Perlenschnur, die man zu zerreißen fürchtet."

Wenn ich hier, wie die besten Historiker gethan, eine fingirte Rede statt jener Unterhaltung einzuschieben in Verdacht gerathen könnte, so darf ich den Wunsch aussprechen, es möchte gleich ein Geschwindschreiber diese Peroration aufgefaßt und uns überliefert haben. Man würde die Motive genau dieselbigen und den Fluß der Rede vielleicht anmuthiger und einladender finden. Ueberhaupt fehlt dieser gegenwärtigen Darstellung im Ganzen die weitläuftige Redseligkeit und Fülle einer Jugend, die sich fühlt und nicht weiß, wo sie mit Kraft und Vermögen hinaus soll.

In einer Stadt wie Frankfurt befindet man sich in einer wunderlichen Lage; immer sich kreuzende Fremde deuten nach allen Weltgegenden hin und erwecken Reiselust. Früher war ich schon bei manchem Anlaß mobil geworden, und gerade jetzt im Augenblicke, wo es darauf ankam, einen Versuch zu machen, ob ich Lili entbehren könne, wo eine gewisse peinliche Unruhe mich zu allem bestimmten Geschäft unfähig machte, war mir die Aufforderung der Stolberge, sie nach der Schweiz zu begleiten, willkommen. Begünstigt durch das Zureden meines Vaters, welcher eine Reise in jener Richtung sehr gerne sah und mir empfahl, einen Uebergang nach Italien, wie es sich fügen und schicken wollte, nicht zu versäumen, entschloß ich

mich daher schnell, und es war bald gepackt. Mit einiger Andeutung, aber ohne Abschied trennt' ich mich von Lili; sie war mir so ins Herz gewachsen, daß ich mich gar nicht von ihr zu entfernen glaubte.

In wenigen Stunden sah ich mich mit meinen lustigen Gefährten in Darmstadt. Bei Hofe daselbst sollte man sich noch ganz schicklich betragen; hier hatte Graf Haugwitz eigentlich die Führung und Leitung. Er war der Jüngste von uns, wohlgestaltet, von zartem, edlem Ansehen, weichen, freundlichen Zügen, sich immer gleich, theilnehmend, aber mit solchem Maße, daß er gegen die Andern als impassibel abstach. Er mußte deshalb von ihnen allerlei Spottreden und Benamsungen erdulden. Dies mochte gelten, so lange sie glaubten, als Naturkinder sich zeigen zu können; wo es aber denn doch auf Schicklichkeit ankam und man nicht ungern genöthigt war, wieder einmal als Graf aufzutreten, da wußte er Alles einzuleiten und zu schlichten, daß wir, wenn nicht mit dem besten, doch mit leidlichem Rufe davonkamen.

Ich brachte unterdessen meine Zeit bei Merck zu, welcher meine vorgenommene Reise mephistophelisch querblickend ansah und meine Gefährten, die ihn auch besucht hatten, mit schonungsloser Verständigkeit zu schildern wußte. Er kannte mich nach seiner Art durchaus, die unüberwindliche naive Gutmüthigkeit meines Wesens war ihm schmerzlich; das ewige Geltenlassen, das Leben und Lebenlassen war ihm ein Gräuel. „Daß Du mit diesen Burschen ziehst," rief er aus, „ist ein dummer Streich"; und er schilderte sie sodann treffend, aber nicht ganz richtig. Durchaus fehlte ein Wohlwollen, daher ich glauben konnte, ihn zu übersehen, obschon ich ihn nicht sowol übersah, als nur die Seiten zu schätzen wußte, die außer seinem Gesichtskreise lagen.

„Du wirst nicht lange bei ihnen bleiben!" das war das Resultat seiner Unterhaltungen. Dabei erinnere ich mich eines merkwürdigen Wortes, das er mir später wiederholte, das ich mir selbst wiederholte und oft im Leben bedeutend fand. „Dein Bestreben," sagte er, „Deine unablenkbare Richtung ist, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben; die Andern suchen das sogenannte Poetische, das Imaginative zu verwirklichen, und das giebt nichts wie dummes Zeug." Faßt man die ungeheure Differenz dieser beiden Handlungsweisen, hält man sie fest und wendet sie an, so erlangt man viel Aufschluß über tausend andere Dinge.

Unglücklicher Weise, eh sich die Gesellschaft von Darmstadt loslöste, gab es noch Anlaß, Merck's Meinung unumstößlich zu bekräftigen.

Unter die damaligen Verrücktheiten, die aus dem Begriff entstanden, man müsse sich in einen Naturzustand zu versetzen suchen, gehörte denn auch das Baden im freien Wasser unter offnem Himmel, und unsre Freunde konnten auch hier, nach allenfalls überstandener Schicklichkeit, auch dieses Unschickliche nicht unterlassen. Darmstadt, ohne fließendes Gewässer, in einer sandigen Fläche gelegen, mag doch einen Teich in der Nähe haben, von dem ich nur bei dieser Gelegenheit gehört. Die heiß genaturten und sich immer mehr erhitzenden Freunde suchten Labsal in diesem Weiher; nackte Jünglinge bei hellem Sonnenschein zu sehen, mochte wol in dieser Gegend als etwas Besonderes erscheinen; es gab Skandal auf alle Fälle. Merck schärfte seine Konklusionen, und ich leugne nicht, ich beeilte unsre Abreise.

Schon auf dem Wege nach Mannheim zeigte sich ungeachtet aller guten und edlen gemeinsamen Gefühle doch schon eine gewisse Differenz in Gesinnung und Betragen. Leopold Stolberg äußerte mit Leidenschaft: wie er genöthigt worden, ein herzliches Liebesverhältniß mit einer schönen Engländerin aufzugeben, und deswegen eine so weite Reise unternommen habe. Wenn man ihm nun dagegen theilnehmend entdeckte, daß man solchen Empfindungen auch nicht fremd sei, so brach bei ihm das grenzenlose Gefühl der Jugend heraus: seiner Leidenschaft, seinen Schmerzen, sowie der Schönheit und Liebenswürdigkeit seiner Geliebten dürfe sich in der Welt nichts gleichstellen. Wollte man solche Behauptung, wie es sich unter guten Gesellen wol ziemt, durch mäßige Rede ins Gleichgewicht bringen, so schien sich die Sache nur zu verschlimmern, und Graf Haugwitz wie auch ich mußten zuletzt geneigt werden, dieses Thema fallen zu lassen. Angelangt in Mannheim, bezogen wir schöne Zimmer eines anständigen Gasthofes, und beim Dessert des ersten Mittagsessens, wo der Wein nicht war geschont worden, forderte uns Leopold auf, seiner Schönen Gesundheit zu trinken, welches denn unter ziemlichem Getöse geschah. Nach geleerten Gläsern rief er aus: „Nun aber ist aus solchen geheiligten Bechern kein Trunk mehr erlaubt; eine zweite Gesundheit wäre Entweihung, desbalb vernichten wir diese Gefäße!" und warf sogleich sein Stengelglas hinter sich wider die Wand. Wir

Andern folgten, und ich bildete mir denn doch ein, als wenn mich Merck am Kragen zupfte.

Allein die Jugend nimmt das aus der Kindheit mit herüber, daß sie guten Gesellen nichts nachträgt, daß eine unbefangene Wohlgewogenheit zwar unangenehm berührt werden kann, aber nicht zu verletzen ist.

Nachdem die nunmehr als englisch angesprochenen Gläser unsre Zeche verstärkt hatten, eilten wir nach Karlsruhe getrost und heiter, um uns zutraulich und sorglos in einen neuen Kreis zu begeben. Wir fanden Klopstock daselbst, welcher seine alte sittliche Herrschaft über die ihn so hoch verehrenden Schüler gar anständig ausübte, dem ich denn auch mich gern unterwarf, so daß ich, mit den Andern nach Hof gebeten, mich für einen Neuling ganz leidlich mag betragen haben. Auch ward man gewissermaßen aufgefordert, natürlich und doch bedeutend zu sein.

Der regierende Herr Markgraf, als einer der fürstlichen Senioren, besonders aber wegen seiner vortrefflichen Regierungszwecke unter den deutschen Regenten hoch verehrt, unterhielt sich gern von staatswirthlichen Angelegenheiten. Die Frau Markgräfin, in Künsten und mancherlei guten Kenntnissen thätig und bewandert, wollte auch mit anmuthigen Reden eine gewisse Theilnahme beweisen; wogegen wir uns zwar dankbar verhielten, konnten aber doch zu Hause ihre schlechte Papierfabrikation und Begünstigung des Nachdruckers Macklot nicht ungeneckt lassen.

Am Bedeutendsten war für mich, daß der junge Herzog von Sachsen-Weimar mit seiner edlen Braut, der Prinzessin Luise von Hessen-Darmstadt, hier zusammenkamen, um ein förmliches Ehebündniß einzugehen, wie denn auch deshalb Präsident von Moser bereits hier angelangt war, um so bedeutende Verhältnisse ins Klare zu setzen und mit dem Oberhofmeister Grafen Görtz völlig abzuschließen. Meine Gespräche mit beiden hohen Personen waren die gemüthlichsten, und sie schlossen sich bei der Abschieds-Audienz wiederholt mit der Versicherung: es würde ihnen beiderseits angenehm sein, mich bald in Weimar zu sehen.

Einige besondere Gespräche mit Klopstock erregten gegen ihn bei der Freundlichkeit, die er mir erwies, Offenheit und Vertrauen; ich theilte ihm die neusten Scenen des „Faust“ mit, die er wohl aufzunehmen schien, sie auch, wie ich nachher

vernahm, gegen andere Personen mit entschiedenem Beifall, der sonst nicht leicht in seiner Art war, beehrt und die Vollendung des Stücks gewünscht hatte.

Jenes ungebildete, damals mitunter genial genannte Betragen ward in Karlsruhe, auf einem anständigen, gleichsam heiligen Boden einigermaßen beschwichtigt. Ich trennte mich von meinen Gesellen, indem ich einen Seitenweg einzuschlagen hatte, um nach Emmendingen zu gehen, wo mein Schwager Oberamtmann war. Ich achtete diesen Schritt, meine Schwester zu sehen, für eine wahrhafte Prüfung. Ich wußte, sie lebte nicht glücklich, ohne daß man es ihr, ihrem Gatten oder den Zuständen hätte Schuld geben können. Sie war ein eigenes Wesen, von dem schwer zu sprechen ist; wir wollen suchen, das Mittheilbare hier zusammenzufassen.

Ein schöner Körperbau begünstigte sie, nicht so die Gesichtszüge, welche, obgleich Güte, Verstand, Theilnahme deutlich genug ausdrückend, doch einer gewissen Regelmäßigkeit und Anmuth ermangelten.

Dazu kam noch, daß eine hohe, stark gewölbte Stirn durch die leidige Mode, die Haare aus dem Gesicht zu streichen und zu zwängen, einen gewissen unangenehmen Eindruck machte, wenn sie gleich für die sittlichen und geistigen Eigenschaften das beste Zeugniß gab. Ich kann mir denken, daß, wenn sie, wie es die neuere Zeit eingeführt hat, den obern Theil ihres Gesichtes mit Locken umwölken, ihre Schläfe und Wangen mit gleichen Ringeln hätte bekleiden können, sie vor dem Spiegel sich angenehmer würde gefunden haben, ohne Besorgniß, Andern zu mißfallen wie sich selbst. Rechne man hiezu noch das Unheil, daß ihre Haut selten rein war, ein Uebel, das sich durch ein dämonisches Mißgeschick schon von Jugend auf gewöhnlich an Festtagen einzufinden pflegte, an Tagen von Konzerten, Bällen und sonstigen Einladungen.

Diese Zustände hatte sie nach und nach durchgekämpft, indeß ihre übrigen herrlichen Eigenschaften sich immer mehr und mehr ausbildeten.

Ein fester, nicht leicht bezwinglicher Charakter, eine theilnehmende, Theilnahme bedürfende Seele, vorzügliche Geistesbildung, schöne Kenntnisse sowie Talente, einige Sprachen, eine gewandte Feder, so daß, wäre sie von außen begünstigt worden, sie unter den gesuchtesten Frauen ihrer Zeit würde gegolten haben.

Zu allem Diesem ist noch ein Wunderliches zu offenbaren:

in ihrem Wesen lag nicht die mindeste Sinnlichkeit. Sie war neben mir heraufgewachsen und wünschte ihr Leben in dieser geschwisterlichen Harmonie fortzusetzen und zuzubringen. Wir waren nach meiner Rückkunft von der Akademie unzertrennlich geblieben; im innersten Vertrauen hatten wir Gedanken, Empfindungen und Grillen, die Eindrücke alles Zufälligen in Gemeinschaft. Als ich nach Wetzlar ging, schien ihr die Einsamkeit unerträglich; mein Freund Schlosser, der Guten weder unbekannt noch zuwider, trat in meine Stelle. Leider verwandelte sich bei ihm die Brüderlichkeit in eine entschiedene und bei seinem strengen, gewissenhaften Wesen vielleicht erste Leidenschaft. Hier fand sich, wie man zu sagen pflegt, eine sehr gätliche, erwünschte Partie, welche sie, nachdem sie verschiedene bedeutende Anträge, aber von unbedeutenden Männern, von solchen, die sie verabscheute, standhaft ausgeschlagen hatte, endlich anzunehmen sich, ich darf wol sagen, bereden ließ.

Aufrichtig habe ich zu gestehen, daß ich mir, wenn ich manchmal über ihr Schicksal phantasirte, sie nicht gern als Hausfrau, wohl aber als Aebtissin, als Vorsteherin einer edlen Gemeinde gar gern denken mochte. Sie besaß Alles, was ein solcher höherer Zustand verlangt; ihr fehlte, was die Welt unerläßlich fordert. Ueber weibliche Seelen übte sie durchaus eine unwiderstehliche Gewalt; junge Gemüther zog sie liebevoll an und beherrschte sie durch den Geist innerer Vorzüge. Wie sie nun die allgemeine Duldung des Guten, Menschlichen mit allen seinen Wunderlichkeiten, wenn es nur nicht ins Verkehrte ging, mit mir gemein hatte, so brauchte nichts Eigenthümliches, wodurch irgend ein bedeutendes Naturell ausgezeichnet war, sich vor ihr zu verbergen oder sich vor ihr zu geniren, weswegen unsere Geselligkeiten, wie wir schon früher gesehn, immer mannichfaltig, frei, artig, wenn auch gleich manchmal ans Kühne heran sich bewegen mochten. Die Gewohnheit, mit jungen Frauenzimmern anständig und verbindlich umzugehen, ohne daß sogleich eine entscheidende Beschränkung und Aneignung erfolgt wäre, hatte ich nur ihr zu danken. Nun aber wird der einsichtige Leser, welcher fähig ist, zwischen diese Zeilen hineinzulesen, was nicht geschrieben steht, aber angedeutet ist, sich eine Ahnung der ernsten Gefühle gewinnen, mit welchen ich damals Emmendingen betrat.

Allein beim Abschiede nach kurzem Aufenthalte lag es mir noch schwerer auf dem Herzen, daß meine Schwester mir auf

das Ernsteste eine Trennung von Lili empfohlen, ja befohlen hatte. Sie selbst hatte an einem langwierigen Brautstande viel gelitten; Schlosser, nach seiner Redlichkeit, verlobte sich nicht eher mit ihr, als bis er seiner Anstellung im Großherzogthum Baden gewiß, ja, wenn man es so nehmen wollte, schon angestellt war. Die eigentliche Bestimmung aber verzögerte sich auf eine undenkliche Weise. Soll ich meine Vermuthung hierüber eröffnen, so war der wackere Schlosser, wie tüchtig er zum Geschäft sein mochte, doch wegen seiner schroffen Rechtlichkeit weder dem Fürsten als unmittelbar berührender Diener, noch weniger den Ministern als naher Mitarbeiter wünschenswerth. Seine gehoffte und dringend gewünschte Anstellung in Karlsruhe kam nicht zu Stande. Mir aber klärte sich diese Zögerung auf, als die Stelle eines Oberamtmanns in Emmendingen ledig ward und man ihn alsobald dahin versetzte. Es war ein stattliches, einträgliches Amt nunmehr ihm übertragen, dem er sich völlig gewachsen zeigte. Seinem Sinn, seiner Handlungsweise däuchte es ganz gemäß, hier allein zu stehen, nach Ueberzeugung zu handeln und über Alles, man mochte ihn loben oder tadeln, Rechenschaft zu geben.

Dagegen ließ sich nichts einwenden, meine Schwester mußte ihm folgen, freilich nicht in eine Residenz, wie sie gehofft hatte, sondern an einen Ort, der ihr eine Einsamkeit, eine Einöde scheinen mußte, in eine Wohnung, zwar geräumig, amtsherrlich, stattlich, aber aller Geselligkeit entbehrend. Einige junge Frauenzimmer, mit denen sie früher Freundschaft gepflogen, folgten ihr nach, und da die Familie Gerock mit Töchtern gesegnet war, wechselten diese ab, so daß sie wenigstens bei so vieler Entbehrung eines längstvertrauten Umgangs genoß.

Diese Zustände, diese Erfahrungen waren es, wodurch sie sich berechtigt glaubte, mir aufs Ernsteste eine Trennung von Lili zu befehlen. Es schien ihr hart, ein solches Frauenzimmer, von dem sie sich die höchsten Begriffe gemacht hatte, aus einer, wo nicht glänzenden, doch lebhaft bewegten Existenz herauszuzerren in unser zwar löbliches, aber doch nicht zu bedeutenden Gesellschaften eingerichtetes Haus, zwischen einen wohlwollenden, ungesprächigen, aber gern didaktischen Vater und eine in ihrer Art höchst häuslich-thätige Mutter, welche doch nach vollbrachtem Geschäft bei einer bequemen Handarbeit nicht gestört sein wollte in einem gemüthlichen Gespräch mit jungen herangezogenen und auserwählten Persönlichkeiten.

Dagegen setzte sie mir Lili's Verhältnisse lebhaft ins Klare; denn ich hatte ihr theils schon in Briefen, theils aber in leidenschaftlich geschwätziger Vertraulichkeit Alles haarklein vorgetragen.

Leider war ihre Schilderung nur eine umständliche wohlgesinnte Ausführung dessen, was ein Ohrenbläser von Freund, dem man nach und nach nichts Gutes zutraute, mit wenigen charakteristischen Zügen einzuflüstern bemüht gewesen.

Versprechen konnt' ich ihr nichts, ob ich gleich gestehen mußte, sie habe mich überzeugt. Ich ging mit dem räthselhaften Gefühl im Herzen, woran die Leidenschaft sich fortnährt; denn Amor das Kind hält sich noch hartnäckig fest am Kleide der Hoffnung, eben als sie schon starken Schrittes sich zu entfernen den Anlauf nimmt.

Das Einzige, was ich mir zwischen da und Zürich noch deutlich erinnere, ist der Rheinfall bei Schaffhausen. Hier wird durch einen mächtigen Stromsturz merklich die erste Stufe bezeichnet, die ein Bergland andeutet, in das wir zu treten gewillet sind, wo wir denn nach und nach, Stufe für Stufe, immer in wachsendem Verhältniß, die Höhen mühsam erreichen sollen.

Der Anblick des Züricher Sees, von dem Thore des „Schwertes" genossen, ist mir auch noch gegenwärtig; ich sage von dem Thore des Gasthauses, denn ich trat nicht hinein, sondern ich eilte zu Lavatern. Der Empfang war heiter und herzlich, und man muß gestehen, anmuthig ohne Gleichen; zutraulich, schonend, segnend, erhebend, anders konnte man sich seine Gegenwart nicht denken. Seine Gattin, mit etwas sonderbaren, aber friedlichen, zart-frommen Zügen, stimmte völlig, wie alles Andere um ihn her, in seine Sinnes- und Lebensweise.

Unsre nächste und fast ununterbrochene Unterhaltung war seine Physiognomik. Der erste Theil dieses seltsamen Werkes war, wenn ich nicht irre, schon völlig abgedruckt oder wenigstens seiner Vollständigkeit nahe. Man darf es wol als genial-empirisch, als methodisch-kollektiv ansprechen. Ich hatte dazu das sonderbarste Verhältniß. Lavater wollte die ganze Welt zu Mitarbeitern und Theilnehmern; schon hatte er auf seiner Rheinreise so viel bedeutende Menschen porträtiren lassen, um durch ihre Persönlichkeit sie in das Interesse eines Werks zu ziehen, in welchem sie selbst auftreten sollten. Ebenso verfuhr

er mit Künstlern; er rief einen jeden auf, ihm für seine Zwecke Zeichnungen zu senden. Sie kamen an und taugten nicht entschieden zu ihrer Bestimmung. Gleicherweise ließ er rechts und links in Kupfer stechen, und auch dieses gelang selten charakteristisch. Eine große Arbeit war von seiner Seite geleistet, mit Geld und Anstrengung aller Art ein bedeutendes Werk vorgearbeitet, der Physiognomik alle Ehre geboten; und wie nun daraus ein Band werden sollte, die Physiognomik, durch Lehre gegründet, durch Beispiele belegt, sich der Würde einer Wissenschaft nähern sollte, so sagte keine Tafel, was sie zu sagen hatte: alle Platten mußten getadelt, bedingt, nicht einmal gelobt, nur zugegeben, manche gar durch die Erklärungen weggelöscht werden. Es war für mich, der, eh er fortschritt, immer Fuß zu fassen suchte, eine der penibelsten Aufgaben, die meiner Thätigkeit auferlegt werden konnte. Man urtheile selbst! Das Manuskript mit den zum Text eingeschobenen Plattenabdrücken ging an mich nach Frankfurt. Ich hatte das Recht, Alles zu tilgen, was mir mißfiel, zu ändern und einzuschalten, was mir beliebte, wovon ich freilich sehr mäßig Gebrauch machte. Ein einzigmal hatte er eine gewisse leidenschaftliche Kontrovers gegen einen ungerechten Tadler eingeschoben, die ich wegließ und ein heiteres Naturgedicht dafür einlegte, weswegen er mich schalt, jedoch später, als er abgekühlt war, mein Verfahren billigte.

Wer die vier Bände der Physiognomik durchblättert und, was ihn nicht reuen wird, durchliest, mag bedenken, welches Interesse unser Zusammensein gehabt habe, indem die meisten der darin vorkommenden Blätter schon gezeichnet und ein Theil gestochen waren, vorgelegt und beurtheilt wurden und man die geistreichen Mittel überlegte, womit selbst das Untaugliche in diesem Falle lehrreich und also tauglich gemacht werden könnte.

Geb' ich das Lavaterische Werk nochmals durch, so macht es mir eine komisch-heitere Empfindung; es ist mir, als sähe ich die Schatten mir ehemals sehr bekannter Menschen vor mir, über die ich mich schon einmal geärgert, und über die ich mich jetzt nicht erfreuen sollte.

Die Möglichkeit aber, so vieles unschicklich Gebildete einigermaßen zusammenzuhalten, lag in dem schönen und entschiedenen Talente des Zeichners und Kupferstechers Lips; er war in der That zur freien prosaischen Darstellung des Wirklichen geboren,

worauf es denn doch eigentlich hier ankam. Er arbeitete unter dem wunderlich fordernden Physiognomisten und mußte deshalb genau aufpassen, um sich den Forderungen seines Meisters anzunähern; der talentreiche Bauernknabe fühlte die ganze Verpflichtung, die er einem geistlichen Herrn aus der so hoch privilegirten Stadt schuldig war, und besorgte sein Geschäft aufs Beste.

In getrennter Wohnung von meinen Gesellen lebend, ward ich täglich, ohne daß wir im Geringsten Arges daran gehabt hätten, denselben immer fremder; unsre Landpartien paßten nicht mehr zusammen, obgleich in der Stadt noch einiges Verkehr übrig geblieben war. Sie hatten sich mit allem jugendlich gräflichen Uebermuth auch bei Lavatern gemeldet, welchem gewandten Physiognomisten sie freilich etwas anders vorkamen als der übrigen Welt. Er äußerte sich gegen mich darüber, und ich erinnere mich ganz deutlich, daß er, von Leopold Stolberg sprechend, ausrief: „Ich weiß nicht, was Ihr Alle wollt; es ist ein edler, trefflicher, talentvoller Jüngling, aber sie haben mir ihn als einen Heroen, als einen Herkules beschrieben, und ich habe in meinem Leben keinen weichern, zarteren und, wenn es darauf ankommt, bestimmbareren jungen Mann gesehen. Ich bin noch weit von sicherer physiognomischer Einsicht entfernt; aber wie es mit Euch und der Menge aussieht, ist doch gar zu betrübt."

Seit der Reise Lavater's an den Niederrhein hatte sich das Interesse an ihm und seinen physiognomischen Studien sehr lebhaft gesteigert; vielfache Gegenbesuche drängten sich zu ihm, so daß er sich einigermaßen in Verlegenheit fühlte, als der Erste geistlicher und geistreicher Männer angesehen und als Einer betrachtet zu werden, der die Fremden allein nach sich hinzöge; daher er denn, um allem Neid und Mißgunst auszuweichen, alle Diejenigen, die ihn besuchten, zu erinnern und anzutreiben wußte, auch die übrigen bedeutenden Männer freundlich und ehrerbietig anzugehen.

Der alte Bodmer ward hiebei vorzüglich beachtet, und wir mußten uns auf den Weg machen, ihn zu besuchen und jugendlich zu verehren. Er wohnte in einer Höhe über der am rechten Ufer, wo der See seine Wasser als Limmat zusammendrängt, gelegenen größern oder alten Stadt; diese durchkreuzten wir und erstiegen zuletzt auf immer steileren Pfaden die Höhe hinter den Wällen, wo sich zwischen den Festungswerken und der alten

Stadtmauer gar anmuthig eine Vorstadt, theils in aneinandergeschlossenen, theils einzelnen Häusern halb ländlich gebildet hatte. Hier nun stand Bodmer's Haus, der Aufenthalt seines ganzen Lebens, in der freisten, heitersten Umgebung, die wir bei der Schönheit und Klarheit des Tages schon vor dem Eintritt höchst vergnüglich zu überschauen hatten.

Wir wurden eine Stiege hoch in ein rings getäfeltes Zimmer geführt, wo uns ein muntrer Greis von mittlerer Statur entgegenkam. Er empfing uns mit einem Gruße, mit dem er die besuchenden Jüngern anzusprechen pflegte: wir würden es ihm als eine Artigkeit anrechnen, daß er mit seinem Abscheiden aus dieser Zeitlichkeit so lange gezögert habe, um uns noch freundlich aufzunehmen, uns kennen zu lernen, sich an unsern Talenten zu erfreuen und Glück auf unsern fernern Lebensgang zu wünschen.

Wir dagegen priesen ihn glücklich, daß er als Dichter, der patriarchalischen Welt angehörig und doch in der Nähe der höchst gebildeten Stadt eine wahrhaft idyllische Wohnung zeitlebens besessen und in hoher freier Luft sich einer solchen Fernsicht mit stetem Wohlbehagen der Augen so lange Jahre erfreut habe.

Es schien ihm nicht unangenehm, daß wir eine Uebersicht aus seinem Fenster zu nehmen uns ausbaten, welche denn wirklich bei heiterem Sonnenschein in der besten Jahreszeit ganz unvergleichlich erschien. Man übersah Vieles von dem, was sich von der großen Stadt nach der Tiefe senkte, die kleinere Stadt über der Limmat, sowie die Fruchtbarkeit des Sihl-Feldes gegen Abend. Rückwärts links einen Theil des Zürich-Sees mit seiner glänzend bewegten Fläche und seiner unendlichen Mannichfaltigkeit von abwechselnden Berg- und Thalufern, Erhöhungen, dem Auge unfaßlichen Mannichfaltigkeiten; worauf man denn, geblendet von allem Diesem, in der Ferne die blaue Reihe der höheren Gebirgsrücken, deren Gipfel zu benamsen man sich getraute, mit größter Sehnsucht zu schauen hatte.

Die Entzückung junger Männer über das Außerordentliche, was ihm so viele Jahre her täglich geworden war, schien ihm zu behagen; er ward, wenn man so sagen darf, ironisch theilnehmend, und wir schieden als die besten Freunde, wenn schon in unsern Geistern die Sehnsucht nach jenen blauen Gebirgshöhen die Ueberhand gewonnen hatte.

Indem ich nun im Begriff stehe, mich von unserem würdigen Patriarchen zu beurlauben, so merk' ich erst, daß ich von

seiner Gestalt und Gesichtsbildung, von seinen Bewegungen und seiner Art, sich zu benehmen, noch nichts ausgesprochen.

Ueberhaupt zwar finde ich nicht ganz schicklich, daß Reisende einen bedeutenden Mann, den sie besuchen, gleichsam signalisiren, als wenn sie Stoff zu einem Steckbriefe geben wollten. Niemand bedenkt, daß es eigentlich nur ein Augenblick ist, wo er, vorgetreten, neugierig beobachtet und doch nur auf seine eigene Weise, und so kann der Besuchte bald wirklich, bald scheinbar als stolz oder demüthig, als schweigsam oder gesprächig, als heiter oder verdrießlich erscheinen. In diesem besondern Falle aber möcht' ich mich damit entschuldigen, daß Bodmer's ehrwürdige Person, in Worten geschildert, keinen gleich günstigen Eindruck machen dürfte. Glücklicher Weise existirt das Bild nach Graff von Bause, welches vollkommen den Mann darstellt, wie er auch uns erschienen, und zwar mit seinem Blick der Beschauung und Betrachtung.

Ein besonderes, zwar nicht unerwartetes, aber höchst erwünschtes Vergnügen empfing mich in Zürich, als ich meinen jungen Freund Passavant daselbst antraf. Sohn eines angesehenen reformirten Hauses meiner Vaterstadt, lebte er in der Schweiz, an der Quelle derjenigen Lehre, die er dereinst als Prediger verkündigen sollte. Nicht von großer, aber gewandter Gestalt, versprach sein Gesicht und sein ganzes Wesen eine anmuthige rasche Entschlossenheit. Schwarzes Haar und Bart, lebhafte Augen. Im Ganzen eine theilnehmende, mäßige Geschäftigkeit.

Kaum hatten wir, uns umarmend, die ersten Grüße gewechselt, als er mir gleich den Vorschlag that, die kleinen Kantone zu besuchen, die er schon mit großem Entzücken durchwandert habe, und mit deren Anblick er mich nun ergetzen und entzücken wolle.

Indeß ich mit Lavatern die nächsten und wichtigsten Gegenstände durchgesprochen und wir unsre gemeinschaftlichen Angelegenheiten beinah erschöpft hatten, waren meine muntern Reisegesellen schon auf mancherlei Wegen ausgezogen und hatten nach ihrer Weise sich in der Gegend umgethan. Passavant, mich mit herzlicher Freundschaft umfangend, glaubte dadurch ein Recht zu dem ausschließenden Besitz meines Umgangs erworben zu haben und wußte daher in Abwesenheit jener mich um so eher in die Gebirge zu locken, als ich selbst entschieden geneigt war, in größter Ruhe und auf meine eigne Weise diese längst er-

sehnte Wanderung zu vollbringen. Wir schifften uns ein und fuhren an einem glänzenden Morgen den herrlichen See hinauf.

Möge ein eingeschaltetes Gedicht von jenen glücklichen Momenten einige Ahnung herüberbringen:

Und frische Nahrung, neues Blut
Saug' ich aus freier Welt;
Wie ist Natur so hold und gut,
Die mich am Busen hält!
Die Welle wieget unsern Kahn
Im Rudertakt hinauf,
Und Berge, wolkig himmelan,
Begegnen unserm Lauf.

Aug', mein Aug', was sinkst Du nieder?
Goldne Träume, kommt Ihr wieder?
Weg, Du Traum, so gold Du bist!
Hier auch Lieb' und Leben ist.

Auf der Welle blinken
Tausend schwebende Sterne;
Weiche Nebel trinken
Rings die thürmende Ferne;
Morgenwind umflügelt
Die beschattete Bucht,
Und im See bespiegelt
Sich die reifende Frucht.

Wir landeten in Richterschwyl, wo wir an Doktor Hotze durch Lavater empfohlen waren. Er besaß als Arzt, als höchst verständiger, wohlwollender Mann ein ehrwürdiges Ansehn an seinem Orte und in der ganzen Gegend, und wir glauben sein Andenken nicht besser zu ehren, als wenn wir auf eine Stelle in Lavater's Physiognomik hinweisen, die ihn bezeichnet.

Aufs Beste bewirthet, aufs Anmuthigste und Nützlichste auch über die nächsten Stationen unsrer Wanderung unterhalten, erstiegen wir die dahinter liegenden Berge. Als wir in das Thal von Schindeleggi wieder hinabsteigen sollten, kehrten wir uns nochmals um, die entzückende Aussicht über den Züricher See in uns aufzunehmen.

Wie mir zu Muthe gewesen, deuten folgende Zeilen an,

wie sie, damals geschrieben, noch in einem Gedenkheftchen aufbewahrt sind:

Wenn ich, liebe Lili, Dich nicht liebte,
Welche Wonne gäb' mir dieser Blick!
Und doch, wenn ich, Lili, Dich nicht liebte,
Wär', was wär' mein Glück?

Ausdrucksvoller find' ich hier diese kleine Interjektion, als wie sie in der Sammlung meiner Gedichte abgedruckt ist.

Die rauhen Wege, die von da nach Maria Einsiedeln führten, konnten unserm guten Muth nichts anhaben. Eine Anzahl von Wallfahrern, die, schon unten am See von uns bemerkt, mit Gebet und Gesang regelmäßig fortschritten, hatten uns eingeholt; wir ließen sie begrüßend vorbei, und sie belebten, indem sie uns zur Einstimmung in ihre frommen Zwecke beriefen, diese öden Höhen anmuthig charakteristisch. Wir sahen lebendig den schlängelnden Pfad bezeichnet, den auch wir zu wandern hatten, und schienen freudiger zu folgen; wie denn die Gebräuche der römischen Kirche dem Protestanten durchaus bedeutend und imposant sind, indem er nur das Erste, Innere, wodurch sie hervorgerufen, das Menschliche, wodurch sie sich von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzen, und also auf den Kern dringend, anerkennt, ohne sich gerade in dem Augenblick mit der Schale, der Fruchthülle, ja dem Baume selbst, seinen Zweigen, Blättern, seiner Rinde und seinen Wurzeln zu befassen.

Nun sahen wir in einem öden, baumlosen Thale die prächtige Kirche hervorsteigen, das Kloster von weitem, ansehnlichem Umfang, in der Mitte von reinlicher Ansiedelung, um so eine große und mannichfaltige Anzahl von Gästen einigermaßen schicklich aufzunehmen.

Das Kirchlein in der Kirche, die ehemalige Einsiedlerwohnung des Heiligen, mit Marmor inkrustirt und so viel als möglich zu einer anständigen Kapelle verwandelt, war etwas Neues, von mir noch nie Gesehenes, dieses kleine Gefäß, umbaut und überbaut von Pfeilern und Gewölben. Es mußte ernste Betrachtungen erregen, daß ein einzelner Funke von Sittlichkeit und Gottesfurcht hier ein immer brennendes, leuchtendes Flämmchen angezündet, zu welchem gläubige Schaaren mit großer Beschwerlichkeit heranpilgern sollten, um an dieser heiligen Flamme auch ihr Kerzlein anzuzünden. Wie dem auch sei, so deutet es auf ein grenzenloses Bedürfniß der Menschheit nach gleichem Licht,

gleicher Wärme, wie es jener Erste im tiefsten Gefühl und sicherster Ueberzeugung gehegt und genossen. Man führte uns in die Schatzkammer, welche, reich und imposant genug, vor Allem lebensgroße, wol gar kolossale Büsten von Heiligen und Ordensstiftern dem staunenden Auge darbot.

Doch ganz andere Aufmerksamkeit erregte der Anblick eines darauf eröffneten Schrankes. Er enthielt alterthümliche Kostbarkeiten, hierher gewidmet und verehrt. Verschiedene Kronen von merkwürdiger Goldschmiedsarbeit hielten meinen Blick fest, unter denen wieder eine ausschließlich betrachtet wurde: eine Zackenkrone im Kunstsinne der Vorzeit, wie man wol ähnliche auf den Häuptern alterthümlicher Königinnen gesehen, aber von so geschmackvoller Zeichnung, von solcher Ausführung einer unermüdeten Arbeit, selbst die eingefugten farbigen Steine mit solcher Wahl und Geschicklichkeit vertheilt und gegen einander gestellt, genug, ein Werk der Art, daß man es bei dem ersten Anblick für vollkommen erklärte, ohne diesen Eindruck kunstmäßig entwickeln zu können.

Auch ist in solchen Fällen, wo die Kunst nicht erkannt, sondern gefühlt wird, Geist und Gemüth zur Anwendung geneigt; man möchte das Kleinod besitzen, um damit Freude zu machen. Ich erbat mir die Erlaubniß, das Krönchen hervorzunehmen, und als ich solches in der Hand anständig haltend in die Höhe hob, dacht' ich mir nicht anders, als ich müßte es Lili auf die hellglänzenden Locken aufdrücken, sie vor den Spiegel führen und ihre Freude über sich selbst und das Glück, das sie verbreitet, gewahr werden. Ich habe mir nachher oft gedacht, diese Scene, durch einen talentvollen Maler verwirklicht, müßte einen höchst sinn- und gemüthvollen Anblick geben. Da wäre es wohl der Mühe werth, der junge König zu sein, der sich auf diese Weise eine Braut und ein neues Reich erwürbe.

Um uns die Besitzthümer des Klosters vollständig sehen zu lassen, führte man uns in ein Kunst-, Kuriositäten- und Naturalien-Kabinet. Ich hatte damals von dem Werth solcher Dinge wenig Begriff; noch hatte mich die zwar höchst löbliche, aber doch den Eindruck der schönen Erdoberfläche vor dem Anschauen des Geistes zerstückelnde Geognosie nicht angelockt, noch weniger eine phantastische Geologie mich in ihre Irrsale verschlungen; jedoch nöthigte mich der herumführende Geistliche, einem fossilen, von Kennern, wie er sagte, höchst geschätzten, in einem blauen Schieferthon wohl erhaltenen kleinen wilden

Schweinskopf einige Aufmerksamkeit zu schenken, der auch, schwarz, wie er war, für alle Folgezeit in der Einbildungskraft geblieben ist. Man hatte ihn in der Gegend von Rapperschwyl gefunden, in einer Gegend, die, morastig von Urzeiten her, gar wohl dergleichen Mumien für die Nachwelt aufnehmen und bewahren konnte.

Ganz anders aber zog mich unter Rahmen und Glas ein Kupferstich von Martin Schön an, das Abscheiden der Maria vorstellend. Freilich kann nur ein vollkommenes Exemplar uns einen Begriff von der Kunst eines solchen Meisters geben, aber alsdann werden wir auch, wie von dem Vollkommenen in jeder Art, dergestalt ergriffen, daß wir die Begierde, das Gleiche zu besitzen, den Anblick immer wiederholen zu können — es mag noch so viel Zeit dazwischen verfließen — nicht wieder los werden. Warum sollt' ich nicht vorgreifen und hier gestehen, daß ich später nicht eher nachließ, als bis ich ebenfalls zu einem trefflichen Abdruck dieses Blattes gelangt war?

Am 16. Juli 1775, denn hier find' ich zuerst das Datum verzeichnet, traten wir einen beschwerlichen Weg an; wilde, steinige Höhen mußten überstiegen werden, und zwar in vollkommener Einsamkeit und Oede. Abends drei Viertel auf Achte standen wir den Schwyzer Haken gegenüber, zweien Berggipfeln, die neben einander mächtig in die Luft ragen. Wir fanden auf unsern Wegen zum ersten Mal Schnee, und an jenen zackigen Felsgipfeln hing er noch vom Winter her. Ernsthaft und fürchterlich füllte ein uralter Fichtenwald die unabsehlichen Schluchten, in die wir hinab sollten. Nach kurzer Rast, frisch und mit muthwilliger Behendigkeit, sprangen wir den von Klippe zu Klippe, von Platte zu Platte in die Tiefe sich stürzenden Fußpfad hinab und gelangten um zehn Uhr nach Schwyz. Wir waren zugleich müde und munter geworden, hinfällig und aufgeregt; wir löschten gähling unsern heftigen Durst und fühlten uns noch mehr begeistert. Man denke sich den jungen Mann, der etwa vor zwei Jahren den „Werther" schrieb, einen jüngern Freund, der sich schon an dem Manuskript jenes wunderbaren Werks entzündet hatte, Beide ohne Wissen und Wollen gewissermaßen in einen Naturzustand versetzt, lebhaft gedenkend vorübergegangener Leidenschaften, nachhängend den gegenwärtigen, folgelose Plane bildend, im Gefühl behaglicher Kraft das Reich der Phantasie durchschwelgend: dann nähert man sich der Vorstellung jenes Zustandes, den ich nicht zu schildern wüßte, stünde

nicht im Tagebuche: „Lachen und Jauchzen dauerte bis um Mitternacht."

Den Siebzehnten Morgens sahen wir die Schwyzer Haken vor unsern Fenstern. An diesen ungeheuren unregelmäßigen Naturpyramiden stiegen Wolken nach Wolken hinauf. Um ein Uhr Nachmittags von Schwyz weg, gegen den Rigi zu; um zwei Uhr auf dem Lauerzer See herrlicher Sonnenschein. Vor lauter Wonne sah man gar nichts. Zwei tüchtige Mädchen führten das Schiff; das war anmuthig, wir ließen es geschehen. Auf der Insel langten wir an, wo sie sagen, hier habe der ehemalige Zwingherr gehaust; wie ihm auch sei, jetzt zwischen die Ruinen hat sich die Hütte des Waldbruders eingeschoben.

Wir bestiegen den Rigi; um halb Achte standen wir bei der Mutter Gottes im Schnee; sodann an der Kapelle, am Kloster vorbei, im Wirthshaus „Zum Ochsen".

Den Achtzehnten Sonntags früh die Kapelle vom Ochsen aus gezeichnet. Um zwölf Uhr nach dem Kaltenbad oder zum Dreischwesternbrunnen. Ein Viertel nach Zwei hatten wir die Höhe erstiegen; wir fanden uns in Wolken, diesmal uns doppelt unangenehm als die Aussicht hindernd und als niedergehender Nebel netzend. Aber als sie hie und da auseinanderrissen und uns, von wallenden Rahmen umgeben, eine klare, herrliche, sonnenbeschienene Welt als vortretende und wechselnde Bilder sehen ließen, bedauerten wir nicht mehr diese Zufälligkeiten; denn es war ein nie gesehener, nie wieder zu schauender Anblick, und wir verharrten lange in dieser gewissermaßen unbequemen Lage, um durch die Ritzen und Klüfte der immer bewegten Wolkenballen einen kleinen Zipfel besonnter Erde, einen schmalen Uferzug und ein Endchen See zu gewinnen.

Um acht Uhr Abends waren wir wieder vor der Wirthshausthüre zurück und stellten uns an gebackenen Fischen und Eiern und genugsamem Wein wieder her.

Wie es denn nun dämmerte und allmählich nachtete, beschäftigten ahnungsvoll zusammenstimmende Töne unser Ohr: das Glockengebimmel der Kapelle, das Plätschern des Brunnens, das Säuseln wechselnder Lüftchen, in der Ferne Waldhörner — es waren wohlthätige, beruhigende, einlullende Momente.

Am Neunzehnten früh halb Sieben erst aufwärts, dann hinab an den Waldstätter See, nach Viznau; von da zu Wasser nach Gersau. Mittags im Wirthshaus am See. Gegen zwei Uhr dem Grütli gegenüber, wo die drei Tellen schwuren, darauf

an der Platte, wo der Held aussprang, und wo ihm zu Ehren die Legende seines Daseins und seiner Thaten durch Malerei verewigt ist. Um drei Uhr in Flüelen, wo er eingeschifft ward, um vier Uhr in Altorf, wo er den Apfel abschoß.

An diesem poetischen Faden schlingt man sich billig durch das Labyrinth dieser Felsenwände, die, steil bis in das Wasser hinabreichend, uns nichts zu sagen haben. Sie, die Unerschütterlichen, stehen so ruhig da wie die Coulissen eines Theaters; Glück oder Unglück, Lust oder Trauer ist blos den Personen zugedacht, die heute auf dem Zettel stehen.

Dergleichen Betrachtungen jedoch waren gänzlich außer dem Gesichtskreis jener Jünglinge; das Kurzvergangene hatten sie aus dem Sinne geschlagen, und die Zukunft lag so wunderbar unerforschlich vor ihnen wie das Gebirg, in das sie hineinstrebten.

Am Zwanzigsten brachen wir nach Amstäg auf, wo man uns gebackene Fische gar schmackhaft bereitete. Hier nun an diesem schon genugsam wilden Angebirge, wo die Reuß aus schrofferen Felsklüften hervordrang und das frische Schneewasser über die reinlichen Kiesbänke hinspielte, enthielt ich mich nicht, die gewünschte Gelegenheit zu nützen und mich in den rauschenden Wellen zu erquicken.

Um drei Uhr gingen wir von da weiter; eine Reihe Saumrosse zog vor uns her, wir schritten mit ihr über eine breite Schneemasse und erfuhren erst nachher, daß sie unten hohl sei. Hier hatte sich der Winterschnee in eine Bergschlucht eingelegt, um die man sonst herumziehen mußte, und diente nunmehr zu einem geraden verkürzten Wege. Die unten durchströmenden Wasser hatten sie nach und nach ausgehöhlt, durch die milde Sommerluft war das Gewölb immer mehr abgeschmolzen, so daß sie nunmehr als ein breiter Brückenbogen das Hüben und Drüben natürlich zusammenhielt. Wir überzeugten uns von diesem wundersamen Naturereigniß, indem wir uns etwas oberhalb hinunter in die breitere Schlucht wagten.

Wie wir uns nun immer weiter erhuben, blieben Fichtenwälder im Abgrund, durch welche die schäumende Reuß über Felsenstürze sich von Zeit zu Zeit sehen ließ.

Um halb acht Uhr gelangten wir nach Wasen, wo wir, uns mit dem rothen, schweren, sauren lombardischen Wein zu erquicken, erst mit Wasser nachhelfen und mit vielem Zucker das Ingrediens ersetzen mußten, was die Natur in der Traube auszukochen ver-

sagt hatte. Der Wirth zeigte schöne Krystalle vor; ich war aber damals so entfernt von solchen Naturstudien, daß ich mich nicht einmal für den geringen Preis mit diesen Bergerzeugnissen beschweren mochte.

Den Einundzwanzigsten halb sieben Uhr aufwärts; die Felsen wurden immer mächtiger und schrecklicher, der Weg bis zum Teufelsstein, bis zum Anblick der Teufelsbrücke immer mühseliger. Meinem Gefährten beliebte es, hier auszuruhen; er munterte mich auf, die bedeutenden Ansichten zu zeichnen. Die Umrisse mochten mir gelingen, aber es trat nichts hervor, nichts zurück; für dergleichen Gegenstände hatte ich keine Sprache. Wir mühten uns weiter; das ungeheure Wilde schien sich immer zu steigern, Platten wurden zu Gebirgen und Vertiefungen zu Abgründen. So geleitete mich mein Führer bis ans Urserner Loch, durch welches ich gewissermaßen verdrießlich hindurchging; was man bisher gesehen, war doch erhaben, diese Finsterniß hob Alles auf.

Aber freilich hatte sich der schelmische Führer das freudige Erstaunen voraus vorgestellt, das mich beim Austritt überraschen mußte. Der mäßig schäumende Fluß schlängelte sich hier milde durch ein flaches, von Bergen zwar umschlossenes, aber doch genugsam weites, zur Bewohnung einladendes Thal. Ueber dem reinlichen Oertchen Urseren und seiner Kirche, die uns auf ebenem Boden entgegenstanden, erhob sich ein Fichtenwäldchen, heilig geachtet, weil es die am Fuße Angesiedelten vor höher herabrollenden Schneelawinen schützte. Die grünenden Wiesen des Thales waren wieder am Fluß her mit kurzen Weiden geschmückt; man erfreute sich hier einer lange vermißten Vegetation. Die Beruhigung war groß; man fühlte auf flachen Pfaden die Kräfte wieder belebt, und mein Reisegefährte that sich nicht wenig zu Gute auf die Ueberraschung, die er so schicklich eingeleitet hatte.

An der Matte fand sich der berühmte Urserner Käse, und die exaltirten jungen Leute ließen sich einen leidlichen Wein trefflich schmecken, um ihr Behagen noch mehr zu erhöhen und ihren Projekten einen phantastischeren Schwung zu verleihen.

Den Zweiundzwanzigsten halb vier Uhr verließen wir unsere Herberge, um aus dem glatten Urserner Thal ins steinichte Liviner Thal einzutreten. Auch hier ward sogleich alle Fruchtbarkeit vermißt; nackte wie bemooste Felsen mit Schnee bedeckt, ruckweiser Sturmwind, Wolken heran- und vorbeiführend, Ge-

räusch der Wasserfälle, das Klingeln der Saumrosse in der höchsten Oede, wo man weder die Herankommenden noch die Scheidenden erblickte. Hier kostet es der Einbildungskraft nicht viel, sich Drachennester in den Klüften zu denken. Aber doch erheitert und erhoben fühlte man sich durch einen der schönsten, am Meisten zum Bilde sich eignenden, in allen Abstufungen grandios mannichfaltigen Wasserfall, der, gerade in dieser Jahreszeit vom geschmolzenen Schnee überreich begabt, von Wolken bald verhüllt bald enthüllt, uns geraume Zeit an die Stelle fesselte.

Endlich gelangten wir an kleine Nebelseen, wie ich sie nennen möchte, weil sie von den atmosphärischen Streifen kaum zu unterscheiden waren. Nicht lange, so trat aus dem Dunste ein Gebäude entgegen: es war das Hospiz, und wir fühlten große Zufriedenheit, uns zunächst unter seinem gastlichen Dache schirmen zu können.

Neunzehntes Buch.

Durch das leichte Kläffen eines uns entgegenkommenden Hündchens angemeldet, wurden wir von einer ältlichen, aber rüstigen Frauensperson an der Thüre freundlich empfangen. Sie entschuldigte den Herrn Pater, welcher nach Mailand gegangen sei, jedoch diesen Abend wieder erwartet werde; alsdann aber sorgte sie, ohne viel Worte zu machen, für Bequemlichkeit und Bedürfniß. Eine warme geräumige Stube nahm uns auf; Brod, Käse und trinkbarer Wein wurden aufgesetzt, auch ein hinreichendes Abendessen versprochen. Nun wurden die Ueberraschungen des Tags wieder aufgenommen, und der Freund that sich höchlich darauf zu Gute, daß Alles so wohl gelungen und ein Tag zurückgelegt sei, dessen Eindrücke weder Poesie noch Prosa wieder herzustellen im Stande.

Bei spät einbrechender Dämmerung trat endlich der ansehnliche Pater herein, begrüßte mit freundlich vertraulicher Würde seine Gäste und empfahl mit wenigen Worten der Köchin alle mögliche Aufmerksamkeit. Als wir unsre Bewunderung nicht zurückhielten, daß er hier oben in so völliger Wüste, entfernt von aller Gesellschaft sein Leben zubringen gewollt, versicherte er: an Gesellschaft fehle es ihm nie, wie wir denn ja auch gekommen wären, ihn mit unserm Besuche zu erfreuen. Gar stark sei der wechselseitige Waarentransport zwischen Italien und Deutschland. Dieser immerfort währende Speditionswechsel setze ihn mit den ersten Handelshäusern in Verhältniß. Er steige oft nach Mailand hinab, komme seltener nach Luzern, von woher ihm aber aus den Häusern, welche das Postgeschäft dieser Haupt-

straße zu besorgen hätten, zum Oestern junge Leute zugeschickt würden, die hier oben auf dem Scheidepunkt mit allen in diese Angelegenheiten eingreifenden Umständen und Vorfallenheiten bekannt werden sollten.

Unter solchen mannichfaltigen Gesprächen ging der Abend hin, und wir schliefen eine ruhige Nacht in etwas kurzen, an der Wand befestigten, eher an Repositorien als Bettstellen erinnernden Schlafstätten.

Früh aufgestanden, befand ich mich bald zwar unter freiem Himmel, jedoch in engen, von hohen Gebirgskuppen umschlossenen Räumen. Ich hatte mich an den Fußpfad, der nach Italien hinunterging, niedergelassen und zeichnete nach Art der Dilettanten, was nicht zu zeichnen war und was noch weniger ein Bild geben konnte: die nächsten Gebirgskuppen, deren Seiten der herabschmelzende Schnee mit weißen Furchen und schwarzen Rücken sehen ließ. Indessen ist mir durch diese fruchtlose Bemühung jenes Bild im Gedächtniß unauslöschlich geblieben.

Mein Gefährte trat muthig zu mir und begann: „Was sagst Du zu der Erzählung unsres geistlichen Wirths von gestern Abend? Hast Du nicht, wie ich, Lust bekommen, Dich von diesem Drachengipfel hinab in jene entzückenden Gegenden zu begeben? Die Wanderung durch diese Schluchten hinab muß herrlich sein und mühelos, und wann sich's dann bei Bellinzona öffnen mag, was würde das für eine Lust sein! Die Inseln des großen Sees sind mir durch die Worte des Paters wieder lebendig in die Seele getreten. Man hat seit Keyßler's Reisen so viel davon gehört und gesehen, daß ich der Versuchung nicht widerstehen kann."

„Ist Dir's nicht auch so?" fuhr er fort; „Du sitzest gerade am rechten Fleck; schon einmal stand ich hier und hatte nicht den Muth, hinabzuspringen. Geh voran ohne Weiteres, in Airolo wartest Du auf mich; ich komme mit dem Boten nach, wenn ich vom guten Pater Abschied genommen und Alles berichtigt habe."

‚So ganz aus dem Stegreif ein solches Unternehmen will mir doch nicht gefallen,' antwortete ich. — „Was soll da viel Bedenken!" rief Jener; „Geld haben wir genug, nach Mailand zu kommen; Kredit wird sich finden, mir ist von unsern Messen her dort mehr als ein Handelsfreund bekannt." Er ward noch dringender. ‚Geh!' sagte ich; ‚mach Alles zum Abschied fertig, entschließen wollen wir uns alsdann.'

Mir kommt vor, als wenn der Mensch in solchen Augenblicken keine Entschiedenheit in sich fühlte, vielmehr von früheren Eindrücken regiert und bestimmt werde. Die Lombardie und Italien lag als ein ganz Fremdes vor mir; Deutschland als ein Bekanntes, Liebwerthes, voller freundlichen, einheimischen Aussichten, und sei es nur gestanden: das, was mich so lange ganz umfangen, meine Existenz getragen hatte, blieb auch jetzt das unentbehrlichste Element, aus dessen Grenzen zu treten ich mich nicht getraute. Ein goldnes Herzchen, das ich in schönsten Stunden von ihr erhalten hatte, hing noch an demselben Bändchen, an welchem sie es umknüpfte, lieberwärmt an meinem Halse. Ich faßte es an und küßte es; mag ein dadurch veranlaßtes Gedicht auch hier eingeschaltet sein:

Angedenken Du verklungner Freude,
Das ich immer noch am Halse trage,
Hältst Du länger als das Seelenband uns Beide?
Verlängerst Du der Liebe kurze Tage?

Flieh' ich, Lili, vor Dir! Muß noch an Deinem Bande
Durch fremde Lande,
Durch ferne Thäler und Wälder wallen!
Ach! Lili's Herz konnte so bald nicht
Von meinem Herzen fallen.

Wie ein Vogel, der den Faden bricht
Und zum Walde kehrt,
Er schleppt des Gefängnisses Schmach
Noch ein Stückchen des Fadens nach;
Er ist der alte freigeborne Vogel nicht,
Er hat schon Jemand angehört.

Schnell stand ich auf, damit ich von der schroffen Stelle weg käme und der mit dem Reff tragenden Boten heranstürmende Freund mich in den Abgrund nicht mit fortrisse. Auch ich begrüßte den frommen Pater und wendete mich, ohne ein Wort zu verlieren, dem Pfade zu, woher wir gekommen waren. Etwas zaudernd folgte mir der Freund, und ungeachtet seiner Liebe und Anhänglichkeit an mich blieb er eine Zeit lang eine Strecke zurück, bis uns endlich jener herrliche Wasserfall wieder zusammenbrachte, zusammenhielt und das einmal Beschlossene endlich auch für gut und heilsam gelten sollte.

Von dem Herabstieg sag' ich nichts weiter, als daß wir jene Schneebrücke, über die wir in schwerbeladener Gesellschaft vor wenig Tagen ruhig hinzogen, völlig zusammengestürzt fanden und nun, da wir einen Umweg durch die eröffnete Bucht machen mußten, die kolossalen Trümmer einer natürlichen Baukunst anzustaunen und zu bewundern hatten.

Ganz konnte mein Freund die rückgängige Wanderung nach Italien nicht verschmerzen; er mochte sich solche früher ausgedacht und mit liebevoller Arglist mich an Ort und Stelle zu überraschen gehofft haben. Deshalb ließ sich die Rückkehr nicht so heiter vollführen; ich aber war auf meinen stummen Pfaden um desto anhaltender beschäftigt, das Ungeheure, das sich in unserem Geiste mit der Zeit zusammenzuziehen pflegt, wenigstens in seinen faßlichen charakteristischen Einzelnheiten festzuhalten.

Nicht ohne manche neue wie erneuerte Empfindungen und Gedanken gelangten wir durch die bedeutenden Höhen des Vierwaldstätter Sees nach Küßnacht, wo wir, landend und unsre Wanderung fortsetzend, die am Wege stehende Tellen-Kapelle zu begrüßen und jenen der ganzen Welt als heroisch-patriotisch-rühmlich geltenden Meuchelmord zu gedenken hatten. Ebenso fuhren wir über den Zuger See, den wir schon vom Rigi herab aus der Ferne hatten kennen lernen. In Zug erinnere ich mich nur einiger im Gasthofzimmer, nicht gar großer, aber in ihrer Art vorzüglicher, in die Fensterflügel eingefügter gemalter Scheiben. Dann ging unser Weg über den Albis in das Sihlthal, wo wir einen jungen, in der Einsamkeit sich gefallenden Hannoveraner, von Lindau, besuchten, um seinen Verdruß zu beschwichtigen, den er früher in Zürich über eine von mir nicht aufs Freundlichste und Schicklichste abgelehnte Begleitung empfunden hatte. Die eifersüchtige Freundschaft des trefflichen Passavant war eigentlich Ursache an dem Ablehnen einer zwar lieben, aber doch unbequemen Gegenwart.

Ehe wir aber von diesen herrlichen Höhen wieder zum See und zur freundlich liegenden Stadt hinabsteigen, muß ich noch eine Bemerkung machen über meine Versuche, durch Zeichnen und Skizziren der Gegend etwas abzugewinnen. Die Gewohnheit, von Jugend auf die Landschaft als Bild zu sehen, verführte mich zu dem Unternehmen, wenn ich in der Natur die Gegend als Bild erblickte, sie fixiren, mir ein sichres Andenken von solchen Augenblicken festhalten zu wollen. Sonst nur an

beschränkten Gegenständen mich einigermaßen übend, fühlt' ich in einer solchen Welt gar bald meine Unzulänglichkeit.

Drang und Eile zugleich nöthigten mich zu einem wunderbaren Hilfsmittel; kaum hatte ich einen interessanten Gegenstand gefaßt und ihn mit wenigen Strichen im Allgemeinsten auf dem Papier angedeutet, so führte ich das Detail, das ich mit dem Bleistift nicht erreichen noch durchführen konnte, in Worten gleich daneben aus und gewann mir auf diese Weise eine solche innere Gegenwart von dergleichen Ansichten, daß eine jede Lokalität, wie ich sie nachher in Gedicht oder Erzählung nur etwa brauchen mochte, mir alsobald vorschwebte und zu Gebote stand.

Bei meiner Rückkunft in Zürich fand ich die Stolberge nicht mehr; ihr Aufenthalt in dieser Stadt hatte sich auf eine wunderliche Weise verkürzt.

Gestehen wir überhaupt, daß Reisende, die sich aus ihrer häuslichen Beschränkung entfernen, gewissermaßen in eine nicht nur fremde, sondern völlig freie Natur einzutreten glauben, welchen Wahn man damals um so eher hegen konnte, als man noch nicht durch polizeiliche Untersuchung der Pässe, durch Zollabgaben und andere dergleichen Hindernisse jeden Augenblick erinnert wurde, es sei draußen noch bedingter und schlimmer als zu Hause.

Vergegenwärtige man sich zunächst jene unbedingte Richtung nach einer verwirklichten Naturfreiheit, so wird man den jungen Gemüthern verzeihen, welche die Schweiz gerade als das rechte Lokal ansahen, ihre frische Jünglingsnatur zu idyllisiren. Hatten doch Geßner's zarte Gedichte sowie seine allerliebsten Radirungen hiezu am Entschiedensten berechtigt.

In der Wirklichkeit nun scheint sich für solche poetische Aeußerungen das Baden in unbeengten Gewässern am Allerersten zu qualifiziren. Schon unterwegs wollten dergleichen Naturübungen nicht gut zu den modernen Sitten paßlich erscheinen; man hatte sich ihrer auch einigermaßen enthalten. In der Schweiz aber beim Anblick und Feuchtgefühl des rinnenden, laufenden, stürzenden, in der Fläche sich sammelnden, nach und nach zum See sich ausbreitenden Gewässers war der Versuchung nicht zu widerstehen. Ich selbst will nicht leugnen, daß ich mich im klaren See zu baden mit meinen Gesellen vereinte, und wie es schien, weit genug von allen menschlichen Blicken. Nackte Körper jedoch leuchten weit, und wer es auch mochte gesehen haben, nahm Aergerniß daran.

Die guten, harmlosen Jünglinge, welche gar nichts Anstößiges fanden, halb nackt wie ein poetischer Schäfer oder ganz nackt wie eine heidnische Gottheit sich zu sehen, wurden von Freunden erinnert, dergleichen zu unterlassen. Man machte ihnen begreiflich, sie weseten nicht in der uranfänglichen Natur, sondern in einem Lande, das für gut und nützlich erachtet habe, an älteren, aus der Mittelzeit sich herschreibenden Einrichtungen und Sitten festzuhalten. Sie waren nicht abgeneigt, dies einzusehen, besonders da vom Mittelalter die Rede war, welches ihnen als eine zweite Natur verehrlich schien. Sie verließen daher die allzu taghaften Seeufer und fanden auf ihren Spaziergängen durch das Gebirg so klare, rauschende, erfrischende Gewässer, daß in der Mitte Juli es ihnen unmöglich schien, einer solchen Erquickung zu widerstehen. So waren sie auf ihren weitschweifenden Spaziergängen in das düstere Thal gelangt, wo hinter dem Albis die Sihl strömend herabschießt, um sich unterhalb Zürich in die Limmat zu ergießen. Entfernt von aller Wohnung, ja von allem betretenen Fußpfad, fanden sie es hier ganz unverfänglich, die Kleider abzuwerfen und sich kühnlich den schäumenden Stromwellen entgegenzusetzen; dies geschah freilich nicht ohne Geschrei, nicht ohne ein wildes, theils von der Kühlung, theils von dem Behagen aufgeregtes Lustjauchzen, wodurch sie diese düster bewaldeten Felsen zur idyllischen Scene einzuweihen den Begriff hatten.

Allein, ob ihnen frühere Mißwollende nachgeschlichen, oder ob sie sich durch diesen dichterischen Tumult in der Einsamkeit selbst Gegner aufgerufen, ist nicht zu bestimmen. Genug, sie mußten aus dem oberen stummen Gebüsch herab Steinwurf auf Steinwurf erfahren, ungewiß, ob von Wenigen oder Mehreren, ob zufällig oder absichtlich, und sie fanden daher für das Klügste, das erquickende Element zu verlassen und ihre Kleider zu suchen.

Keiner war getroffen, Ueberraschung und Verdruß war die geistige Beschädigung, die sie erlitten hatten, und sie wußten als lebenslustige Jünglinge die Erinnerung daran leicht abzuschütteln.

Auf Lavatern jedoch erstreckten sich die unangenehmsten Folgen, daß er junge Leute von dieser Frechheit bei sich freundlich aufgenommen, mit ihnen Spazierfahrten angestellt und sie sonst begünstigt, deren wildes, unbändiges, unchristliches, ja heidnisches Naturell einen solchen Skandal in einer gesitteten, wohlgeregelten Gegend anrichte.

Der geistliche Freund jedoch, wohl verstehend, solche Vorkommenheiten zu beschwichtigen, wußte dies auch beizulegen, und nach Abzug dieser meteorisch Reisenden war schon bei unsrer Rückkehr Alles ins Gleiche gebracht.

In dem Fragment von Werther's Reisen, welches in dem XVI. Bande meiner Werke neuerlich wieder mit abgedruckt ist, habe ich diesen Gegensatz der schweizerischen löblichen Ordnung und gesetzlichen Beschränkung mit einem solchen im jugendlichen Wahn geforderten Naturleben zu schildern gesucht. Weil man aber Alles, was der Dichter unbewunden darstellt, gleich als entschiedene Meinung, als didaktischen Tadel aufzunehmen pflegt, so waren die Schweizer deshalb sehr unwillig, und ich unterließ die intentionirte Fortsetzung, welche das Herankommen Werther's bis zur Epoche, wo seine Leiden geschildert sind, einigermaßen darstellen und dadurch gewiß den Menschenkennern willkommen sein sollte.

In Zürich angelangt, gehörte ich Lavatern, dessen Gastfreundschaft ich wieder ansprach, die meiste Zeit ganz allein. Die Physiognomik lag mit allen ihren Gebilden und Unbilden dem trefflichen Manne mit immer sich vermehrenden Lasten auf den Schultern. Wir verhandelten Alles den Umständen nach gründlich genug, und ich versprach ihm dabei nach meiner Rückkehr die bisherige Theilnahme.

Hiezu verleitete mich das jugendlich unbedingte Vertrauen auf eine schnelle Fassungskraft, mehr noch das Gefühl der willigsten Bildsamkeit; denn eigentlich war die Art, womit Lavater die Physiognomien zergliederte, nicht in meinem Wesen. Der Eindruck, den der Mensch beim ersten Begegnen auf mich machte, bestimmte gewissermaßen mein Verhältniß zu ihm, obgleich das allgemeine Wohlwollen, das in mir wirkte, gesellt zu dem Leichtsinn der Jugend, eigentlich immer vorwaltete und mich die Gegenstände in einer gewissen dämmernden Atmosphäre schauen ließ.

Lavater's Geist war durchaus imposant; in seiner Nähe konnte man sich einer entscheidenden Einwirkung nicht erwehren, und so mußt' ich mir denn gefallen lassen, Stirn und Nase, Augen und Mund einzeln zu betrachten und ebenso ihre Verhältnisse und Bezüge zu erwägen. Jener Seher that dies nothgedrungen, um sich von dem, was er so klar anschaute, vollkommene Rechenschaft zu geben; mir kam es immer als eine Tücke, als ein Spioniren vor, wenn ich einen gegenwärtigen

Menschen in seine Elemente zerlegen und seinen sittlichen Eigenschaften dadurch auf die Spur kommen wollte. Lieber hielt ich mich an sein Gespräch, in welchem er nach Belieben sich selbst enthüllte. Hiernach will ich denn nicht leugnen, daß es in Lavater's Nähe gewissermaßen bänglich war; denn indem er sich auf physiognomischem Wege unsrer Eigenschaften bemächtigte, so war er in der Unterredung Herr unsrer Gedanken, die er im Wechsel des Gespräches mit einigem Scharfsinn gar leicht errathen konnte.

Wer eine Synthese recht prägnant in sich fühlt, der hat eigentlich das Recht, zu analysiren, weil er am äußeren Einzelnen sein inneres Ganze prüft und legitimirt. Wie Lavater sich hiebei benommen, sei nur ein Beispiel gegeben.

Sonntags nach der Predigt hatte er als Geistlicher die Verpflichtung, den kurzgestielten Sammetbeutel jedem Heraustretenden vorzuhalten und die milde Gabe segnend zu empfangen. Nun setzte er sich zum Beispiel diesen Sonntag die Aufgabe, keine Person anzusehen, sondern nur auf die Hände zu achten und ihre Gestalt sich auszulegen. Aber nicht allein die Form der Finger, sondern auch die Miene derselben beim Niederlassen der Gabe entging nicht seiner Aufmerksamkeit, und er hatte mir viel davon zu eröffnen. Wie belehrend und aufregend mußten mir solche Unterhaltungen werden, mir, der ich doch auch auf dem Wege war, mich zum Menschenmaler zu qualifiziren!

Manche Epoche meines nachherigens Lebens ward ich veranlaßt, über diesen Mann zu denken, welcher unter die Vorzüglichsten gehört, mit denen ich zu einem so vertrauten Verhältniß gelangte. Und so sind nachstehende Aeußerungen über ihn zu verschiedenen Zeiten geschrieben. Nach unsern aus einander strebenden Richtungen mußten wir uns allmählich ganz und gar fremd werden, und doch wollt' ich mir den Begriff von seinem vorzüglichen Wesen nicht verkümmern lassen. Ich vergegenwärtigte mir ihn mehrmals, und so entstanden diese Blätter ganz unabhängig von einander, in denen man Wiederholung, aber hoffentlich keinen Widerspruch finden wird.

Lavater war eigentlich ganz real gesinnt und kannte nichts Ideelles als unter der moralischen Form; wenn man diesen Begriff festhält, wird man sich über einen seltenen und seltsamen Mann am Ersten aufklären.

Seine „Aussichten in die Ewigkeit" sind eigentlich nur Fortsetzungen des gegenwärtigen Daseins unter leichteren Bedingungen, als die sind, welche wir hier zu erdulden haben. Seine Physiognomik ruht auf der Ueberzeugung, daß die sinnliche Gegenwart mit der geistigen durchaus zusammenfalle, ein Zeugniß von ihr ablege, ja sie selbst vorstelle.

Mit den Kunstidealen konnte er sich nicht leicht befreunden, weil er bei seinem scharfen Blick solchen Wesen die Unmöglichkeit, lebendig organisirt zu sein, nur allzu sehr ansah und sie daher ins Fabelreich, ja in das Reich des Monstrosen verwies. Seine unaufhaltsame Neigung, das Ideelle verwirklichen zu wollen, brachte ihn in den Ruf eines Schwärmers, ob er sich gleich überzeugt fühlte, daß Niemand mehr auf das Wirkliche dringe als er, deswegen er denn auch den Mißgriff in seiner Denk- und Handelsweise niemals entdecken konnte.

Nicht leicht war Jemand leidenschaftlicher bemüht, anerkannt zu werden, als er, und vorzüglich dadurch eignete er sich zum Lehrer; gingen aber seine Bemühungen auch wol auf Sinnes- und Sittenbesserung Anderer, so war doch dies keineswegs das Letzte, worauf er hinarbeitete.

Um die Verwirklichung der Person Christi war es ihm am Meisten zu thun; daher jenes beinahe unsinnige Treiben, ein Christusbild nach dem andern fertigen, kopiren, nachbilden zu lassen, wovon ihm denn, wie natürlich, keines genugthat.

Seine Schriften sind schon jetzt schwer zu verstehen; denn nicht leicht kann Jemand eindringen in das, was er eigentlich will. Niemand hat so viel aus der Zeit und in die Zeit geschrieben als er; seine Schriften sind wahre Tagesblätter, welche die eigentlichste Erläuterung aus der Zeitgeschichte fordern; sie sind in einer Koteriesprache geschrieben, die man kennen muß, um gerecht gegen sie zu sein, sonst wird dem verständigen Leser Manches ganz toll und abgeschmackt erscheinen, wie denn auch dem Manne schon bei seinem Leben und nach demselben hierüber genugsame Vorwürfe gemacht wurden.

So hatten wir ihm zum Beispiel mit unserm Dramatisiren den Kopf so warm gemacht, indem wir alles Vorkömmliche nur unter dieser Form darstellten und keine andere wollten gelten lassen, daß er, hierdurch aufgeregt, in seinem „Pontius Pilatus" mit Heftigkeit zu zeigen bemüht ist: es gebe doch kein dramatischeres Werk als die Bibel, besonders aber die Leidensgeschichte Christi sei für das Drama aller Dramen zu erklären.

In diesem Kapitel des Büchleins, ja in dem ganzen Werke überhaupt erscheint Lavater dem Pater Abraham von Santa Clara sehr ähnlich; denn in diese Manier muß jeder Geistreiche verfallen, der auf den Augenblick wirken will. Er hat sich nach den gegenwärtigen Neigungen, Leidenschaften, nach Sprache und Terminologie zu erkundigen, um solche alsdann zu seinen Zwecken zu brauchen und sich der Masse anzunähern, die er an sich heranziehen will.

Da er nun Christum buchstäblich auffaßte, wie ihn die Schrift, wie ihn manche Ausleger geben, so diente ihm diese Vorstellung dergestalt zum Supplement seines eignen Wesens, daß er den Gottmenschen seiner individuellen Menschheit so lange ideell einverleibte, bis er zuletzt mit demselben wirklich in Eins zusammengeschmolzen, mit ihm vereinigt, ja Ebenderselbe zu sein wähnen durfte.

Durch diesen entschiedenen, bibelbuchstäblichen Glauben mußte er auch eine völlige Ueberzeugung gewinnen, daß man ebenso gut noch heut zu Tage als zu jener Zeit Wunder müsse ausüben können, und da es ihm vollends schon früh gelungen war, in bedeutenden und dringenden Angelegenheiten durch brünstiges, ja gewaltsames Gebet im Augenblick eine günstige Umwendung schwer bedrohender Unfälle zu erzwingen, so konnte ihn keine kalte Verstandseinwendung im Mindesten irre machen. Durchdrungen ferner von dem großen Werthe der durch Christum wiederhergestellten und einer glücklichen Ewigkeit gewidmeten Menschheit, aber zugleich auch bekannt mit den mannichfaltigen Bedürfnissen des Geistes und Herzens, mit dem grenzenlosen Verlangen nach Wissen, selbst fühlend jene Lust, sich ins Unendliche auszudehnen, wozu uns der gestirnte Himmel sogar sinnlich einlädt, entwarf er seine „Aussichten in die Ewigkeit", welche indeß dem größten Theil der Zeitgenossen sehr wunderlich vorkommen mochten.

Alles dieses Streben jedoch, alle Wünsche, alles Unternehmen ward von dem physiognomischen Genie überwogen, das ihm die Natur zugetheilt hatte. Denn wie der Probirstein durch Schwärze und rauhglatte Eigenschaft seiner Oberfläche den Unterschied der aufgestrichenen Metalle anzuzeigen am Geschicktesten ist, so war auch er durch den reinen Begriff der Menschheit, den er in sich trug, und durch die scharf-zarte Bemerkungs-

gabe, die er erst aus Naturtrieb, nur obenhin, zufällig, dann mit Ueberlegung, vorsätzlich und geregelt ausübte, im höchsten Grade geeignet, die Besonderheiten einzelner Menschen zu gewahren, zu kennen, zu unterscheiden, ja auszusprechen.

Jedes Talent, das sich auf eine entschiedene Naturanlage gründet, scheint uns etwas Magisches zu haben, weil wir weder es selbst noch seine Wirkungen einem Begriffe unterordnen können. Und wirklich ging Lavater's Einsicht in die einzelnen Menschen über alle Begriffe; man erstaunte, ihn zu hören, wenn man über Diesen oder Jenen vertraulich sprach, ja, es war furchtbar, in der Nähe des Mannes zu leben, dem jede Grenze deutlich erschien, in welche die Natur uns Individuen einzuschränken beliebt hat.

Jedermann glaubt dasjenige mittheilbar, was er selbst besitzt, und so wollte Lavater nicht nur für sich von dieser großen Gabe Gebrauch machen, sondern sie sollte auch in Andern aufgefunden, angeregt, sie sollte sogar auf die Menge übertragen werden. Zu welchen dunklen und boshaften Mißdeutungen, zu welchen albernen Späßen und niederträchtigen Verspottungen diese auffallende Lehre reichlichen Anlaß gegeben, ist wol noch in einiger Menschen Gedächtniß, und es geschah dieses nicht ganz ohne Schuld des vorzüglichen Mannes selbst. Denn ob zwar die Einheit seines innern Wesens auf einer hohen Sittlichkeit ruhte, so konnte er doch mit seinen mannichfaltigen Bestrebungen nicht zur äußern Einheit gelangen, weil in ihm sich weder Anlage zur philosophischen Sinnesweise noch zum Kunsttalent finden wollte.

Er war weder Denker noch Dichter, ja nicht einmal Redner im eigentlichen Sinne. Keineswegs im Stande, etwas methodisch anzufassen, griff er das Einzelne einzeln sicher auf, und so stellte er es auch kühn neben einander. Sein großes physiognomisches Werk ist hiervon ein auffallendes Beispiel und Zeugniß. In ihm selbst mochte wol der Begriff des sittlichen und sinnlichen Menschen ein Ganzes bilden; aber außer sich wußte er diesen Begriff nicht darzustellen als nur wieder praktisch im Einzelnen, so wie er das Einzelne im Leben aufgefaßt hatte.

Eben jenes Werk zeigt uns zum Bedauern, wie ein so scharfsinniger Mann in der gemeinsten Erfahrung umhertappt, alle lebenden Künstler und Pfuscher anruft, für charakterlose Zeichnungen und Kupfer ein unglaubliches Geld ausgiebt, um hinterdrein im Buche zu sagen, daß diese und jene Platte mehr

oder weniger mißlungen, unbedeutend und unnütz sei. Freilich schärfte er dadurch sein Urtheil und das Urtheil Anderer; allein es beweist auch, daß ihn seine Neigung trieb, Erfahrungen mehr aufzuhäufen, als sich in ihnen Luft und Licht zu machen. Ebendaher konnte er niemals auf Resultate losgehn, um die ich ihn öfters und dringend bat. Was er als solche in späterer Zeit Freunden vertraulich mittheilte, waren für mich keine; denn sie bestanden aus einer Sammlung von gewissen Linien und Zügen, ja Warzen und Leberflecken, mit denen er bestimmte sittliche, öfters unsittliche Eigenschaften verbunden gesehn. Es waren darunter Bemerkungen zum Entsetzen; allein es machte keine Reihe, Alles stand vielmehr zufällig durch einander, nirgends war eine Anleitung zu sehen oder eine Rückweisung zu finden. Ebenso wenig schriftstellerische Methode oder Künstlersinn herrschte in seinen übrigen Schriften, welche vielmehr stets eine leidenschaftlich heftige Darstellung seines Denkens und Wollens enthielten und das, was sie im Ganzen nicht leisteten, durch die herzlichsten, geistreichsten Einzelnheiten jederzeit ersetzten.

Nachfolgende Betrachtungen möchten wol, gleichfalls auf jene Zustände bezüglich, hier am rechten Orte eingeschaltet stehen.

Niemand räumt gern Andern einen Vorzug ein, so lang er ihn nur einigermaßen leugnen kann. Naturvorzüge aller Art sind am Wenigsten zu leugnen, und doch gestand der gemeine Redegebrauch damaliger Zeit nur dem Dichter Genie zu. Nun aber schien auf einmal eine andere Welt aufzugehen: man verlangte Genie vom Arzt, vom Feldherrn, vom Staatsmann und bald von allen Menschen, die sich theoretisch oder praktisch hervorzuthun dachten. Zimmermann vorzüglich hatte diese Forderungen zur Sprache gebracht. Lavater in seiner Physiognomik mußte nothwendig auf eine allgemeinere Vertheilung der Geistesgaben aller Art hinweisen; das Wort Genie ward eine allgemeine Loosung, und weil man es so oft aussprechen hörte, so dachte man auch, das, was es bedeuten sollte, sei gewöhnlich vorhanden. Da nun aber Jedermann Genie von Andern zu fordern berechtigt war, so glaubte er es auch endlich selbst besitzen zu müssen. Es war noch lange hin bis zu der Zeit, wo ausgesprochen werden konnte: daß Genie diejenige Kraft des Menschen sei, welche durch Handeln und Thun Gesetz und Regel giebt. Damals manifestirte sich's nur, indem es die vor-

handenen Gesetze überschritt, die eingeführten Regeln umwarf und sich für grenzenlos erklärte. Daher war es leicht, genialisch zu sein, und nichts natürlicher, als daß der Mißbrauch in Wort und That alle geregelten Menschen aufrief, sich einem solchen Unwesen zu widersetzen.

Wenn Einer zu Fuße, ohne recht zu wissen, warum und wohin, in die Welt lief, so hieß dies eine Geniereise, und wenn Einer etwas Verkehrtes ohne Zweck und Nutzen unternahm, ein Genieſtreich. Jüngere lebhafte, oft wahrhaft begabte Menschen verloren sich ins Grenzenlose; ältere verständige, vielleicht aber talent- und geistlose, wußten dann mit höchster Schadenfreude ein gar mannichfaltiges Mißlingen vor den Augen des Publikums lächerlich darzustellen.

Und so fand ich mich fast mehr gehindert, mich zu entwickeln und zu äußern, durch falsche Mit- und Einwirkung der Sinnesverwandten als durch den Widerstand der Entgegengesinnten. Worte, Beiworte, Phrasen zu Ungunsten der höchsten Geistesgaben verbreiteten sich unter der geistlos nachsprechenden Menge dergestalt, daß man sie noch jetzt im gemeinen Leben hie und da von Ungebildeten vernimmt, ja daß sie sogar in die Wörterbücher eindrangen und das Wort Genie eine solche Mißdeutung erlitt, aus der man die Nothwendigkeit ableiten wollte, es gänzlich aus der deutschen Sprache zu verbannen.

Und so hätten sich die Deutschen, bei denen überhaupt das Gemeine weit mehr überhand zu nehmen Gelegenheit findet als bei andern Nationen, um die schönste Blüthe der Sprache, um das nur scheinbar fremde, aber allen Völkern gleich angehörige Wort vielleicht gebracht, wenn nicht der durch eine tiefere Philosophie wieder neu gegründete Sinn fürs Höchste und Beste sich wieder glücklich hergestellt hätte.

In dem Vorhergehenden ist von dem Jünglingsalter zweier Männer die Rede gewesen, deren Andenken aus der deutschen Literatur- und Sittengeschichte sich nimmer verlieren wird. In gemeldeter Epoche jedoch lernen wir sie gewissermaßen nur aus ihren Irrschritten kennen, zu denen sie durch eine falsche Tagsmaxime in Gesellschaft ihrer gleichjährigen Zeitgenossen verleitet worden. Nunmehr aber ist nichts billiger, als daß wir ihre natürliche Gestalt, ihr eigentliches Wesen geschätzt und geehrt vorführen, wie solches eben damals in unmittelbarer Gegenwart

von dem durchdringenden Lavater geschehen, deshalb wir denn, weil die schweren und theuren Bände des großen physiognomischen Werkes nur wenigen unsrer Leser gleich zur Hand sein möchten, die merkwürdigen Stellen, welche sich auf Beide beziehen, aus dem zweiten Theile gedachten Werkes und dessen dreißigstem Fragmente Seite 244 hier einzurücken kein Bedenken tragen.

„Die Jünglinge, deren Bilder und Silhouetten wir hier vor uns haben, sind die ersten Menschen, die mir zur physiognomischen Beschreibung saßen und standen, wie, wer sich malen läßt, dem Maler sitzt.

„Ich kannte sie sonst, die edeln — und ich machte den ersten Versuch, nach der Natur und mit aller sonstigen Kenntniß ihren Charakter zu beobachten und zu beschreiben. —

„Hier ist die Beschreibung des ganzen Menschen —

„Erstlich des jüngeren.

„Siehe den blühenden Jüngling von fünfundzwanzig Jahren! das leichtschwebende, schwimmende, elastische Geschöpfe! Es liegt nicht; es steht nicht; es stemmt sich nicht; es fliegt nicht; es schwebt oder schwimmt. Zu lebendig, um zu ruhen; zu locker, um fest zu stehen; zu schwer und zu weich, um zu fliegen.

„Ein Schwebendes also, das die Erde nicht berührt! In seinem ganzen Umrisse keine völlig schlaffe Linie, aber auch keine gerade, keine gespannte, keine fest gewölbte, hart gebogene; — kein eckiger Einschnitt, kein felsiges Vorgebirge der Stirn; keine Härte; keine Steifigkeit; keine zürnende Rohigkeit; keine drohende Obermacht; kein eiserner Muth — elastisch reizbarer wol, aber kein eiserner; kein fester, forschender Tiefsinn; keine langsame Ueberlegung, oder kluge Bedächtlichkeit; nirgends der Raisonneur mit der festgehaltenen Wagschale in der einen, dem Schwerte in der andern Hand, und doch auch nicht die mindeste Steifheit im Blicke und Urtheile! und doch die völligste Geradheit des Verstandes, oder vielmehr der unbefleckteste Wahrheitssinn! Immer der innige Empfinder, nie der tiefe Ausdenker; nie der Erfinder, nie der prüfende Entwickler der so schnellerblickten, schnellerkannten, schnellgeliebten, schnellergriffnen Wahrheit . . . . Ewiger Schweber! Seher! Idealisirer! Verschönerer! — Gestalter aller seiner Ideen! Immer halbtrunkener Dichter, der sieht, was er sehen will; — nicht der trübsinnig schmachtende — nicht der hartzermalmende; — aber der hohe, edle, gewaltige!

der mit gemäßigtem „Sonnendurst" in den Regionen der Luft hin und her wallt, über sich strebt, und wieder — nicht zur Erde sinkt! zur Erde sich stürzt, in des „Felsenstromes" Fluthen sich taucht und sich wiegt „im Donner der hallenden Felsen umher" — Sein Blick nicht Flammenblick des Adlers! seine Stirn und Nase nicht Muth des Löwen! seine Brust — nicht Festigkeit des Streit wiehernden Pferdes! Im Ganzen aber viel von der schwebenden Gelenksamkeit des Elephanten . . . .

„Die Aufgezogenheit seiner vorragenden Oberlippe gegen die unbeschnittene, uneckige, vorhängende Nase zeigt, bei dieser Beschlossenheit des Mundes, viel Geschmack und feine Empfindsamkeit; der untere Theil des Gesichtes viel Sinnlichkeit, Trägheit, Achtlosigkeit. Der ganze Umriß des Halbgesichtes Offenheit, Redlichkeit, Menschlichkeit, aber zugleich leichte Verführbarkeit und einen hohen Grad von gutherziger Unbedachtsamkeit, die Niemanden als ihm selber schadet. Die Mittellinie des Mundes ist in seiner Ruhe eines geraden, planlosen, weichgeschaffenen, guten; in seiner Bewegung eines zärtlichen, feinfühlenden, äußerst reizbaren, gütigen, edlen Menschen. Im Bogen der Augenlider und im Glanze der Augen sitzt nicht Homer, aber der tiefste, innigste, schnellste Empfinder, Ergreifer Homer's; nicht der epische, aber der Odendichter; Genie, das quillt, umschafft, veredelt, bildet, schwebt, Alles in Heldengestalt zaubert, Alles vergöttlicht. — Die halbsichtbaren Augenlider, von einem solchen Bogen, sind immer mehr feinfühlender Dichter, als nach Plan schaffender, als langsam arbeitender Künstler; mehr der verliebten, als der strengen. — Das ganze Angesicht des Jünglings ist viel einnehmender und anziehender, als das um etwas zu lockere, zu gedehnte Halbgesicht; das Vordergesicht zeugt bei der geringsten Bewegung von empfindsamer, sorgfaltiger, erfindender, ungelernter, innerer Güte und sanft zitternder, Unrecht verabscheuender Freiheit — dürstender Lebendigkeit. Es kann nicht den geringsten Eindruck von den vielen verbergen, die es auf einmal, die es unaufhörlich empfängt. — Jeder Gegenstand, der ein nahes Verhältniß zu ihm hat, treibt das Geblüt in die Wangen und Nase; die jungfräulichste Schamhaftigkeit in dem Punkte der Ehre verbreitet sich mit der Schnelle des Blitzes über die zart bewegliche Haut. —

„Die Gesichtsfarbe, sie ist nicht die blasse des Alles erschaffenden und Alles verzehrenden Genius; nicht die wildglühende des verachtenden Zertreters; nicht die milchweiße des

Blöden, nicht die gelbe des Harten und Zähen; nicht die bräunliche des langsam fleißigen Arbeiters; aber die weißröthliche, violette, so sprechend und so untereinander wallend, so glücklich gemischt wie die Stärke und Schwäche des ganzen Charakters. — Die Seele des Ganzen und eines jeden besondern Zuges ist Freiheit, ist elastische Betriebsamkeit, die leicht fortstößt und leicht zurückgestoßen wird. Großmuth und aufrichtige Heiterkeit leuchten aus dem ganzen Vordergesichte und der Stellung des Kopfes. Unverderblichkeit der Empfindung, Feinheit des Geschmacks, Reinheit des Geistes, Güte und Adel der Seele, betriebsame Kraft, Gefühl von Kraft und Schwäche scheinen so allzudurchdringend im ganzen Gesichte durch, daß das sonst muthige Selbstgefühl sich dadurch in edle Bescheidenheit auflöst und der natürliche Stolz und die Jünglingseitelkeit sich ohne Zwang und Kunst in diesem herrlich spielenden All liebenswürdig verdämmert. — Das weißliche Haar, die Länge und Unbehaglichkeit der Gestalt, die sanfte Leichtigkeit des Auftritts, das Hin- und Herschweben des Ganges, die Fläche der Brust, die weiße faltenlose Stirn und noch verschiedene andere Ausdrücke verbreiten über den ganzen Menschen eine gewisse Weiblichkeit, wodurch die innere Schnellkraft gemäßigt und dem Herzen jede vorsätzliche Beleidigung und Niederträchtigkeit ewig unmöglich gemacht, zugleich aber auch offenbar wird, daß der muth- und feuervolle Poet, mit allem seinem unaffektirten Durste nach Freiheit und Befreiung, nicht bestimmt ist, für sich allein ein fester, Plan durchsetzender, ausharrender Geschäftsmann, oder in der blutigen Schlacht unsterblich zu werden. Und nun erst am Ende merk' ich, daß ich von dem Auffallendsten noch nichts gesagt; nichts von der edlen, von aller Affektation reinen Simplizität! Nichts von der Kindheit des Herzens! Nichts von dem gänzlichen Nichtgefühle seines äußerlichen Adels! Nichts von der unaussprechlichen Bonhomie, mit welcher er Warnung und Tadel, sogar Vorwürfe und Unrecht annimmt und duldet. —

„Doch, wer will ein Ende finden, von einem guten Menschen, in dem so viele reine Menschheit ist, Alles zu sagen, was an ihm wahrgenommen oder empfunden wird!

„Beschreibung des älteren.

„Was ich von dem jüngern Bruder gesagt — wie viel davon kann auch von diesem gesagt werden! Das Vornehmste, das ich anmerken kann, ist dies:

„Diese Figur und dieser Charakter sind mehr gepackt und weniger gedehnt als die vorige. Dort Alles länger und flächer; hier Alles kürzer, breiter, gewölbter, gebogener; dort Alles lockerer, hier beschnittener. So die Stirn; so die Nase; so die Brust; zusammengedrängter, lebendiger, weniger verbreitete, mehr zielende Kraft und Lebendigkeit! Sonst dieselbe Liebenswürdigkeit und Bonhomie! Nicht die auffallende Offenheit; mehr Verschlagenheit, aber im Grunde, oder vielmehr in der That, ebendieselbe Ehrlichkeit. Derselbe unbezwingbare Abscheu gegen Unrecht und Bosheit; dieselbe Unversöhnlichkeit mit Allem, was Ränk' und Tücke heißt; dieselbe Unerbittlichkeit gegen Tyrannei und Despotisme; dasselbe reine, unbestechliche Gefühl für alles Edle, Gute, Große; dasselbe Bedürfniß der Freundschaft und Freiheit; dieselbe Empfindsamkeit und edle Ruhmbegierde; dieselbe Allgemeinheit des Herzens für alle gute, weise, einfältige, kraftvolle, berühmte oder unberühmte, gekannte oder mißkannte Menschen; — und — dieselbe leichtsinnige Unbedachtsamkeit. Nein! nicht gerade dieselbe. Das Gesicht ist beschnittener, angezogener, fester; hat mehr innere, sich leicht entwickelnde Geschicklichkeit zu Geschäften und praktischen Berathschlagungen; mehr durchsetzenden Muth, der sich besonders in den stark vordringenden, stumpf abgerundeten Knochen der Augen zeigt. Nicht das aufquillende, reiche, reine, hohe Dichtergefühl; nicht die schnelle Leichtigkeit der produktiven Kraft des Andern. Aber, dennoch, wiewol in tiefern Regionen, lebendig, richtig, innig. Nicht das luftige, in morgenröthlichem Himmel dahinschwebende, Gestalten bildende Lichtgenie — Mehr innere Kraft, vielleicht weniger Ausdruck! mehr gewaltig und furchtbar — weniger prächtig und rund; obgleich seinem Pinsel weder Färbung noch Zauber fehlt. — Mehr Witz und rasende Laune; drolliger Satyr; Stirn, Nase, Blick — Alles so herab, so vorhängend; recht entscheidend für originellen, allbelebenden Witz, der nicht von außen her einsammelt, sondern von innen heraus wirft. Ueberhaupt ist Alles an diesem Charakter vordringender, eckiger, angreifender, stürmender! — Nirgends Plattheit, nirgends Erschlaffung, ausgenommen im zusinkenden Auge, wo Wollust, wie in Stirn und Nase — hervorspringt. Sonst selbst in dieser Stirne, dieser Gedrängtheit von Allem — diesem Blicke sogar — untriegbarer Ausdruck von ungelernter Größe; Stärke; Drang der Menschheit; Ständigkeit; Einfachheit; Bestimmtheit!" —

Nachdem ich sodann in Darmstadt Mercken seinen Triumph gönnen müssen, daß er die baldige Trennung von der fröhlichen Gesellschaft vorausgesagt hatte, fand ich mich wieder in Frankfurt, wohlempfangen von Jedermann, auch von meinem Vater, ob dieser gleich seine Mißbilligung, daß ich nicht nach Airolo hinabgestiegen, ihm meine Ankunft in Mailand gemeldet habe, zwar nicht ausdrücklich, aber stillschweigend merken ließ, besonders auch keine Theilnahme an jenen wilden Felsen, Nebelseen und Drachennestern im Mindesten beweisen konnte. Nicht im Gegensatz, aber gelegentlich ließ er doch merken, was denn eigentlich an allem Dem zu haben sei; wer Neapel nicht gesehen, habe nicht gelebt.

Ich vermied nicht und konnte nicht vermeiden, Lili zu sehen; es war ein schonender, zarter Zustand zwischen uns Beiden. Ich war unterrichtet, man habe sie in meiner Abwesenheit völlig überzeugt, sie müsse sich von mir trennen, und dieses sei um so nothwendiger, ja thunlicher, weil ich durch meine Reise und eine ganz willkürliche Abwesenheit mich genugsam selbst erklärt habe. Dieselben Lokalitäten jedoch in Stadt und auf dem Land, dieselben Personen, mit allem Bisherigen vertraut, ließen denn doch kaum die beiden noch immer Liebenden, obgleich auf eine wundersame Weise aus einander Gezogenen, ohne Berührung. Es war ein verwünschter Zustand, der sich in einem gewissen Sinne dem Hades, dem Zusammensein jener glücklich-unglücklichen Abgeschiedenen, verglich.

Es waren Augenblicke, wo die vergangenen Tage sich wieder herzustellen schienen, aber gleich wie wetterleuchtende Gespenster verschwanden.

Wohlwollende hatten mir vertraut, Lili habe geäußert, indem alle die Hindernisse unsrer Verbindung ihr vorgetragen worden: sie unternehme wohl aus Neigung zu mir alle dermaligen Zustände und Verhältnisse aufzugeben und mit nach Amerika zu gehen. Amerika war damals, vielleicht noch mehr als jetzt, das Eldorado Derjenigen, die in ihrer augenblicklichen Lage sich bedrängt fanden.

Aber eben das, was meine Hoffnungen hätte beleben sollen, drückte sie nieder. Mein schönes väterliches Haus, nur wenig hundert Schritte von dem ihrigen, war doch immer ein leidlicherer, zu gewinnender Zustand als die über das Meer entfernte ungewisse Umgebung; aber ich leugne nicht, in ihrer

Gegenwart traten alle Hoffnungen, alle Wünsche wieder hervor, und neue Unsicherheiten bewegten sich in mir.

Freilich sehr verbietend und bestimmt waren die Gebote meiner Schwester; sie hatte mir mit allem verständigen Gefühl, dessen sie fähig war, die Lage nicht nur ins Klare gesetzt, sondern ihre wahrhaft schmerzlich mächtigen Briefe verfolgten immer mit kräftigerer Ausführung denselben Text. „Gut," sagte sie, „wenn Ihr's nicht vermeiden könntet, so müßtet Ihr's ertragen; dergleichen muß man dulden, aber nicht wählen." Einige Monate gingen hin in dieser unseligsten aller Lagen, alle Umgebungen hatten sich gegen diese Verbindung gestimmt; in ihr allein, glaubt' ich, wußt' ich, lag eine Kraft, die das Alles überwältigt hätte.

Beide Liebende, sich ihres Zustandes bewußt, vermieden, sich allein zu begegnen; aber herkömmlicher Weise konnte man nicht umgehen, sich in Gesellschaft zu finden. Da war mir denn die stärkste Prüfung auferlegt, wie eine edel fühlende Seele einstimmen wird, wenn ich mich näher erkläre.

Gestehen wir im Allgemeinen, daß bei einer neuen Bekanntschaft, einer neu sich anknüpfenden Neigung über das Vorhergegangene der Liebende gern einen Schleier zieht. Die Neigung kümmert sich um keine Antecedentien, und wie sie blitzschnell genialisch hervortritt, so mag sie weder von Vergangenheit noch Zukunft wissen. Zwar hatte sich meine nähere Vertraulichkeit zu Lili gerade dadurch eingeleitet, daß sie mir von ihrer frühern Jugend erzählte: wie sie von Kind auf durchaus manche Neigung und Anhänglichkeit, besonders auch in fremden ihr lebhaftes Haus Besuchenden erregt und sich daran ergetzt habe, obgleich ohne weitere Folge und Verknüpfung.

Wahrhaft Liebende betrachten Alles, was sie bisher empfunden, nur als Vorbereitung zu ihrem gegenwärtigen Glück, nur als Base, worauf sich erst ihr Lebensgebäude erheben soll. Vergangene Neigungen erscheinen wie Nachtgespenster, die sich vor dem anbrechenden Tage wegschleichen.

Aber was ereignete sich! Die Messe kam, und so erschien der Schwarm jener Gespenster in ihrer Wirklichkeit; alle Handelsfreunde des bedeutenden Hauses kamen nach und nach heran, und es offenbarte sich schnell, daß keiner einen gewissen Antheil an der liebenswürdigen Tochter völlig aufgeben wollte noch konnte. Die Jüngeren, ohne zudringlich zu sein, erschienen doch als Wohlbekannte; die Mittlern, mit einem gewissen verbind-

lichen Anstand, wie solche, die sich beliebt machen und allenfalls mit höheren Ansprüchen hervortreten möchten. Es waren schöne Männer darunter mit dem Behagen eines gründlichen Wohlstandes.

Nun aber die alten Herren waren ganz unerträglich mit ihren Onkelsmanieren, die ihre Hände nicht im Zaum hielten und bei widerwärtigem Tätscheln sogar einen Kuß verlangten, welchem die Wange nicht versagt wurde. Ihr war so natürlich, dem Allem anständig zu genügen. Allein auch die Gespräche erregten manches bedenkliche Erinnern. Von jenen Lustfahrten wurde gesprochen zu Wasser und zu Lande, von mancherlei Fährlichkeiten mit heiterem Ausgang, von Bällen und Abendpromenaden, von Verspottung lächerlicher Werber, und was nur eifersüchtigen Aerger in dem Herzen des trostlos Liebenden aufregen konnte, der gleichsam das Facit so vieler Jahre auf eine Zeit lang an sich gerissen hatte. Aber unter diesem Zudrang, in dieser Bewegung versäumte sie den Freund nicht, und wenn sie sich zu ihm wendete, so wußte sie mit Wenigem das Zarteste zu äußern, was der gegenseitigen Lage völlig geeignet schien.

Doch wenden wir uns von dieser noch in der Erinnerung beinahe unerträglichen Qual zur Poesie, wodurch einige geistreich-herzliche Linderung in den Zustand eingeleitet wurde.

„Lili's Park" mag ungefähr in diese Epoche gehören; ich füge das Gedicht hier nicht ein, weil es jenen zarten, empfindlichen Zustand nicht ausdrückt, sondern nur mit genialer Heftigkeit das Widerwärtige zu erhöhn und durch komisch-ärgerliche Bilder das Entsagen in Verzweiflung umzuwandeln trachtet.

Nachstehendes Lied drückt eher die Anmuth jenes Unglücks aus und sei deshalb hier eingeschaltet.

Ihr verblühet, süße Rosen,
Meine Liebe trug Euch nicht;
Blühtet, ach, dem Hoffnungslosen,
Dem der Gram die Seele bricht!

Jener Tage denk' ich trauernd,
Als ich, Engel, an Dir hing,
Auf das erste Knöspchen lauernd
Früh zu meinem Garten ging,

Alle Blüthen, alle Früchte
Noch zu Deinen Füßen trug,
Und vor Deinem Angesichte
Hoffnung in dem Herzen schlug.

Ihr verblühet, süße Rosen,
Meine Liebe trug Euch nicht;
Blühtet, ach, dem Hoffnungslosen,
Dem der Gram die Seele bricht!

Die Oper „Erwin und Elmire" war aus Goldsmith's liebenswürdiger, im „Landprediger von Wakefield" eingefügter Romanze entstanden, die uns in den besten Zeiten vergnügt hatte, wo wir nicht ahneten, daß uns etwas Aehnliches bevorstehe.

Schon früher hab' ich einige poetische Erzeugnisse jener Epoche eingeschaltet und wünschte nur, es hätten sich alle zusammen erhalten. Eine fortwährende Aufregung in glücklicher Liebeszeit, gesteigert durch eintretende Sorge, gab Anlaß zu Liedern, die durchaus nichts Ueberspanntes, sondern immer das Gefühl des Augenblicks aussprachen. Von geselligen Festliedern bis zur kleinsten Geschenksgabe, Alles war lebendig, mitgefühlt von einer gebildeten Gesellschaft; erst froh, dann schmerzlich und zuletzt kein Gipfel des Glücks, kein Abgrund des Wehes, dem nicht ein Laut wäre gewidmet gewesen.

Alle diese innern und äußern Ereignisse, insofern sie meinen Vater hätten unangenehm berühren können, welcher jene erste, ihm anmuthig zusagende Schwiegertochter immer weniger hoffen konnte in sein Haus eingeführt zu sehen, wußte meine Mutter auf das Klügste und Thätigste abzuwenden. Diese Staatsdame aber, wie er sie im Vertrauen gegen seine Gattin zu nennen pflegte, wollte ihn keineswegs anmuthen.

Indessen ließ er dem Handel seinen Gang und setzte seine kleine Kanzlei recht emsig fort. Der junge Rechtsfreund sowie der gewandte Schreiber gewannen unter seiner Firma immer mehr Ausdehnung des Bodens. Da nun, wie bekannt, der Abwesende nicht vermißt wird, so gönnten sie mir meine Pfade und suchten sich immer mehr auf einem Boden festzusetzen, auf dem ich nicht gedeihen sollte.

Glücklicher Weise trafen meine Richtungen mit des Vaters Gesinnungen und Wünschen zusammen. Er hatte einen so großen Begriff von meinem dichterischen Talent, so viel eigene

Freude an der Gunst, die meine ersten Arbeiten erworben hatten, daß er mich oft unterhielt über Neues und fernerhin Vorzunehmendes. Hingegen von diesen geselligen Scherzen, leidenschaftlichen Dichtungen durft' ich ihn nichts merken lassen.

Nachdem ich im „Götz von Berlichingen" das Symbol einer bedeutenden Weltepoche nach meiner Art abgespiegelt hatte, sah ich mich nach einem ähnlichen Wendepunkt der Staatengeschichte sorgfältig um. Der Aufstand der Niederlande gewann meine Aufmerksamkeit. In „Götz" war es ein tüchtiger Mann, der untergeht in dem Wahn: zu Zeiten der Anarchie sei der wohlwollende Kräftige von einiger Bedeutung. Im „Egmont" waren es festgegründete Zustände, die sich vor strenger, gut berechneter Despotie nicht halten können. Meinen Vater hatte ich davon auf das Lebhafteste unterhalten, was zu thun sei, was ich thun wolle, daß ihm dies so unüberwindliches Verlangen gab, dieses in meinem Kopf schon fertige Stück auf dem Papiere, es gedruckt, es bewundert zu sehen.

Hatt' ich in den frühern Zeiten, da ich noch hoffte Lili mir zuzueignen, meine ganze Thätigkeit auf Einsicht und Ausübung bürgerlicher Geschäfte gewendet, so traf es gerade jetzt, daß ich die fürchterliche Lücke, die mich von ihr trennte, durch Geistreiches und Seelenvolles auszufüllen hatte. Ich fing also wirklich „Egmont" zu schreiben an, und zwar nicht wie den ersten „Götz von Berlichingen" in Reih' und Folge, sondern ich griff nach der ersten Einleitung gleich die Hauptscene an, ohne mich um die allenfallsigen Verbindungen zu bekümmern. Damit gelangte ich weit, indem ich bei meiner läßlichen Art zu arbeiten von meinem Vater, es ist nicht übertrieben, Tag und Nacht angespornt wurde, da er das so leicht Entstehende auch leicht vollendet zu sehen glaubte.

Zwanzigstes Buch.

So fuhr ich denn am „Egmont" zu arbeiten fort, und wenn dadurch in meinen leidenschaftlichen Zustand einige Beschwichtigung eintrat, so half mir auch die Gegenwart eines wackern Künstlers über manche böse Stunden hinweg, und ich verdankte hier, wie schon so oft, einem unsichern Streben nach praktischer Ausbildung einen heimlichen Frieden der Seele in Tagen, wo er sonst nicht wäre zu hoffen gewesen.

Georg Melchior Kraus, in Frankfurt geboren, in Paris gebildet, kam eben von einer kleinen Reise ins nördliche Deutschland zurück; er suchte mich auf, und ich fühlte sogleich Trieb und Bedürfniß, mich ihm anzuschließen. Er war ein heiterer Lebemann, dessen leichtes erfreuliches Talent in Paris die rechte Schule gefunden hatte.

Für den Deutschen gab es zu jener Zeit daselbst ein angenehmes Unterkommen. Philipp Hackert lebte dort in gutem Ansehen und Wohlstand; das treue deutsche Verfahren, womit er Landschaften, nach der Natur zeichnend, in Gouache- und Oelfarbe glücklich ausführte, war als Gegensatz einer praktischen Manier, der sich die Franzosen hingegeben hatten, sehr willkommen. Wille, hochgeehrt als Kupferstecher, gab dem deutschen Verdienste Grund und Boden; Grimm, schon einflußreich, nützte seinen Landsleuten nicht wenig. Angenehme Fußreisen, um unmittelbar nach der Natur zu zeichnen, wurden unternommen und so manches Gute geleistet und vorbereitet.

Boucher und Wateau, zwei wahrhaft geborne Künstler, deren Werke, wenn schon verflatternd im Geist und Sinn der

Zeit, doch immer noch höchst respektabel gefunden werden, waren der neuen Erscheinung geneigt und selbst, obgleich nur zu Scherz und Versuch, thätig eingreifend. Greuze, im Familienkreise still für sich hinlebend, dergleichen bürgerliche Scenen gern darstellend, von seinen eigenen Werken entzückt, erfreute sich eines ehrenhaften leichten Pinsels.

Alles dergleichen konnte unser Kraus in sein Talent sehr wohl aufnehmen; er bildete sich an der Gesellschaft zur Gesellschaft und wußte gar zierlich häusliche, freundschaftliche Vereine porträtmäßig darzustellen; nicht weniger glückten ihm landschaftliche Zeichnungen, die sich durch reinliche Umrisse, massenhafte Tusche, angenehmes Kolorit dem Auge freundlich empfahlen; dem innern Sinn genügte eine gewisse naive Wahrheit und besonders dem Kunstfreund sein Geschick, Alles, was er selbst nach der Natur zeichnete, sogleich zum Tableau einzuleiten und einzurichten.

Er selbst war der angenehmste Gesellschafter; gleichmüthige Heiterkeit begleitete ihn durchaus; dienstfertig ohne Demuth, gehalten ohne Stolz, fand er sich überall zu Hause, überall beliebt, der thätigste und zugleich der bequemste aller Sterblichen. Mit solchem Talent und Charakter begabt, empfahl er sich bald in höhern Kreisen und war besonders in dem freiherrlichen von Stein'schen Schlosse zu Nassau an der Lahn wohl aufgenommen, eine talentvolle, höchst liebenswürdige Tochter in ihrem künstlerischen Bestreben unterstützend und zugleich die Geselligkeit auf mancherlei Weise belebend.

Nach Verheirathung dieser vorzüglichen jungen Dame an den Grafen von Werthern nahm das neue Ehepaar den Künstler mit auf ihre bedeutenden Güter in Thüringen, und so gelangte er auch nach Weimar. Hier ward er bekannt, anerkannt, und von dem dasigen hochgebildeten Kreise sein Bleiben gewünscht.

Wie er nun überall zuthätig war, so förderte er bei seiner nunmehrigen Rückkehr nach Frankfurt meine bisher nur sammelnde Kunstliebe zu praktischer Uebung. Dem Dilettanten ist die Nähe des Künstlers unerläßlich, denn er sieht in diesem das Komplement seines eigenen Daseins; die Wünsche des Liebhabers erfüllen sich im Artisten.

Durch eine gewisse Naturanlage und Uebung gelang mir wol ein Umriß, auch gestaltete sich leicht zum Bilde, was ich in der Natur vor mir sah; allein es fehlte mir die eigentliche plastische Kraft, das tüchtige Bestreben, dem Umriß Körper zu verleihen durch wohlabgestuftes Hell und Dunkel. Meine Nach-

bildungen waren mehr ferne Ahnungen irgend einer Gestalt, und meine Figuren glichen den leichten Luftwesen in Dante's Purgatorio, die, keine Schatten werfend, vor dem Schatten wirklicher Körper sich entsetzen.

Durch Lavater's physiognomische Hetzerei — denn so darf man die ungestüme Anregung wol nennen, womit er alle Menschen nicht allein zur Kontemplation der Physiognomien, sondern auch zur künstlerischen oder pfuscherhaften praktischen Nachbildung der Gesichtsformen zu nöthigen bemüht war, — hatte ich mir eine Uebung verschafft, die Porträte von Freunden auf grau Papier mit schwarzer und weißer Kreide darzustellen. Die Aehnlichkeit war nicht zu verkennen; aber es bedurfte die Hand meines künstlerischen Freundes, um sie aus dem düstern Grunde hervortreten zu machen.

Beim Durchblättern und Durchschauen der reichlichen Portefeuilles, welche der gute Kraus von seinen Reisen mitgebracht hatte, war die liebste Unterhaltung, wenn er landschaftliche oder persönliche Darstellungen vorlegte, der Weimarische Kreis und dessen Umgebung. Auch ich verweilte sehr gerne dabei, weil es dem Jüngling schmeicheln mußte, so viele Bilder nur als Text zu betrachten von einer umständlichen wiederholten Ausführung: daß man mich dort zu sehen wünsche. Sehr anmuthig wußte er seine Grüße, seine Einladungen durch nachgebildete Persönlichkeit zu beleben. Ein wohlgelungenes Oelbild stellte den Kapellmeister Wolf am Flügel und seine Frau hinter ihm zum Singen sich bereitend vor; der Künstler selbst wußte zugleich gar dringend auszulegen, wie freundlich dieses werthe Paar mich empfangen würde. Unter seinen Zeichnungen fanden sich mehrere bezüglich auf die Wald- und Berggegend um Bürgel. Ein wackerer Forstmann hatte daselbst, vielleicht mehr seinen anmuthigen Töchtern als sich selbst zu Liebe rauhgestaltete Felspartien, Gebüsch und Waldstrecken durch Brücken, Geländer und sanfte Pfade gesellig wandelbar gemacht; man sah die Frauenzimmer in weißen Kleidern auf anmuthigen Wegen nicht ohne Begleitung. An dem einen jungen Manne sollte man Bertuch erkennen, dessen ernste Absichten auf die älteste nicht geleugnet wurden, und Kraus nahm nicht übel, wenn man einen zweiten jungen Mann auf ihn und seine aufkeimende Neigung für die Schwester zu beziehen wagte.

Bertuch, als Zögling Wieland's, hatte sich in Kenntnissen und Thätigkeit dergestalt hervorgethan, daß er, als Geheim-

sekretär des Herzogs schon angestellt, das Allerbeste für die Zukunft erwarten ließ. Von Wieland's Rechtlichkeit, Heiterkeit, Gutmüthigkeit war durchaus die Rede; auf seine schönen literarischen und poetischen Vorsätze ward schon ausführlich hingedeutet und die Wirkung des „Merkur" durch Deutschland besprochen, gar manche Namen in literarischer, staatsgeschäftlicher und geselliger Hinsicht hervorgehoben und in solchem Sinne Musäus, Kirms, Berendis und Ludecus genannt. Von Frauen war Wolf's Gattin und eine Wittwe Kotzebue mit einer liebenswürdigen Tochter und einem heitern Knaben nebst manchen Andern rühmlich und charakteristisch bezeichnet. Alles deutete auf ein frisch thätiges literarisches und Künstlerleben.

Und so schilderte sich nach und nach das Element, worauf der junge Herzog nach seiner Rückkehr wirken sollte; einen solchen Zustand hatte die Frau Obervormünderin vorbereitet; was aber die Ausführung wichtiger Geschäfte betraf, war, wie es unter solchen provisorischen Verwaltungen Pflicht ist, der Ueberzeugung, der Thatkraft des künftigen Regenten überlassen. Die durch den Schloßbrand gewirkten gräulichen Ruinen betrachtete man schon als Anlaß zu neuen Thätigkeiten. Das in Stocken gerathene Bergwerk zu Ilmenau, dem man durch kostspielige Unterhaltung des tiefen Stollens eine mögliche Wiederaufnahme zu sichern gewußt, die Akademie Jena, die hinter dem Zeitsinn einigermaßen zurückgeblieben und mit dem Verlust gerade sehr tüchtiger Lehrer bedroht war, wie so vieles Andere regte einen edlen Gemeinsinn auf. Man blickte nach Persönlichkeiten umher, die in dem aufstrebenden Deutschland so mannichfaches Gute zu fördern berufen sein könnten, und so zeigte sich durchaus eine frische Aussicht, wie eine kräftige und lebhafte Jugend sie nur wünschen konnte. Und schien es traurig zu sein, eine junge Fürstin ohne die Würde eines schicklichen Gebäudes in eine sehr mäßige, zu ganz andern Zwecken erbaute Wohnung einzuladen, so gaben die schön gelegenen, wohleingerichteten Landhäuser Ettersburg, Belvedere und andere vortheilhafte Luftsitze Genuß des Gegenwärtigen und Hoffnung, auch in diesem damals zur Nothwendigkeit gewordenen Naturleben sich produktiv und angenehm-thätig zu erweisen.

Man hat im Verlaufe dieses biographischen Vortrags umständlich gesehen, wie das Kind, der Knabe, der Jüngling sich

auf verschiedenen Wegen dem Uebersinnlichen zu nähern gesucht, erst mit Neigung nach einer natürlichen Religion hingeblickt, dann mit Liebe sich an eine positive festgeschlossen, ferner durch Zusammenziehung in sich selbst seine eignen Kräfte versucht und sich endlich dem allgemeinen Glauben freudig hingegeben. Als er in den Zwischenräumen dieser Regionen hin und wieder wanderte, suchte, sich umsah, begegnete ihm Manches, was zu keiner von allen gehören mochte, und er glaubte mehr und mehr einzusehen, daß es besser sei, den Gedanken von dem Ungeheuren, Unfaßlichen abzuwenden.

Er glaubte in der Natur, der belebten und unbelebten, der beseelten und unbeseelten, etwas zu entdecken, das sich nur in Widersprüchen manifestirte und deshalb unter keinen Begriff, noch viel weniger unter ein Wort gefaßt werden könnte. Es war nicht göttlich, denn es schien unvernünftig; nicht menschlich, denn es hatte keinen Verstand; nicht teuflisch, denn es war wohlthätig; nicht englisch, denn es ließ oft Schadenfreude merken. Es glich dem Zufall, denn es bewies keine Folge; es ähnelte der Vorsehung, denn es deutete auf Zusammenhang. Alles, was uns begrenzt, schien für dasselbe durchdringbar; es schien mit den nothwendigen Elementen unsres Daseins willkürlich zu schalten; es zog die Zeit zusammen und dehnte den Raum aus. Nur im Unmöglichen schien es sich zu gefallen und das Mögliche mit Verachtung von sich zu stoßen.

Dieses Wesen, das zwischen alle übrigen hineinzutreten, sie zu sondern, sie zu verbinden schien, nannte ich dämonisch, nach dem Beispiel der Alten und Derer, die etwas Aehnliches gewahrt hatten. Ich suchte mich vor diesem furchtbaren Wesen zu retten, indem ich mich nach meiner Gewohnheit hinter ein Bild flüchtete.

Unter die einzelnen Theile der Weltgeschichte, die ich sorgfältiger studirte, gehörten auch die Ereignisse, welche die nachher vereinigten Niederlande so berühmt gemacht. Ich hatte die Quellen fleißig erforscht und mich möglichst unmittelbar zu unterrichten und mir Alles lebendig zu vergegenwärtigen gesucht. Höchst dramatisch waren mir die Situationen erschienen, und als Hauptfigur, um welche sich die Uebrigen am Glücklichsten versammeln ließen, war mir Graf Egmont aufgefallen, dessen menschlich ritterliche Größe mir am Meisten behagte.

Allein zu meinem Gebrauche mußte ich ihn in einen Charakter umwandeln, der solche Eigenschaften besaß, die einen

Jüngling besser zieren als einen Mann in Jahren, einen Unbeweibten besser als einen Hausvater, einen Unabhängigen mehr als Einen, der, noch so frei gesinnt, durch mancherlei Verhältnisse begrenzt ist.

Als ich ihn nun so in meinen Gedanken verjüngt und von allen Bedingungen losgebunden hatte, gab ich ihm die ungemessene Lebenslust, das grenzenlose Zutrauen zu sich selbst, die Gabe, alle Menschen an sich zu ziehen (attrattiva) und so die Gunst des Volks, die stille Neigung einer Fürstin, die ausgesprochene eines Naturmädchens, die Theilnahme eines Staatsklugen zu gewinnen, ja selbst den Sohn seines größten Widersachers für sich einzunehmen.

Die persönliche Tapferkeit, die den Helden auszeichnet, ist die Base, auf der sein ganzes Wesen ruht, der Grund und Boden, aus dem es hervorsproßt. Er kennt keine Gefahr und verblendet sich über die größte, die sich ihm nähert. Durch Feinde, die uns umzingeln, schlagen wir uns allenfalls durch; die Netze der Staatsklugheit sind schwerer zu durchbrechen. Das Dämonische, was von beiden Seiten im Spiel ist, in welchem Konflikt das Liebenswürdige untergeht und das Gehaßte triumphirt, sodann die Aussicht, daß hieraus ein Drittes hervorgehe, das dem Wunsch aller Menschen entsprechen werde, dieses ist es wol, was dem Stücke, freilich nicht gleich bei seiner Erscheinung, aber doch später und zur rechten Zeit die Gunst verschafft hat, deren es noch jetzt genießt. Und so will ich denn auch hier um mancher geliebten Leser willen mir selbst vorgreifen und, weil ich nicht weiß, ob ich sobald wieder zur Rede gelange, etwas aussprechen, wovon ich mich erst viel später überzeugte.

Obgleich jenes Dämonische sich in allem Körperlichen und Unkörperlichen manifestiren kann, ja bei den Thieren sich aufs Merkwürdigste ausspricht, so steht es vorzüglich mit dem Menschen im wunderbarsten Zusammenhang und bildet eine der moralischen Weltordnung wo nicht entgegengesetzte, doch sie durchkreuzende Macht, so daß man die eine für den Zettel, die andere für den Einschlag könnte gelten lassen.

Für die Phänomene, welche hiedurch hervorgebracht werden, giebt es unzählige Namen; denn alle Philosophien und Religionen haben prosaisch und poetisch dieses Räthsel zu lösen und die Sache schließlich abzuthun gesucht, welches ihnen noch fernerhin unbenommen bleibe.

Am Furchtbarsten aber erscheint dieses Dämonische, wenn

es in irgend einem Menschen überwiegend hervortritt. Während meines Lebensganges habe ich Mehrere theils in der Nähe, theils in der Ferne beobachten können. Es sind nicht immer die vorzüglichsten Menschen, weder an Geist noch an Talenten, selten durch Herzensgüte sich empfehlend; aber eine ungeheure Kraft geht von ihnen aus, und sie üben eine unglaubliche Gewalt über alle Geschöpfe, ja sogar über die Elemente, und wer kann sagen, wie weit sich eine solche Wirkung erstrecken wird? Alle vereinten sittlichen Kräfte vermögen nichts gegen sie; vergebens, daß der hellere Theil der Menschen sie als Betrogene oder als Betrieger verdächtig machen will, — die Masse wird von ihnen angezogen. Selten oder nie finden sich Gleichzeitige ihresgleichen, und sie sind durch nichts zu überwinden als durch das Universum selbst, mit dem sie den Kampf begonnen; und aus solchen Bemerkungen mag wol jener sonderbare, aber ungeheure Spruch entstanden sein: Nemo contra deum nisi deus ipse.

Von diesen höheren Betrachtungen kehre ich wieder in mein kleines Leben zurück, dem aber doch auch seltsame Ereignisse, wenigstens mit einem dämonischen Schein bekleidet, bevorstanden. Ich war von dem Gipfel des Gotthard, Italien den Rücken wendend, nach Hause gekehrt, weil ich Lili nicht entbehren konnte. Eine Neigung, die auf die Hoffnung eines wechselseitigen Besitzes, eines dauernden Zusammenlebens gegründet ist, stirbt nicht auf einmal ab; ja, sie nährt sich an der Betrachtung rechtmäßiger Wünsche und redlicher Hoffnungen, die man hegt.

Es liegt in der Natur der Sache, daß sich in solchen Fällen das Mädchen eher bescheidet als der Jüngling. Als Abkömmlingen Pandorens ist den schönen Kindern die wünschenswerthe Gabe verliehen, anzureizen, anzulocken und mehr durch Natur mit Halbvorsatz als durch Neigung, ja mit Frevel um sich zu versammeln, wobei sie denn oft in Gefahr kommen, wie jener Zauberlehrling, vor dem Schwall der Verehrer zu erschrecken. Und dann soll zuletzt denn doch hier gewählt sein, Einer soll ausschließlich vorgezogen werden, Einer die Braut nach Hause führen.

Und wie zufällig ist es, was hier der Wahl eine Richtung giebt, die Auswählende bestimmt! Ich hatte auf Lili mit Ueberzeugung Verzicht getban, aber die Liebe machte mir diese Ueberzeugung verdächtig. Lili hatte in gleichem Sinne von mir Abschied genommen, und ich hatte die schöne zer-

streuende Reise angetreten; aber sie bewirkte gerade das Umgekehrte.

So lange ich abwesend war, glaubte ich an die Trennung, glaubte nicht an die Scheidung. Alle Erinnerungen, Hoffnungen und Wünsche hatten ein freies Spiel. Nun kam ich zurück, und wie das Wiedersehen der frei und freudig Liebenden ein Himmel ist, so ist das Wiedersehn von zwei nur durch Vernunftgründe getrennten Personen ein unleidliches Fegefeuer, ein Vorhof der Hölle. Als ich in die Umgebung Lili's zurückkam, fühlte ich alle jene Mißhelligkeiten doppelt, die unser Verhältniß gestört hatten; als ich wieder vor sie selbst hintrat, fiel mir's hart aufs Herz, daß sie für mich verloren sei.

Ich entschloß mich daher abermals zur Flucht, und es konnte mir deshalb nichts erwünschter sein, als daß das junge herzoglich weimarische Paar von Karlsruhe nach Frankfurt kommen und ich, früheren und späteren Einladungen gemäß, ihnen nach Weimar folgen sollte. Von Seiten jener Herrschaften hatte sich ein gnädiges, ja zutrauliches Betragen immer gleich erhalten, das ich von meiner Seite mit leidenschaftlichem Danke erwiderte. Meine Anhänglichkeit an den Herzog von dem ersten Augenblicke an, meine Verehrung gegen die Prinzessin, die ich schon so lange, obgleich nur von Ansehn kannte, mein Wunsch, Wielanden, der sich so liberal gegen mich betragen hatte, persönlich etwas Freundliches zu erzeigen und an Ort und Stelle meine halb muthwilligen, halb zufälligen Unarten wieder gut zu machen, waren Beweggründe genug, die auch einen leidenschaftslosen Jüngling hätten aufreizen, ja antreiben sollen. Nun kam aber noch hinzu, daß ich, auf welchem Wege es wolle, vor Lili flüchten mußte, es sei nun nach Süden, wo mir die täglichen Erzählungen meines Vaters den herrlichsten Kunst- und Naturhimmel vorbildeten, oder nach Norden, wo mich ein so bedeutender Kreis vorzüglicher Menschen einlud.

Das junge fürstliche Paar erreichte nunmehr auf seinem Rückwege Frankfurt. Der herzoglich meiningische Hof war zu gleicher Zeit daselbst, und auch von diesem und dem die jungen Prinzen geleitenden Geheimenrath von Dürkheim ward ich aufs Freundlichste aufgenommen. Damit aber ja nach jugendlicher Weise es nicht an einem seltsamen Ereigniß fehlen möchte, so setzte mich ein Mißverständniß in eine unglaubliche, obgleich ziemlich heitere Verlegenheit.

Die weimarischen und meiningischen Herrschaften wohnten

in einem Gasthof. Ich ward zur Tafel gebeten. Der weimarische Hof lag mir dergestalt im Sinne, daß mir nicht einfiel, mich näher zu erkundigen, weil ich auch nicht einmal einbildisch genug war, zu glauben, man wolle von meiningischer Seite auch einige Notiz von mir nehmen. Ich gehe wohlangezogen in den Römischen Kaiser, finde die Zimmer der weimarischen Herrschaften leer, und da es heißt, sie wären bei den meiningischen, verfüge ich mich dorthin und werde freundlich empfangen. Ich denke, dies sei ein Besuch vor Tafel oder man speise vielleicht zusammen, und erwarte den Ausgang. Allein auf einmal setzt sich die weimarische Suite in Bewegung, der ich denn auch folge; allein sie geht nicht etwa in ihre Gemächer, sondern gerade die Treppe hinunter in ihre Wägen, und ich finde mich eben allein auf der Straße.

Anstatt mich nun gewandt und klug nach der Sache umzuthun und irgend einen Aufschluß zu suchen, ging ich nach meiner entschlossenen Weise sogleich meinen Weg nach Hause, wo ich meine Eltern beim Nachtische fand. Mein Vater schüttelte den Kopf, indem meine Mutter mich so gut als möglich zu entschädigen suchte. Sie vertraute mir Abends: als ich weggegangen, habe mein Vater sich geäußert, er wundre sich höchlich, wie ich, doch sonst nicht auf den Kopf gefallen, nicht einsehen wollte, daß man nur von jener Seite mich zu necken und mich zu beschämen gedächte. Aber dieses konnte mich nicht rühren; denn ich war schon Herrn von Dürkheim begegnet, der mich nach seiner milden Art mit anmuthigen, scherzhaften Vorwürfen zur Rede stellte. Nun war ich aus meinem Traum erwacht und hatte Gelegenheit, für die mir gegen mein Hoffen und Erwarten zugedachte Gnade recht artig zu danken und mir Verzeihung zu erbitten.

Nachdem ich daher so freundlichen Anträgen aus guten Gründen nachgegeben hatte, so ward Folgendes verabredet. Ein in Karlsruhe zurückgebliebener Kavalier, welcher einen in Straßburg verfertigten Landauer Wagen erwarte, werde an einem bestimmten Tage in Frankfurt eintreffen; ich solle mich bereit halten, mit ihm nach Weimar sogleich abzureisen. Der heitere und gnädige Abschied, den ich von den jungen Herrschaften erfuhr, das freundliche Betragen der Hofleute machten mir diese Reise höchst wünschenswerth, wozu sich der Weg so angenehm zu ebnen schien.

Aber auch hier sollte durch Zufälligkeiten eine so einfache

Angelegenheit verwickelt, durch Leidenschaftlichkeit verwirrt und nahezu völlig vernichtet werden; denn nachdem ich überall Abschied genommen und den Tag meiner Abreise verkündet, sodann aber eilig eingepackt und dabei meiner ungedruckten Schriften nicht vergessen, erwartete ich die Stunde, die den gedachten Freund im neuen Wagen herbeiführen und mich in eine neue Gegend, in neue Verhältnisse bringen sollte. Die Stunde verging, der Tag auch, und da ich, um nicht zweimal Abschied zu nehmen, und überhaupt, um nicht durch Zulauf und Besuch überhäuft zu sein, mich seit dem besagten Morgen als abwesend angegeben hatte, so mußte ich mich im Hause, ja in meinem Zimmer still halten und befand mich daher in einer sonderbaren Lage.

Weil aber die Einsamkeit und Enge jederzeit für mich etwas sehr Günstiges hatte, indem ich solche Stunden zu nutzen gedrängt war, so schrieb ich an meinem „Egmont" fort und brachte ihn beinahe zu Stande. Ich las ihn meinem Vater vor, der eine ganz eigne Neigung zu diesem Stück gewann und nichts mehr wünschte, als es fertig und gedruckt zu sehen, weil er hoffte, daß der gute Ruf seines Sohnes dadurch sollte vermehrt werden. Eine solche Beruhigung und neue Zufriedenheit war ihm aber auch nöthig; denn er machte über das Außenbleiben des Wagens die bedenklichsten Glossen. Er hielt das Ganze abermals nur für eine Erfindung, glaubte an keinen neuen Landauer, hielt den zurückgebliebenen Kavalier für ein Luftgespenst, welches er mir zwar nur indirekt zu verstehen gab, dagegen aber sich und meine Mutter desto ausführlicher quälte, indem er das Ganze als einen lustigen Hofstreich ansah, den man in Gefolg meiner Unarten habe ausgehen lassen, um mich zu kränken und zu beschämen, wenn ich nunmehr statt jener gehofften Ehre schimpflich sitzen geblieben.

Ich selbst hielt zwar Anfangs am Glauben fest, freute mich über die eingezogenen Stunden, die mir weder von Freunden noch Fremden, noch sonst einer geselligen Zerstreuung verkümmert wurden, und schrieb, wenn auch nicht ohne innere Agitation, am „Egmont" rüstig fort. Und diese Gemüthsstimmung mochte wol dem Stück selbst zu Gute kommen, das, von so viel Leidenschaften bewegt, nicht wohl von einem ganz Leidenschaftslosen hätte geschrieben werden können.

So vergingen acht Tage, und ich weiß nicht wie viel drüber, und diese völlige Einkerkerung fing an, mir beschwerlich zu

werden. Seit mehreren Jahren gewohnt, unter freiem Himmel zu leben, gesellt zu Freunden, mit denen ich in dem aufrichtigsten, geschäftigsten Wechselverhältnisse stand, in der Nähe einer Geliebten, von der ich zwar mich zu trennen den Vorsatz gefaßt, die mich aber doch, so lange noch die Möglichkeit war, mich ihr zu nähern, gewaltsam zu sich forderte, — alles Dieses fing an, mich dergestalt zu beunruhigen, daß die Anziehungskraft meiner Tragödie sich zu vermindern und die poetische Produktionskraft durch Ungeduld aufgehoben zu werden drohte. Schon einige Abende war es mir nicht möglich gewesen, zu Haus zu bleiben. In einen großen Mantel gehüllt, schlich ich in der Stadt umher, an den Häusern meiner Freunde und Bekannten vorbei und versäumte nicht, auch an Lili's Fenster zu treten. Sie wohnte im Erdgeschoß eines Eckhauses, die grünen Rouleaux waren niedergelassen; ich konnte aber recht gut bemerken, daß die Lichter am gewöhnlichen Platze standen. Bald hörte ich sie zum Klaviere singen; es war das Lied: „Warum ziehst Du mich unwiderstehlich!" das nicht ganz vor einem Jahr an sie gedichtet ward. Es mußte mir scheinen, daß sie es ausdrucksvoller sänge als jemals, ich konnte es deutlich Wort vor Wort verstehn; ich hatte das Ohr so nahe angedrückt, wie nur das auswärts gebogene Gitter erlaubte. Nachdem sie es zu Ende gesungen, sah ich an dem Schatten, der auf die Rouleaux fiel, daß sie aufgestanden war; sie ging hin und wieder, aber vergebens suchte ich den Umriß ihres lieblichen Wesens durch das dichte Gewebe zu erhaschen. Nur der feste Vorsatz, mich wegzubegeben, ihr nicht durch meine Gegenwart beschwerlich zu sein, ihr wirklich zu entsagen, und die Vorstellung, was für ein seltsames Aufsehen mein Wiedererscheinen machen müßte, konnte mich entscheiden, die so liebe Nähe zu verlassen.

Noch einige Tage verstrichen, und die Hypothese meines Vaters gewann immer mehr Wahrscheinlichkeit, da auch nicht einmal ein Brief von Karlsruhe kam, welcher die Ursachen der Verzögerung des Wagens angegeben hätte. Meine Dichtung gerieth ins Stocken, und nun hatte mein Vater gutes Spiel bei der Unruhe, von der ich innerlich zerarbeitet war. Er stellte mir vor: die Sache sei nun einmal nicht zu ändern, mein Koffer sei gepackt, er wolle mir Geld und Kredit geben, nach Italien zu gehn; ich müsse mich aber gleich entschließen aufzubrechen. In einer so wichtigen Sache zweifelnd und zaudernd, ging ich endlich darauf ein, daß, wenn zu einer bestimmten Stunde

weder Wagen noch Nachricht eingelaufen sei, ich abreisen, und zwar zuerst nach Heidelberg, von dannen aber nicht wieder durch die Schweiz, sondern nunmehr durch Graubündten oder Tirol über die Alpen gehen wolle.

Wunderbare Dinge müssen freilich entstehen, wenn eine planlose Jugend, die sich selbst so leicht mißleitet, noch durch einen leidenschaftlichen Irrthum des Alters auf einen falschen Weg getrieben wird. Doch darum ist es Jugend und Leben überhaupt, daß wir die Strategie gewöhnlich erst einsehen lernen, wenn der Feldzug vorbei ist. Im reinen Geschäftsgang wär' ein solches Zufälliges leicht aufzuklären gewesen; aber wir verschwören uns gar zu gern mit dem Irrthum gegen das Natürlichwahre, so wie wir die Karten mischen, eh wir sie herumgeben, damit ja dem Zufall sein Antheil an der That nicht verkümmert werde; und so entsteht gerade das Element, worin und worauf das Dämonische so gern wirkt und uns nur desto schlimmer mitspielt, je mehr wir Ahnung von seiner Nähe haben.

Der letzte Tag war verstrichen, den andern Morgen sollte ich abreisen, und nun drängte es mich unendlich, meinen Freund Passavant, der eben aus der Schweiz zurückgekehrt war, noch einmal zu sehen, weil er wirklich Ursache gehabt hätte zu zürnen, wenn ich unser inniges Vertrauen durch völlige Geheimhaltung verletzt hätte. Ich beschied ihn daher durch einen Unbekannten Nachts an einen gewissen Platz, wo ich, in meinen Mantel gewickelt, eher eintraf als er, der auch nicht ausblieb und, wenn er schon verwundert über die Bestellung gewesen war, sich noch mehr über Den verwunderte, den er am Platze fand. Die Freude war dem Erstaunen gleich, an Beredung und Berathung war nicht zu denken; er wünschte mir Glück zur italienischen Reise, wir schieden, und den andern Tag sah ich mich schon bei guter Zeit an der Bergstraße.

Daß ich mich nach Heidelberg begab, dazu hatte ich mehrere Ursachen: eine verständige, denn ich hatte gehört, der weimarische Freund würde von Karlsruhe über Heidelberg kommen, und sogleich gab ich, angelangt auf der Post, ein Billet ab, das man einem auf bezeichnete Weise durchreisenden Kavalier einhändigen sollte; die zweite Ursache war leidenschaftlich und bezog sich auf mein früheres Verhältniß zu Lili. Demoiselle Delf nämlich, welche die Vertraute unserer Neigung, ja die Vermittlerin einer ernstlichen Verbindung bei den Eltern gewesen war, wohnte daselbst, und ich schätzte mir es für das größte Glück,

ehe ich Deutschland verließ, noch einmal jene glücklichen Zeiten mit einer werthen, geduldigen und nachsichtigen Freundin durchschwätzen zu können.

Ich ward wohl empfangen und in manche Familie eingeführt, wie ich mir denn in dem Hause des Oberforstmeisters von W.... sehr wohlgefiel. Die Eltern waren anständig behagliche Personen, die eine Tochter ähnelte Friedriken. Es war gerade die Zeit der Weinlese, das Wetter schön, und alle die elsaßischen Gefühle lebten in dem schönen Rhein- und Neckar-Thale in mir wieder auf. Ich hatte diese Zeit an mir und Andern Wunderliches erlebt; aber es war noch Alles im Werden, kein Resultat des Lebens hatte sich in mir hervorgethan, und das Unendliche, was ich gewahrt hatte, verwirrte mich vielmehr. Aber in Gesellschaft war ich noch wie sonst, ja vielleicht gefälliger und unterhaltender. Hier unter diesem freien Himmel, unter den frohen Menschen suchte ich die alten Spiele wieder auf, die der Jugend immer neu und reizend bleiben. Eine frühere, noch nicht erloschene Liebe im Herzen, erregte ich Antheil, ohne es zu wollen, auch wenn ich sie verschwieg, und so ward ich auch in diesem Kreise bald einheimisch, ja nothwendig und vergaß, daß ich nach ein paar verschwätzten Abenden meine Reise fortzusetzen den Plan hatte.

Demoiselle Delf war eine von den Personen, die, ohne gerade intrigant zu sein, immer ein Geschäft haben, Andere beschäftigen und bald diese, bald jene Zwecke durchführen wollen. Sie hatte eine tüchtige Freundschaft zu mir gefaßt und konnte mich um so eher verleiten, länger zu verweilen, da ich in ihrem Hause wohnte, wo sie meinem Dableiben allerlei Vergnügliches vorhalten und meiner Abreise allerlei Hindernisse in den Weg legen konnte. Wenn ich das Gespräch auf Lili lenken wollte, war sie nicht so gefällig und theilnehmend, wie ich gehofft hatte. Sie lobte vielmehr unsern beiderseitigen Vorsatz, uns unter den bewandten Umständen zu trennen, und behauptete, man müsse sich in das Unvermeidliche ergeben, das Unmögliche aus dem Sinne schlagen und sich nach einem neuen Lebensinteresse umsehn. Planvoll, wie sie war, hatte sie dies nicht dem Zufall überlassen wollen, sondern sich schon zu meinem künftigen Unterkommen einen Entwurf gebildet, aus dem ich nun wol sah, daß ihre letzte Einladung nach Heidelberg nicht so absichtlos gewesen, als es schien.

Kurfürst Karl Theodor nämlich, der für die Künste und

Wissenschaften so viel gethan, residirte noch zu Mannheim, und gerade weil der Hof katholisch, das Land aber protestantisch war, so hatte die letztere Partei alle Ursache, sich durch rüstige und hoffnungsvolle Männer zu verstärken. Nun sollte ich in Gottes Namen nach Italien gehn und dort meine Einsichten in dem Kunstfach ausbilden; indessen wolle man für mich arbeiten, es werde sich bei meiner Rückkunft ausweisen, ob die aufkeimende Neigung der Fräulein von W.... gewachsen oder erloschen, und ob es räthlich sei, durch die Verbindung mit einer angesehenen Familie mich und mein Glück in einem neuen Vaterlande zu begründen.

Dieses Alles lehnte ich zwar nicht ab, allein mein planloses Wesen konnte sich mit der Planmäßigkeit meiner Freundin nicht ganz vereinigen; ich genoß das Wohlwollen des Augenblicks, Lili's Bild schwebte mir wachend und träumend vor und mischte sich in alles Andre, was mir hätte gefallen oder mich zerstreuen können. Nun rief ich mir aber den Ernst meines großen Reiseunternehmens vor die Seele und beschloß, auf eine sanfte und artige Weise mich loszulösen und in einigen Tagen meinen Weg weiter fortzusetzen.

Bis tief in die Nacht hinein hatte Demoiselle Delf mir ihre Plane, und was man für mich zu thun Willens war, im Einzelnen dargestellt, und ich konnte nicht anders als dankbar solche Gesinnungen verehren, obgleich die Absicht eines gewissen Kreises, sich durch mich und meine mögliche Gunst bei Hofe zu verstärken, nicht ganz zu verkennen war. Wir trennten uns erst gegen Eins. Ich hatte nicht lange, aber tief geschlafen, als das Horn eines Postillons mich weckte, der reitend vor dem Hause hielt. Bald darauf erschien Demoiselle Delf mit einem Licht und Brief in den Händen und trat vor mein Lager. „Da haben wir's!" rief sie aus. „Lesen Sie, sagen Sie mir, was es ist! Gewiß kommt es von den Weimarischen. Ist es eine Einladung, so folgen Sie ihr nicht und erinnern sich an unsre Gespräche!" Ich bat sie um das Licht und um eine Viertelstunde Einsamkeit. Sie verließ mich ungern. Ohne den Brief zu eröffnen, sah ich eine Weile vor mich hin. Die Staffette kam von Frankfurt, ich kannte Siegel und Hand; der Freund war also dort angekommen; er lud mich ein, und der Unglaube und Ungewißheit hatten uns übereilt. Warum sollte man nicht in einem ruhigen bürgerlichen Zustande auf einen sicher angekündigten Mann warten, dessen Reise durch so manche Zufälle verspätet werden

konnte? Es fiel mir wie Schuppen von den Augen. Alle vorhergegangene Güte, Gnade, Zutrauen stellte sich mir lebhaft wieder vor, ich schämte mich fast meines wunderlichen Seitensprungs. Nun eröffnete ich den Brief, und Alles war ganz natürlich zugegangen. Mein ausgebliebener Geleitsmann hatte auf den neuen Wagen, der von Straßburg kommen sollte, Tag für Tag, Stunde für Stunde, wie wir auf ihn geharrt, war alsdann Geschäfts wegen über Mannheim nach Frankfurt gegangen und hatte dort zu seinem Schreck mich nicht gefunden. Durch eine Staffette sendete er gleich das eilige Blatt ab, worin er voraussetzte, daß ich sofort nach aufgeklärtem Irrthum zurückkehren und ihm nicht die Beschämung bereiten wolle, ohne mich in Weimar anzukommen.

So sehr sich auch mein Verstand und Gemüth gleich auf diese Seite neigte, so fehlte es doch meiner neuen Richtung auch nicht an einem bedeutenden Gegengewicht. Mein Vater hatte mir einen gar hübschen Reiseplan aufgesetzt und mir eine kleine Bibliothek mitgegeben, durch die ich mich vorbereiten und an Ort und Stelle leiten könnte. In müssigen Stunden hatte ich bisher keine andere Unterhaltung gehabt, sogar auf meiner letzten kleinen Reise im Wagen nichts Anderes gedacht. Jene herrlichen Gegenstände, die ich von Jugend auf durch Erzählung und Nachbildung aller Art kennen gelernt, sammelten sich vor meiner Seele, und ich kannte nichts Erwünschteres, als mich ihnen zu nähern, indem ich mich entschieden von Lili entfernte.

Ich hatte mich indeß angezogen und ging in der Stube auf und ab. Meine ernste Wirthin trat herein. „Was soll ich hoffen?“ rief sie aus. ‚Meine Beste,‘ sagte ich, ‚reden Sie mir nichts ein, ich bin entschlossen, zurückzukehren; die Gründe habe ich selbst bei mir abgewogen, sie zu wiederholen, würde nichts fruchten. Der Entschluß am Ende muß gefaßt werden, und wer soll ihn fassen als Der, den er zuletzt angeht?‘

Ich war bewegt, sie auch, und es gab eine heftige Scene, die ich dadurch endigte, daß ich meinem Burschen befahl, Post zu bestellen. Vergebens bat ich meine Wirthin, sich zu beruhigen und den scherzhaften Abschied, den ich gestern Abend bei der Gesellschaft genommen hatte, in einen wahren zu verwandeln, zu bedenken, daß es nur auf einen Besuch, auf eine Aufwartung für kurze Zeit angesehn sei, daß meine italienische Reise nicht aufgehoben, meine Rückkehr hierher nicht abgeschnitten sei. Sie wollte von nichts wissen und beunruhigte den schon

Bewegten noch immer mehr. Der Wagen stand vor der Thür; aufgepackt war; der Postillon ließ das gewöhnliche Zeichen der Ungeduld erschallen; ich riß mich los; sie wollte mich noch nicht fahren lassen und brachte künstlich genug die Argumente der Gegenwart alle vor, so daß ich endlich leidenschaftlich und begeistert die Worte Egmont's ausrief:

„Kind, Kind! Nicht weiter! Wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unsers Schicksals leichtem Wagen durch, und uns bleibt nichts als, muthig gefaßt, die Zügel festzuhalten und bald rechts, bald links, vom Steine hier, vom Sturze da die Räder wegzulenken. Wohin es geht, wer weiß es? Erinnert er sich doch kaum, woher er kam!"

Zur Reviſion des Textes.

Verglichen sind folgende Drucke:

6. **Goethe's Werke.** Vollständige Ausgabe letzter Hand. Achtundvierzigster Band. Unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien. Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1833. (Goethe's nachgelassene Werke. Achter Band). 16. 195 S. Zweiter Titel: Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. Vierter Theil. Nemo contra deum nisi deus ipse.

6a. Dieselbe Ausgabe. 8. 192 S.

8. **Goethe's poetische und prosaische Werke** in zwei Bänden. Zweiter Band. Stuttgart und Tübingen. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1837. Zweite Abtheilung. Lexikon-Format. S. 210 bis 246. (Ueberschrift: Wahrheit und Dichtung. Vierter Theil. Motto wie bei 6.)

8a. Dieselbe Ausgabe 1846. Zweiter Band. Zweite Abtheilung. S. 810 bis 844.

9. **Goethe's sämmtliche Werke** in vierzig Bänden. Vollständige, neugeordnete Ausgabe. Zweiundzwanzigster Band. Unter des ꝛc. (wie zu 6). Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag. 1840. Schillerformat. S. 269 bis 414. Zweiter Titel: Aus meinem Leben. Wahrheit und Dichtung. Vierter Theil. Das Motto wie in 6.

11a. Dieselben in dreißig Bänden. Vollständige, neugeordnete Ausgabe. Achtzehnter Band. Das. 1851. Groß 8. S. 197 bis 303. Zweiter Titel wie in 9.

14a. Dieselben in vierzig Bänden. Vierundzwanzigster Band. Stuttgart. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1869. Schillerformat. S. 110 bis 188.

15. Dieselben. Vollständige Ausgabe in funfzehn Bänden. Mit Einleitungen von Karl Goedeke. Neunter Band. Das. 1872. 8. S. 530 bis 622.

16. Dieselben. 1874. Neunter Band. S. 530 bis 622.

K. Bibliothek der deutschen Nationalliteratur. Herausgegeben von Heinrich Kurz. Goethe's Werke. Neunter Band. Hildburghausen. Verlag des Bibliographischen Instituts. 1868. 8. S. 571 bis 669. Zweiter Titel, S. 571, wie in 9.

Die Titel der in der Textrevision und in den Anmerkungen dieses Theils wiederholt angeführten Schriften sind in nachstehender Weise abgekürzt:

Abeken: Goethe in den Jahren 1771 bis 1775. Von Bernh. Rud. Abeken. Hannover. 1861.

Beaulieu's Amalia: Anna Amalia, Carl August und der Minister von Fritsch, von Carl Freih. von Beaulieu-Marconnay. Weimar. 1874.

Belli-G., Leben: Leben in Frankfurt a. M. Auszüge der Frag- und Anzeigungs-Nachrichten, 1722 bis 1821. Gesammelt u. s. w. von Maria Belli, geb. Gontard. 10 Bde. Frankfurt a. M. 1850.

Briefe an Lavater: Briefe von Goethe an Lavater. Aus den Jahren 1774 bis 1783. Herausgegeben von H. Hirzel. Leipzig. 1833.

Briefe an A. Stolberg: Urania, Taschenb. a. d. J. 1839, II. S. 67 bis 146: Goethe's Briefe an die Gräfin Auguste zu Stolberg, verwittwete Gräfin von Bernstorf.

Calvert's Goethe: Goethe. His Life and Works. An Essay. By George H. Calvert. Boston. 1872.

D. j. Goethe: Der junge Goethe. Seine Briefe und Dichtungen von 1764 bis 1776. Mit e. Einleit. von Michael Bernays. 3 Thle. Leipzig. 1875.

Düntzer's Frauenbilder: Frauenbilder aus Goethe's Jugendzeit. Studien u. s. w. Von H. Düntzer. Stuttgart. 1852.

Düntzer's Freundesbilder: Freundesbilder aus Goethe's Leben. Studien u. s. w. Von H. Düntzer. Leipzig. 1853.

Düntzer's Freundeskreis: Aus Goethe's Freundeskreise. Darstellungen aus dem Leben des Dichters von H. Düntzer. Braunschweig. 1868.

Eckermann: Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens von J. P. Eckermann. 2 Thle. Leipzig. 1837. 3. Thl. Magdeburg. 1848.

Fahlmer: Briefe von Goethe an Johanna Fahlmer. Herausgegeben von L. Urlichs. Leipzig. 1875.

Goedeke's Grundr.: Dessen Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. 3 Bde. Hannover. Seit 1859.

Goedeke's Leben: Goethe's Leben und Schriften von K. Goedeke. Stuttgart. 1874.

Goethe und Karl August: Goethe und Karl August während der ersten funfzehn Jahre ihrer Verbindung. Studien u. s. w. von Heinrich Düntzer. Leipzig. 1861.

Grimm: Deutsches Wörterbuch von Jakob Grimm und Wilhelm Grimm. Leipzig. Seit 1854.

Hegner's Beiträge: Beiträge zur nähern Kenntniß und wahren Darstellung Johann Kaspar Lavater's. Von Ulrich Hegner. Leipzig. 1836.

Herder's Nachlaß: Aus Herder's Nachlaß. Ungedruckte Briefe u. s. w. 3 Bde. Frankfurt a. M. 1857.

Kestner: Goethe und Werther. Briefe Goethe's, meistens aus seiner Jugendzeit. Herausgegeben von A. Kestner. Stuttgart und Tübingen. 1854.

Lavater's Physiognomik: Physiognomische Fragmente, zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe, von Johann Caspar Lavater. Vier Bände (Versuche). Leipzig und Winterthur. 1775 bis 1778.

Lewes' Leben: Goethe's Leben und Schriften von G. H. Lewes. Uebersetzt von Dr. J. Frese. 2 Bde. Berlin. 1857.

Nagler: Neues Allgemeines Künstler-Lexikon u. s. w. München. 1841.

Oxenford's Uebersetzung: The Auto-Biography of Goethe. Truth and Poetry: from my own Life. Translated etc. by John Oxenford, Esq. 2 Vols. London 1872 (Bohn's Standard Library).

Puppenhaus: Das Puppenhaus, ein Erbstück in der Gontard'schen Familie. Bruchstücke u. s. w. von Carl Jügel. Frankfurt a. M. 1857.

Röderer: Joh. Gottfr. Röderer von Straßburg und seine Freunde. Biographische Mittheilungen u. s. w. von August Stöber. 2. A. Colmar. 1874.

Sanders: Wörterbuch der deutschen Sprache von D. Sanders. Leipzig. I. 1860. II. 1865.

Schäfer's Leben: Goethe's Leben von J. W. Schäfer. 2 Bde. Bremen. 1851.

Schmidt's Wagner: Heinrich Leopold Wagner, Goethe's Jugendgenosse. Nebst neuen Briefen u. s. w. Von Dr. Erich Schmidt. Jena. 1875.

Schöll's Aufsätze: Briefe und Aufsätze von Goethe aus den Jahren 1766 bis 1786. Zum ersten Mal herausgegeben durch A. Schöll. 2. Ausgabe. Weimar. 1857.

Spinozismus: Ueber Goethe's Spinozismus. Ein Beitrag u. s. w. Von Wilhelm Danzel. N. A. Hamburg. 1850.

Stilling: Henrich Stilling's häusliches Leben. Eine wahrhafte Geschichte. Berlin und Leipzig. 1789.

Strodtmann's Bürger: Briefe von und an Gottfr. Aug. Bürger. Ein Beitrag u. s. w. von Adolf Strodtmann. 4 Bde. Berlin. 1874.

Viehoff's Leben: Goethe's Leben von Heinrich Viehoff. 2 Thle. 3. A. Stuttgart. 1864.

Werke oder Goethe's Werke, ohne weitern Zusatz, bezeichnet stets Goethe's Werke in der vorliegenden Berliner Ausgabe von Gustav Hempel.

Zur Revision des Textes.

Varianten, Druckfehler und andre sprachliche Bemerkungen.

Seite Zeile

1. 2 v. o. Dichtung und Wahrheit 6 und 6a; Wahrheit und Dichtung seit 8. Vergl. Thl. I. S. 205.
3. 11 v. o. zu nach 6 bis 11a und K; zur ohne Grund 14a, 15 und 16.

Sechzehntes Buch.

1. 3. 4 v. o. ähnlicher Weise 6 bis 9 u. K; ähnlicherweise 11a bis 16.
8 v. u. Signum reprobationis u. s. w. Ebenso citirt Hegel, Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie 1836, III. S. 371 die Unterschrift, während diese in dem Werke von Johann Colerus, „Das Leben des Bened. von Spinoza", in der deutschen Uebersetzung Frankfurt und Leipzig 1733, lautet characterem reprobationis u. s. w., und so citirt sie auch Buhle, Gesch. der neuern Philos., III. 2. S. 515, Anm.
6. 6 v. o. Klätscherei Nebenform von Klatscherei; s. Grimm und Sanders.
3. 2 v. u. ins Klare sind, zu ergänzen gekommen; vergl. „Faust", I. S. 125: „Sind das Molche durchs Gesträuche?"
7. 8 v. o. Hiedurch mit 6 bis 11a und K; Hierdurch 14a bis 16.
19. 20 v. o. sich resigniren (in etwas); Goethe bevorzugt, im Anschluß an das Italiänische (rassegnarsi) und das Französische, die reflektirte Form.
9 v. u. Boerhave s. Thl. III. S. 230, Textrev. zu S. 198 daselbst.
8. 4 v. o. der, auf „Spinoza" bezüglich, nicht auf das unmittelbar vorhergehende „Gipfel des Denkens".
3 v. u. Gewerbe nach 6a und 8 flgde; Gewebe 6 und K irrig; Gewerbe im Sinne von Gelenk, Glied (nach Sanders: „ein drehbarer Theil, nam. wodurch zwei Stücke beweglich mit einander verbunden, in einander gelenkt sind").
10. 8 v. o. piepsen, wie Bd. VIII. S. 382 und Bd. XIII. S. 171.
12 v. o. der zwar später = obgleich er erst später.
13 v. u. übertragen, wie schon Thl. I. S. 87, Z. 15, in Gegenrechnung stellen, aufwiegen, kompensiren; s. Beispiele bei Sanders unter „übertragen" II, 2 und 3.
14 v. u. behaben = sich behagen, gütlich thun; nur im Infinitiv vorkommend, oben Thl. III. S. 24, Z. 4 v. u., Werke, Bd. III. S. 357 („Wie könnt Ihr Euch so wunderlich behaben"), und einigemal substantivirt mit „das"; in anderm Sinne war das Wort bis zum 16ten Jahrhundert üblich, von Goethe repristinirt; s. J. Grimm, Wörterb. I. Sp. 1316 „behaben" als Zeitwort 1 und 2 und „Behaben" als Substantiv. Der Sinn, in dem das Wort an unsrer

Stelle gebraucht wird, ist jedoch weder dort noch bei Sanders angegeben.

10. 11 v. u. abgeweihte; so liest die erste Ausgabe 6a; im Sinne von „weihend abgeschnitten", im Anschlusse an die ursprüngliche, von Goethe erst bei der Einschaltung des Gedichts in „Dichtung und Wahrheit" abgeänderte Fassung „auch geweiht- und abgeschnittne Haare", Werke, Bd. III. S. 200, 2te Note; ebenso die Lesart Bd. VIII. S. 271 und Textrev. S. 457 „hast mit Deinem Schwert abgeweihet ihre Haare" (von Sanders angenommen, dem wir beitreten, von Strehlke mit J. Grimm verworfen); abgewehte mit 6 alle übrigen Ausgaben. Goethe wollte die ursprünglichen Ausdrücke veredeln; wir finden in der neuen Redaktion nicht mehr „halbverwelkte Blätter, Ausgekämmte Haare, Alte Wämser, ausgetretne Schuh' und schwarzes Linnen"; es ist daher kaum anzunehmen, daß er den edlen Ausdruck der geweihten Haare, den er vorfand, durch abgewehte ersetzt hätte; „abgewehte Haare", also ausgefallne und vom Winde fortgetragne einzelne Haare der oder des Geliebten sind kein des Sammelns und Aufhebens werthes Objekt; wohl aber ist es eine beliebte Sitte, abgeschnittne Haare als „Liebespfand" zu schenken oder zu nehmen. Die Lesart der ersten Ausgabe in Oktav scheint uns daher mehr Wahrscheinlichkeit für sich zu haben als die der Ausgabe in Sedez.

9 v. u. Abgeklungner nach Bd. III. S. 200; die Ausgaben Abgeklungener.

7 v. u. Sosius, nach Bd. III. S. 200, Note 3, K und 11a flgde; Sosias 6 bis 9.

6 v. u. -Ehre, nach dem Zusammenhang mit „Dichterwerk"; die übrigen Ausgaben Ehre.

11. 14 v. u. Macklot heutige Namensform mit 6 und 6a; sonst auch Maklot und Maklott (Firma 1775).

12. 6 v. u. herwärts, d. h. sich herwärts drängend.

5 v. u. herauf- und herabreichte; von einer bestimmten Stelle aus gedacht, wäre es ein Hinauf- und Herabreichen oder ein Herauf- und Hinabreichen gewesen.

13. 13 v. o. Neugierige meiner Freunde, seltene, aber sehr empfehlenswerthe, den romanischen Sprachen entlehnte Abkürzung für N. aus der Zahl oder aus dem Kreise m. Fr.; s. S. 46, Z. 10 u. 9 v. u. und Sanders „Dein" 3e.

15 v. u. was = das, auf „Selbstgefühl" bezogen.

8 v. u. Schrittschuhbahnen s. Anm. 586.

„ „ glattgefrorne nach 6a; glattgefrorene 6 und die übrigen Ausgaben; vergl. stillbescheidne S. 21, letzte Zeile.

8 v. u. wimmelten von bewegter Versammlung; die drei verbundenen Ausdrücke des Wimmelns, Bewegens und Versammelns sind nicht tautologisch gebraucht; der erste, das Gewühl und die Fülle (das Ameisenartige) bezeichnend, riefe, allein, ein Bild hervor, wo die Einzelnen mehr oder weniger auf demselben Flecke verblieben; durch den Zusatz bewegter tritt die Bestimmung hinzu, daß die Schlittschuhläufer und die Schlitten die Menge durchbrechen, blitzartig kreuzen.

14. 12 v. u. Cumberland's, richtig seit 8; Cleveland's 6 und 6a.

17. 5 v. o. Unstatten, s. Thl. II. S. 221 zu S. 14.

15 v. o. religiosen nach 6 und 6a, 8 und 9; religiösen 11a bis 18 und K. Vergl. Thl. II. S. 223 zu S. 111, und Thl. III. S. 42.

18. 3 v. o. sind, von „Erweckungen" bestimmt; Es gleich „Dies". Besser wäre vielleicht der Singular: „Es ist das, was wir" u. s. w.
11 v. o. originelle; eine originelle, fehlerhaft in 15 und 16, um so fehlerhafter, als das „originell" hier im prägnantesten und eigentlichsten Sinne gebraucht ist, der den unbestimmten Artikel nicht gestattet.
13 v. u. Lebensgange; Lebengange Druckfehler in 15, beibehalten in 16.
6. 5 v. u. gewähren lassen, s. Thl. I. S. 215 zu S. 100.
19. 5 v. u. ernster freundlicher, wo der Verfasser sonst „ernst-freundlicher" setzt, die Begriffe kombinirend, wie vier Zeilen vorher: „vernünftig nothwendige" und S. 21, letzte Zeile „stillbescheidne".
20. 7 v. o. Lächeln, eigentlich Anlaß zum Lächeln bereitete oder Lächeln hervorrief.
12 v. o. greifen, wie Thl. I. S. 81, Z. 9 v. o.; vergl. Werke, Bd. III. S. 269: „Das will aber doch nirgend greifen und fassen".
10 v. u. heischen, hier in dem speziellen Sinne von bitten, als Bettler heischen, zusammenbetteln; s. Grimm „heischen" 2, und Goethe, Werke, I. S. 282:
„So schreitet und heischt er undenkliche Zeit".
21. letzte. stillbescheidne nach 6a; stillbescheidene 6 und danach die übrigen Ausgaben; vergl. glattgefrorne S. 13 Z. 9 v. u.

Siebzehntes Buch.

23. 2 v. o. Lili, mit Bd. I. S. 168, den Schriften 1789, Bd. VIII. S. 136 u. 150, und den Ausgaben seit 8; Lilli richtiger 6 u. 6a und Puppenhaus.
16 v. o. wurde; wurden Druckf. in 6, nicht in 6a.
25. 7 v. o. Veränderung nach dem Druck in den Gedichten (Schriften 1789, Bd. VIII. S. 123, Gedichte 1812, S. 44 und so fort), wie auch 11a bis 16 und K; Veränderung 6 und 6a bis 9.
19 v. o. schon Dein liebes Bild, nach der ersten, jedoch unsichern Fassung v. J. 1775 (Merck's Briefe, I. S. 69, Note 2) und dem Druck in den Gedichten 1789 (Schriften, Bd. VIII. S. 124); der erste Druck in der Iris, März 1775, liest: „Ahndungsvoll hatt' ich Dein Bild empfunden"; die Einzelausgabe der Gedichte 1812, S. 45 brachte: „schon das liebe Bild"; in den Ausgaben der Gedichte von 1815 und 1821 (I. S. 46) wurde diese Lesart als fehlerhaft empfunden, der Fehler aber an der falschen Stelle gesucht und geschlimmbessert in: „das liebe Kind" und diese Lesart in der Ausg. I. H. (I. S. 71) und danach in unsrer Ausgabe (I. S. 46) festgehalten. So ging die Korruption auch in die erste Ausgabe des vorliegenden Theils von „Dichtung und Wahrheit" 6 und 6a über. Erst die Ausgabe von 1837 (8) stellte die richtige Lesart „Dein liebes Bild" sowol in den Gedichten als in der Lebensgeschichte wieder her. Nur K kehrte zur Lesart „das liebe Kind" zurück; 9 und 11a lesen „ganz Dein liebes Bild", eine willkürliche Aenderung.
26. 10 v. o. zu vermannichfaltigen mit 14a, 15, 16 und K, während die übrigen Ausgaben den Fehler von 6 und 6a „sich zu vermannichfaltigen" unbeseitigt lassen.
27. 14 v. o. ausdrücklich = ausdrucksvoll.
15 v. u. Er 8 bis 11a und K nach 6 und 6a; Es 14a bis 16, wie in Zeile 5 v. o. und S. 42 Z. 2 v. o.; jedoch sind beide Formen zulässig.
„ „ angebornem nach 6a mit 14a bis 16; angeborenem die übrigen Ausgaben nach 6.

28. 4 v. o. „Lenore" nach dem Titel des Bürger'schen Gedichts seit 11a; Leonore 8, 9 und K nach 6 und 6a.
6 v. u. halben, dem gebräuchlicheren „halber" vorzuziehen; vergl. M. Heyne bei Grimm unter „halbe" 4, „halben" 3 und 4 und „halber" 2.
3 v. u. Langeweile nach 6; Langweile 6a; s. Thl. III. S. 212 zu S. 18.
letzte. Betracht = Anbetracht.

30. 3 v. o. burgemeisterlichen s. Thl. I. S. 206 zu S. 16, Thl. II. S. 223 zu S. 52 u. Thl. III. S. 229 zu S. 189.

13 14. v. o. von Körper schlank u. s. w., elliptisch auf ein fehlendes „er", nicht auf „Gegenwart" zu beziehen, während das parallele „heiter und gewandt" drei Zeilen weiter Apposition zu dem vorausgegangenen „Betragen".

18 v. u. denen s. Thl. II. S. 109, 181, 204 und sonst.

31. 6 v. o. siebzehnten mit 9 und 11a; siebenzehnten 14a bis 16 und K nach 6 und 6a; unsre Schreibweise als die der Offizin; s. die Ueberschrift dieses Buchs.

33. 4 v. o. streichen als Zeitwort; die übr. Ausgaben Streichen.

34. 11. 10 v. u. bewillkommt s. Thl. III. S. 220 zu S. 95.
3 v. u. Indessen nach 6 und 6a, mit 8 bis 11a und K; Indeß ohne Grund 14a bis 16.

35. 3 v. o. sie, nicht auf „Gesellschaft", sondern die nicht genannte Lilli zu beziehen.
letzte. fühlte ich mir, Gallicismus, s. Thl. II. S. 230 zu S. 154.

36. 1 v. o. Spazierwanderung, analog „Spaziergang" gebildet.
10 v. o. Wieseln, schwache, volksthümliche Pluralform (Zelter, III. 48) statt der üblichern starken.
12 v. o. zu gegangen wie Thl. I. S. 206 zu S. 14.
14 v. o. Weingärten nach 6 und 6a; Weinbergen unmotivirte Aenderung in 15 und 16, oder Druckfehler, durch das vorangehende „Röderberg" veranlaßt.
23 v. o. das Gegenüber, Verdeutschung des substantivisch gebrauchten vis-à-vis.
letzte. gleichmäßig, nach den ersten Ausgaben und nach dem Sinn; gleichmäßige fehlerhaft in 15 und 16.

37. 12 v. o. durchsah; weiter unten Z. 12 v. u. durchblickt, ebenso S. 38 Z. 11 v. u. als Synonyme von „durchschauen", Bd. XVIII. S. 100 und 111.
13 v. o. Delf, hier und sonst; sie hieß Delph (Puppenhaus, S. 332).

38. 2 v. o. nach beseitigt zu suppliren: haben mochte.
20 v. o. Zwist d. h. unter einander.
21 v. o. nunmehr nach 6 und 6a mit 8 bis 11a und K; nun Fehler in 14a, beibehalten in 15 und 16.
13 v. u. gehörten mein, der Volkssprache entnommen wie: ich gehöre Dein, bei Grimm getadelt (unter „dein" 1).

39. 18 v. u. Bandes nach 6 und 6a; seit 11a die übrigen Ausgaben Theiles oder Theils. Wir haben die ursprüngliche Lesart jedoch beibehalten, da jeder Theil dieser Lebensgeschichte zugleich einen Band, sowol in unsrer als in der ursprünglichen Ausgabe, bildet.

40. 4 v. u. werde nach 6 und 6a mit 8 bis 11a und K; würde unberechtigte und unmotivirte Aenderung in 14a bis 16. Die Präsensform ist hier korrekter, wenn auch der gewöhnliche Sprachgebrauch sie in solchen Fällen nicht liebt.

41. 19 v. u. über die, d. h. das Fest erstreckte sich über die ganze gebildete Welt.

42. 9 v. o. Himmel, so in 6, 6a, 8 bis 11a und K; Horizont, unerlaubte Aenderung und Schlimmbesserung in 14a, beibehalten in 15 und 16. Goethe spricht nicht davon, daß jene Namen am politischen Horizonte aufgingen, sondern er denkt sie sich schon aufgegangen und über den Horizont hinaus in die Mitte des Himmels gerückt und dort glänzend und funkelnd. Am Horizont funkeln die Sterne nur schwach.

18 v. o. Zeitgeschlechte, glückliche Verdeutschung von Generation.

15 v. u. trotz mit dem Dativ, s. Thl. III. S. 216 zu S. 56.

8 v. u. Sprößlinge, im figürlichen Sinne, auf der hierarchischen Leiter bis zur kurfürstlichen Würde gelangt; im eigentlichen Sinne Sprößlinge des hohen Adels, im figürlichen der Hierarchie.

44. 2 v. o. bestimmter nach 6; bestimmten 6a.

21 v. u. ihrer, Fehler des Verfassers, statt seiner; die „Integrität" bezieht sich nicht auf „Familie", sondern auf „Verhältniß".

18 v. u. Flüßlein nach 6 und 6a mit 8 bis 14a und K; in 15 und 16 die ganz unbefugte Aenderung Flüßchen.

„ „ Jaxt und Jaxthausen beibehalten mit allen Ausgaben; Jagst und Jagsthausen üblichere Form.

45. 10 v. o. Wilibald, heutige Schreibweise des Namens; in den übrigen Ausgaben Billibald nach 6 und 6a und dem lateinischen Original des Briefs vom 25. Okt. 1518: Ad Bilibaldum Pirckheymerum. Hutten redet den Freund an: mi Bilibalde. Die deutsche Form wäre danach Bilibald; Münch in „Hutten's auserlesenen Werken, übersetzt", II. 196, hat daher den Namen: Bilibald Pirkheimer, wogegen Böcking, U. v. Hutten's Schriften, II. 59, Nr. CCXXXXVI: Bilwald Pirckeymer.

10. 11 v. o. Pirkheimer in moderner Schreibweise mit den neuern Cotta'schen Ausgaben und K; 6 und 6a Pyrkheymer; vergl. die Schreibungen dieses Namens in der vor. Bemerkung und Böcking a. a. O. II. 59 (Variante), 149, 412: Pirckheimero neben Pirckeymero, S. 428. Pirkheimer schreibt auch Wagner in „Ulrich's von Hutten fünf Reden gegen Herzog Ulrich von Würtemberg nebst seinem Briefe an Pirkheimer" 1801, welche Uebersetzung Goethe „anmuthig benützt hat" (Böcking, a. a. O. I. S. 33* und 101*).

16 v. o. in seit 11a; 6 und 6a bis 9 ja; im lateinischen Originale utcunque.

16 v. u. wahnhaften Edelleuten nach dem lateinischen ex imaginariis illis nobilibus (Schein-Adel).

11 v. u. Zwischen den beiden Absätzen steht im Original eine hier weggelassene längere Stelle.

8. 7 v. u. Die Worte wie ich u. s. w. beschließen im lateinischen Original keineswegs einen Hauptsatz wie hier, und die Worte Und so gesteh' ich beginnen nicht einen neuen; vielmehr entspricht das so dem wie in demselben Satze. Denn Hutten schreibt: In quo ut ambitionis confessionem ipse tibi non tortus, ne rogatus quidem edidi, ita illis non invideo, quos ab infimo progressos meam transcendisse contigit sortem. Et ab hominibus mei ordinis valde dissentio etc. Man vergleiche die Uebertragung der Ausdrücke ab infimo — sortem — ordinis mit: von den untersten Ständen — Zustände — Standes; kongruent vielleicht nur der letzte.

2 v. u. schimpfen; im Lat. criminari solitis, also mehr beschuldigen als schimpfen.

46. 13 v. o. Walker, Schuster und Wagner; im lat. Texte folgen sich:

sutores, ut nobis fullones et carpentarii, also: „Schuster, Walker und Wagner"; die Umstellung aber ist wol beabsichtigt zur Vermeidung der Alliteration.

46. 19 v. o. einem seit 14a und K; einen 6 und 6a bis 11a; im lat. Originale: qui tantum omittimus, quantum infimo cuique supra nos evolandi satis est.

23 v. o. Zwischen den beiden Absätzen (vor: „Jedes Verlangen") ist ein Satz ausgelassen.

5. 4 v. u. seiner Beschaffenheit; alle übrigen Ausgaben haben den offenbaren Druck- oder Uebersetzungsfehler meiner B. Hutten will den Freund nicht über seine, Hutten's, Beschaffenheit, sondern über die Beschaffenheit, die Richtung, die Gründe seines Ehrgeizes unterrichten. Im Lateinischen: Atque haec de mea ambitione, cujus tibi rationem ut copiose ita ingenue reddidi. Vergl. die ambitionis confessionem in dem vorstehenden Allegat zu S. 45, Z. 8 u. 7 v. u. Der ganze Brief führt die Ueberschrift: Ulrichi etc. epistola vitae suae rationem exponens.

Achtzehntes Buch.

52. 4 v. u. Zapfen, im Sinne von Pivot.

6 v. o. hatten nach 6 und 6a bis 14a; hätten sinngemäße Aenderung in 15 und 16.

16 v. u. am; im Druckfehler in 6 und 6a.

54. 21 v. o. so = um so.

16 v. u. ein, unflektirt gelassen, die Worte „ein und der andern" formelhaft verbunden.

6 v. u. ihr, pleonastisch, sog. ethischer Dativ, wie unten zu S. 103.

56 16 v. o. er; 6 und 6a Er.

17 v. o. daß = so daß.

57. 12 v. o. genaturt, aus dem philosophischen und theologischen Latein herübergenommen, jetzt veraltend, doch noch bei Gotthelf; zahlreiche Beispiele bei Sanders unter „Natura"; vergl. der Scholastiker natura naturata und naturans.

10 v. u. wie, statt und mit folgendem Plural des Zeitworts.

58. erste. bildete mir ein = ich hatte das Gefühl, es schien mir so, als wenn, wie S. 69, Z. 18 v. u. „dacht' ich mir nicht anders, als".

14 v. u. mit = und, mit folgendem Plural des Zeitworts; s. zu S. 57.

60. 12 v. o. gätliche 6a, mundartliche, namentlich thüringische Nebenform zu gattlich (s. Werke, Bd. XVIII. S. 224. Z. 21, von Goethe hier und an andern, bei Grimm und Sanders angeführten Stellen in die Schriftsprache herübergenommen. Hier in der Bedeutung von passend (bien assorti). R. Hildebrand's Artikel über dies Wort gehört zu den Zierden des Grimm'schen Wörterbuchs (IV. 1. Sp. 1490—1493); gütliche in 6 ist Druckfehler.

20 v. o. Gemeinde, wie Thl. III. S. 63 und sonst; die übrigen Ausgaben Gemeine.

„ „ gar gern, wegen des vorhergegangnen nicht gern und wohl entbehrlich.

61. 10 v. o. weder, fehlend in 6, läßt ein folgendes einfaches noch erwarten; noch weniger setzt eine vorausgegangne einfache Negation („nicht" oder „keineswegs") voraus.

62. 15 v. o. mir .... erinnere, s. Thl. I. S. 221 zu S. 151, und Thl. II. S. 231 zu S. 164.

63. 3. 4 v. o. rechts und links, im Sinne von „von vielen Seiten", „Gott weiß, wo nicht Alles", wie ähnlich oben Thl. II. S. 159 und Werke, Bd. XI. 1. S. 261.

15 v. o. konnte, dem Sinne nach, da eine Einzahl: „Die penibelste Aufgabe" voraufgeht; der Konstruktion nach müßte das Zeitwort im Plural stehn.

14. 13 v. u. ein Theil, mit dem Zeitwort in der Mehrzahl, s. unten S. 68 und Thl. II. S. 228 zu S. 113.

64. 11. 12 v. o. Verkehr, sächlich, s. Thl. III. S. 217 zu S. 66.

65. 17 v. o. angehörig, zu ergänzen: sei.

7 v. u. was = das.

„ „ täglich geworden war, kann heißen: täglich zu Theil, oder alltäglich geworden war; die zweite Bedeutung ergiebt sich aus Bodmer's ironischer Theilnahme.

66. 15. 16 v. o. Beschauung und Betrachtung; unter „Beschauen" bemerkt J. Grimm von „beschauen und betrachten": „Beide Wörter erscheinen oft verbunden und so, daß beschauen meistens vorausgeht, das nachfolgende betrachten also ein anhaltenderes inneres Nachdenken ausdrückt."

23 v. o. Gestalt, nicht auf „Gesicht", sondern auf ein aus dem vorherigen Satze zu ergänzendes Subjekt: er, Passavant, bezüglich. Aehnliche gewagte Satzbildungen liebt der Verfasser bei Personenbeschreibungen, z. B. Thl. II. S. 32; s. Textrev. das. S. 222. Auch gebührt das Eigenschaftswort gewandt nicht eigentlich der Gestalt, sondern dem gestalteten Körper.

67. 12 v. o. wolkig himmelan; wolkenangethan die erste, handschriftlich erhaltene Lesart.

16 v. o. gold, als Eigenschaftswort, s. Werke, Thl. V. S. 299 zu Thl. I. S. 50, und Sanders unter „Gold, Anm."; Gold lesen 6, 6a, 8, 14a, 15, 16 und K; gold 9 und 11a; s. Weinhold, schles. Wörterb., 28b.

13 v. u. Richterschwyl, die schweizerische Form seit 8; Richterswyl 6a; Richtenschwyl Druckfehler in 6. Vergl. zu S. 70 Rapperschwyl.

4 v. u. Schindeleggi, wie Bd. XXVI. S. 125, mit 6, 6a bis 15; Schindellegi K und 16 mit gleicher Berechtigung.

68. 6 v. o. Der 4te Vers in den Gedichten (I. S. 51): „Fänd' ich hier und fänd' ich dort mein Glück?"

69. 3 v. o. vor Allem; die übrigen Ausgaben vor allen. Die Aenderung bedarf keiner Begründung.

70. 3 v. o. Rapperschwyl, wie Thl. XXVI. S. 123 und hier seit 8; 6 und 6a Rapperswyl; s. Richterschwyl vorstehend zu S. 67.

7 v. o. Rahmen und Glas, in Umstellung des formelhaften „Glas und Rahmen".

22 v. o. Haken, wie Thl. XXVI. S. 127 und hier seit 8; 6 und 6a Haggen; K = Haken. S. Schiller's W. Tell, 1. Aufz., Scenarium.

10 v. u. gähling, Adv., auch von Lessing gebraucht, neben dem veralteten „gählich" und dem gebräuchlicheren „gählings"; s. R. Hildebrand bei Grimm, IV. 1.

71. 3 v. u. Waldstätter See, weiter unten S. 78 nach seinem vollständigen Namen Vierwaldstätter See.

„ „ Viznau, die gebräuchliche Form neben Vizenau; 6, 6a bis 9 und K Fiznau, 11a bis 16 Fitznau.

72. 20 v. o. hinspielte, abhängig vom Subjekt Schneewasser; hätte

Goethe hinspülte diktirt, was nicht unmöglich, so wäre die Reuß Subjekt und Schneewasser Objekt.

72. 21 v. o. nützen mit 6, 6a und 8; nutzen seit 11a bis 16 und K.
15 v. u. diente, abhängig von Bergschlucht.

73. 18 v. u. erhob; kurz vorher S. 72, Z. 7 v. u. erhuben; dieser Wechsel schon in der ersten Ausgabe.

letzte. ruckweiser; ebenso: stufenweise, theilweise, schlagweise („bei schlagweiser Erzitterung des Eiskörpers", Tichudi) als Eigenschaftswort; s. zahlreiche Beispiele bei Sanders unter „III. Weise".

Neunzehntes Buch.

76. 16 v. u. Keyßler mit 6a; Keisler 6; vergl. Thl. I. S. 203 zu S. 23.
4 v. u. ist nach 6a; sind 6, 8 bis 16 und K. Die Mehrzahl ist auch zulässig, wenn man den Sinn über die grammatische Form stellt.

77. 3 v. o. Lombardei seit 8; Lombardie 6 und 6a weniger gut.

78. 23. 24 v. o. In Zug .... im Gasthofzimmer, ist Anakoluth; ein gesehn zu haben wird mental zu ergänzen oder statt In zu setzen sein: Aus.

80. 5 v. o. weseten; s. Faust, 2ter Theil, S. 115 „Dort wes't auch wol der Achte" und Anmerkung **.

84. 4 v. u. rauhglatte nach 6a mit 8 bis 11a; der Lesart von 6 rauchglatte folgen 14a bis 16 und K; rauch ist die antiquirte biblische Form; vergl Thl. VI. S. 97, Z. 5 und Thl. XXVIII. S. 303, Z. 8 und unten S. 99, Z. 11 v. u raubgestaltete.

86. 2 v. u. Gesetz, seit 8 in den Cotta'schen Ausgaben; Gesetze 6, 6a und K. Der unmittelbar folgende Satz würde zur Lesart Gesetze und Regeln führen, die sich jedoch nicht vorfindet.

87. 13 v. u. aus der man = daß man daraus.
8 v. u. Irrschritten nach 6a bis 11a; Irrschriften nach 6 in 14a bis 16 und K. Goethe kann aber nur die Irrschritte, d. h. das geniale Gebahren der Stolberge damaliger Zeit meinen; die „Gesellschaft ihrer gleichjährigen Zeitgenossen" ist der Göttinger Hainbund. Daß die Stolberge „durch falsche Tagsmaximen" zu Irrschriften verleitet werden, läßt sich kaum sagen; aus „gemeldeter Epoche" sind nur ihre zerstreut in Almanachen und Zeitschriften erschienenen Gedichte bekannt, von denen einige wol auch als Irrschriften bezeichnet werden könnten; sie mögen auch unter den „Irrschritten" subsumirt werden, keineswegs will aber Goethe speziell diese Schriften hervorheben: nicht durch diese, sondern durch ihr ganzes Auftreten erregten sie die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen, die sich danach eine falsche Vorstellung von ihnen bildeten. Eine solche zu berichtigen, hebt Goethe ihr „eigentliches Wesen" hier hervor.

88. 18 v. o. Erstlich des jüngeren; bei Lavater: Erstlich von 1 und 3.
3 v. o. eckig — felsig nach 6 und 6a bis 11a und K; eckigt — felsigt nach Lavater 14a bis 16, der jedoch als Komparativ unten S. 91, Z. 6 v. u. „eckiger" liest. Vergl. nachstehend zu S. 90, Z. 2 v. o. und S. 91, Z. 10 v. u

89. 13. 18 v. o. die Niemanden als ihm selber schadet, vergl. Goethe's Divan, Thl. IV. S. 33:

Denn das wahre Leben ist des Handelns
Ew'ge Unschuld, die sich so erweiset,
Daß sie Niemand schadet als sich selber.

90. 2 v. o. weißröthliche, auch 14a bis 16, während Lavater weißröthlichte schreibt; s. vorstehend zu S. 88, Z. 25 v. o. und unten zu S. 91, Z. 10 v. u.
12 v. o. allzudurchdringend nach Lavater; alldurchdringend die übrigen Ausgaben.
19 v. o. Ausdrücke = Kennzeichen, Ausdrucksarten, ein sonst bei dieser besonders durch Winckelmann eingeführten Bedeutung nicht vorkommender Plural des damals noch bildsamen Worts; auf der ersten Seite des „Werther" spricht Goethe ähnlich von den „wahren Ausdrücken der Natur", worunter jedoch Worte, Ausdrückungen nach der ältern Sprache, gemeint sein werden.
4 v. u. Beschreibung des ältern; bei Lavater (II. S. 248) Der Bruder des vorigen.
91. 11 v. o. Ränk', nach Lavater mit 14a bis 16; Ränke 6 bis 11a und K.
15—17 v. o. gute, weise, einfältige, kraftvolle, berühmte oder unberühmte, gekannte oder mißkannte, die starke Form nach Lavater, mit 14a bis 16; die schwache Form guten u. s. w. 6 und 6a bis 11a und K.
10 v. u. drolliger mit 6 und 6a bis 11a und K; drolligter 14a bis 16 nach Lavater; s. vorstehend zu S. 88, Z. 25 und S. 90, Z. 2.
92. 17 v. o. thunlicher 6 und 6a, 8, 9, 14a flgde; thulicher 11a, s. Thl. I. S. 221 zu S. 151, Thl. II. S. 32 und Thl. III. S. 21.
17 v. u. glücklich-unglücklichen 6a, 8 flgde; glücklich unglücklichen 6; vergl. Thl. III. S. 92 u. Shakesp., „Was Ihr wollt", II. 1.
2. 3 v. u. leiblicherer, zu gewinnender, so nach den Texten; zu gewinnender, d. h. „sicherer", entgegengesetzt dem folgenden „ungewisse", sofern nicht leiblicher zu gewinnender gemeint sein sollte.
94. 19 v. u. Doch wenden seit 11a; Doch!! Wenden 6 und K; Doch! Wenden 6a bis 9.
95. 6 v. u. / 7 v. o. Blühtet; Blühet fehlerhaft in 6 u. 6a; s. Werke, Thl. III. S. 75.
13 v. o. hab' nach 6 und 6a bis 9, 14a und K; habe 11a, 15 und 16.
96. 4 v. u. läßlichen; s. Thl. I. S. 221 zu S. 155.

Zwanzigstes Buch.

97. 10 v. u. Gouache- 8 bis 11a und K; Gouach- 6 und 6a; Gouache 14a bis 16. Gouache ist eig. Wasser (ital. guazzo, franz. gué, Furth); Gouache-Farben ist daher ebenso zulässig wie Wasser-Farben, Oelfarben u. a. m.
2 v. u. Wateau wie Werke, Thl. XXIX. S. 20, seit 8; 6 und 6a Watteau.
„ „ geborne nach 6 und 6a; geborene die neuesten Ausgaben ohne ersichtlichen Grund.
98. 5. 6 v. o. ehrenhaften leichten Pinsels; vergl. Thl. I. S. 82, Z. 4 v. u.
21 v. o. freiherrlichen; Freiherrlichen 6 und 6a bis 9 und K; die Aenderung freiherrlich 11a bis 16 nicht absolut nothwendig, wenn auch S. 104, Z. 15 herzoglich weimarische Paar.
27 v. o. Werthern, richtig seit 14a; 6 und 6a bis 11a und K Werther; s. Thl. III. S. 417: zwei ganz verschiedne Familiennamen.
99. 3 v. o. dem Schatten, wie Thl. II. S. 11, Z. 18 v. u.; abweichend das voraufgehende keine Schatten.
100. 8 v. o. staatsgeschäftlicher, von Goethe gebildete Zusammensetzung im Sinne von: auf die Staatsgeschäfte bezüglicher.

00. 4 v. u. und; aus Versehn ausgelassen in 14a, 15 und 16.
2 v. u. Der Strich davor, in 6 und 6a fehlend, seit 8, jedoch nicht in K und 11a, welche letztere Ausgabe sich hinsichtlich der Abschnitte überhaupt nicht an die ersten Drucke gebunden hat.
02. 8 v. o. attrattiva; attrativa inkorrekte italiänische Form in den übrigen Ausgaben.
14 v. u. viel; aus Versehn weggefallen in 14a, 15 und 16.
04. 7 v. o. Wiedersehn nach 6 und 6a, wo jedoch eine Zeile vorher Wiedersehen steht.
6 v. u. Geheimenrath, mit innerer Flexion; anders Thl. III. S. 104.
05. 3 v. o. einbildisch s. Thl. II. S. 232 zu S. 197, und Thl. III. S. 226 zu S. 154.
13 v. o. Wägen, mit dem Umlaut, süddeutsche Form, wie S. 109, Z. 3 und Z. 21 schwätzen (auch Thl. I. S. 85 und sonst).
06. 9 v. u. eingezogenen Stunden, wie eingezogenes Leben, Eingezogenheit (hier Thl. II. S. 15, Z. 2).
07. 17 v. o. Warum, nach Werke, Thl. I. S. 46 mit 11a und K als Citat; 8, 9, 14a, 15 und 16 Ach, wie oder Ach wie nach 6 und 6a.
08. letzte. schätzte mir = hielt es für mein größtes Glück; ethischer Dativ.
09. 5. 6 v. o. ich mir wohlgefiel, Konstruktion mit persönlichem Fürwort, statt: es mir wohlgefiel.
3 v. u. absichtlos, nach 6 und 6a bis 11a und K; absichtslos ohne Ursache 14a bis 16.
12. 11 v. o. wegzulenken, als Citat aus dem Stücke, wie Werke, Thl. VII. S. 45; abzulenken die übrigen Ausgaben nach 6 und 6a.

Anmerkungen

zum

Vierten Theil

von

Goethe's

Dichtung und Wahrheit.

Anmerkungen (Schluß).

603. Das Motto dieses Theils (S. 1) erläutert der Verfasser selbst im Zwanzigsten Buche (unten S. 103) in dem Abschnitte über das Dämonische: dämonische Naturen seien durch nichts zu überwinden als durch das Universum selbst, mit dem sie den Kampf begonnen. Hierin liegt die Beziehung des Spruchs auf den Held der vorliegenden Lebensgeschichte und die ganze Sturm-, Drang- und Genie-Periode ausgesprochen. Derselbe diese Periode betreffende Gedanke ist mit dem Motto des Dritten Theils in einem mehr irdischen Bilde wiedergegeben. Daran schließt sich im Neunzehnten Buche die Ausführung über das Genie an. Auch möchte man den Spruch mit dem im Sechzehnten Buche behandelten Philosophen in Verbindung bringen, obschon wir ihn demselben nicht sicher zuschreiben können; auch Jakob Böhme setzt das Böse nicht außer, sondern in Gott. Goethe's Quelle vermögen wir nicht nachzuweisen. Riemer will das Motto, und zwar mit der Aenderung Nihil contra deum u. s. w., in Zincgref's Apophthegmata angetroffen haben (Dessen Mittheilungen, I. S. 397); uns ist die Auffindung in dieser Spruchsammlung nicht geglückt, und wir vermuthen, Riemer habe sein Gedächtniß getäuscht.

Verwandtes bietet Lehmann's Florilegium politicum (1642) unter „Schaden" (Nr. 48): „Dem Menschen thut Niemand mehr Schaden und Leid als er selbst." „Niemand hat keinen größern Feind als sich selbst." S. auch unter „Feind" Nr. 18. Eine Hausinschrift in Hannover (Deutsche Inschriften [von Forck] 2. A. Berlin 1875, S. 41) lautet:

„Vor nichts nimm Dich bei Tag und Nacht
So sehr als vor Dir selbst in Acht!"

Schon entfernter ist das französische Sprichwort: On n'est jamais trahi que par les siens.

604. Das Vorwort (S. 3) läßt in der Diktion den späten Ursprung erkennen. Vergl. oben Anm. 386. Es bedurfte desselben nicht, da diejenige Methode, welche in dem folgenden Vierten Theile angewendet ist, schon die früheren drei Theile beherrscht. Bereits in diesen ist das Zusammengehörige, ohne Rücksicht auf das zeitliche Vorkommen, zusammen behandelt worden; nur eine solche künstlerische Gruppirung ermöglicht ein sinniges Ueberschauen und dadurch ein Urtheil (S. 3). Schon im Ersten Theile S. 67 hatte Goethe wie hier von dem Wiederaufnehmen der Hauptfäden, von dem „Aufnehmen und Fortleiten manchen Fadens" gesprochen (s. Anm. 55). Nachstehend wird der eigentliche Faden der Erzählung erst S. 14 ergriffen; indessen verknüpft der S. 5 im zweiten Absatz hervorgehobene äußere und innere Friede den Anfang dieses Theils unmittelbar mit den Schlußworten des Funfzehnten Buches.

Wenn Goethe nach dem Schlusse des Vorworts sowol Personen als Gesinnungen und Handlungen in einer redlich gründlichen Folge vorführen will, so bedeutet Folge die eben bezeichnete zusammenhängende Behandlung, sei es der Personen, wie Lilli, Lavater, seine Schwester, sei es der Gesinnungen, wie die des Spinozismus, sei es der Handlungen, wie seine Reise nach der Schweiz. Diese Vorführung soll eine redlich gründliche sein, eine nach besten Kräften gründliche, eine auf Wahrheit gegründete, — oder wie man sich die Begriffe der objektiven Wahrheit und der Wahrheitsliebe, der Treue, der bona fides verbunden denken mag. Aehnlich braucht Goethe, gleichfalls in seiner spätern Zeit, die Zusammensetzung heitergründlich (Werke, III. 344), wo „heiter" nicht als Bestimmungswort von „gründlich", sondern als gleichberechtigtes Adverb zu nehmen ist (so heiter als gründlich).

605. Der Vierte Theil umfaßt, mit Ausnahme einzelner im Dritten vorweggenommener Ereignisse (Anm. 386), die ersten zehn Monate des Jahres 1775, mithin den Schluß der Frankfurter Zeit des Dichters. Das Sechzehnte Buch weist auf den Winter jenes Jahres; die übrigen vier sind dem Frühling, dem Sommer und dem ersten Herbstmonate desselben gewidmet. Auf zwei Monate fällt hier ein Buch, im Ersten Theil dagegen auf drei Jahre.

Das biographische Schema des Jahres 1775 (Fort-

setzung von Nr. 4, 46, 68, 95, 130, 167, 208, 257, 318, 386, 388, 427, 481 und 520) ist nur zum geringsten Theile als Grundlage der Darstellung verwendet worden, greift auch schon in die Weimarer Zeit hinüber. Es lautet:

1775. Neigung der Fürsten zum Privatstande. — Emmerich Joseph. — Dalberg. Universität zu Erfurt und sonst. — Bückeburg. Thomas Abbt. Herder. — Amalia. — Oktober nach Weimar. — Enthusiastische Aufnahme. — Fremde überhaupt gut aufgenommen. — H[erzogin] Mutter Regierung u. Hof. Etwas Strebendes im Ganzen. — Antagonism. — Der Dichter verwandelt das Leben in ein Bild, die Menge will das Bild wieder zu Stoff erniedrigen. — Wirklichkeits Wunsch. (Goedeke's Grundr., II. S. 885.)

Sechzehntes Buch (S. 5 bis 21).

606. Zu Ende des Vierzehnten Buchs ist Spinoza's Einfluß auf Goethe berührt; Spinoza, über den er in der Laube des Bensberger Schloßgartens im Juli 1774 in einer für Jacobi noch nach vierzig Jahren, „unvergeßlichen" Weise gesprochen, bildete den Vereinigungspunkt beider Freunde (Anm. 560 u. 561). Der Anfang des Sechzehnten Buchs knüpft an jene Darstellung an und führt in die der Rheinreise v. J. 1774 unmittelbar vorausgehende Zeit zurück, in die zu Ende des Dritten Theils wie hier (S. 5, Z. 10) erwähnte Periode äußern und innern Friedens (Anm. 601), den zu bereiten sich viele glückliche Umstände vereinigen mußten. Der Anfang von Schiller's „Dithyrambe": „Nimmer, das glaubt mir, Erscheinen die Götter, Nimmer allein" giebt Goethe's Gedanken (S. 5, Z. 2) poetisch wieder.

607. Unter dem gegen Spinoza gerichteten Büchlein (S. 5, Absatz 3) ist die Schrift des Lutherischen Predigers im Haag, Johann Colerus, gemeint, welche 1706 in französischer Uebersetzung erschienen war: „La vie de Spinoza tirée des écrits de ce fameux philosophe et du témoignage de plusieurs personnes dignes de foi, qui l'ont connu particulièrement." Diese letzten Worte beziehen sich auf Spinoza's ehemalige Hausgenossen, die Coler, als Insasse von Spinoza's Wohnung im

Haag, auszufragen Gelegenheit gehabt hatte. Deutsch erschien das Buch zu Frankfurt und Leipzig 1733, wie der Titel besagt: „nunmehr aber aus dem Französischen in's Hochdeutsche übersetzet und mit verschiedenen Anmerkungen vermehret" (s. den Titel bei Buhle, Gesch. d. neuern Philos., III. 2. S. 514, Note). Dem Titelblatt gegenüber findet sich das von Goethe (S. 5) beschriebne Bildniß Spinoza's mit dem Symbol der sich in den Schwanz beißenden Schlange und der Unterschrift:

> Benedictus de Spinoza, Amstelodamensis, gente et Professione Judaeus, postea coetui Christianorum se adjungens, primi systematis inter Atheos subtiliores Architectus. Tandem, ut Atheorum nostra aetate Princeps Hagae Comitum infelicem vitam clausit, characterem reprobationis in vultu gerens. Natus A. 1632. d. 24. Nov. Den. 1677. d. 21. Febr.

(Nach dem Exemplare Fr. Jacobi's, gegenwärtig dem der hies. königl. Bibliothek, R. 6181).

Ueber diese Inschrift giebt es eine ganze Literatur. Richtig führen sie an Buhle, a. a. O. S. 515, Anm., und Paulus (in Spinozae Opera, Vol. posterius 1803. Praef. p. XVI), Hegel dagegen mit der Aenderung Signum statt Characterem (s. Textrevision) in seinen Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie 1836 (Bd. III. S. 371). Paulus sagt von dem Bilde: Verissimum est, iconem illam teterrime depravatam et plane dissimilem, characterem reprobandi, non dicam artificis, sed operarii indelebilem omnium oculis offerre; Hegel: „reprobationis allerdings, aber nicht einer passiven, sondern aktiven Mißbilligung der Meinungen, der Irrthümer und gedankenlosen Leidenschaften der Menschen", und Heydenreich (Natur und Gott nach Spinoza, 1789): „Inspirirte Physiognomiker müssen es gewesen sein, die in diesem Gesichte ein Merkmal der Verwerfung entdeckt haben" (vergl. auch Leibniz's „Theodicee", §. 374 und die Fortsetzung der Menagiana, wo gleichfalls das „Zeichen der Verwerfung" in Spinoza's Gesichte gefunden wird).

Lavater benutzte das Bild in seiner Physiognomik (Nr. 2 der „religiösen Bilder" des 15. Fragments, Bd. III).

608. Den Artikel Spinoza in Bayle's Wörterbuch (S. 6), besonders die den größten Theil desselben einnehmenden Noten trifft ebenso das hier diesem Werke gespendete Lob wie

der Vorwurf der Klätscherei und Salbaderei, zumal in der durch eigne Anmerkungen vermehrten deutschen Uebersetzung von Gottsched (Leipzig 1743).

Sogleich im Eingange des Artikels heißt es von Spinoza's 1670 erschienenem Tractatu Theologo-Politico: „Dies ist ein gefährliches und verfluchtes Buch, wo er allen Samen der Gottesleugnung ausgestreuet hat, welchen man offenbarlich in seinen Operibus posthumis sieht", und später: „Diejenigen, welche einigen Umgang mit dem Spinoza gehabt, — sagen einhellig, daß er ein sehr verträglicher Mann, leutselig, ehrlich, dienstfertig und sehr ordentlich in seinen Sitten gewesen." Diese und verwandte Stellen hat Goethe S. 6 im Sinne.

Ebenso wird Spinoza von dem deutschen Uebersetzer seiner zuerst holländisch veröffentlichten Lebensgeschichte von Colerus als ein „zugleich sehr seltsamer und abscheulicher Weltweiser", als „ein Atheist oder Gottesverleugner und sogar das Haupt solcher abenteuerlichen Leute" bezeichnet, ihm und solchen Leuten aber (das. S. 5) nachgerühmt, daß sie „ein so stilles, gelassnes und vergnügtes Leben führen und die zeitlichen Güter so wenig achten, daß man meinen sollte, sie wären kerngute Christen", und §. 11: „Im Uebrigen war seine Lebensart sehr ordentlich und sein Umgang nicht minder still und friedlich." — Schon Voltaire (Dictionn. philos., III. Exam. de Spinosa) bemerkte, daß Bayle den Philosophen gar nicht richtig verstanden zu haben scheine.

609. Zu den nachgelassnen Werken Spinoza's (S. 6) gehört seine Ethik, dasjenige, welches Goethe im Dritten Theile (S. 168) vorzüglich nennt: aus ihm wehte Friedensluft damals (im Frühling 1774) wie später in wichtigen Lebensmomenten, aus ihm trat an Stelle der Mannichfaltigkeit des Daseins das Gefühl der Einheit alles Existirenden dem Dichter entgegen. Es war die Zeit unmittelbar nach der Beendigung des „Werther", die schon hiedurch friedenbringend sein mußte, im Gegensatz zur Zeit vorher, wo er vom Fluch Kain's sprechen konnte, der auf ihm ruhe, wie Freiligrath in dem Gedicht auf Grabbe vom „Kainsstempel" der Dichtung (An Kestner, Nr. 76). Ein Hauptzeugniß für jenes frühe Studium der „Ethik" Spinoza's besitzen wir in dem Doppelschreiben Goethe's an Lavater und Pfenninger vom 26. April 1774 (Br. an Lavater, Nr. 1 u. 2), und zwar in folgenden Stellen: „Ich bin

vielleicht ein Thor, daß ich Euch nicht den Gefallen thue, mich mit Euern Worten auszudrücken und daß ich nicht einmal durch eine reine Experimental-Psychologie meines Innersten Euch darlege, daß ich ein Mensch bin und daher nichts Anders sentiren kann als andre Menschen, daß das Alles, was unter uns Widerspruch scheint, nur Wortstreit ist, der daraus entsteht, weil ich die Sachen unter andern Kombinationen sentire und drum, ihre Relativität ausdrückend, sie anders benennen muß. Welches aller Kontroversien Quelle ewig war und bleiben wird." — „Und mit inniger Seele fall' ich dem Bruder um den Hals. Moses! Prophet! Evangelist! Apostel! Spinoza oder Machiavell. Darf aber auch zu Jedem sagen: Lieber Freund, geht Dir's doch wie mir! Im Einzelnen sentirst Du kräftig und herrlich, das Ganze ging in Euern Kopf so wenig als in meinen," und: „Adieu, Bruder, ich bin nicht laß; so lang ich auf der Erde bin, erobre ich wenigstens gewiß meinen Schritt Lands täglich!"

Lewes hat den Zusammenhang dieses Briefes mit Spinoza's Ethik, unsers Wissens, zuerst herausgefunden (Goethe's Leben, übers. von Frese, I. S. 230) und die ausgezogene längere Stelle nur eine Umschreibung Desjenigen genannt, was Spinoza im Anhange des Ersten Theils der „Ethik" vom Menschen ausführt: „Da Diejenigen, welche die Natur der Dinge nicht verstehen, über die Dinge selbst nichts aussagen (affirmant), sondern sich nur die Dinge vorstellen und diese ihre Vorstellung für ein wirkliches Verständniß halten (imaginationem pro intellectu capiunt), so glauben sie deshalb, obwol der Dinge und ihrer Natur unkundig, fest an eine bestimmte Ordnung der Dinge. — Unsre Begriffe sind nichts als Vorstellungsarten, durch welche unsere Einbildung verschieden berührt wird, und dennoch sehen sie die Unkundigen als die vorzüglichsten Attribute der Dinge selbst an, weil sie, wie schon gesagt, glauben, Alles sei ihretwegen geschaffen und deshalb die Natur jedes Dinges gut oder schlecht, gesund oder faul und verdorben, je nachdem sie davon berührt werden. — Alles dies beweist, daß auch die Philosophen je nach der Anlage ihres Gehirns über die Dinge geurtheilt oder vielmehr die Eindrücke ihrer Vorstellung (imaginationis affectiones) für die Dinge selbst genommen haben. Deshalb ist es nicht zu verwundern — um auch dies beiläufig zu bemerken —, daß unter den Menschen so vielfache Meinungsverschiedenheit, wie wir sehen, und endlich der Skepticismus entstanden ist."

Dann das Corollarium zur 38. Propoſition des Zweiten Theils, welches wir unüberſetzt laſſen: „Hinc sequitur, dari quasdam ideas sive notiones omnibus hominibus communes. Nam omnia corpora in quibusdam conveniunt, quae ab omnibus debent adaequate sive clare et distincte percipi.“

Der enge Zuſammenhang der Selbſt- und der Weltkenntniß iſt hier (S. 6, zu Ende des zweiten Abſatzes) ebenſo wie in der Theil III. S. 390, Z. 5 angeführten Stelle, nur umgekehrt hervorgehoben.

610. Die nun folgende Entwicklung (S. 6 u. 7) der Goethe ſo eigenthümlichen Entſagungslehre ſteht in engſter Verbindung mit der Spinoziſtiſchen Lehre, inſofern dieſe nicht als Atheismus, ſondern im Gegentheil mit Salomon Maimon als Akosmismus aufzufaſſen iſt. Dieſer jüdiſche Philoſoph ſagt: „Es iſt unbegreiflich, wie man das Spinoziſtiſche Syſtem zum atheiſtiſchen machen könne, da ſie doch einander grade entgegengeſetzt ſind. In dieſem wird das Daſein Gottes, in jenem aber das Daſein der Welt geleugnet. Es müßte alſo eher das akosmiſche heißen“ (Lebensgeſchichte, ed. Moritz 1792, I. S. 154; ſ. Ginsberg, die Ethik des Spinoza, 1875, S. 42). Dieſen Gedanken hat Hegel adoptirt: „Der Spinozismus iſt (alſo) Akosmismus. Das Weltweſen, das endliche Weſen, das Univerſum, die Endlichkeit iſt nicht das Subſtantielle — vielmehr nur Gott“ (Geſch. d. Philoſ., III. S. 373). „In dieſem Syſtem“, führt Maimon weiter aus, „iſt die Einheit real, das Mannichfaltige aber blos idealiſch [im Sinne von willkürlich, imaginirt]. In dem atheiſtiſchen Syſteme hingegen iſt es grade umgekehrt.“ Was Maimon hier das Reale nennt, iſt daſſelbe, was Goethe, den Realiſten, zu dieſem Syſtem hinzog, Dasjenige, was er S. 7 das Ewige, Nothwendige, Geſetzliche nennt, das Unverwüſtliche, welches „durch die Betrachtung des Vergänglichen [des eben idealiſch genannten Mannichfaltigen] nicht aufgehoben, ſondern vielmehr beſtätigt“ werde.

Die innere Verwandtſchaft dieſer Richtung mit dem Myſticismus (S. 7 meine werthen Myſtiker) und dem Pietismus bezeugt der vorgedachte Doppelbrief an Lavater und Pfenninger. Auch Caro deutet darauf hin. Schon der deutſche Ueberſetzer des Colerus (Anm. 607) fand, „daß die Frommen

und Spinoza sich in vielen Punkten nahe kommen". Die Frömmigkeit ist, wenn wahrhafte Frömmigkeit, spekulativer Natur (Hegel).

Ist Gott das einzige Reale, dagegen die materielle Welt ein Unreales, nur Phänomenales, so muß der Spruch, daß Alles eitel sei (S. 7), für falsch, ja gotteslästerlich erklärt werden. Diese Opposition gegen Salomo's wohlfeile Weisheit führt in den Mittelpunkt der Goethischen Entsagung, nach der er seinen letzten Roman benannte, die in der Ablehnung des Vergänglichen, im Spinozistischen Sinne Unrealen, und in der ausschließlichen Hinwendung zu dem in demselben Sinne Realen besteht, weil nur jenes, nicht dieses eitel sei. Goethe's Leben hat in der Hingabe an dieses einzig Reale, nämlich an das Ideale bestanden, in der Hingabe an Kunst und Wissenschaft, in der Seligkeit, welche im Erkennen liegt. Wie er theoretisch denselben Gedanken in Nr. 429 der „Sprüche in Prosa" wiedergiebt und noch deutlicher in Nr. 261: „Unser ganzes Kunststück besteht darin, daß wir unsere Existenz aufgeben, um zu existiren", in Uebereinstimmung mit Matthäus 16, 25: „Wer aber sein Leben verliert, der wird es finden": so nahm er denselben, je länger je mehr zur Richtschnur seines Lebens. Er erhob sich damit über die Altersstimmung, welche Herder in einem Brief an Hamann (1787) so ausspricht: „Gott gebe mir einen zwar nicht müssigen, aber ruhigen Abend. Alles ist eitel hienieden, und das Schema dieser Welt vergeht." Verschieden von Hamann und Chesterfield (s. die Note zu dem angeführten Spruche Nr. 429), erfüllte grade Goethe's höheres Alter der in jener Entsagung liegende christliche Stoicismus. In einem Briefe an Schubarth vom 9. Juli 1820 weist er darauf hin, wie er „sein Leben aufgeben mußte, um zu sein, wie er den Augenblick aufgeben mußte, um nach Jahren des Guten zu genießen," wie er sich durch solche Entsagung gekräftigt. Und in demselben Sinne nannte ihn Riemer treffend „die Gegenwart aufopfernd, der Zukunft sich widmend" (Vorbericht zum Goethe-Zelter'schen Briefw., 1833, S. XVI). „Uns zu verewigen, sind wir ja da" (Goethe, Gedichte, Bd. II. S. 346, Nr. 4). Die Spinozistische Entsagung, ein Pessimismus zu Gunsten der wahren Lebensgüter, ist dadurch ein ethischer Optimismus, eine Weltüberwindung durch Welt- d. h. Gotteserkenntniß. Auch ist das Buch Kohelet, worin sich jene von Goethe verworfene Aeußerung gleichsam des erschöpften Epiku-

reismus findet, dem jüdischen wie dem christlichen Geiste zuwider und einzeln dastehend in der Bibel. Nur spät und mit Widerstreben ward jene zweifelhafte „Weisheit Salomonis" in den Kanon aufgenommen. Doch selbst Renan (Antichrist, 1873, S. 285) ruft heute: „Nur der Prediger war ein Weiser an dem Tage, wo er enttäuscht sagte: Alles ist eitel unter der Sonne."

Dazu noch im Einzelnen:

a. Die Stelle von dem gelassenen Zuschauer (S. 7, Z. 2—4) ist in derselben Weise formulirt in den „Wahlverwandtschaften" (Bd. XV. S. 125) und in Nr. 163 der „Sprüche in Prosa".

b (zu S. 7, Z. 10 und 9 v. u.) Guhrauer führt in seinen „Anmerkungen" zur Biographie Leibnizens (II. S. 99 zu S. 282) eine Stelle aus dessen Schriften an, die ihm den Vorwurf des Spinozismus zugezogen hatte. Des Boerhave gemachten gleichen Vorwurfs gedachten wir bereits in Anm. 308 h.

c. Daß Goethe nicht eigentlich das System Spinoza's angenommen (zu S. 7, Z. 7 u. 6 v. u.), bemerkt auch Caro in La philosophie de Goethe, Revue d. deux mondes. 15 Oct. 1865, p. 864. Noch 1815 führte G. die Ethik immer bei sich.

d. Wie Goethe S. 8 oben im Spinozismus noch heute das Ziel aller spekulativen Bemühungen erblickt, so ist derselbe auch für Hegel der „Hauptpunkt der modernen Philosophie. Das Denken muß sich auf den Standpunkt des Spinozismus gestellt haben," und nach Danzel „für die moderne Zeit das Tiefe überhaupt" (Spinozismus, S. 54).

e. Wegen des Gedichtes Der ewige Jude s. Th. III. S. 178 flgde und Anm. 573.

611. Die Unveränderlichkeit der göttlichen Gesetze (S. 8, Absatz 2 bis S. 9, Abs. 3) begründet Spinoza in der Propositon 33, Theil I der „Ethik", besonders im Scholion 2: quod omnia Dei decreta ab aeterno ab ipso Deo sancita fuerunt; nam alias imperfectionis et inconstantiae argueretur. At quum in aeterno non detur quando, ante, nec post, hinc ex sola scilicet Dei perfectione, sequitur, Deum aliud decernere nunquam posse nec unquam potuisse. Gottes Allmacht findet an seiner eignen Vollkommenheit eine Schranke. Deshalb können auch Menschen, Thiere und Pflanzen nicht von den Gesetzen ihres Daseins abweichen. Es folgt daraus das suum

esse conservare. Niemand kann aus seiner Haut fahren. Aus jenem Gesichtspunkte, daß Gott die Naturgesetze, also seine eignen Beschlüsse, nicht umstoßen könne, hat Spinoza als der Erste seines Jahrhunderts den Wunderglauben, der dieses beherrschte, den Gespensterglauben, und was damit zusammenhängt, angefochten und seine Nichtigkeit bewiesen; dies besonders im sechsten Kapitel seines, der „Ethik" voraufgegangenen theologisch-politischen Traktats (1670) „Ueber die Wunder", und in Betreff der Gespenster in den Briefen Nr. 56, 58 und 60.

Zu den Beispielen von scheinbar frei handelnden Gewächsen (S. 8 u. 9) hätte Goethe das ihm schon 1785 bekannte von Insekten fressenden Pflanzen hinzufügen können.

Bei den Worten von dem Gegensatz, welchen Spinoza so kräftig heraushebt (S. 9), schwebt wol eine bestimmte Stelle vor, die wir jedoch nicht nachzuweisen wüßten. Gemeint ist der Gegensatz des Handelns gegen die Gesetze des eignen Wesens, gegen die eignen Naturbedingungen. In der Ausübung seiner Dichtergabe (S. 9) befolgte Goethe diese Gesetze seiner Natur, das suum esse conservare, das Prometheische.

612. Das Erscheinen des „Götz" im Sommer 1773 kann wol als der Zeitpunkt angesehen werden, von dem an die Ueberzeugung des Dichterberufs in Goethe unerschütterlich feststand. In diesem und in den nächstfolgenden Jahren brach das unwillkürliche, das nachtwandlerische Dichten (S. 10, Z. 4) überwältigend hervor; auch den „Werther" hatte er einem Nachtwandler ähnlich geschrieben (Th. III. S. 132 und Anm. 509; vergl. Boisserée I. S. 264).

Die hier (S. 9) citirten drei Verse sind dem Gedichte „Der Musensohn" (Bd. I. S. 20) entnommen, der dritte dem in dem Gedichte stehenden: „So geht's von Ort zu Ort" nachgebildet.

613. Wie einer meiner Vorgänger (S. 9, Z. 8 v. u.) bezieht sich auf Petrarca. Fernow, in der Uebersetzung von Merian's Leben des Petrarca (Nouv. Mém. de l'Acad. de Berlin 1786, von Hain herausgegeben. Leipzig, Brockhaus 1818), bemerkt von der Zeit, als Petrarca sich nach Vaucluse zurückgezogen hatte (Note 43): „Wenn er im Felde spazierte, hatte er Feder und Papier bei sich, und oft erwachte er um Mitternacht, stand auf und schrieb ohne Licht die Gedanken nieder, die sich ihm in der Nacht darboten, um sie nicht zu vergessen, sondern am Tage weiter ausführen zu können. Berühmt ist sein

mit Verſen beſchriebener Pelz (?), von welchem Beccadelli ſpricht." Dieſe letztere Stelle findet ſich in Tomaſini's Petrarcha redivivus (Patavii, 1635, p. 167). Dort wird aus des Franciscus Bocchius Liber I Elegiorum berühmter Florentiner folgender Paſſus über Petrarca angeführt: „Consueverat poeta noster, dum moliri aliquid cogitando vellet, multis spatiis faciendis deambulare solus, et dum orirentur cogitationes, atque aliae aliis succederent, ne quae subito eruperant, evanescerent, pellita quadam in veste, qua erat indutus, quaeque nullo panno exteriore erat coperta, scriptitare subito quae Tuscis in Musis venerant in mentem, multisque hac atque illac notis et lituris circumscribere. Hanc ipsam vestem Joannem Casam una cum Jacobo Sadoleto et Ludovico Buccatello [welchen Letztern Fernow citirt], quorum erat in potestate, contemplari solitum esse dicitur, et cum Anno MDXXVII gravis pestilentia omnia in Italia devastaret, cum animi tum etiam salutis causa rus Muggollanum Joannis Casae omnes concessisse, secumque hanc vestem ut per otium contemplarentur habuisse. Es knüpft ſich dann an jenes Lederwamms eine Erörterung über die Einfachheit der Sitten und Kleidung zu Petrarca's Zeit, die wir dem Leſer ſchenken.

614. Eines Falles gedenken, der zwar ſpäter eintrat (S. 10). Der Fall ſelbſt trat ſchon 1775 ein, indem der Buchhändler Himburg zu Berlin in dieſem Jahre den Werther, Götter, Helden und Wieland, Götz, Clavigo und Erwin und Elmire in 2 Bänden nachdruckte. Ein dritter Band brachte dann 1776 Stella, Klaudine und das Puppenſpiel, endlich 1779, bei der dritten Auflage der erſten Bände, ein vierter Band Goethe's ältere und neuere zerſtreute kleine Schriften, darunter auch „Vermiſchte Gedichte" aus den verſchiedenſten Zeitſchriften (ſ. Hirzel's N. Verz., S. 20). Unter den Gedichten findet ſich die Ode auf Zachariä v. J. 1767, der Brief an Lottchen (Jacobi), das Mailied („Wie herrlich leuchtet"), Jäger's Nachtlied, An Belinden („Warum ziehſt Du mich"), Jacobi's Im Sommer („Wie Feld und Au"), Rettung, Mit einem goldnen Halskettchen, Chriſtel u. a. m., alſo grade viel „Abgeklungner Liebe Trauerpfänder". Im Mai 1779 erhielt Goethe einige Exemplare dieſer Ausgabe (S. 10). Der Frau von Stein überſchickte er damals zwei Exemplare, eins zum Austheilen (Brief

vom 14. Mai 1779, I. S. 225), mit den Worten: „Ich habe das Zeug heute früh durchgeblättert; es dünkt Einen sonderbar, wenn man die alt abgelegten Schlangenhäute auf dem weißen Papier aufgezogen findet.“ In dieser Stimmung ist damals (1779), also später, das S. 10 mitgetheilte Gedicht, jedoch in der Bd. III. S. 200, Note 2 abgedruckten Fassung entstanden (s. Textrevision). Leider benutzte Goethe später diesen ganz inkorrekten Nachdruck, welcher auch einige fremde Stücke enthielt (außer dem schon erwähnten Jacobi'schen Gedichte, Hutten's Denkmal von Herder), als Grundlage eines Theils der später von ihm selbst veranstalteten Ausgabe seiner Schriften, wie dies Bernays in seiner „Kritik und Geschichte des Goethischen Textes“ zuerst nachgewiesen hat.

Richtig ist, was Goethe (S. 10) von der Verpflichtung der Berliner Juden zur Porzellanabnahme erzählt. Nach einer königlichen Ordre vom 21. März 1769, deren Aufhebung erst 1787 erfolgte, waren die Juden verpflichtet, bei allen Concessionen, die sie erhielten, eine Quantität Porzellan, zu einem Drittel je vom feinsten, mittleren und geringsten, und zwar bei einem General-Privilegium für 500 Thlr. und bei Empfang eines Schutzbriefes oder der Erlaubniß zum Hausbau für 300 Thlr. zu entnehmen, und um die Produkte der königlichen Porzellanmanufaktur im Auslande bekannt zu machen, dorthin zu exportiren. Ebenso mußte die Lotterie-Societät jährlich für 6000 Thlr. (später 9600 Thlr.) Porzellan kaufen und exportiren (s. die ausgezeichneten Quellenschriften: Kolbe, Geschichte der königl. Porzellanmanufaktur zu Berlin, 1863, S. 150 flgde, und L. Geiger, Gesch. der Juden in Berlin, 1871, I. 66 u. II. 101 u. 102). Himburg selbst war jedoch nicht Jude.

615. Die Bitterkeit, deren der Verfasser hier (S. 11) gedenkt, wäre in ihm sehr berechtigt gewesen, da grade seine Erstlingsschriften den Piraten und Falsaren (s. sein Gedicht auf Fauntleroy, Bd. III, S. 307) als gute Beute heimfielen. Sein „Götz“, sein „Werther“ bereicherten Andre zu einer Zeit, wo der Dichter des Geldes am Meisten bedurfte, in den letzten Jahren zu Frankfurt und den ersten zu Weimar (s. hier S. 12, Z. 4 und Thl. III. S. 118 u. Anm. 494, S. 369 zu Ende).

Das römische Recht kennt nicht den Begriff eines geistigen Eigenthums; daher waren dem in Deutschland geltenden gemeinen Rechte Bestimmungen zum Schutze des geistigen Urheber-

rechts und zur Verfolgung des Nachdrucks nicht zu entnehmen. Dazu kam das fiskalische Interesse der Staaten an den Privilegien, welche die Verleger zur Sicherung des Debits in den einzelnen Ländern theuer genug bezahlten. Der Nachdruck wurde, sofern das nachgedruckte Werk nicht solchergestalt privilegirt war, wegen seiner Wohlfeilheit von oben begünstigt, so namentlich in Oestreich, Preußen und der Schweiz. Wie einst zu Luther's Zeit, der seiner großen Bibel-Ausgabe von 1541 eine geharnischte Diatribe gegen die Nachdrucker vorangeschickte, entwickelte sich unter dem Schutze der kaiserlichen Majestät und der übrigen Fürsten der deutsche Nachdruck in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zu einer hohen, obschon trauerigen Blüthe. In Oestreich zumal galt er als „exemt"; der von Goethe genannte Trattner (S. 11), der funfzig Jahre hindurch von 1748 an in Wien die umfassendsten Buchdrucker- und Buchhändlergeschäfte leitete, gehörte als Joseph's geadelter Hofbuchdrucker zu diesen exemten Nachdruckern. Macklot in Karlsruhe, dort seit 1757, eiferte ihm nach. Man findet aus den Jahren, von welchen Goethe spricht, in den damaligen Zeitschriften überall Anzeigen Macklot'scher Nachdrucke („Bei Macklot ist gedruckt: N. N.", Frankf. gel. Anz. 1773, S. 318 und sonst). Jedoch rührt der Karlsruher Nachdruck Goethischer Schriften, welchen Goedeke (II. S. 872) angiebt, nicht von ihm her, sondern von Schmieder in Karlsruhe, der, gleich dem sehr anrüchigen Fleischhauer in Reutlingen, „Göthens Schriften" in mehreren Bänden und wiederholten Auflagen „mit Röm. Kayserl. Allergnädigsten Privilegio" bis zu Ende der Achtziger Jahre nachdruckte. Sie waren nicht eigentlich Goethe's, sondern Himburg's Nachdrucker. Zu ihnen gesellte sich Heilmann in Biel mit „des Herrn Göthe Sämmtlichen Werken" (der 3. Band schon 1776). Den Verleger der vielen zu Freystadt damals herauskommenden Nachdrucke Goethischer Schriften kennen wir nicht. Macklot finden wir im Achtzehnten Buch unter Hans Wurst's Hochzeitsgästen wieder. Heute bestehen in Karlsruhe zwei hochachtbare Macklot'sche Buchhandlungen.

Daß die sächsische Regierung durch das berühmte Mandat vom 18. Dezember 1773 dem Nachdruck die Leipziger Messen verschloß, blieb ein vereinzelter Schritt. Wie durch diesen rechtlosen Zustand die Schriftsteller zum Selbstverlag und zu Assoziationen gedrängt wurden, ist in Anm. 447 besprochen. Lessing's derartiges Unternehmen scheiterte, zum Theil wenigstens, an dem

Nachdruck von Dodsley u. Co.; Bürger, in seinem Aufsatz gegen den Nachdruck im Deutschen Museum, Nov. 1777, sprach Allen aus dem Herzen, doch erfolglos. Die auch in dieser Beziehung auf Joseph II. gesetzten Hoffnungen schlugen bald in das Gegentheil um. Erst Leopold II. verhieß in seiner Wahlkapitulation „die Unterdrückung des Nachdrucks". Goethe hat aber bis zuletzt seine Autorrechte nur durch des Bundes und der Fürsten Privilegien einigermaßen schützen können. Denn erst durch den Bundesbeschluß vom 9. November 1837 und dann das Reichsgesetz vom 11. Juni 1870 ist ein wirklicher Rechtszustand auf diesem Gebiete geschaffen worden (vergl. Publikationen des Börsen-Vereins der deutschen Buchhändler, Leipzig 1875, Dr. Buchner S. 53—61, und v. Witzleben S. 269—277).

Bei dem besuchenden Badenser (S. 11 unten) wird an den Professor Böckmann zu denken sein, der im Oktober 1774, zur Zeit, als Klopstock dem Rufe nach Karlsruhe folgte, in Frankfurt verweilte (s. Anm. 586 zu Ende, und Goethe's Brief an ihn vom 14. November 1774 bei Merck, III. S. 109).

616. Die Guten, Unschuldigen, von einem sittlichen Enthusiasmus Erfüllten (S. 12) erinnern an manche Aeußerungen Jarno's über Wilhelm Meister und an Aureliens „erstes großgebornes Kind der Schöpfung, das mit sonderlicher Verwunderung und erbaulicher Gutmüthigkeit Löwen und Affen, Schafe und Elephanten anstaunt und sie treuherzig als Seinesgleichen anspricht" (Lehrj., IV. 16).

617. Den Brand in der Judengasse (S. 12) und seine Betheiligung daran bespricht Goethe in dem Schreiben an Schönborn vom 1. Juni 1774 folgendermaßen: „In der Nacht vom 28. auf den 29. Mai kam Feuer aus in unsrer Judengasse, das schnell und gräßlich überhand nahm; ich schleppte auch meinen Tropfen Wassers zu, und die wunderbarsten, innigsten, mannichfaltigsten Empfindungen haben mir meine Mühe auf der Stelle belohnt. Ich habe bei dieser Gelegenheit das gemeine Volk wieder näher kennen gelernt und bin aber- und abermal vergewissert worden, daß das doch die besten Menschen sind." Ganz ebenso spricht sich Goethe über die untere Volksklasse in seinen Briefen an Frau von Stein auf der Harzreise 1777 aus (v. 4. Dez., I. S. 131).

Jener Brand fiel hienach gleichfalls in die Zeit vor der

Emser Reise. Einer von Goethe's Klienten, der Jude Seelig Haas, wohnte der Brandstelle nahe und gehörte zu den Flüchtenden; Goethe begründete damit ein Gesuch um Fristverlängerung (Kriegk's Kulturbilder, S. 439). Einen andern nächtlichen Brand vom 28. Januar 1773, welcher die Großmutter Textor bedrohte, schildert ihr Enkel in dem Schreiben an Kestner von demselben Tage, Nr. 49; auch hierbei leistete er thätigen Beistand (s. auch Th. I. S. 140 u. Anm. 121).

618. Das zweite Geschichtchen (S. 13), von Kaulbach's Pinsel verewigt, beruht auf Bettina's Erzählung nach den Mittheilungen von Goethe's Mutter (Briefw. mit einem Kinde, 1837, II. S. 261 und 262, angeblich vom 28. Nov. 1810): „An einem hellen Wintertag, an dem Deine Mutter Gäste hatte, machtest Du ihr den Vorschlag, mit den Fremden an den Main zu fahren. ‚Mutter, Sie hat mich ja doch noch nicht Schlittschuhe laufen sehen, und das Wetter ist heut so schön' u. s. w. — Ich zog meinen karmoisinrothen Pelz an, der einen langen Schlepp hatte und vorn herunter mit goldnen Spangen zugemacht war, und so fahren wir denn hinaus, da schleift mein Sohn herum wie ein Pfeil zwischen den Andern durch, die Luft hatte ihm die Backen roth gemacht, und der Puder war aus seinen braunen Haaren geflogen; wie er nun den karmoisinrothen Pelz sieht, kommt er herbei an die Kutsche und lacht mich ganz freundlich an — „Nun, was willst Du," sag' ich: ‚Ei, Mutter, Sie hat ja doch nicht kalt im Wagen, geb' Sie mir Ihren Sammetrock!' — „Du wirst ihn doch nicht gar anziehen wollen?" — ‚Freilich will ich ihn anziehen.' — Ich zieh' halt meinen prächtig warmen Rock aus, er zieht ihn an, schlägt die Schleppe über den Arm, und da fährt er hin wie ein Götterssohn auf dem Eis; Bettine, wenn Du ihn gesehen hättest! — So was Schönes giebt's nicht mehr, ich klatschte in die Hände vor Lust; mein Lebtag seh' ich noch, wie er den einen Brückenbogen hinaus- und aus dem andern wieder hereinlief und wie da der Wind ihm den Schlepp lang hinten nachtrug; damals war Deine Mutter mit auf dem Eis, der wollte er gefallen."

Diese letzte Aeußerung läßt sich mit Briefen Goethe's an die la Roche, wonach er die Kutsche zum „großen Schauspiel sendet", und an Betty Jacobi (Nr. 8) vom Anfang Februar 1774 bequem verbinden, nur daß dann der Main sich in einen Wiesenplan verwandelt: „Eine mächtige Kälte zieht durchs Fenster bis hierher an mein Herz zu tausend-

facher Ergetzung. Ein großer Wiesenplan draußen ist überschwemmt und gefroren. Gestern trug's noch nicht, heut wird gewagt. Vor zehn Tagen ungefähr waren unsre Damen hinausgefahren, unsern pantomimischen Tanz mit anzusehen. Da haben wir uns präsirt. Gleich darauf thaut' es, und jetzt wieder Frost. Halleluja! Amen!" Die Erzählung derselben Geschichte bei Falk (Goethe aus persönlichem Umgange dargestellt, S. 5) wird gleichfalls auf Bettina zurückzuführen sein. Hienach trug dieselbe sich im Januar 1774 zu, etwa den 22- oder 23sten. Da es gleich darauf thaute, so brach Goethe ein, wie der Brief an die Fahlmer Nr. IX zeigt: „es krachte und bog sich und quoll und finaliter brach's, und der Herr Ritter pattelten sich heraus". Der Lübecker Tesdorpf war mit auf dem Eise (Strodtm., 144).

In der Erzählung der Frau Rath wird sich die Erinnerung an einen ältern ähnlichen Vorgang auf dem Maine mit der an den obigen verbunden haben. Der Main aber gefriert nur alle zwei bis drei Jahre (Jahrb. des physikal. Vereins zu Frankfurt a. M., 1831), und in den Wintern 1774 und 1775, wo allein seit dem 15. Januar 1774 Maxe Brentano gegenwärtig hätte sein können, fror der Strom nicht zu, wie die ausgezeichneten Meermann'schen Ermittelungen im Archiv f. Frankfurter Geschichte und Kunst (I. 1858. S. 45, 50, 54 und 70) zeigen. Hier sind die Kältegrade der einzelnen Jahre genau angegeben. Zu demselben Resultat ist auch Düntzer (Frauenb., S. 221 bis 223) gelangt, der nur in der Annahme irrt, der Dichter habe erst in jenem Winter (1773 auf 1774) die Schlittschuhkunst erlernt; von den freilich erst nachher veröffentlichten Briefen an Kestner widerlegt dieselbe Nr. 50. Vgl. Anm. 452.

619. Der eigentliche Faden der Erzählung führt uns aus der ersten Hälfte des Jahres 1774, wo wir bisher in diesem Buche festgehalten worden, in den Winter 1774 auf 1775, zunächst in die letzten Tage ersteren Jahres, zur Bekanntschaft mit Lilli Schönemann (S. 14 und 15).

Das Wort des geistreichen Franzosen (S. 14) haben wir in etwas andrer Fassung schon in Anm. 514 aus Goethe's „Geschichte der Farbenlehre" mitgetheilt. Sollte es nicht dem menschenscheuen Rousseau zuzuschreiben sein? — Ueber die Stelle vom Bär und Huronen (ebenda) belehrt uns Düntzer's Note 1 zu S. 265 der Frauenbilder: „Zum Bären vergl. „Lili's Park" (Bd. I. S. 169):

Denn so hat sie aus des Waldes Nacht
Einen Bären, ungeleckt und ungezogen,
Unter die zahme Kompagnie gebracht" —

ferner den Brief an Frau von Stein, I. 173: „Jupiter mochte von der Schlange keine Rose. Sie werden diese von einem Bären nehmen. Gehört er nicht unter die feinen, gehört er doch unter die treuen Thiere." Der Hurone ist aus Voltaire's L'Ingénu. Cumberland's Lustspiel „Der Westindier" wurde zu seiner Zeit — es erschien im Jahre 1769 — mit großem Beifall aufgenommen. Das Stück wurde auf dem herzoglichen Privattheater zu Weimar i. J. 1778 aufgeführt, wo Goethe den Belcour machte. Vgl. Schöll zu den Briefen an Frau v. Stein, I. 152 flgde." Näheres hierüber auch in Düntzer's neuester Schrift: „Ch. v. Stein und C. Schröter" 1876, S. 75. Belcour ist in Cumberland's an Ueberraschungen reicher Komödie der Name des aus Jamaika nach London gelangten jungen, steinreichen und edlen Kreolen, der noch gleich Seume's Huronen „Europens übertünchte Höflichkeit nicht kannte". Grétry's Oper „Der Hurone" mit Text von Marmontel fällt ein paar Jahre früher.

620. Das Schönemann'sche, jetzt Bronn'sche Haus „zum Liebeneck" lag am großen Kornmarkt Nr. 15 neben der reformirten Kirche. Frau Schönemann, geb. d'Orville, leitete seit dem i. J. 1763 erfolgten Tode ihres Gatten die Bankgeschäfte mit dem Theilhaber Wegelin. Die einzige Tochter Elisabeth, Lilli (S. 14 u. 15), war, als Goethe sie kennen lernte, erst sechzehnjährig. Da der Musiker Kayser Beiden befreundet war und es sich um einen Konzertabend handelte, so denken wir bei dem Freunde, dem der Dichter zu dem Abende folgte, zunächst an ihn oder an André (s. Anm. 598, Anm. 641 und Puppenhaus, S. 325 flgde).

Das hier (S. 15) geschilderte erste Zusammentreffen bei der Musik und das gegenseitige Anblicken erinnert an die Worte Stella's im vierten Akt des gleichnamigen Trauerspiels, wo freilich der Geliebte als der Spielende dargestellt ist: „Da brachte mein Onkel die Musik; Du nahmst Deine Violine, und wie Du spieltest, lagen meine Augen sorglos auf Dir; ich spähte jeden Zug in Deinem Gesicht und — in einer unvermutheten Pause schlugst Du die Augen auf — auf mich! Sie begegneten den meinigen! Wie ich erröthete, wie ich wegsah! Du hast es bemerkt, Fernando! Denn von der Zeit an fühlt' ich wohl, daß

Du öfter über dem Blatt wegsahst, oft zur ungelegenen Zeit aus dem Takt kamst" (Werke, Bd. VIII. S. 119). Es fragt sich noch, sagt W. Scherer bei der Vergleichung beider Stellen, „welcher Bericht der treuere ist" (Deutsche Rundschau 1876, Nr. 1. S. 75).

621. Der Besuch Jung Stilling's (S. 15 bis 21). Daß dieser ganze Abschnitt schon früher, und zwar, wie wir glauben, unmittelbar nach Beendigung des Funfzehnten Buchs niedergeschrieben und erst später hier eingeschaltet worden ist, zeigt Goethe's Bemerkung Seite 15, Zeile 8 von unten und der größere Fluß und frischere Ton der Darstellung.

Zu Grunde liegt Jung's eigne ausführliche Erzählung seiner Frankfurter Besuche in „Henrich Stilling's häuslichem Leben" (Berlin und Leipzig 1789, S. 64 bis 93), verbunden mit Goethe's Erinnerungen.

Was die Zeit des ersten Besuchs anbetrifft, so ergiebt sich dieselbe aus einer von Düntzer (Frauenb., S. 276) mitgetheilten Anzeige des Dr. Hoffmann, des Hausarztes Lersner's, eines einsichtigen Arztes (Goethe, S. 16), im „Frankfurter Journal" vom 7. Januar 1775: „Herr Dr. Jung von Elberfeld [Goethe, S. 15, vom Niederrhein] hat sich endlich nach vielem Ersuchen entschlossen, einen hiesigen Herrn am grauen Staare zu operiren, auf dessen Kosten er zu Ende des Februar hier ankommen wird. Da derselbe Herrn Professor Sorber aus Marburg [Hoffmann war selbst ein geborner Marburger] und so vielen Andern unter Gottes Beistand ihr Gesicht auf die beste Art wiedergegeben hat, so macht Endesunterzeichneter bekannt, daß Patienten, die sich dieser erwünschten Gelegenheit zu ihrem Besten bedienen wollen, ihre Adresse und beschriebene Augenkrankheit an ihn franco schicken können, von dem sie alsdann die gehörige Antwort bekommen sollen, damit Niemand vergebliche Reisekosten anwende. Dieser menschenfreundliche und geschickte Herr Dr. Jung, der sonst nie so weit verreist, wird aber von vielen Patienten zurückerwartet; daher er nach dem 11. März Niemand mehr zu operiren vornehmen kann." Auch Jung gedenkt dieser Zeitungs-Nachricht (a. a. O. S. 68), aber als einer von Goethe veranlaßten. Vergl. wegen der Zeit Fahlmer, XVI, Note 4.

Zugleich mit Jung, zu Ende Februar und Anfang März, jedoch kürzer, hielt sich auch Fr. Jacobi in Frankfurt auf; es war die Zeit, wo Lilli des Dichters Herz in heftigster Spannung

hielt und er manchen Tag (im März wenigstens) in Offenbach zubrachte. Vorher fällt der Besuch der meiningenschen Prinzen (Anm. 686).

622. Wir boten ihm das Quartier an (S. 15). Jung erzählt (a. a. O. S. 68): „Goethe, der sich noch immer bei seinen Eltern in Frankfurt aufhielt, freuete sich innig, seinen Freund Stilling auf einige Zeit bei sich zu haben; seine Eltern boten ihm während seines Aufenthalts ihren Tisch an und mietheten ihm in ihrer Nachbarschaft ein hübsches Zimmer." Nur Anfangs logirte Jung im Goethehause; er schreibt (das. S. 79): „Hier [in Frankfurt] kam er [Stilling] des Abends an, er kehrte im Goethischen Hause ein und wurde mit der wärmsten Freundschaft aufgenommen."

623. Lersner (S. 15 flgde), ein Vetter von Goethe's Jugendfreunde Max Lersner (Thl. I. S. 325, Z. 2, und Lersner's Stammbaum von Heyden in dem Frankfurter Neujahrsblatt 1860, S. 17), damals erst vierzigjährig, nach Jung „ein sehr edler, rechtschaffener Frankfurter Patrizier" (a. a. O. S. 66), führte wegen der von Goethe berichteten Erziehung fürstlicher Kinder den Titel eines Oberhofmeisters. Seine Wohnung lag unmittelbar neben dem Goethehause (Frkfr. Mittheil., III. S. 67). Daß er Klinger's Pathe gewesen und ihn als solcher unterstützt habe, wird behauptet (bezweifelt jedoch von Volger, das., III. S. 97).

624. Lersner hatte von der, in Anm. 621 erwähnten glücklichen Sorber'schen Kur gehört. Den Worten von der Verbreitung des Zutrauens zu Jung auf dem Wege vielfacher Handelsverbindungen (Goethe, S. 16) liegt dagegen eine andre, bei Jung (a. a. O. S. 64 bis 68) zu findende Beziehung zu Grunde. Ein Elberfelder Kaufmann nämlich, ein Freund Jung's, hatte auf der Frankfurter Herbstmesse 1774 den am Staar erblindeten Kaufmann Bauch aus Sonneberg in Sachsen angetroffen und diesen bewogen, mit ihm nach Elberfeld zu reisen, um sich dort von Jung kuriren zu lassen. Diese Kur jedoch mißlang völlig, ganz ebenso wie später die Lersner'sche. Nach derselben kehrte Bauch nach Frankfurt noch auf einige Zeit zurück, und Dieser — von Goethe S. 16 ungenau ein Frankfurter Kaufmann genannt — war es, der Lersner ernstlich abrieth. Nach Jung: „sobald er hörte, daß sich Lersner Stilling's Kur anvertrauen wollte, so warnte er ihn angelegentlich und setzte Stilling wegen

seiner Dürftigkeit und geringen Kenntnisse so sehr herab, als er konnte, indessen half das Alles nichts. Lersner blieb bei seinem Vorsatz."

625. Der schon genannte einsichtige Arzt (Anm. 621), nach Jung (a. a. O. S. 66) „der rechtschaffene und edeldenkende Herr Doktor Hoffmann" ist der Thl. III. S. 112 erwähnte Scharfrichtersohn, welchem einer der vorzüglichen Frankfurter Sachwalter den Eingang in das Kollegium der Aerzte (1769) zu erfechten gewußt hatte. Hoffmann gab 1770 ein Lustspiel „Der verfürte und wieder gebesserte Student" mit Studentenliedern heraus (Hoffmann v. Fall., Findlinge, 2. Nr. 25, 1859, u. Stricker, Beitr. z. ärztl. Kulturgesch., 1865, S. 5 u. 36 flgde).

626. Angelockt durch eine bedeutende Belohnung (S. 16 u. S. 20, vorletzte Zeile). „Lersner versprach Stillingen tausend Gulden zu zahlen, die Kur möchte gelingen oder nicht; diese tausend Gulden strahlten ihm bei seiner kümmerlichen Verfassung gewaltig in die Augen" (Jung, a. a. O. S. 66).

627. Lersner's Operation (S. 16 u. 17) vollzog Jung in der Stille, doch in Gegenwart einiger Aerzte und Chirurgen. „Alles gelang nach Wunsch, der Patient sahe und erkannte nach der Operation Jedermann" (Jung, a. a. O. S. 81). Die nähern Angaben schöpfte Goethe aus seiner Erinnerung. Denn Jung setzt nach dem Berichte über sieben in Frankfurt vorgenommene glückliche Augenkuren („Alle wurden sehend") nur hinzu: „Aber nun fing auf einmal Stilling's schrecklichste Lebensperiode an, die über sieben Jahre ununterbrochen fortgedauert hat; der Herr von Lersner wurde, aller Mühe ungeachtet, nicht sehend; seine Augen fingen an, sich zu entzünden und zu eitern; mehrere Aerzte unterstützten ihn, aber es half Alles nichts. Schmerzen und Furcht für unheilbarer Blindheit schlugen alle Hoffnung darnieder" (a. a. O. S. 87 u. 88; dazu Goethe, S. 19, Z. 8).

628. Die Erweckungen (Revivals), Sinnesänderungen (S. 18, Z. 1 u. Z. 18) vergleicht Goethe hier mit wissenschaftlichen Aperçus, wie er in dem Schema v. J. 1774 (Thl. III. S. 389) von einem Aperçu des „Mahomet" spricht, d. h. den das. S. 171 entwickelten Gedanken über Lavater's und Basedow's Wirken. Sanders erklärt dies Wort als: „Ansicht, wie man etwas mit raschem Ueberblick auffaßt" und citirt dazu (Fremdwörterb.) Goethe's Worte, welche dieser in der „Ge-

schichte der Farbenlehre" auf die Art anwendet, wie Galilei beim Anblick schwingender Kirchenlampen die Gesetze des Pendels und Falles aufgingen: „Alles kommt in der Wissenschaft auf das an, was man ein Aperçu nennt, auf ein Gewahrwerden dessen, was eigentlich den Erscheinungen zum Grunde liegt" (Werke, 40bdge A., Bd. XXXIX. S. 133). Ein solches Aperçu sei ins Unendliche fruchtbar (s. hier, S. 18, Z. 11). Am Schönsten beschreibt Goethe diese geniale Intuition, diese lebendige Heuristik (Sprüche in Prosa, Nr. 287) in Nr. 903 dieser „Sprüche", welche lautet: „Alles, was wir Erfinden, Entdecken im höhern Sinne nennen, ist die bedeutende Ausübung, Bethätigung eines originalen Wahrheitsgefühles, das, im Stillen längst ausgebildet, unversehens mit Blitzesschnelle zu einer fruchtbaren Erkenntniß führt. Es ist eine aus dem Innern am Aeußern sich entwickelnde Offenbarung, die den Menschen seine Gottähnlichkeit vorahnen läßt. Es ist eine Synthese von Welt und Geist, welche von der ewigen Harmonie des Daseins die seligste Versicherung giebt."

Das altfranzösische Reimwort (S. 18) finden wir, von Goethe ins Deutsche übertragen, als den ersten der 1815 zuerst unter den „Gedichten" (II. 149 bis 155) u. d. T. „Gott, Gemüth und Welt" (bei uns II. 313 bis 318) erschienenen Sprüche:

„In wenig Stunden
Hat Gott das Rechte gefunden."

629. Daß Jung's Umgang für Goethe in seiner damaligen Spinozistischen, Prometheischen und Faustischen Periode weder erfreulich noch förderlich (S. 18) sein konnte, begreift sich wohl. Man ziehe hierzu, was Seite 15 diesem Abschnitte vorangeschickt ist von der nachbildenden Gestaltung des erkannten Höheren und andrerseits von den Menschen, die, insofern sie gut waren, zu den Frommen gehörten, in ihrer Thätigkeit aber Unklugheit und Ungeschick bewiesen.

Zu den Worten (S. 18 unten): schützte ihn später wie früher ist an das in Anm. 337 Gesagte und die Art, wie Goethe den frommen Freund gegen Meyer von Lindau (Waldberg) in Schutz nahm, zu erinnern.

630. Jung schildert seinen Zustand nach dem Mißlingen der Operation Lersner's (S. 19) genau so wie Goethe. Wir führen hier nur die Worte S. 88 seiner Lebensgeschichte (Band

„Häusliches Leben") an: „Stilling glaubte, er müßte vergehen, er rung mit Gott um Hilfe, aber Alles vergebens, alle freundliche Gesichter verschwanden, Alles zog sich zurück, und Stilling blieb in seinem Jammer allein. Freund Goethe und seine Eltern suchten ihn aufzurichten; allein das half nicht, er sah nun weiter nichts als eine schreckliche Zukunft; Mitleiden seiner Freunde, das ihm nichts half, und dagegen Spott und Verachtung in Menge, wodurch ihm ferner alle Praxis würde erschwert werden. Jetzt fing er an zu zweifeln, daß ihn Gott zur Medizin berufen habe" u. s. w. bis zum Schlusse: „blos ein geheimes Vertrauen auf Gottes väterliche Vorsorge, das er kaum selbst bemerkte, erhielt ihn, daß er nicht ganz zu Grunde ging."

631. Der wohlgelungenen Nebenkuren (S. 20) gedachten wir schon in Anm. 627; Jung bemerkt, nur eine habe „ihm seine Mühe — und zwar reichlich — belohnt" (a. a. O. S. 87). Unter den sieben Geheilten war der Betteljude aus dem Isenburgischen. Goethe's Erzählung folgt hier ganz der Jung's (a. a. O. S. 84 bis 87): „Er wurde einsmals in des Herrn von Lersner's Wohnung herab an die Hausthüre gerufen; hier fand er einen armen Betteljuden von etwa sechzig Jahren, er war an beiden Augen stockblind und suchte also Hilfe; sein Sohn, ein feiner Jüngling von sechzehn Jahren, führte ihn." Jung verschafft ihm Unterkommen in einem Wirthshause nahe der Judengasse. „Des folgenden Morgens nahm er [Jung] also den Wundarzt und einige Freunde mit; der Jude war gutes Muths, setzte sich und sperrte die Augen weit auf; Stilling nahm das Messer und operirte ihm ein Auge; sowie die Staarlinse heraus war, rief der Jude: ‚Ich glaab, der Herr hat mich keapperirt? — O Gott, ich seh, ich seh Alles! — Joel, Joel! (so hieß sein Sohn) geh, küß äm de Füß' — küß äm de Füß'!' Joel schrie laut, fiel nieder und wollte küssen, allein es wurde nicht gelitten. ‚Na! Na!' fuhr der Jude fort, ‚ich wollt', ich hätt' Millionen Aage, vor ä halb Koppstück ließ ich mir immer ahns apperire.' Kurz, der Jude wurde vollkommen sehend, und als er wegreiste, lief er mit ausgereckten Armen durch die Fahrgasse und über die Sachsenhäuser Brücke hin und rief unaufhörlich: ‚O, Ihr Leut', dankt Gott für mich, ich war blind und bin sehend geworden! Gott, laß den Doktor lange leben, damit er noch vielen Blinden helfen könne.'" Wir nehmen an, daß sich Goethe unter den „einigen Freunden" befand, welche der Operation beiwohnten.

632. Der Edelsinn und die Großmuth Lersner's (S. 20 unten) lag nicht sowol darin, daß er die tausend Gulden zahlte — sie waren ja auf jeden Fall bedungen —, als in dem dabei von ihm beobachteten Benehmen. Er beruhigte Jung (a. a. O. S. 89) mit den Worten: „Geben Sie sich zufrieden, lieber Doktor, es war mir gut, darum auch Gottes Wille, daß ich blind bleiben mußte; aber ich sollte die Sache unternehmen und Ihnen tausend Gulden zahlen, damit den übrigen Armen geholfen würde."

633. Auch der vorletzte Absatz S. 21 beruht auf Jung's Erzählung (a. a. O. S. 90 u. 91): „Stilling's Praxis wurde sehr klein, man fing an, ihn zu vergessen; seine Schulden wuchsen, denn die tausend Gulden reichten zu ihrer Tilgung nicht zu; folglich wurde sein Jammer unermeßlich!" — „sein eigner Schwiegervater begann zu glauben, er müsse wol kein guter Haushalter sein — und öfter wurde ihm zu Gemüthe geführt, daß das Kapital —, wofür Herr Friedenberg [der Schwiegervater] Bürge geworden war, nun bald bezahlt werden müßte. — Christine [die Frau] empfand diese Veränderung ihres Vaters hoch" u. s. w. Dazu die schon in Anm. 630 mitgetheilte Stelle. In der ersten Hälfte des August 1775 war Jung wieder in Frankfurt, „wo er wieder bei Goethe einkehrte" (Jung a. a. O. S. 93, u. Frauenb., S. 323, Note 1; wegen der Abreise s. Merck's Briefe, I. Nr. 25).

634. Nach einer Mittheilung im Archiv für Frankf. Gesch. und Kunst (Neue Folge, III. 562) wäre Jung auch die Operation des einundachtzigjährigen fast erblindeten Präsidenten von Loen in Lingen (Anm. 61) mißlungen, und er hätte seitdem diese Operationen aufgegeben. Aber noch am 30. März 1814 schreibt Jung an Fouqué, er operire den Staar in den Sommermonaten vom Mai bis September noch immer, Aermeren umsonst (Holtei, Dreihundert Briefe, II. S. 77).

Goethe gedenkt Jung's gelegentlich, z. B. in den Briefen an Lavater (S. 42) als des „treuen kameralischen Okulisten", und in den „Wahlverwandtschaften" vergleicht sich Mittler „jenem Arzt, — dem alle Kuren gelangen, die er um Gottes willen an Armen that, der aber selten einen Reichen heilen konnte, der es gut bezahlen wollte" (I. 18).

Als Goethe den Jugendfreund nach vierzig Jahren im Oktober 1815 zu Karlsruhe wieder aufsuchte, empfing dieser seinen

ehemaligen Wohlthäter mit großer Unfreundlichkeit und Kälte. Jung stichelte auf den „Geheimrath", Goethe auf den „Bischof". S. Boisserée, der Goethe begleitete, schreibt darüber: „Goethe, der so herzlich und jugendlich wie möglich, war tief gekränkt durch diesen Empfang, am Meisten aber durch die Aeußerung Jung's: ‚Ei, die Vorsehung führt uns schon wieder zusammen'" (S. Boisserée, 1862. I. S. 288)!

Der von Jung handelnde Abschnitt des Sechzehnten Buchs unsrer Biographie muß damals schon geschrieben gewesen sein. Nach jenem Empfange hätte Goethe schwerlich Lust empfunden, sich so ausführlich mit dem ehemaligen Freunde zu beschäftigen, wie hier geschieht. Auch das Citat des französischen Reims (oben S. 18) weist in die Zeit vorher, als Goethe seine Spruchsammlung „Gott, Gemüth und Welt" anlegte und zum Druck vorbereitete.

Siebzehntes Buch (S. 23 bis 48).

635. Die dies Buch bis Seite 40 allein ausfüllende Geschichte meines Verhältnisses zu Lili (S. 23) knüpft an die Einleitung, den Anfang derselben, oben Seite 14 und 15 an.

Schon 1852 hat Düntzer das Lebensbild von Lilli entworfen und mit dem der Auguste Stolberg aufs Glücklichste verbunden (Frauenb., S. 262 bis 405), ein vollständiger Kommentar zu Theil IV von „Dichtung und Wahrheit". Die Briefe Goethe's an die Letztere können, so räthselhaft sie lauten, als ein Tagebuch über die Entwicklung des Verhältnisses zu der Ersten angesehen werden. Seitdem sind mehrere wichtige Quellen über Lilli eröffnet: das Memoirenwerk ihres Neffen Jügel „Das Puppenhaus" (Frankfurt a. M. 1857), dessen Abschnitt S. 323 bis 385 ihr Andenken ausschließlich feiert; dann — die wichtigste — der 1861 zuerst durch die Berliner Goethe-Ausstellung (Handschriften-Katalog, Nr. 190) bekannt gewordne Bericht der Generalin von Beaulieu-Marconnay über Lilli aus dem Jahre 1794, abgedruckt 1869 in Nr. 32 der „Grenzboten", XXVIII. II. S. 209 bis 211, und endlich die Briefe Goethe's an die Fahlmer 1875. Diese Materialien enthalten jedoch nicht entfernt eine ausreichende Ergänzung der Goethischen Darstellung. Diese leidet an der zu späten Abfassung (nicht vor 1821); Briefe Lilli's an ihn

scheint Goethe damals nicht mehr besessen und andrerseits auch das von ihm ihr Geschriebene und Gedichtete in den Revolutionszeiten fast ganz seinen Untergang gefunden zu haben.

636. Die angenehmsten Stunden in Gegenwart ihrer Mutter (S. 23) findet Jügel (S. 324) erklärlich, da die Mutter, damals allerdings schon im Anfange der Funfzige stehend, sich durch Geist und Bildung und in ihrer Jugend, nach einem noch vorhandenen Oelbilde aus dem Jahre 1738, auch durch körperliche Schönheit auszeichnete. Sie hatte fünf Söhne, Lilli's Brüder (S. 23), denen sie, gleich der Tochter, eine vorzügliche Erziehung und Unterricht im Zeichnen, Musik, Tanzen, Reiten ertheilen ließ; der älteste, Georg, übernahm nach dem Tode der Mutter die Handlung; der zweite, Friedrich, damals Handlungslehrling in Frankreich, zwei Jahre älter als Lilli, wurde etwas später Associé des Türckheim'schen Bankhauses in Straßburg, bis die Revolution ihn nach Frankfurt zurückführte. Zur Geschichte ihrer Jugend (S. 23) wird auch die Liebe gehört haben, welche ihr späterer Gatte Türckheim schon vor der Bekanntschaft mit Goethe als Volontär des Schönemann'schen Geschäfts ihr gewidmet hatte. Von der Mutter war sie einem Vetter, J. M[anskopf], zugedacht, der Plan aber an Lilli's vollständiger Gleichgiltigkeit gegen denselben gescheitert (Jügel, S. 330 u. 341). Auch hier erinnern wir an Stella's Worte (im dritten Akt): „Gestand ich Dir nicht in den ersten Tagen meiner vollen Liebe zu Dir alle kleinen Leidenschaften, die je mein Herz gerührt hatten? Und war ich Dir darum nicht lieber?" — Diese Gabe, die attrattiva, s. unten S. 102, u. Eckermann, II. 303.

Kindhaft (S. 23, Z. 5 v. u.), wie S. 15, Z. 2 kindartig.

637. Sie in ihren Zirkeln zu sehen (S. 24), in ihrem Zauberkreise (S. 25, V. 5), bei so viel Lichtern an dem Spieltisch (ebenda, Strophe 5).

Noch zu Weihnachten 1773 konnte Goethe an Kestner schreiben (Br. Nr. 88): „Auch hält mich hier weder Liebe noch" u. s. w. Jetzt ein Jahr darauf, zu Anfang des Winters 1775, ward er in das erste ernstere Liebesverhältniß verwickelt. Wie das zu Friedrike von der Poesie der Umgebung und des Lebens im Elsaß getragen wurde, so erlag hier die Poesie der prosaischen Umgebung und den Einwirkungen einzelner Glieder des Kreises der Geliebten (S. 24). Noch

in Weimar ruft Goethe aus: „Ich hasse das Volk lang im tiefsten Grunde. — Hol' sie der Teufel! Das arme Geschöpf bedaur' ich, daß sie unter so einer Race geboren ist" (An die Fahlmer Nr. XLIV vom April 1776). Von ihrer Umgebung, der Mutter selbst und den Brüdern, namentlich von dem Aeltesten, dem spätern Vorstande des Geschäfts, konnte Goethe ein Begreifen seines wahren Werths und Charakters, den man in Weimar sogleich richtig erkannte, nicht erwarten. Lilli selbst, so ausgezeichnet sie in ihrer fernern Entwicklung sich bewährte, war damals wol noch zu jung zu einem solchen Verständniß; Goethe wenigstens betont diesen Mangel im achten Briefe an A. Stolberg: „Sollt's nicht übermäßiger Stolz sein zu verlangen, daß Dich [ihn selbst] ganz das Mädchen erkennte und so erkennend liebte? Erkenn' ich sie vielleicht auch nicht, und da sie anders ist wie ich, ist sie nicht vielleicht besser?" In den Aufzeichnungen des zweiten Bruders von Lilli wird „der berühmte Goethe als erste Inklination" derselben bezeichnet, zugleich als ein Mann „von großem Genie, einnehmender Liebenswürdigkeit und eigenthümlicher Originalität", jedoch hinzugesetzt, daß die Mutter „als eine durchaus praktische, von Allem sich Rechenschaft gebende Frau bald die Ueberzeugung gewonnen, daß Goethe, ungeachtet seines hohen Geistes, seiner glanzvollen Eigenschaften nicht der Mann gewesen sei, der das Glück ihrer Tochter hätte begründen können" (Jügel, S. 330). Daß die Verbindung Beider nicht zu Stande kam, lag daher an der Mutter.

638. Der Konflikt zwischen dem Liebesleben und dem Zwange der Geselligkeit, dem sich zu unterwerfen der Dichter, besonders im Januar und Februar dieses Winters nicht umhin konnte, rief die beiden Gedichte (hier S. 24 u. 25 und Bd. I. S. 45 u. 46) hervor; das zweite zumal spiegelt den Gegensatz der Poesie und Prosa wieder, welchen der gleichzeitige Brief an die Gräfin Stolberg vom 13. Februar jenes Jahres entwickelt: auf der einen Seite der Goethe, „der im galonnirten Rock, sonst von Kopf zu Fuße auch in leidlich konsistenter Galanterie, umleuchtet vom unbedeutenden Prachtglanze der Wandleuchter und Kronenleuchter, mitten unter allerlei Leuten [„oft so unerträglichen Gesichtern"] von ein Paar Augen am Spieltisch gehalten wird — und mit allem Interesse des Leichtsinns einer niedlichen Blondine den Hof macht", dann aber der Dichter, „der in der streichenden Februarluft schon den Frühling

ahndet —, der immer in sich lebend, strebend und arbeitend bald die unschuldigen Gefühle der Jugend in kleinen Gedichten, das kräftige Gewürze des Lebens in mancherlei Dramas, die Gestalten seiner Freunde mit Kreide auf grauem Papier — auszudrücken sucht" (An die Stolberg, Urania, S. 79 und 80) und: „Die Frühlingsluft, die so manchmal schon da über die Gärten herweht, arbeitet wieder an meinem Herzen" (an Bürger den 17. desselben Monats, Strodtmann, I. Nr. 165), dagegen an Sophie la Roche (an demselben Tage): „Hernach bin ich auch so ein Fastnachts-Goethe, in Schwarm und Saus und noch was befangen, daß nichts mit mir anzufangen ist" (Ungedr.).

Die Pracht des zweites Liedes (Str. 1, V. 2) erklärt sich durch die Aeußerung Jügel's, daß das 1770 von Lilli's Mutter erbaute, also noch ganz neue Haus „Zum Liebeneck" für die damalige Zeit „einen auffallenden Luxus gehabt haben müsse, da die Kosten der Erbauung und Einrichtung auf 70 bis 80,000 Gulden angegeben werden" (S. 326 und 329). So schöne Räume verlangten glänzende Gesellschaften (Goethe, S. 25); diese schwebten vor bei der Schilderung der „steifen Häuser", wo die Jugend sich am Spieltisch opfert, und der „verwünschten Gesellschaften" mit den vielen Lichtern (Werke, Bd. XVI. S. 230 und 236).

Jene Vergnügungszeit, jenes „starke Treiben" (An Sophie la Roche den 18. Januar) endigte am Dienstag, dem 28. Februar, mit dem Fastnachtsball, welchen Goethe an Lilli's Seite genoß („viel Freud' und Lieb' umgab mich", Urania, S. 83), zur Zeit der Anwesenheit Jacobi's und Jung's, dagegen in der Abwesenheit der Maxe Brentano, da diese sich zu ihren ersten Wochen nach Ehrenbreitstein begeben hatte, wo am 12. März ein Sohn das Licht der Welt erblickte.

639. Bei eintretendem Frühling — ländliche Freiheit (S. 26).

Offenbach, auf dem linken Mainufer stromaufwärts belegen, schon hessen-darmstädtisch, erreicht man — jetzt auf der Eisenbahn — über Sachsenhausen und Oberrad in etwa zwei Stunden. Das dortige alte Schloß wird architektonisch sehr hoch geschätzt (Frankfurter Mittheilungen, III. S. 175 bis 180, und von Klein, S. 312 bis 319, sowie Lübke in der Allgem. Zeit., 6. Febr. 1863. Nr. 37, Beilage).

Dort wohnten die französisch-reformirten Kaufleute, der schon bejahrte Nikolas Bernard, Lilli's Onkel, als der Gatte

einer Schwester ihrer Mutter, und der Onkel Peter Friedrich d'Orville, vermählt mit einer Schübler aus Zweibrücken, deren Schwester einen Bruder von Goethe's Freunde Passavant geheirathet hatte (s. Goethe's für Zweibrücken bestimmtes Hochzeits-Karmen, Bd. III. S. 315 — „Mit Deiner Schwester neu vereint" —, und Frauenbilder, S. 238). Ein d'Orville wird in dem Frankfurter Kalender v. J. 1765 unter den Aeltesten der französischen Gemeinde genannt, und noch 1808 finden wir den Namen d'Orville unter den ersten Frankfurter, den Namen Bernard noch heute unter den Offenbacher Handlungshäusern. Später sind auch die d'Orvilles (von Löwenklau) gleich den Gontards als Offiziere in die preußische Armee getreten.

640. Gärten, Terrassen bis an den Main reichend (S. 26). Der Auguste Stolberg schildert Goethe am 3. August 1775 die Aussicht des d'Orville'schen Hauses in Offenbach: „Hier fließt der Main, grad drüben [am andern Ufer, landeinwärts, nördlich] liegt Bergen auf einem Hügel hinter Kornfeld. Von der Schlacht bei Bergen haben Sie wohl gehört [s. Thl. I. S. 92]. Da links unten [stromabwärts] liegt das graue Frankfurt mit dem ungeschickten Thurm [des Doms, dem Pfarrthurm, Anm. 18 d], das jetzt für mich so leer ist als mit Besemen gekehrt, da rechts auf artige Dörfchen [stromaufwärts, in der Richtung auf Hanau die Dörfer Bürgel, Mühlheim], der Garten da unten, die Terrasse auf den Main hinunter" (Urania, S. 98 u. 100). Das Haus hieß „auf dem Linsenberge"; später befand sich darin die Becker'sche Erziehungsanstalt (Stricker, Beziehungen, S. 54).

641. Ich wohnte bei Johann André (S. 26), dem um acht Jahre ältern Offenbacher Kaufmann, Komponisten und spätern Musikalienhändler. Damals komponirte er Goethe's „Erwin und Elmire". Bei ihm ist Goethe am 6. März und den folgenden Tagen: „Auf dem Land, bei sehr lieben Menschen", und am 16. September 1775: „Offenbach Abends sieben, in einem Kreise von Menschen, die mich recht lieb haben, oft mit mir leiden" (Urania, S. 83 u. 105; s. Anm. 599).

642. Das damalige Opernwesen (S. 27). Daß Marchand während der Messen zu Frankfurt Opern aufführte, bemerkten wir schon in Anm. 490.

Aus der (S. 27) angeführten Grétry'schen Oper nahm

wol Goethe die Melodie eines seiner neuesten Lieder, das er der Auguste Stolberg am 15. April 1775 zusandte (Urania, S. 92); wir vermuthen darunter das hier zu Ende des Neunzehnten Buchs aus „Erwin und Elmire" mitgetheilte Lied: „Ihr verblühet, süße Rosen", welchem die Melodie der Arie der Zemire im 2. Aufzuge jener Oper (Nr. 8): Rose chérie, aimable fleur („Schönste der Rosen, Du meine Lust") oder Nr. 14: „Das Gefühl der Liebe macht die Herzen mild" durch André untergelegt sein mochte.

„Die Schöne bei dem Ungeheuer" ist andrer — wenig bekannter — Name für das zuerst zu Fontainebleau im Dezember 1771 aufgeführte Grétry'sche Singspiel in 4 Akten Zemire und Azor, Text von Marmontel (Comédie Ballet en vers). Dasselbe gehörte noch 1840 zum Repertoire der Pariser Oper. Damals, 1775, stand Grétry in seiner Blüthe; seine Melodien waren in Aller Munde; seine Singspiele und Feerien eröffneten eine neue Aera. Auf jene Frankfurter Ostermesse 1775 wird sich folgende Stelle in einer Biographie Grétry's beziehn: Quand elle [die genannte Oper] était encore dans sa nouveauté —, un Français la vit annoncer pour le même jour à trois théâtres différents et en trois langues, en français, en allemand et en flamand. C'était à une foire de Francfort (Grétry, par Félix van Hulst. Liège 1842, p. 38). Auch Reese und Löhlein komponirten jenes Singspiel.

Der Vater (S. 27) ist der persische Kaufmann Sander, Vater von Zemire, Fatime und Lisbe. Das Ungeheuer ist der Anfangs in „einer fürchterlichen Gestalt" auftretende persische Prinz Azor. In der hinter dem Flor veranstalteten Vision werden der bei Azor verweilenden Zemire der Vater und die beiden Schwestern vorgezaubert; der Vater hat dabei, nach dem französischen Originale, folgende Worte der Zemire hinter dem Flor pantomimisch zu begleiten: Hélas, comme il est triste! Il pleure. Sa douleur résiste au soin que leur amour [die Liebe der beiden andern Töchter] prend de le consoler. Il me cherche des yeux. Il semble me parler. Ses bras vers moi semblent s'étendre. Ah! si je pouvois y voler! si du moins il pouvoit m'entendre (Akt III, Scene 6)!

643. In dem Aufsatze über die „Trennung des Schauspiels von der Oper" (Nr. 6 der „Amtlichen Vorträge", Werke, Bd. XXVII. 2. Abth. S. 41) hatte Goethe schon (1808) auf den Uebergang von der

französischen Operette zur Handwerksoper aufmerksam gemacht: „Die französischen kleinen Operetten, Das Milchmädchen und dergleichen kamen im südlichen Deutschland zuerst auf die Bühne durch Marchand, einen Direktor, der selbst leidlich sang und sich mit Versemachen abgab. Hier hatte die Epoche der Handwerksopern ihren Anfang: die Schmiede, Böttcher, Töpfer erschienen hinter einander" (wegen der hier angeführten Stücke s. v. Biedermann's „Einführung" zu Werke, Bd. XXVII. 2. Abth. S. 12).

Hier (S. 27) läßt Goethe André's Töpfer, außer dem Faßbinder (Le Tonnelier von Audinot, aus dem Franz. von J. H. Faber 1773), den „Böttchern", die dort nicht erwähnten Jäger voraufgehn. Das spätere Iffland'sche Stück dieses Titels hat hier wol auf die Benennung der Hiller-Weiße'schen Operette „Die Jagd" v. J. 1769 (s. Jördens, V. S. 267 und oben Thl. II. S. 406, Anm. 378) Einfluß geübt. Wir citiren, um diese Richtung zu belegen, noch das pantomimische Ballet Les Artisans von Deshayes (Bibl. d. schönen Wiss., I. 195), Guichard le bûcheron, com. lyrique 1765, Hans den Schuhflicker und den Schlosser von Quétard, Weiße's lustigen Schuster und seinen „Aerntekranz" (Jördens, V. S. 257 und 267), letzterer unabhängig von Favart's Moissonneurs, ferner „Die Fischer", Singspiel von Ewald 1768, „Der Holzhauer und die drei Wünsche", kom. Oper in 1 Akt, 1772, die Operette „Der Hufschmidt" 1772 (Bd. XXVII, 2. Abth. S. 12) und noch 1789 v. Buri's „Kohlenbrenner". Die damals in Frankfurt beliebten Stücke sind bei Belli-Gontard, VI. S. 6, 30 u. 31 verzeichnet.

André nun hatte in dieser Zeitströmung seinen „Töpfer" zugleich verfaßt und in Musik gesetzt. Am 29. Oktober 1773 ward „das schöne Stück, der Töpfer genannt" in Frankfurt zu einem wohlthätigen Zwecke aufgeführt (Belli-Gontard, VI. S. 38), und zwar „mit großem Beifall" (Goethe an Betty Jacobi, Nr. 2, vom 3. November 1773). In dem Schreiben an die Fahlmer (Nr. VI vom 26. Nov. 1773), „der köstlichen Reklame" (Urlichs), verwendet sich Goethe nachdrücklichst für das Werk seines Freundes, jedoch ohne den Zweck zu erreichen, dasselbe im „Merkur" belobt zu sehn. André ging später als Kapellmeister der Döbbelin'schen Gesellschaft nach Berlin, wo ihn Goethe im Mai 1778 besuchte; schon vorher, 15. September 1777, sah er die Frau auf der Durchreise in Eisenach (Keil, Vor hundert Jahren, I. S. 123 u. 157, und Düntzer, Archiv f. Literaturgesch. 1876. V. S. 415 u. 421). Bald aber kehrte André nach Offenbach zurück, um dort die unter seinem

Namen berühmt gewordne Musik-Verlagshandlung zu gründen. Ueber ihn schreibt Biester an Bürger aus Berlin den 6. März 1778: „Ich habe Bekanntschaft mit André gemacht. Er war Kaufmann in Offenbach, hat da noch eine Fabrike, war ein Freund Goethens; er hat auch Reimereien gemacht, die aber nicht viel bedeuten. Aber komponirt hat er mit einer Laune und einem Ausdruck, der oft vortrefflich ist; die mehrste Zeit hat er den Geist seines Verfassers glücklich ergriffen. Doch hat er nicht eigentlich gelehrte Kenntniß der Musik und macht darum oft Fehler, worüber die musikalischen Kritici sehr ihre Näslein rümpfen" (Strodtmann's Bürger, Nr. 450), schwebte also zwischen dem Kapellmeister und Dilettanten (Goethe, S. 27).

644. Ewald (S. 27) war zweiter reformirter „hochfürstlich Isenburg-Birsteinischer" Prediger zu Offenbach; er heirathete noch im Laufe des Jahres die Tochter des französisch-reformirten Kaufmanns Dufay zu Frankfurt, befand sich daher in derselben Lage wie der um zwei Jahre jüngere Goethe; vielleicht beschleunigte Letztres Verlobung mit Lilli die seinige (zu S. 35 von den verschüchterten Gemüthern). Durch an hundert Bände Predigten und andre theologische und pädagogische Werke machte sich Ewald zu Ende des vorigen und zu Anfang des laufenden Jahrhunderts einen Namen; seine „Urania" (1793) und seine „Fantasien auf einer Reise durch Gegenden des Friedens" (1799) theilten, als Nachklang der frühern Verbindung, noch zwei Goethische Gedichte mit. Auch mit Lavater und Goethe's Schwager Schlosser war er befreundet und Anhänger Pestalozzi's.

Da Ewald 1781 als Generalsuperintendent nach Detmold berufen ward, trat er mit Goethe's Straßburger Bekannten Röderer in Verbindung; in einem der an Diesen gerichteten Briefe vom 3. Februar 1784 gedenkt er Lilli's in Freundschaft: „Ich bitte, daß Sie in das Türckheimische Haus gehen und der Frau von Türckheim sagen, daß der Pfarrer und sein Weib noch an sie dächten und sie liebten und immer an sie denken und sie lieben würden; daß er als Superintendent noch die Frisur trage, die sie ihm vorgeschrieben habe. — Die heilige Anna [wol scherzhafte Beziehung auf Lilli's ersten Namen] sei ihm immer noch heilig" (Alsatia 1873, S. 127). Seit 1807 lebte er als Ministerial- und Kirchenrath zu Karlsruhe, wo ihn Varnhagen um 1816 kennen lernte. Ewald besaß damals noch

Goethe's Gedicht „Lili's Park" in der nicht bekannt gewordnen ursprünglichen Gestalt und liebte es, dasselbe mit den alten Lesarten und in Goethe's Tone ergetzlich vorzutragen. Auch W. v. Humboldt gedenkt Ewald's in den „Briefen an eine Freundin" (s. auch Böttiger's Lit. Zust., II. S. 55).

645. Bürger's Lenore (S. 28) erschien wenige Monate nach dem „Götz" im Herbst 1773 (Gött. Mus.-Alm. v. J. 1774). Auch Goethe nahm das Gedicht mit Enthusiasmus auf (vergl. die Briefstelle in Anm. 456). André's Komposition für eine Singstimme ward von Bedeutung für die Entwicklung des deutschen Liedes. Die Ballade ist (uns liegt die 2te verbesserte Auflage vor, Berlin bei Maurer 1782, 33 Seiten) dramatisch behandelt, ganz durchkomponirt, mit Wechsel der Tonart und des Tempo und den Wendungen des Gedichts entsprechender, jedoch mäßiger Tonmalerei. Die Komposition bildet so einen etwas naturalistischen Vorläufer von Schubert's „Erlkönig". Sie setzte die Zeitgenossen in Entzücken und erschien ihnen wie eine neue Offenbarung. Biester schreibt darüber an Bürger im Winter 1776: „Kennst Du schon Deine Lenore von André in Musik gesetzt? Du glaubst nicht, was beide Gerstenberg für hohe musikalische Talente haben. — Sie spielte, und sie und er sangen; denn die Lenore ist als Duett gesetzt [ist nicht richtig; jedoch werden die Ehegatten die Worte Wilhelm's und Lenorens unter sich vertheilt haben]. O Bürger! Bürger! Wärst Du doch da gewesen! Solche Herrlichkeit der Musik, solche Kraft des Gesangs! Wie jeder Gedanke ganz ergriffen ist und ganz ausgedrückt! Voll Wahrheit! Voll Natur! Einige Stellen sind über allen Ausdruck vortrefflich. Wie hat's mein Herz gelabt! Und wie entzückte mich's, dabei an Dich zu denken" (Strodtmann's Bürger, Nr. 288).

Die Aeußerung Ewald's über Goethe's Deklamation in Anm. 400 bezieht sich eben auf die damalige Zeit, mithin vorzüglich auf den Vortrag der „Lenore".

646. Das hier (S. 29 u. 30) über Goethe's Advokatur-Geschäfte Gesagte schließt sich an die Stelle Thl. III. S. 111 an, weshalb wir auf Anm. 488 verweisen, wo auch der Schreiber, der treffliche Kopist, genannt ist; s. auch unten S. 95.

647. Der Geburtstag des Pfarrers Ewald (S. 30) fiel auf den 16. September. Die diesjährige Feier desselben folgte sechs Tage der seiner Vermählung nach; das Gedicht, welches in der ersten Fassung die Ueberschrift führt (s. Bd. V.

S. 300 zu I. S. 75): „Bundeslied, einem jungen Paar gesungen von Vieren", feiert nach dem Ehebunde des jungen Ewald'schen Paares dessen Aufnahme in den Offenbacher Freundesbund („Auf, trinkt erneuter Freude"); es ist durch die Schlußstrophe zugleich Goethe's Abschiedslied. Wurde es wirklich schon damals gesungen, so hätte man in André den Komponisten oder den Bearbeiter nach einer bekannten Melodie nicht weit zu suchen. Wegen des Schlusses kann Lilli nicht als gegenwärtig gedacht werden, wenn auch sie und Goethe und das André'sche Ehepaar unter den „Vieren" ursprünglich gemeint waren. Goethe fuhr nach Offenbach zu der Geburtstagsfeier hinüber, grade um von Lilli fern zu sein: „um Lilli heute Abend nicht in der Komödie, morgen nicht im Konzert zu sehen", und: „Offenbach! Abends sieben. In einem Kreise von Menschen, die mich recht lieb haben, oft mit mir leiden! — Da ist ein junges Paar [Ewalds] in der Stube, das erst seit acht Tagen verheirathet ist! Eine junge Frau [Frau André, der ein Sohn in diesem Jahre geboren wurde] liegt auf dem Bette" u. s. w. (An A. Stolberg, Samstag, den 16. September 1775; Urania, S. 105).

Die hier (S. 30) mitgetheilte erste Strophe des Gedichts ist die der spätern Bearbeitung v. J. 1789.

Unter muntern Gesellschaften beim Gastmahl hat Goethe die damals (1821) noch blühenden, von Zelter zuerst gegründeten Liedertafeln im Sinne. In der Sammlung der Berliner Liedertafel (von 1811 und 1818) findet sich obiges „Bundeslied", welches Zelter in Musik gesetzt hatte, als Nr. 15. Es ging in die Liederbücher der Studenten in Reichardt's Komposition über. — Wegen Ewald's Hochzeit s. Urania 1839, S. 106.

648. Wie Goethe die Ewald'sche Geburtstagsfeier irrig vor seine Schweizerreise gesetzt hat, so irrt er, wenn auch nicht in dem Datum von Lilli's siebzehntem Geburtstag (S. 31), doch in der Annahme, die S. 31 bis 34 erzählten Vorfälle hätten sich an diesem Tage ereignet; denn an diesem war Goethe auf seiner Reise begriffen und befand sich grade auf dem Nordabhang des Gotthard (S. 77 u. Anm. 712). Auch war Ewald noch nicht verheirathet (zu S. 34, Z. 2 v. o.). Alle jene Vorfälle hatten daher eine andre Veranlassung, die Goethe nicht mehr erinnerlich gewesen sein mochte. Welche? — wissen wir nicht. Düntzer vermuthet eine von Lilli's Oheim d'Orville beabsichtigte Verlobungsfeier, am 30. April (Sonntag) oder 1. Mai, der Lilli

ausgewichen sei (Frauenb., S. 287). Wenn Goethe und Lilli auch „deklarirt" waren (An A. Stolberg den 15. September 1775), so hat doch ein bindendes Verlöbniß und dessen öffentliche Feier, welche damals der Hochzeit nahe voraufzugehen pflegte, niemals stattgefunden. Aehnlich waren Schlosser und Kornelia Goethe schon seit dem Herbst 1772 deklarirt; die Verlobung erfolgte jedoch erst am 13. Oktober 1773 (Goethe an Sophie la Roche am 12ten dieses Monats: „doch muß ich Ihnen in aller Eile sagen, daß Schlosser angekommen ist und morgen feierliches Verlöbniß sein wird"). Hätte also der Oheim d'Orville ein dem Brautpaare geltendes Fest veranstalten wollen, so würde Lilli's Ausbleiben nur ihren richtigen Takt beweisen und eben nicht zufällig gewesen sein (Goethe, S. 34, Z. 4 v. u.).

649. Das Gelegenheitsstück „Sie kommt nicht" (S. 32), in dessen Titel ein andres Datum als das angegebne, nach dem in der vorigen Anmerkung Gesagten, gestanden haben muß, ist auch seitdem nicht wieder aufgefunden (Heigel hat 1873 eine Novelle u. d. T.: „Er kommt nicht" hier herausgegeben).

650. Die Kinder als die unbestechbarsten Realisten (S. 34). Vergl. Sprüche in Prosa, Nr. 629: „Das Kind erscheint als Realist; denn es findet sich so überzeugt von dem Dasein der Birnen und Aepfel als von dem seinigen."

Die d'Orville'schen Kinder, darunter die spätern Inhaber der Firma „Gebrüder d'Orville", treten auch in den Briefen an Auguste Stolberg gelegentlich hervor: „Die Kinder tollen über mir; es ist mir besser, ich geh' hinauf, als zu tief in Text zu gerathen. — Ich hab' das älteste Mädchen lassen anderthalb Seiten im „Paradiesgärtlein" herabbuchstabiren, mir ist ganz wohl" (Urania, S. 85).

651. Der Spruch: Ich schlafe, aber mein Herz wacht (S. 35), ist aus dem Hohen Liede Salomonis, Kap. 5, Vers 2.

652. Statt des Röderbergs (S. 36), der auf dem rechten Mainufer liegt, ist der Mühlberg gemeint, wo jetzt ein Gedenkplatz, die „Goethe-Ruhe", an den Dichter erinnert. — Die nächtliche Scene s. bereits in den „Wahlverwandtschaften" (I. 13, Abs. 2).

653. Demoiselle Delf (S. 37) oder richtiger Delph wird auch bei Jügel (Puppenhaus, S. 332, S. 350 la Delph und sonst) als eine Lilli in allen Lebensverhältnissen treu ergebne

Freundin erwähnt. Sie hatte nach dem Tode ihres Bruders i. J. 1761 die von demselben in Heidelberg betriebne Handlung übernommen und in den schwierigsten Verhältnissen fortgeführt. Selbst reformirter Konfession, stand sie in geschäftlicher und freundschaftlicher Verbindung mit Frau Schönemann und den Häusern d'Orville und Dufay zu Frankfurt, Bernard zu Offenbach und später mit Türckheim zu Straßburg. Damals, 1775, etwa siebenundvierzig Jahre alt, ward sie bis zu ihrem erst 1808 erfolgten Tode wegen ihrer Rechtlichkeit und Tüchtigkeit hoch geschätzt. Dem männlichen Geschäft, das sie betrieb, entsprach ihr männliches Ansehen (S. 37). Noch heute besteht die Tradition unter ihren wenigen noch lebenden Verwandten, sie sei männlicher Art, zugleich aber nicht ohne literarische Bildung und Verbindungen gewesen.

Diese „Handelsjungfer Delphin", wie sie in amtlichen Urkunden genannt wird, war zu der am 2. April eröffneten, jedoch schon früher beginnenden Ostermesse von Heidelberg herübergekommen. Sie scheint die später wieder erwachenden Bedenken der Frau Schönemann für den Augenblick überwunden und deren Zustimmung zu der Verlobung der Tochter mit Goethe mehr erobert als empfangen zu haben (Goethe, S. 38).

Aus Goethe's Briefen dieser Zeit läßt sich das wirklich Geschehene nur ahnen, aus Stellen wie: „Mir ist's wieder eine Zeit her für Wohl und Weh, daß ich nicht weiß, ob ich auf der Welt bin, und da ist mir's doch, als wär' ich im Himmel" (An A. Stolberg, den 19. März); „Es sieht aus, als wenn die Zwirnsfädchen, an denen mein Schicksal hängt, und die ich schon so lange in rotirender Oscillation auf- und zutrille, sich endlich knüpfen wollten" (An Herder, den 25sten), und: „Ich — falle aus einer Verworrenheit in die andere und stecke wirklich mit meinem armen Herzen wieder unvermuthet in allem Antheil des Menschengeschicks, aus dem ich mich erst kaum gerettet hatte" (An Knebel, 14. April, Charfreitag. Dazu an die Fahlmer, Nr. XXVIII, Schluß). In diese Zeit, erste Hälfte des April, muß die Verlobung fallen. Auch Düntzer nimmt die Ostertage an (Frauenb., S. 284). In Folge der eben mitgetheilten Aeußerungen an Herder schrieb Dieser an Hamann im Mai: „Goethe geht in Heirathsgedanken" (Dessen Schriften, V. S. 141).

Aber schon in dem Briefe Goethe's Nr. 12 an Herder, etwa vom 13. Mai, heißt es: „Dem Hafen häuslicher Glückseligkeit und festem Fuße in wahrem Leid und Freud' der Erde

wähnt' ich vor Kurzem näher zu kommen, bin aber auf eine leidige Weise wieder hinaus ins weite Meer geworfen."

Das tiefe Athemholen (S. 38), wie Thl. II, S. 207 und 210; s. Anm. 382, 3. Absatz, u. Bd. XVI. S. 232, Z. 11.

Die Aeußerung, daß man auf dem Gipfel der Zustände sich nicht lange halte (S. 38 unten), erinnert an eine ähnliche Thl. III. S. 22; s. Anm. 399, 2. Absatz.

Die Parenthese besonders in der spätern Zeit (S. 39, Z. 5) erscheint unklar; gemeint sind Neuvermählte, die über die erste Jugend hinweg sind, die in schon vorgerücktem Lebensalter stehen; diese Zustände sind nicht die Ehe, sondern die Konflikte mit der Außenwelt.

654. Die Mäßige, Liebe, Verständige u. s. w. (S. 39, Abs. 3) ist natürlich die Titulargattin, die Münch. Goethe verweist auf Thl. III. S. 201 flgde. Wir bemerken dies, weil Jügel (Puppenhaus, S. 337) darunter eben Lilli verstanden hat, der Jene aber hier gegenübergestellt wird.

Die Kleidungsfrage (S. 39, Abs. 4) tritt in Goethe's Briefen an A. Stolberg aus jenem Jahre mehrfach hervor.

655. Von Anerbieten zu einer gedeihlichen Anstellung (S. 40, Abs. 1) ist, wenn man von Weimar absieht, aus damaliger Zeit nichts bekannt. Doch ließe sich darauf eine Stelle in einem Briefe an Sophie la Roche vom 19. März 1775 beziehen: „ich habe auch, Gott sei Dank, wieder Relaispferde für meine weitere Route getroffen". Einer früheren solchen Offerte gedachten wir in Anm. 597, letzter Absatz.

Ebenso wenig weiß man etwas über Goethe's damalige Beziehungen zu den Freimaurern (S. 40, Abs. 2). Die beiden Stolberge und Haugwitz, früher leidenschaftliche Freimaurer, mögen auch Goethe zum Beitritt aufgefordert haben. Dieser schreibt aus bester Sachkenntniß, wenn er jene Männer in höherem Sinne verbunden und seine Zwecke, also seine dichterischen, den ihrigen nah verwandt erklärt; in der Beförderung der höchsten menschlichen Kultur und Sitte trafen sie zusammen. Dichter, Künstler und Denker sind die wahren Freimaurer. „Humanus heißt der Heilige" in Goethe's „Geheimnissen" (Str. 31).

Der Schluß (S. 40, Abs. 3 u. 4) von den Frankfurter Residentschaften und Agentschaften wiederholt das Thl. III. S. 200 Gesagte (dazu Anm. 597).

656. Der Verfasser wendet sich nun von der Geschichte seines Verhältnisses mit Lilli zu allgemeinen Betrachtungen über die damaligen öffentlichen Zustände in Deutschland und seine Stellung in denselben; sie nehmen den ganzen übrigen Theil dieses Buches ein (S. 40 bis 48).

Diese „Erinnerungen Goethe's aus der Zeit, wo die Feudalverfassung in Deutschland zu Ende ging", bezeichnet ein Rechtslehrer aus der Savigny'schen Schule als „ein schönes Denkmal jener Zustände von ihrer Lichtseite" (Puchta, Cursus der Institutionen, I. S. 65).

657. Die einleitenden Aeußerungen über die Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten (S. 41), welche Goethe mit Sterne in den meisten Fällen für „Philisterei" erklärt (Sprüche in Prosa, Nr. 536), erinnern an die ähnlichen in Nr. 353 u. 596 daselbst. Daß der Verfasser das Interesse willkürlich, Gewinn und Verlust unwesentlich, den Antheil imaginär nennt, die Theilnahme mit der an einer Wette oder am Theater vergleicht, kennzeichnet die damalige Stellung des Einzelnen zum Staate als einer ihm fremden äußern Einrichtung, während ein ausgebildetes Gemeingefühl die Angelegenheiten des Staates als die eigenen auffaßt. Ebenso vergleicht Goethe im ersten der zuletzt angeführten Sprüche die Zeitungsleser mit Assessoren sine voto, und wie er sie in dem zweiten die Entscheidung (das fait accompli) wie eine Gottheit anstaunen läßt, wird hier der Kultus des Erfolgs aus der Parteinahme hergeleitet.

658. Demnächst die hervorragendsten Zeitereignisse (S. 41 u. 42).

Friedrich's des Zweiten, des „Polarsterns" (Thl. III. S. 35), nur kurz gedenkend und auf die erste Theilung Polens nicht eingehend, erwähnt Goethe zunächst des damals von der, auch „L'étoile du Nord" genannten Kaiserin Katharina der Zweiten geführten Türkenkriegs, der im „Faust" einen mehr scherzhaften Widerhall gefunden (Bd. XII. S. 32 und L), der Feldzüge gegen die Tartaren und Türken am Ende der Sechziger und Anfange der Siebziger Jahre, welche die russische Herrschaft bis zum Schwarzen Meere ausdehnten. Die Seeschlacht in der engen Bai von Tschesme (S. 41) an der kleinasiatischen Küste, der Insel Chios gegenüber, am 7. Juli 1771, endigte mit der Verbrennung

der türkischen Flotte. Die malerische Darstellung dieser russischen Großthaten ward bekanntlich Goethe's Freunde Philipp Hackert übertragen und behufs seines künstlerischen Studiums eine russische Fregatte auf der Rhede von Livorno Ende Mai 1772 in die Luft gesprengt (s. dieserhalb die Erzählung „Schlacht bei Tschesme", Bd. XXXII. S. 41 flgde). Im Mariagespiel ließ Goethe damals die Kaiserin Katharina Werther'n zufallen (Bd. XVI. S. 232). Der Sturz der oligarchischen Verfassung in Schweden unter Friedrich's des Großen Neffen, dem jungen nordischen Könige Gustav III., ereignete sich zur selben Zeit im August 1772. Goethe verbindet mit diesen Erinnerungen die an die Losreißung Nordamerika's vom englischen Mutterlande (S. 42). Aehnlich Schlosser: „Zu derselben Zeit, als Polen und Tartaren zum Fußschemel der großen Kaiserin gemacht wurden, ward dies Glück auch der griechischen Nation zugedacht. Ganz Europa jauchzte und jubelte auf der einen Seite über die glänzenden Phrasen, in welcher das Griechenthum der russischen Kaiserin gepriesen ward, und auf der andern über die Nordamerikaner und ihren Franklin" (Gesch. des 18. Jahrh., 3. A., III. S. 227). Die Unabhängigkeit der letzteren, während der Jugendzeit Goethe's vorbereitet, ward in seinem letzten Frankfurter Jahre erreicht. Gern verbindet Goethe diese und die folgenden Befreiungen mit der der Insel Korsika (S. 41, Z. 3 v. u.); nach der S. 259 des Ersten Theils mitgetheilten Briefstelle a. d. J. 1826 erblickte er in der französischen Revolution eine „der Wirkungen" derselben. Lebendig wurde ihm diese Verknüpfung durch die Thatsache, daß er „gerade im zwanzigsten Jahre persönlich vor Paoli stand und im sechzigsten vor Napoleon" (Bd. XXIX. S. 770). Daß die erste Begegnung im Spätherbste 1769 im Bethmann'schen Hause (S. 42, Z. 4) stattgefunden, erwähnten wir schon im Zweiten Theile, S. 356. Die hoffnungsvolle Aera in Frankreich, deren Goethe ferner gedenkt, fiel grade in das Jahr 1775, als Turgot mit seinen Finanzreformen, die sogleich am Widerstande des Klerus und der Parlamente scheitern sollten, zuerst hervortrat und Malesherbes die Abschaffung der Lettres de cachet und die Aufhebung der Preßbeschränkungen vorschlug. — Anklänge an Paoli s. Bd. VIII. S. 42 u. 43, Note, und S. 116, Note (Stella, 3).

659. Die deutschen Zustände (S. 42 u. 43) sind diejenigen, welche seit hundert Jahren (S. 43, Z. 9) bestanden.

also die der ganzen Periode vom Westphälischen Frieden bis zum Ausbruche der französischen Revolution. Die Worte von dem der Gegenwart nicht allzu günstigen Standpunkte (das. Z. 14) heben hervor, daß die philosophische und literarische Bildung der Gegenwart, also der den Freiheitskriegen unmittelbar folgenden Zeit, gegen die des achtzehnten Jahrhunderts Rückschritte gemacht habe und daß sie in dem letztern grade von oben verbreitet worden sei. Dies ist buchstäblich wahr und bedarf keiner Auseinandersetzung.

Bei Erwähnung des „Werther" (S. 44, Z. 1) wird an den im Roman geschilderten Vorfall im Hause des Grafen von C. (2. Buch, Brief vom 15. März) erinnert (s. Anm. 470).

Die Familie Berlichingen (S. 44) blüht noch heute; Mitglieder derselben, sowie mehrere Freiherrn von Sickingen standen damals in kurpfälzischen Diensten.

660. Daß sich unter Goethe's nähern Bekannten kein Edelmann befunden (S. 44, letzter Abs.), diese Behauptung widerlegen, wie für die frühere Zeit die Namen Hardenberg und Kielmannsegge, so für die damalige die Namen Stolberg und Haugwitz.

661. Auf das funfzehnte und sechzehnte Jahrhundert (S. 45) ist schon im Dritten Theile S. 59 hingewiesen (Anm. 434 u. 454). In „Von deutscher Art und Kunst" hatte Herder in einem, vielfach Goethe zugeschriebenen Aufsatze Hutten's „Denkmal" erneuert, des Mannes, der gleich Sickingen auf Frankfurt und den Fortgang der dortigen Reformation persönlich eingewirkt (Archiv f. Frankf. Gesch. u. Kunst, N. F. 1869, IV. S. 59 u. 88).

Im Anschlusse an seine Beschäftigung mit der bezeichneten Periode theilt der Verfasser hier (S. 45 u. 46) einen Auszug aus dem ursprünglich lateinisch abgefaßten und gedruckten Briefe Hutten's an seinen Nürnberger Freund Pirkheimer vom 25. Oktober 1518 nach einer i. J. 1801 erschienenen Uebersetzung mit (s. Textrevision).

662. Die Gauerbschaften Limburg und Frauenstein (S. 47) und die durch die untern Stände herbeigeführte Erschütterung v. J. 1616 sind in den Anmerkungen 19c und 119 erwähnt. Das über die Rathsfähigkeit der Handwerker Gesagte erklärt sich aus Anm. 23.

663. Mit der ausgezeichneten Klasse der französischen Reformirten, hauptsächlich Refugié's in Folge der Aufhebung des Edikts von Nantes, gelangte Goethe durch Lilli in nähere Verbindung. Wir nennen hier nach Jügel (Puppenhaus, S. 280) die d'Orville, Gontard (tout le monde parle français et s'apelle Gontard, sagte die Stael von Frankfurt), Brevillier, Sarasin, Dufay, Passavant, Jeanrenaud und de Neufville.

Nach langen Kämpfen wurde es den beiden reformirten Gemeinden, der deutschen und der französischen, im Jahre 1788 gestattet, ihren außerhalb der Stadt — von ersterer in Bockenheim — abgehaltenen Gottesdienst in dieselbe zu verlegen (zu S. 48). Berechtigt waren freilich die Lutheraner gleichfalls, in ihre Kirchen zu fahren; sie hatten es aber nahe, so gingen sie zu Fuß; die Reformirten dagegen mußten wegen der Entfernung nach Bockenheim fahren. Jenes berechtigt (S. 48, Z. 3) ist scherzhaft ironisch gemeint. Die Reformirten waren die Reicheren.

Achtzehntes Buch (S. 49 bis 74).

664. Im Anfange (S. 49 u. 50) kommt der Verfasser auf die schon mehrfach erörterte Reimfrage zurück, um durch die Mängel der damaligen deutschen Prosodie seine und seiner Freunde Rückkehr zum Hans Sachs'schen Knittelverse zu begründen.

Hiezu im Einzelnen:

a. Merklich (S. 49, Z. 15) waren die kleineren Einschnitte durch die Endreime; die kürzeren Zeilen sind Reimzeilen.

b. Von Klopstock's Auftreten (das. S. 49) ist ausführlich zu Ende des Zweiten Buchs (dazu Anm. 67), von seinen hier genannten Stücken, der „Hermanns Schlacht" und „Tod Adam's", sowie von Geßner's Idyllen, Ramler — mit fast denselben Worten — und Wieland in den hier fraglichen Beziehungen (S. 50) im Zweiten Theile, S. 53 u. 54 die Rede (dazu Anm. 218). Einen Theil der eben erwähnten Idyllen recensirte Goethe selbst bei ihrem ersten Erscheinen (Werke, Bd. XXIX. S. 35).

c. Bei den bürgerlichen Trauerspielen der englischen,

von Diderot beförderten Richtung ist besonders an Lessing's „Miß Sara Sampson" und demnächst an Goethe's „Clavigo" zu denken. Dramen (S. 49, letzte Zeile) sind hier Schauspiele im engern Sinne.

d. Der S. 50 gegen den fünffüßigen oder elfsilbigen Jambus (Werke, Bd. XXIX. S. 639, Z. 6 v. u.) erhobene Vorwurf erscheint seltsam im Munde Goethe's, der es sich einst so angelegen sein lassen, seiner „Iphigenie", seinem „Tasso" und andern Stücken durch die Umwandlung ihrer Prosa in Jamben einen höheren poetischen Stil zu verleihen und, mit Schiller vereint, dies Versmaß auf dem Theater einzubürgern. In der eben citirten Stelle nennt Goethe dasselbe „der modernen Tragödie, besonders auch der deutschen, höchst angemessen". Und ist im „Hamlet" das Anfangs, wie in Goethe's „Iphigenie" und im „Elpenor", „lose niedergeschriebene Silbenmaß zu fünffüßigen Jamben abgetheilt" (ebenda S. 747), wäre dadurch Hamlet's „Poesie zur Prosa" heruntergezogen? Jedenfalls will Goethe auf eine noch stilvollere poetische Versbehandlung hinweisen, so daß die Worte einen Gegensatz, nicht zu dem zu Gunsten des fünffüßigen Jambus aufgegebenen Alexandriner, der „griechisch-französischen Form der Dramen" (Werke, Bd. XXVII. 1. Abth. S. 3), sondern zum griechischen Trimeter, den andern kunstvollen Metren der Tragiker und den, später besonders von Platen nachgeahmten Versmaßen des Aristophanes zu bilden scheinen. Zu seiner „Helena" wählte Goethe selbst griechische Metra.

e. Wieland's (S. 50) laxer Versbehandlung gegenüber ist an Voß zu denken, an seine „verbesserte Rhythmik" (Werke, Bd. XXIX. S. 264) und an seine in der Vorrede zu Virgil's Georgiken aufgestellte Quantitätsforderung (Bd. XXV. S. 174 u. 175 und Anm. 194 u. 195, wo „Herder und Wieland" als Latitudinarier in diesem Punkte genannt werden). Dazu Bd. XXVII. 1. Abth. S. 37, und Bd. XXIX. S. 446: „er lerne zuerst Hexameter machen", sowie S. 602, Note, und Sprüche i. Pr., S. 733.

f. Mäßigere Talente, denen Wieland zum Muster diente (S. 50), waren Thümmel, Alxinger, Heinse („Kirschen") u. A. m.

g. Die geniale Epoche (S. 50) ist die sogen. Sturm- und Drangperiode; augenblicklich (das. Z. 17) im Sinne von „für einen Augenblick, vorübergehend", nicht von „plötzlich, sofort".

h. Die Bezeichnungen der Genie-Epoche als strömend,

fordernd und thätig ergeben sich aus dem Dritten Theile, besonders aus den Stellen S. 70 vom „Quirlen und Schaffen", S. 83 vom Freiheitssinn jener Friedenszeit, S. 123 f. von der durch übertriebene Anforderungen hervorgerufenen Selbstquälerei und den Worten S. 197: „Die Epoche, in der wir lebten, kann man die fordernde nennen." Vergl. die Charakterisirung der ganzen Zeit bis 1790 Werke, Bd. XXIX. S. 261.

665. Von dem Zurückgreifen in das funfzehnte und sechzehnte Jahrhundert, besonders zum Hans Sachsischen Ton, Versmaß und Puppenspiel (zu S. 50 u. 51), ist bereits im Dritten Theile, S. 59 (Anm. 434), und im vorliegenden S. 45 (Anm. 661) die Rede gewesen. Ebenso sind die jener Poesie des Tages (S. 50, vorletzte Zeile) angehörigen Stücke im Dritten Theile, S. 138 u. 139, besprochen (Anm. 516). Zu den poetischen Episteln (S. 51) gehören außer Dem, was in den „Gedichten" unter dieser Rubrik abgedruckt ist, auch das „Sendschreiben" (II. 192 f.) und die „Zueignung an Merck" (V. 248 f.), zu den Parabeln die in Anm. 516 als „Epigramme" bezeichneten Gedichte und die biblischen Parabeln (III. S. 213 ff.), zu den Invektiven aller Formen auch die sog. Matinées (solche aus spätrer Zeit Bd. III. S. 47 u. 48) und die Epigramme auf Nicolai (das. S. 198 f.). Vergl. Bd. XXVII. 1. Abth. S. 4 und die Anm. 3 daselbst, sowie wegen Herder's und Merck's Episteln und Petersen's „Matinée" Bd. XXII. S. 58, 295 297 u. 366. Solche Formen nahm das ebenda S. 138 erwähnte sog. Dramatisiren an, von dem Goethe der Fahlmer am 14. Febr. 1776 schreibt (Nr. XL; dazu an die Stolberge, Urania, S. 145).

Unter den „auf so verwegenem Grunde" aufgebauten bedeutenden Werken (S. 51 oben) verstehen wir vorzüglich den „Faust" und den „ewigen Juden", dessen „Fragmente" der Dichter nach den „Annalen" (Werke, Bd. XXVII. 1. Abth. S. 4) für nicht mittheilbar hielt.

Historisch subsumirt Goethe jene satirische Richtung als Vorpostengefecht (S. 51) unter den allgemeinen Krieg der neuen Richtung gegen die alte; als Kennzeichen dieser werden hier „Anmaßung, Herkömmlichkeiten und Formen [z. B. des französischen Theaters], Weichlichkeit [Wieland, Gleim] und die Göttern und Menschen verhaßte Mittelmäßigkeit" (Bd. XXIX. S. 40) angeführt. Als eine Fortsetzung der Fehde auf einer höheren Stufe faßten wir schon oben (Anm. 513) den Schiller-

Goethischen Xenienkampf der Neunziger Jahre auf. Hier spricht Goethe von der Fortdauer des Kampfes „nur in einer höhern Region" nach funfzig Jahren. Die Worte fallen in den Anfang des vierten Decenniums des laufenden Jahrhunderts. Unter der damaligen höheren Kampfregion haben wir sicher nicht die Politik zu verstehen, obschon Goethe zur selben Zeit auch von dem aus Nordamerika übertragenen, fortdauernden politischen „offenbaren und geheimen Kampfe" erfüllt war (Bd. XXIX. S. 183 oben), vielmehr den, freilich in viele Richtungen auseinandergehenden, vorzugsweise aber im Kunstgebiete waltenden Widerstreit der Klassiker und Romantiker. Goethe einerseits opponirte in seinen „Zahmen Xenien". Das religiöse Gebiet berührt sein Aufsatz „Voß und Stolberg" 1820, Bd. XXVII. 1. Abth. S. 336 flgde und die Recension über Krummacher's Predigten (Bd. XXIX. S. 213 flgde). An diesen Andeutungen möge es hier genügen, da ein Buch erforderlich wäre, um Goethe's so allgemein gehaltene Sätze Fleisch und Blut werden zu lassen und die veränderten Frontstellungen aufzuzeigen.

666. Hanswurst's Hochzeit (S. 51 bis 53) gehört zu denjenigen Arbeiten, worin Goethe, wie in der „Achilleis" und einigen Divanstücken, die Aneignung eines Fremden bis zur äußersten Grenze der Nachbildung zu treiben versuchte. So wohlthätig und belebend nach der von Opitz ausgehenden Verfeinerung der deutschen Poesie die Rückkehr zu den frühern volksthümlichen Formen und Stoffen wirkte — den schönsten Gewinn haben wir im „Faust" —, so wenig ist zu beklagen, daß dieses die alten Fastnachtsspiele mit Haut und Haaren herübernehmende „Fratzenwesen" nur Fragment geblieben ist.

Der Gegenstand war sehr beliebt, wie „Harlekin's Hochzeit" von Möser (erst 1798 gedruckt) beweist. Aelter (1540) ist „Conz Schlauraffens Hochzeit" (Grimm, V. 57 unter „Kälbertanz"). Gottsched führt in seiner kritischen Dichtkunst (1751, S. 736) und Goedeke (Grundriß, II. S. 553, Nr. 532) die im vorigen Jahrhunderte in vielen Drucken verbreitete Harlekinade: „Der lustig singende Harlequin oder die Pickelhärings-Hochzeit" an. Dahin gehört vielleicht auch (a. a. O. S. 554, Nr. 534): „Hanns Wurst, der tyrannische Tartar-Kulikan. Nebst einer Kinder-Pantomime, betitelt: Kolekin, der glücklich gewordene Bräutigam." Jenen von Gottsched „Harlekin's singender Hochzeitschmaus" genannten Schwank, den wir jedoch nicht gelesen,

oder einen ähnlichen versuchte Goethe auf seine Art nachzubilden in „solchen altfränkischen, achtsylbigen, gestümpelten Reimen, als man vor Opitzens Zeiten gemacht", wie Gottsched die Knittelverse nennt (krit. Dichtk., S. 492). Schon vor ihm (1701) ward in dem „Heldengedicht Hans Sachs genannt" von Warnecke der Nürnberger Meister zum Vertreter aller schlechten Reimschmiede gestempelt. Erst Goethe rehabilitirte ihn.

a. Budenspiel (S. 51) heißen solche Stücke von den [Hans] „Wurstelbuden", d. h. Puppentheatern.

b. Ursel Blandine (S. 51) ist der Name, den Goethe früher (Thl. III. S. 18) als „beleidigend" für ein schönes Mädchen bezeichnete. Harlekin's Braut in der obengedachten „Pickelhärings-Hochzeit" hieß gleichfalls Ursel.

c. Die nach dem Sonnenmikroskop, also nach dem Vergrößerungsglase gearbeiteten Insignien des Wirthshauses (S. 52) ergeben sich aus den Versen unten S. 51.

d. Ein Theil der Schimpf- und Ekelnamen (S. 52, Abs. 3), welche die nach Eckermann die Zahl hundert erreichenden Personen des Stücks führten, ist im Grimm'schen Wörterbuche, I. Sp. 565 (Z. 4 bis 8) abgedruckt.

e. Das zum Versuche beigefügte Blatt (S. 52, Abs. 4) scheint dasjenige gewesen zu sein, welches das Nächstfolgende bis zum Strich auf S. 53, nicht dasjenige, welches das Fragment des Stücks (Bd. VIII. S. 241 bis 244) enthielt. Das eine wie das andre erschien erst in Goethe's Nachlasse (s. die Vorbemerkung zu jenem Fragment).

f. Die ungenannte dritte Person (S. 53) ist unzweifelhaft der Hans von Rippach, an dessen Vettern Mephistopheles im „Faust" (Bd. XII. S. 70 und Note *, S. LVII) Grüße überbringt; er erscheint in der angeführten Stelle bei Grimm zuerst, gefolgt von seinem Sohne. Die Namen dieser „anerkannten öffentlichen Charaktere" gehören zu den Eigenthümlichkeiten des meißner Dialekts, welche sich auf dem Papiere nicht sonderlich ausnehmen würden (Goethe oben, Thl. II. S. 36). Die Berserkerwuth (S. 53) der so Genannten erklärt sich, da das Ohr noch empfindlicher ist als das Auge gegen „das schrecklich bös einsilb'ge Wort" (Tieck's Phantasus).

667. Die Schilderung der Schweizerreise (S. 53, letzter Absatz) knüpft an den durch die „literarischen Angelegenheiten" (S. 49) unterbrochnen Faden der eigentlichen Erzählung wieder

an. Um diese Zeit heißt: zur Zeit, als das Verhältniß mit Lilli den im vorigen Buche geschilderten Verlauf genommen hatte.

Der Göttinger Musenalmanach (S. 53) verband seit 1773 den Frankfurter Dichter mit den Genossen des Hainbundes, wie in Thl. III. S. 83 seiner Zeit näher ausgeführt ist. Dort finden wir auch die Namen der beiden Grafen Stolberg.

668. In jener schönen Zeit gehörten alle Mitglieder der Geisterrepublik einem unsichtbaren Bunde als Brüder an. Von Klopstock, dem Vater der Gefühlsüberschwänglichkeiten, ging auch diese Freundschafts-Tendenz aus, die bei Gleim sich zur Virtuosität, zu einer spielenden Freundschaftsbündelei, nach Scheube's Ausdrucke, verflachte. So finden wir bei ihm, bei Voß, Hahn und überhaupt in der Klopstock'schen Schule das Freundschaftslied seit Simon Dach's schönem: „Dem Mensch ist nichts so eigen" u. s. w. reich entwickelt, während schon Schiller es nicht mehr kennt. Goethe, dessen „Bundeslied" erwähnt ist, ging damals ganz in den Ton der Freundschaftsschwärmerei ein, aber er nahm bei ihm eine kernige Frische an, die noch heute wohlthut. In diesem Tone, wenn auch respektvoll, schrieb er an Klopstock und ebenso an Bürger „einen sehr honetten Brief", dem andre folgten (Strodtmann, I. Nr. 144, 148, 165, 173 u. 244). Aehnlich waren auch die Verbindungen mit Lavater und Jacobi entstanden, während die mit Herder, Merck, Lenz auf festerem Fundamente ruhten. Was die Stolberge betrifft, so scheint der erste Schritt von diesen ausgegangen zu sein. Sie sowol wie Lavater, Klopstock und Bürger schwebten Goethe vor als Beispiele des Selbstbetrugs und der langjährigen Quälerei (S. 54 oben). Von ihnen aber gelten auch die Worte in dem Aufsatze „Voß und Stolberg" (Werke, Bd. XXVII. 1. Abth. S. 337): „Indem man sich in ersten, hoffnungsreich sich entwickelnden Tagen einer solchen Verbindung hingiebt, geschieht es ganz unbedingt; an einen Zwiespalt ist jetzt und in alle Ewigkeit nicht zu denken."

Solchen Bündnissen gegenüber empfand Goethe den Werth einer wirklichen, männlichen Freundschaft um so tiefer. Nach einigen von Schiller handelnden Sätzen heißt es in Nr. 366 der „Sprüche in Prosa": „Freundschaft kann sich blos praktisch erzeugen, praktisch Dauer gewinnen..... Die wahre, die thätige, produktive besteht darin, daß wir gleichen Schritt im Leben halten, daß Er meine Zwecke billigt, ich die seinigen, und daß

wir so unverrückt zusammen fortgehen, wie auch sonst die Differenz unserer Denk- und Lebensweise sein möge."

Die Stelle über einen Brief von Bürger'n (S. 54, Z. 5) findet sich schon mit andern Worten auf Seite 120 des Dritten Theils; der Brief selbst ist in Anm. 496 nach seinem Hauptinhalte mitgetheilt.

669. Nach Goethe's Schreiben an A. Stolberg vom 25. März 1775 (Nr. 4) waren deren Brüder (S. 54) schon damals, und zwar zum Ende Aprils angemeldet. Christian Stolberg hatte ebenso Klopstock, den er noch in Karlsruhe zu treffen glaubte, seine Ankunft unter dem 21. März angekündigt: „Am Ende des April sind wir in Frankfurt, hier finden oder erwarten wir unsern Freund Haugwitz" (Lappenberg, Briefe von und an Klopstock, 1867, S. 257). Mitte Aprils waren sie noch in Hamburg, in Klopstock's Gesellschaft, und vier Wochen später in Frankfurt; dort trafen sie in der zweiten Woche des Mai ein; die erste sah sie in Göttingen und Kassel (Anm. 724).

Mit Goethe und auch mit Klinger war schnell der Bund geschlossen. Fritz Stolberg schreibt aus Frankfurt den 12. Mai 1775 an seine Schwester Katharina: „Die über Alles schöne Natur der hiesigen Gegenden, die Freude, Haugwitz, der ein himmlischer Junge ist, wieder zu haben, Goethe zum Freunde, zum vertrauten Freunde schon zu haben, mit ihm nun zu reisen, denn er geht mit uns, zum Wenigsten bis sechzig [?] Stunden hinter Karlsruh [Emmendingen], eine neue Freundschaft mit einem jungen Menschen, Klinger, der ein treffliches Herz hat und ein herrlicher Dichter ist und sich in unsre Stuben einlogirt hat, Alles das läßt noch manche Freude in mein Herz. Gestern waren wir mit Haugwitz und Klinger in Mainz. Da sahen wir den Main in den Rhein fließen. Wir fuhren auf eine Insel im Rhein; den Rhein und diese Insel kann ich nun nicht beschreiben, es war über Alles göttlich. — Sonntag gehen wir von hier" (Hennes, Aus Fr. L. v. Stolberg's Jugendjahren, 1876, S. 45 f.).

Jener Fahrt erinnerte sich Fr. Stolberg auf seiner spätern Reise am 7. August 1791: „An einem schönen Abend ließen wir uns an die Ingelheimer Au rudern. Ich besuchte diese Insel aus Dankbarkeit für einige angenehme Stunden, die ich vor sechzehn Jahren in meines Bruders, Goethe's, Haugwitzens und Klinger's Gesellschaft dort zubrachte" (Werke, Bd. VI. S. 35 f.).

Goethe's Nennung scheint hier auf einem Gedächtnißfehler zu beruhen.

Durch den ersten Stolberg'schen Brief steht jetzt der Tag der Abreise von Frankfurt fest; der dort erwähnte Sonntag fiel auf den 14. Mai. Ein Brief Goethe's an Sophie la Roche unmittelbar vor der Reise ist noch vom 13ten datirt: „Endlich hab' ich's übers Herz bracht und ziehe von Frankfurt, gehe zu meiner Schwester. Also über Mannheim, Karlsruhe und Straßburg. — Ade! und der kleinen Frau [der in Ehrenbreitstein weilenden Maximiliane] alles Herzliche!" — Auch nach Offenbach führte Goethe die neuen Freunde, die dort das Mädchen kennen lernten, von welchem Ersterer in dem Briefe an A. Stolberg (Nr. 8) einmal spricht.

670. Graf Haugwitz mit ihnen (S. 54). Die Grafenwürde, die Haugwitz erst 1786 erhielt, anticipirt hier Goethe, wie früher die königliche Würde der Marie Antoinette (Thl. II. S. 137 ff.) und unten S. 109 f. den Adel der Familie Wrede. Haugwitz, damals dreiundzwanzig Jahre alt — er vermählte sich schon im folgenden —, war ein Göttinger Universitätsfreund der Stolberge, „vornehm-oberflächlicher Schlesier" (nach Wagner's Staats-Lexikon), eifriger Freimaurer, wie damals auch seine Freunde. In der Stolberge Gedichten findet sich von Christian eine Elegie an ihn 1773 und in dem Gedichte von Fritz „An den Mond" die Strophe:

„O, so erhelle meines Haugwitz Pfade,
Der Dich schmachtend beschaut! Und flüstr' ihm freundlich:
An der Leine Krümmungen weint Dein Stolberg
Thränen der Rührung!"

(Gött. Mus.-Alm. 1774, S. 202.)

Schöngeistig angehaucht, mochte der hübsche, weltmännisch gewandte, eben von Paris kommende junge Mann mit dem „Christuskopfe" (nach Lavater) sich kurze Zeit damals in Goethe's Kreise behaupten. Die Mutter nennt ihn „den lieben Baron" (Hirzel, N. Verz., S. 182). Aber es währte nicht sehr lange. Lavater entdeckte in seinem schönen Kopfe „viel unmoralischen Stoff", bald nennt ihn Goethe im Briefe an Lavater „das arme schlesische Schaf" (Nr. 21) und schreibt Diesem den 1. Mai 1780: „Daß es mit Haugwitz so ausgegangen ist, freut mich. — Hüte Dich für dem Lumpen, und wenn Du jemals Ursache haben solltest, ihn wieder auf- und anzunehmen, so bedenke unter

Anderm auch vorher dabei, daß ich von dem Augenblick an aufhören werde, gegen Dich ganz frei und offen zu sein" (An Lavater; Hirzel's N. Verz., S. 189 f.). Aber Knebel begegnete im Juli desselben Jahres wieder Haugwitz in Zürich (Knebel's Kalender). Vergl. auch Bd. XXVII. 1. Abth. Anm. 621.

671. Goethe's Mutter ist als Frau Aja (S. 54, Abs. 2) bekannt. So wurde sie von Goethe selbst (Fahlmer, XL, XLV f.), Wieland, der Herzogin Amalia und dem ganzen Kreise angeredet. Auch sie selbst gab sich als Aja. Der Name ist sowol Eigenname als Titel (Hofmeisterin, spanisch aya, dem französischen aide verwandt; s. Musäus' Volksmärchen, III. 46, 48 u. IV. 140). Sie erhielt den Namen von der Mutter der vier Haimonskinder, von welchen ja bei Goethe oft die Rede ist (oben Thl. I. S. 30, Thl. III. S. 82 und Bd. VIII. S. 449). Düntzer hebt die Aehnlichkeit der von Diesem im Nachfolgenden beschriebenen Scene mit der Stelle in jenem Volksbuche, welche die Veranlassung zu der Benennung gab, treffend hervor. Denn dort heißt es: „Da aßen sie und tranken sie und machten sich lustig; zuletzt ging sie [Frau Aja] in den Keller und holte vom besten Wein, goß eine silberne Schale voll und gab sie dem Reinold" u. s. w. (Frauenbilder, S. 457). Unzweifelhaft ging der Scherz von ihrem Sohne aus. Wegen der Oertlichkeit vergl. Volger, Goethe's Vaterhaus, S. 104.

672. Der poetische Tyrannenhaß (S. 54, Abs. 3) äußerte sich damals vorzüglich in Friedrich Leopold's diesem Jahre angehörigen und in der „freien Schweiz" abgeschlossenen „Freiheitsgesang aus dem zwanzigsten Jahrhundert", mit den Versen der dritten Strophe:

„Der Tirannen Rosse Blut,
Der Tirannen Knechte Blut,
Der Tirannen Blut!
Der Tirannen Blut!
Der Tirannen Blut
Färbte Deine blauen Wellen,
Deine Felsen wälzende Wellen!"

und, als Prophezeiung vom zwanzigsten Jahrhundert, in der letzten Strophe:

„Donner entrollen Deinem Fußtritt, und es stürzen dahin
Die Throne, in die goldne Trümmer Tirannen dahin!"

Alles dies war für den Augenblick ernst gemeint, wurzelte aber nicht tief, wie Stolberg's spätere Stellung zur Freiheitsbewegung zeigt. Damals (31. Januar 1775) rief er Voß zu: „Mäßigen Sie sich in allen Stücken, denken Sie nicht an Fürsten, wer kann ohne Erguß der Galle an sie denken?" (Herbst's Voß, II. 1. S. 264. IX). Aber i. J. 1791 (26. Sept.) schrieb Voß — für Beide ist die Aeußerung charakteristisch — von Stolberg: „Wie könnte er (sonst) so weit gehen, sogar den Adel zu vertheidigen?" (dazu Bd. XXVII. 1. Abth. Anm. 283 f.).

Der „Freiheitsgesang" erschien im Juni zu Zürich einzeln gedruckt. Miller frägt bei Boie den 23. August 1775 an: „Haben Sie Stolberg's Freiheitsgesang schon? Er hat das überherrliche Stück an Klinger'n geschickt. Klinger ist ein Halbgott" (Holtei, 300 Briefe, II. S. 181 f.), und Boie bei Merck den 8. September 1775: „Bald werden auch wol die Stolberge bei Ihnen sein. Haben Sie den Freiheitsgesang gelesen, den der Jüngste in der Schweiz drucken lassen?" — Auch 1788 nannte Frau Aja ihren Wein — sie pflegte im Keller noch „die alten Herren von 1706, 1719" — in einem Briefe schlechthin Tyrannenblut (Dorow, Reminiscenzen, S. 135 und 160).

673. Das S. 54 im letzten Absatze erwähnte Bild befindet sich in Gottfried's Chronik (Folio-Ausgabe 1642, „Anderer Theil", S. 91; es zeigt den an einen Baum gebundenen Sohn des vornehmen Persers Prexaspes und den Kambyses, mit dem Pfeil auf ihn zielend, und dann im Vordergrunde, nach geschehener That, die Leiche des Sohnes auf einem Tische liegend mit herausgenommenem Herzen und Kambyses davor über den gelungenen Schuß „triumphirend", daneben seine Großen mit dem Vater.

674. Lykurgus (S. 55, Abs. 2), König der Edoner in Thracien, ward zum Märtyrer durch die Blendung, welche er als Feind des Dionysos und seines Dienstes erlitt (Ilias, VI. 130, u. Strabo, XV. 687).

675. Derartige fingirte, jedoch der Erzählung und dem Charakter der Personen angepaßte Reden (S. 55, Abs. 4), sog. orationes moratae (Forcellini), wendet Goethe in dieser Lebensgeschichte, nach dem Muster der besten römischen und griechischen Historiker, vielfach an, während die neueren Geschichtschreiber sie verschmähen.

676. Versuch ..., ob ich Lili entbehren könne (S. 55,

letzter Absatz). „Noch — schreibt Goethe aus Straßburg (An die Fahlmer, Nr. XXXI) — ist der Hauptzweck meiner Reise verfehlt, und komm' ich wieder, ist's dem Bären [s. „Lili's Park"] schlimmer als vorher", und: „Vielleicht, weil ich liebe, find' ich Alles lieb und gut" (das. Nr. XXXII), sowie Ende Oktober auf der Reise nach Heidelberg: „Lili Adieu. Lili zum zweiten Mal! Das erste Mal schied ich noch hoffnungsvoll, unsere Schicksale zu verbinden!" (Schöll's Aufs., S. 159.)

677. Die vier jungen Genies in Werther's Farben verließen Frankfurt am 14. Mai, um zunächst Darmstadt zu besuchen. Aus Heidelberg schrieb der ältere Stolberg am 17ten an seine Schwester Katharina: „In Frankfurt haben wir uns Alle Werther's Uniform machen lassen, einen blauen Rock mit gelber Weste und Hosen, dazu runde graue Hüte u. s. w. In Darmstadt haben wir einen braven Mann kennen gelernt, der uns auch eine Tagereise begleitete, den Kriegsrath Merck"; und vorher: „Wenn Du unsere Wirthschaft auf der Reise sähest, Du würdest sehen, daß wir immer in so einem Taumel sind, daß man jeden Augenblick stehlen muß. Das macht uns herrliche Freude, daß wir mit Goethe reisen. Es ist ein wilder, unbändiger, aber sehr, sehr guter Junge. Voll Geist, voll Flamme. Und wir lieben uns schon so sehr; seit der ersten Stunde waren wir Herzensfreunde. Wir Vier sind bei Gott eine Gesellschaft, wie man sie von Peru bis Indostan umsonst suchen könnte. Und so herrlich schicken wir uns zusammen" (Hennes, a. a. O. S. 46). Ueber den 15ten hinaus kann der Aufenthalt in Darmstadt nicht gedauert haben.

Die Stolberge waren von Boie an Merck (S. 56) besonders empfohlen (Weinhold's Boie, S. 185, und Merck, I. S. 65), der ihnen bis Mannheim das Geleit gab (obige „Tagereise"). In seinem „Akademischen Briefwechsel" (bei Stahr, S. 132) zeigt eine Stelle, daß er den jüngern Stolberg bewunderte. Es heißt da von Sternberg: „Der edle Junge! Es gleicht doch Keiner Fritzen von Stolberg in seinem ganzen Profil so gut wie Dieser! Mir war's wie göttliche Erscheinung!" Auf Haugwitz wird sich besonders beziehen, was Goethe (S. 56, Abs. 2) vom ewigen Geltenlassen, Leben und Lebenlassen anführt. Boie schreibt an Merck am 24. Juni begütigend: „Ich freue mich sehr, daß Sie die Stolberge kennen und lieben gelernt haben. Auch Baron Haugwitz ist ein braver Junge" (Merck, I. S. 68).

Wegen der fernern Worte Merck's (S. 56) verweisen wir

auf Anm. 510, wegen der Benamsungen Haugwitzens („das Meerweib"), auf den Brief an die Stolberge, Urania 1839, S. 145.

678. Das Baden im Freien behandelt Goethe hier (S. 57, Abs. 2) und im Folgenden mehrfach als ein charakteristisches Zeichen der von Rousseau ausgehenden Naturrichtung. Er selbst war ein guter Schwimmer und übte diese Kunst viel in den ersten Weimarischen Zeiten. Die Stolberge, von dem Gestade der Ostsee kommend, müssen das Baden im frühen und heißen Sommer 1775 mit besondrer Passion betrieben haben. Ein „Badelied, zu singen im Sunde" von Fritz Stolberg ist bekannt. Zu solchen Bädern im Freien fehlte es in Darmstadt an jeder Einrichtung; die genialen Dichter mußten daher nothwendig Anstoß geben. Kleine Teiche in den Umgebungen erwähnten wir zu Ende der Anm. 433.

679. Für Mannheim (S. 57), wo damals der kurpfälzische Hof residirte, wo das Antiken-Kabinet zu sehen war und der Maler Müller, ein wichtiges Mitglied der Stürmer und Dränger, lebte, bleibt nur der 16. Mai, da wir die Gesellschaft am 17ten schon in Heidelberg finden. Der aus Mannheim von Goethe an die Fahlmer gerichtete Brief (Nr. XXX) scheint daher vom Herausgeber zutreffend datirt zu sein.

680. Was Goethe (S. 57) von Leopold Stolberg's Liebesverhältniß mit einer schönen Engländerin erzählt, bestätigen Dessen Briefe. Ihr ist sein Gedicht „Stimme der Liebe" (An Selinde) geweiht. Der wahre Name war Sophie; die Neigung, Anfangs heftig, ging schnell vorüber. Der Briefwechsel mit seinen Schwestern aus dieser Zeit ergiebt das Nähere (Hennes, a. a. O. S. 41 flgde). Die Schwester Henriette Bernstorff nimmt ihm gegenüber dieselbe Stellung ein wie Kornelia Schlosser Goethe'n gegenüber als Gegnerin seiner Verbindung mit Lilli. Von Heidelberg am 17ten schreibt Fritz der Schwester Katharina: „Mit mir ist's, wie es in Frankfurt war, als ich neulich schrieb"; von dort hatte er geschrieben: „Du mußt Dir nicht vorstellen, daß ich immer den Kopf hänge, daß ich immer weine. — Es kommt auch noch Balsam in mein Herz. Die kleine, zuweilen größere Hoffnung, doch noch endlich Sophie zu erringen, ist mir in manchen Augenblicken ein Nektar in der Seele."

681. Das sarmatische Zertrümmern der Gläser (S. 57 unten) wiederholten die Stolberge in Weimar (Düntzer's K. August, S. 11; s. auch Anm. 280). Eine ähnliche Scene schildert Goethe

im „Wilhelm Meister“ (Bd. XVII. S. 130), und auch in Lenz's „Neuem Menoza“ (III. 10. S. 98) wirft die Gesellschaft nach dem Lebehoch auf die Geliebte des Prinzen Tandi „die Gläser aus dem Fenster“. — Unangenehm berührt (S. 58, Abs. 1) wurde Goethe um so mehr, als ihm der Toast auf Lilli abgeschnitten war.

682. Eilten wir nach Karlsruhe (S. 58, Abs. 2). Am 17ten schreibt Christian Stolberg aus Heidelberg, wo sie am 16ten Abends angelangt sein werden: „Diesen Abend kommen wir nach Karlsruhe [— die Reise eines ganzen Nachmittags —]. Nun gehen wir hin, das weltberühmte Heidelberger Faß zu sehen“ (Hennes, a. a. O. S. 47), Goethe auch wol, die Delph zu besuchen.

683. Wir fanden Klopstock daselbst (S. 58). Darin irrte Goethe. Klopstock hatte seine Stellung in Karlsruhe einige Wochen vorher aufgegeben. Goethe zeigte der Fahlmer Dessen Eintreffen in Frankfurt am 29. März an (Nr. XXIV, mit jenem Datum in Bernays' „Der j. Goethe“, III. S. 77, Nr. 71). An Knebel schrieb Goethe den 14. April: „Klopstock fand mich in sonderbarer Bewegung. Ich habe von dem Theuern nur geschlürft“, und an Klopstock selbst den folgenden Tag: „Ich bin noch ziemlich in dem Zustande, in dem Sie mich verlassen haben, nur daß es manchmal schlimmer wird und dann von oben herab wieder ein Thautropfe des Universalbalsams fällt, der Alles wieder gut macht“ — also in dem in „Lili's Park“ humoristisch geschilderten Zustande. Am Ofen stehend, sah Klopstock damals des Morgens auf Goethe's Stube dessen Freund Wagner (nach demselben Briefe: einer der „zusammentreffenden Umstände“, die Goethe Thl. III. S. 193 gemeint haben wird). In Frankfurt daher zu Ende März, nicht in Karlsruhe, theilte ihm Goethe die neusten Scenen des „Faust“ mit (S. 58 unten); die älteren kannte Klopstock von dem Besuche im Herbste des vorigen Jahres, obschon davon bei der Erwähnung desselben (Thl. III. S. 194) nicht ausdrücklich die Rede ist. Aber wie Goethe seinen „Faust“ damals Boie'n (Thl. III. S. 462), Jacobi und Zimmermann vorzeigte, wird dies um so viel mehr mit Klopstock auch der Fall gewesen sein, da ihm an dessen Urtheil am Meisten liegen mußte. Daß Klopstock den „Faust“, obwol er später mit Epigrammen auf ihn nicht geizte, damals mit entschiedenem Beifall (S. 59 oben) aufgenommen, läßt sich aus seinen gleichzeitigen Aeußerungen über Goethe's Dichtungen mit Sicherheit schließen (vergl. Anm. 586).

684. Dagegen ist es richtig, daß Goethe mit den Andern nach Hof gebeten wurde (S. 58, Abs. 2 bis 4, und S. 59, Abs. 1) und daß er dort mit dem Herzog von Weimar, dessen Braut, Moser und Graf Görtz zusammentraf; auch den badischen Minister v. Edelsheim hat man sich hinzuzudenken. Ein großes Oelgemälde von Fr. Pecht stellt Goethe in dieser Umgebung am Hofe des Markgrafen Karl Friedrich dar, ein Gegenstück zu Tasso am Hofe von Ferrara.

Hier war es auch, wo der Dichter das Bild „vom kranken Königssohn" von Gérard de Laireſſe zuerst sah, welches er in „Wilhelm Meister" so bedeutungsvoll verwendet (I. 17 und VIII. 10; s. Justi's Winckelmann, I. S. 408 ff.).

Goethe selbst gedenkt in seinen Briefen nur des Wiedersehens mit den ihn am Meisten interessirenden, weimarischen Hoheiten: „Louise ist ein Engel, der blinkende Stern konnte mich nicht abhalten, einige Blumen aufzuheben, die ihr vom Busen fielen und die ich in der Brieftasche bewahre, wo das Herz ist. Weimar kam auch und ist mir gut. — Von dem Uebrigen mündlich. — Alles ist besser, als ich dachte" (Fahlmer, Nr. XXXII, aus Straßburg, 24. Mai 1775).

Ausführlicher berichtet Fritz Stolberg an demselben Tage an Klopstock, woraus hervorgeht, daß die Reisegenossen vom 17ten Abends bis zum 21sten früh in Karlsruhe verblieben, sowie daß die beiden weimarischen Prinzen erst zwei Tage vor der Abreise Jener angelangt waren. Dazu die Stelle: „Die beiden Prinzessinnen [von Darmstadt] haben mir überaus wohl gefallen. Louise hat unstreitig mehr Geist, und doch ist die andere auch sehr interessant — den Markgraf muß man ehren und lieben. Die Markgräfin vertieft sich stark in die Botanik und ist mir zu gelehrt, sonst gefällt sie mir" (Lappenberg, a. a. O. Nr. 144, und Hennes, a. a. O. S. 47 ff.). — Karlsruhe, erst 1715 gegründet, hatte damals nur 3000 Einwohner. Doch stand schon das jetzige Schloß.

Ferner eine Aeußerung von der Gegenseite. Der Markgraf schreibt am 23. Mai, also nachdem schon die Reisenden Karlsruhe verlassen hatten, an Klopstock: „Wir haben jetzo den Herzog von Weimar und seinen Bruder hier. Der Herzog ist an einem starken Katarrh bettlägerig gewesen u. s. w. Die Grafen von Stolberg, von Haugwitz und Göde (sic) sind hier gewesen; mir war es sehr angenehm, ihre Bekanntschaft zu machen" (Lappenberg, Nr. 143).

685. Den Aufenthalt in Straßburg übergeht der Verfasser ganz (S. 59). Dort blieb er bis Sonnabend, den 27. Mai, in Gemeinschaft mit den drei Gefährten (Fahlmer, Nr. XXXII vom 26sten: „Morgen aber geht's nach Emmedingen"), und dort erfuhr Fritz Stolberg, daß seine Sophie für ihn verloren sei (Hennes, a. a. O. S. 49, und Urania, S. 95, 98 u. 99).

686. In Straßburg begrüßte Goethe die jungen sachsen-meiningischen Prinzen, die er im Februar desselben Jahres zu Frankfurt kennen gelernt hatte.

Beide Begegnungen hat der Prinz Karl August von Meiningen beschrieben.

Im Februar hatte der Instruktor Heim seinen Prinzen den jungen Dichter und einen v. Riese vorgestellt und zum Diner um 1 Uhr eingeladen; der Prinz schreibt: „Der Herr Goethe hat bei uns zu Mittag gegessen. Es war mir lieb, daß er neben mir saß, damit ich ihn desto näher bemerken konnte. Er spricht viel, gut, besonders, original, naiv und ist erstaunlich amüsant und lustig. Er ist groß und gut gewachsen, in der Statur des Gotter's [Anm. 457 zu Ende] und hat seine ganz eigne Façons, sowie er überhaupt zu einer ganz besondern Gattung von Menschen gehört. Er hat seine eigne Ideen und Meinungen über alle Sachen; über die Menschen, die er kennt, hat er seine eigene Sprache, seine eigenen Wörter."

Derselbe aus Straßburg den 25. Mai: „Wie erschrak ich nicht, als der Doktor Goethe hereintrat. Ja, er war es selbsten und war von Frankfurt gekommen, seine Schwester im Badenschen zu besuchen, hatte in Karlsruh' die Prinzen von Weimar gesprochen und war hergereist, um seinen Freund Lenz zu sehen. Er mußte sich neben mir aufs Kanapee setzen, und der Herr von Dürkheim und Herr Heim setzten sich auch dazu, und wir sprachen recht vertraut zusammen. Nur eine halbe Stunde blieb er da; ich bat ihn, noch vor seiner Abreise zu mir zu kommen. Dieser unvermuthete Besuch machte mir viel Spaß, da ich den Goethe recht gern habe, weil er so natürlich ist" (L. Bechstein, Mittheilungen aus dem Leben der Herzoge von Meiningen, Halle, 1856, S. 83 u. 106).

687. Also Lenz sah Goethe in Straßburg wieder, ebenso Aktuar Salzmann, unter dessen Adresse die Briefe an ihn anlangten (Fahlmer, Nr. XXX). „Ich bin sehr in der Luft. Schlafen, Essen, Trinken, Baden, Reiten, Fahren war so ein paar Tage her der selige Inhalt meines Lebens" (An

Dieselbe, Nr. XXXI vom Pfingstmontag, dem 22. Mai). Die übrige Reisegesellschaft verblieb noch in Straßburg auch nach Goethe's Abreise.

Am 24sten befand sich Dieser mit Lenz draußen an der Ill, beim Wirthshaus am Wasserzoll, unter den Linden, die zum Theil noch jetzt da stehn, Lenz's „stumme Bäume, meine Zeugen" (Thl. II. Anm. 344, Brief an die Fahlmer, Nr. XXXII, und W. Scherer, Anz. f. D. Alt. u. Lit., I. 4. Mai 1876, S. 210 flgde). „Diese alte Gegend, jetzt wieder so neu!" — ruft Goethe in jenem Briefe aus; denn hier vorbei, durch das Fischerthor, führte der Weg nach Sessenheim. Da „stand der Münster in dünnem Abendnebel halb blau wegen der Durchsichtigkeit, halb sonnenroth; der fröhliche Sonntag hatte die halbe Stadt zu den Thoren herausgetrieben, in den umliegenden Dörfern war überall Musik und Tanz, die hübschen Mädchen der Umgegend — waren diesmal im Sonntagsstaat, mit Silber und Gold besetzt, und auf allen Wegen, die zu den Thoren führten, ein lustiges Getümmel, und um mich hörte ich wieder das „bischt" und „hascht" und „i bin gesie" und „zeller" und die andern Redensarten." So beschreibt Görres seiner Frau am 10. Oktober 1819 den Eindruck, den Straßburg beim Wiedersehn auf ihn machte (Briefe, I. 1858. S. 100). Wenig anders, nur frühlingsmäßiger, wird der Eindruck gewesen sein, den 44 Jahre früher Goethe hier beim Wiedersehen um Pfingsten erhielt.

688. Aufenthalt in Emmendingen (Grafschaft Hochberg) vom 27. Mai bis zum 5. Juni 1775 (S. 59 bis 62). Die Schilderung der Schwester wiederholt und ergänzt die frühere Thl. II. S. 14 bis 18 (dazu Anm. 176); das von Schlosser Gesagte (S. 60 u. 61) schließt sich den Aeußerungen Thl. III. S. 99 u. 100 an. Korneliens Brautstand war langwierig gewesen (S. 61 oben), da Merck davon schon im August 1772 schreiben konnte (Anm. 476), das Verlöbniß aber erst am 13. Oktober und die Hochzeit am 1. November 1773 gefeiert wurde. Goethe schreibt an Sophie la Roche den 12. Oktober 1773: „Doch muß ich Ihnen in aller Eile sagen, daß Schlosser angekommen ist und morgen feierliches Verlöbniß sein wird. Ich freue mich in ihre Freude, ob ich gleich am Meisten dabei verliere." Nach ihrem Abschiedsschreiben vom 2. November 1773 nahm auch die Klettenberg das „holde Karlsruh" als den Bestimmungsort der Kornelie an (Lappenberg, S. 154). An Knebel (Nr. 2 vom

28. Dezember 1774) schrieb Goethe später: „Dann bitt' ich Sie, sondiren Sie mir wo möglich den Markgrafen [von Baden] und Präsidenten [Hahn in Karlsruhe] über meinen Schwager, den Schlosser. Auch unbedeutende Worte geben Licht." Lavater traf Kornelie im Juni 1774 noch in Karlsruhe (Thl. III. S. 408), das sie gleich darauf verließ.

Die Töchter der Familie Gerock (S. 61) sind in Anm. 177 b und 599 genannt (s. auch Belli-Gontard, VI. S. 20, und Kestner S. 85, 114, 121, Korneliens Brief über „Netten"). In dem Darmstädter Kreise war man darüber einig, „daß Sophie [Kornelia] Goethe einen ganz andern Mann verdiente, als Herr Schlosser ist" (Herder's Nachlaß, II. S. 170 und III. S. 389). Allerdings war es für Schlosser eine unmögliche Aufgabe, ihr den Bruder zu ersetzen. — Die von Goethe hier beschriebene Haartracht (S. 59) giebt schon Wateau seinen Schönen mit besondrer Vorliebe. — Korneliens Tochter Louise, die spätere Frau Nicolovius, war damals erst sieben Monate alt.

Den Ohrenbläser von Freund (S. 62) vermögen wir nicht zu errathen. Merck kann es nach den grade auf Lilli bezüglichen Aeußerungen über ihn in Goethe's Tagebuche vom 30. Oktober 1775 (bei Schöll, Auss., S. 159) kaum gewesen sein, obschon sich die wenigen charakteristischen Züge hier auf ihn deuten ließen. Wagner'n traute man nach und nach nichts Gutes zu; Wagner, Jugendfreund Türckheim's, der Lilli schon damals im Stillen liebte, berichtete Diesem über alle Vorfälle des Schönemann'schen Hauses und also auch über ihr Verhältniß zu Goethe. Wagner aber war Kornelien fremd.

Die amtsherrliche Wohnung (S. 61), das Amtshaus zu Emmendingen, verwandelte sich nach Düntzer später in eine Bierbrauerei (die Stuck'sche; Frauenb., S. 183, Note 2).

689. Von Emmendingen nach Schaffhausen (S. 62, Abs. 4) über Freiburg und den Schwarzwald (Höllenthal). Der Brief an die Fahlmer (Nr. XXXIII) ist aus dem Gasthof „Zum Schwert" in Schaffhausen vom 7. Juni 1775 datirt: „Gehe jetzt aus, den Rheinfall zu sehen". Goethe besuchte ihn wieder im Dezember 1779 und September 1797; s. die schöne Beschreibung desselben in Bd. XXVI. S. 106 ff.

690. Ankunft in Zürich den 8. Juni (S. 62, Abs. 5) Im „Schwert" an der Brücke über die Limmat, wo diese aus

dem See tritt und der westliche Theil desselben sich in seiner ganzen Schönheit zeigt, wohnte Goethe auch auf der Reise 1797 (a. a. O. S. 113). Lavater fungirte i. J. 1775 noch nicht an der Peterskirche, sondern an der Waisenhauskirche als Pfarrer, bis dahin als „Helfer" (Diakonus). Anna, Tochter des Kaufmanns und Obervogts Schinz, war schon seit neun Jahren seine Gattin. „Grüß Dein Weib", „Weibele", „Wibele", endigen viele der Goethischen Briefe an Lavater. Dieser wohnte 1775 nebst Familie noch im väterlichen Hause. Die Aussicht von der Zinne desselben mußte Goethe mit Bewunderung erfüllen. „Ein einziger Blick umfaßte die ganze Stadt Zürich, das glückliche Land umher, den hellen Zürichsee und seine reichen Ufer und über diesem Spiegel die höchsten Schneegebirge in ihrer Majestät. Himmelsruhe umgab mich bei diesem Anblick" (Zimmermann's Einsamkeit, IV. S. 68, und Herder's Nachlaß, II. S. 137).

691. Der erste Theil (Versuch) der Physiognomik (S. 62) war 1775, kurz vor Goethe's Abreise von Frankfurt, zu Leipzig (und Winterthur) bei Reich (Weidmann's Erben und Steiner) herausgekommen in Groß-Quarto und in selten schöner typographischer Ausstattung. Die drei übrigen Bände (Versuche) folgten bis 1778. Nach der auf der Rheinreise 1774 getroffenen Verabredung ging das Lavater'sche Manuskript an Reich durch Goethe's Hände, der die Befugniß hatte, nach eignem Gutdünken zu ändern, wegzulassen und zuzusetzen. Diese Thätigkeit des Dichters tritt besonders an den beiden ersten Bänden hervor. Ganz läßt sie sich nicht erkennen, da man nur seine Zuthaten, und auch diese nicht genau, nicht aber die tiefer eingreifende negative, ausscheidende Einwirkung zu übersehen vermag. Aehnlich war Goethe's Einfluß auf Jung Stilling's Lebensgeschichte, deren erster Theil, abgesehen von dem auf Rechnung des Verfassers zu stellenden frischern Kolorit, auch deshalb vor den spätern Bänden weit hervorragt, weil Goethe ihn seiner Kritik vor dem Drucke unterzogen und von allerlei mystischem Beiwerke befreit hat. Auch die Schrift seines Freundes Salzmann über Gegenstände der Religion und Sittenlehre (Frankfurt, 1776) besorgte Goethe damals zum Druck (Morgenblatt 1812, Nr. 261). Ob er an diese und die gleichfalls durch ihn vermittelten Lenz'schen Schriften die Schere angelegt, ist jedoch nicht bekannt, erscheint auch unwahrscheinlich. Auch Sophie la Roche gab ihm „Rosaliens Briefe" zur Durchsicht, in

die er Einiges hineinschrieb. Daß dasselbe der Fall gewesen mit Lavater's „Abraham" (1776), hat Goedeke neuerdings wahrscheinlich gemacht (Allg. Zeit. 1874, Nr. 8, Beil.). Als wirklicher Mitarbeiter erscheint er jedoch nur bei dem Lavater'schen physiognomischen Werke, das seine ganze Thätigkeit sowol hinsichtlich des Textes als der Bilder in Anspruch genommen hat. Grade Goethe's Zusätze wurden als Lavater'sche Erzeugnisse von den des Sachverhalts Unkundigen bewundert. Lenz schreibt von jener muthmaßlich Goethischen Scene im „Abraham": „Das letzte Gebet Abraham's vor der Opferung hat mir die größte Sensation gemacht" (Hegner, S. 236), und Lavater's Jugendfreund, der geniale Maler Füßli, damals in London, von dem Jener auch Köpfe verlangte, über das Fragment XVII im ersten Bande der Physiognomik, E. E. „Homer nach einem in Konstantinopel gefundenen Bruchstück" (S. 245 u. 246), welches „beinahe ganz" von Goethe herrührt: „Wehe Dem, dem Dein Buch nicht gefällt! Und wenn Du auch nichts geschrieben hättest als das Kapitel über den Homer — so würde doch Dein Name der erste Deines Jahrhunderts sein" (Hegner, S. 104). Freilich tadelt Füßli in dem Briefe mit gleicher Entschiedenheit das, ebenfalls von Goethe verfaßte Fragment über Rembrandt, dem jedoch eine sehr unzureichende Zeichnung von West zu Grunde lag (s. den nicht richtig datirten Brief an die Fahlmer Nr. XXXIV).

Das heitere Naturgedicht (S. 63) ist das den Ersten Band (S. 272) beschließende, am 19. April 1775 gedichtete „Lied eines physiognomischen Zeichners" (in den Werken, II. S. 188 f. als „Künstlers Abendlied"). Unverständlich blieben die Verse dem Antipoden des Dichters, Nicolai (Merck's Br., I. S. 75), der übrigens dem Studium der Physiognomik ganz hingegeben war.

Aus jener Zeit stammt das charakteristische Wort in der „Stella" (Bd. VIII. S. 106): „O, mich dünkt immer, die Gestalt des Menschen ist der Text zu Allem, was sich über ihn empfinden und sagen läßt." „Gestaltdeuterei" nannte auch Bürger die Physiognomik (Strodtmann, Nr. 461).

692. Goethe's erster Aufenthalt in Zürich währte vom 8. bis zum 15. Juni, folglich eine Woche. Schon damals, also noch vor seiner Rückkehr von dem Ausfluge nach dem Gotthard traf er mit den beiden Stolberg und mit Haugwitz in

Zürich zusammen (S. 64). Nach Hennes (a. a. O. S. 51), wo jedoch Goethe's Abreise irrig auf den fünften Juni gesetzt ist, hätten die Letzteren im Juni „zwei Tage" vor Goethe die Stadt verlassen, das wäre gewesen etwa am 13ten. Damit stimmt überein, daß Goethe's Brief an Sophie la Roche von „Lavater's Pult, den 12. Juni 1775" eines so eben „mit Lavater, dem Herrn von Haugwitz und andern guten Jungens" dem Bauer Klijog erstatteten Besuchs gedenkt.

Der Stelle vom gräflichen Uebermuth (S. 64) verwandt ist die frühere S. 56, „wo man nicht ungern genöthigt war, wieder einmal als Graf aufzutreten", und Bd. XXVII. 1. Abth. S. 337 der Voß betreffende Satz: „Zwei gräfliche Brüder, die sich beim Studentenkaffee schon durch besseres Geschirr und Backwerk hervorthun, deren Ahnenreihe sich auf mancherlei Weise im Hintergrunde hin und her bewegt, wie kann mit solchen ein tüchtiger, derber, isolirter Autochthon in wahre dauernde Verbindung treten?"

693. Zu den übrigen bedeutenden Männern (S. 64, Z. 9 v. u.) zählten vorzüglich Breitinger, Bodmer und Geßner. Wie sehr Neid und Mißgunst gegen Lavater rege waren, zeigt der Inhalt des zu jener Zeit, Frühling 1775, in Zürich herausgekommenen „Sendschreibens u. s. w. von einem Zürcherischen Gelehrten", Hottinger. Naiv läßt der Verfasser darin einen dortigen Bürger über Lavater sagen: „Woher kommt Diesem Solches? Ist Dieser nicht der Lavater, dessen Brüder und Schwestern bei uns wohnen und beten?" Ebenso spricht Zimmermann (Einsamkeit, IV. S. 71, Note) vom „republikanischen Neide gegen Lavater in Zürich".

694. Der alte Bodmer (S. 64). Derselbe, noch ein Kind des siebzehnten Jahrhunderts, stand im siebenundsiebzigsten Jahre, ohne daß seine produktive Thätigkeit abgenommen hätte. Er dramatisirte damals die schweizer Sage und Geschichte in den vier dem Jahre 1775 angehörigen Schauspielen: Wilhelm Tell, Sarnen durch List eingenommen, Heinrich von Melchthal und Geßler's Tod. Frühere Stücke behandelten auch rein deutsche Stoffe, Konradin von Schwaben, Gräfin Gleichen, und in seinem Gedichte auf Tischbein's Bild „Götz von Berlichingen" spricht er es aus: er habe die Barden im Lande Thuiskon's oft ermahnt, die Helden Deutschlands zu besingen, Kaiser Heinrich IV., Heinrich den Löwen, Friedrich I. und II., Maria von Brabant u. s. w.

Hier bei Bodmer standen die Stolberge und Goethe, wie fünfundzwanzig Jahre früher Klopstock, also an der Quelle der Richtungen, in denen sie lebten und dichteten. Der alte Gegner Gottsched's war wirklich ihr Patriarch (S. 65 unten). Auch in der Verehrung des Philosophen von Genf stimmten sie überein. „Er empfahl jedem Jünglinge Rousseau's Schriften, die er als Handbuch der Poesie, der Philosophie und der Politik anpries," schreibt über ihn ein Freund kurz nach seinem Tode 1783 (Archiv f. Lit.-Gesch., VI. 1. S. 89). Auch Wieland hatte 1753 und 1754 in Bodmer's hochgelegnem Hause am rechten Ufer der Limmat gewohnt. Goethe's frühere Aeußerung, Bodmer sei zeitlebens ein Kind geblieben (Thl. II. S. 48), geht wol etwas zu weit, und es ist ihr auch schon lebhaft widersprochen worden (K. Tomaschek, Zeitschr. f. Oesterr. Gymn., 1873, S. 1 flgde und 81 flgde).

Bodmer und Geßner sah Goethe 1779 wieder. Die sich an die Erzählung von dem Besuche bei Ersterem anschließende Erörterung über Besuche bei berühmten Männern überhaupt (S. 66) ist eine kleine oratio pro domo. Goethe selbst kam sich in seinen letzten Jahren oft, z. B. von Fürst Pückler, steckbrieflich signalisirt vor.

695. Schon in der Anm. 692 ist Klijog erwähnt, der schweizer Bauer, der neben dem Bauern Boßhard (Goethe an Herder, Nr. 11, Hamann, V. S. 136, Herder's Nachlaß, II. S. 131, 138, 147) das Hüttenideal und das Geßner'sche Idyll zu verkörpern schien. Hirzel hatte Klijog oder Kleinjogg (Klein Jakob) zuerst 1761 in der von ihm herausgegebnen „Wirthschaft eines philosophischen Bauern", von der Hamann 1764 spricht (Schr., III. 216), ans Licht gezogen, oder wie Zimmermann es ausdrückt: „Ein Kleinjogg ziert unbemerkt die Menschheit, bis ihn ein Hirzel sieht, kennt und verewigt" (Erfahrung, III. 1; s. ferner Bodemann's Bondeli, S. 243, Hegner's Beitr., S. 85, und sein schönes Bild von Chodowiecki in der Physiognomik, II. Fragm. 26, Tafel 4). Ueber den Besuch bei Klijog also, dessen Bild er der la Roche schon im März geschickt hatte, schreibt Goethe Derselben am 12. Juni 1775: „An Lavater's Pult. Ich komme von Klijog, wo ich mit Lavater, dem Herrn von Haugwitz und andern guten Jungens war — ich dort an Sie gedacht habe; hier ein Stück Brod von seinem Tische geschnitten. ‚Man kann frisch zuschneiden (für schneiden sagen sie „hauen", „ein Stück Brod abhauen"), wenn man sieht, daß es vollauf ist', sagte er, freilich

in seinem Ton und Sprach. Ich ging ohne Ideen hin von ihm und kehre reich und zufrieden zurück. Ich habe kein aus den Wolken abgesenktes Ideal angetroffen (NB. keinen moralisch-philosophischen Bauern), Gott sei Dank, aber eins der herrlichsten Geschöpfe, wie sie diese Erde hervorbringt, aus der wir auch entsprossen sind" (bisher ungedr.). Auch Knebel ward 1780 von Klijog bewirthet. Vergl. Goethe an Lavater, 3. Juli 1780.

696. Damals hat Goethe auch das Pfarrhaus in Oberried bei Zürich besucht. Dorthin, in ein eine Treppe hoch belegnes Zimmer, das ihm der Pfarrer Däniker eingeräumt hatte, zog sich Lavater zurück, um ungestört an der Physiognomik oder sonst zu arbeiten. Daher ist die Vorrede zum „Ersten Versuch" datirt: „Schrieb's Oberried den 7. März 1775." In diese seine „Kindbettstube" schickte Lavater auch seine Besucher, und an den Wänden derselben las fünf Jahre später Bürde, der wiederum Haugwitz mit Frau auf einer Reise durch die Schweiz und Oberitalien begleitete, viele Namen von Lavater's Freunden, darunter auch den Goethe's, und entzifferte die ihre gemeinsame Arbeit feiernden Zeilen (gedruckt in Bürde's „Erzählung von einer gesellschaftlichen Reise" u. s. w. 1785, S. 74, in den Gothaischen gelehrten Zeitungen, Nr. 48 vom 15. Juni 1785, S. 388, und hienach 1875, hundert Jahre darauf, bekannt gemacht von W. v. Maltzahn in einem Separatdruck):

Bist Du hier,
Bin ich Dir
Immer gegenwärtig;
Machst Du hier,
Machst mit mir
Deine Werklein fertig.

Nach einer Notiz, deren Quelle wir nicht nachweisen können, hätte Haugwitz später dem preußischen Minister Beyme erzählt, daß Goethe in jener Zeit „an Lavater's Pult" zu einer Predigt, deren ersten Theil er concipirt vorgefunden, in Lavater's Abwesenheit die beiden andern Theile hinzugeschrieben und daß Dieser die Predigt andern Tages ohne die mindeste Abänderung von der Kanzel gehalten habe (Varnhagen?).

697. Lavater bezeichnet in einem Briefe an Herder (vom 7. Oktober 1775) die Mitglieder seines damaligen nächsten Kreises. Er nennt: „Pfenninger und sein Weibchen, Frau Schultheß, Jungfer Muralt, Nanne Lavater, Lise Ziegler,

Kandidat Häfeli und Stolz, auch noch Boßhard und eine Dienstmagd, die in der Physiognomik neben Deinem Engel steht — und dann auch noch Passavant von Frankfurt" (Herder's Nachl., II. S. 147). In diesen Kreis trat somit auch Goethe ein. Von den Genannten ward ihm vorzüglich werth die noch junge Frau Schultheß, Barbara, „Bäbe" in seinen Briefen an Lavater genannt, Dessen „Immergleiche", nach ihrem Tode von Antistes Geßner in dem „Denkmal einer Edlen" gefeiert (Düntzer's Freundesbilder, S. 40 u. 41), und der Helfer Pfenninger, Lavater's alter ego, mit dem Goethe Briefe gewechselt hatte, auch von den Stolbergen gepriesen (Deren Werke, VI. S. 88 flgde). Sein Profil in der Physiognomik, Zweiter Versuch, S. 225. Fragm. XXVIII, 3te Tafel, jedoch „vollkommen verfehlt" (zu S. 63).

Den Maler Lips (S. 63 u. 64), den er hier zuerst kennen lernte, zog Goethe später auf einige Jahre nach Weimar; s. die Briefe Goethe's an ihn unter denen „an helvetische Freunde", 1867, S. 10 bis 14, worin auch Frau Schultheß erwähnt wird. Auch der Herzog von Weimar und Knebel wurden später diesem Kreise bekannt.

698. Zu den in obigem Briefe erwähnten „guten Jungens" rechnen wir Goethe's Landsleute, den erst zwanzigjährigen Kayser, seit Anfang jenes Jahres als Musiklehrer in Zürich thätig (Düntzer, Frauenbilder, S. 290), „zu gleicher Zeit mit Klinger'n und uns Andern herangekommen", wie Goethe in der „Italiänischen Reise", Bericht vom November 1787 schreibt, wo „herangekommen" im Sinne von „aufgewachsen" zu verstehn ist (mißgedeutet bei Grimm, Bd. V, unter „herankommen"), und den vierundzwanzigjährigen Passavant (S. 66), dessen wir schon Thl. III. S. 465 gedachten. Als Prediger sollte Derselbe die reformirte Lehre dereinst in Münden, Detmold und in seiner Vaterstadt verkündigen. Er erlebte auch noch Goethe's Jubiläum 1825 (Frauenb., S. 238, Note 3). Im Jahre 1775 war er Lavater's Amanuensis, schrieb unter seinem Diktat und las ihm vor (Alsatia 1873, S. 85 flgde).

In Abwesenheit der Stolberge und Haugwitzens (S. 66, Z. 3 v. u.); denn Diese, „welche in der Nähe der Stadt ein reizendes Landhäuschen bewohnten" (S. 64 „in getrennter Wohnung"), hatten von da am 13. Juni einen ihrer größeren Ausflüge unternommen (Anm. 692, und Werke der Brüder Stolberg, 1820 flgde, Bd. VI. S. 73 u. 116; s. Frauenb., S. 311, Note). — Wegen Lindau s. Anm. 715.

699. Der glänzende Morgen, an welchem die beiden Frankfurter Zürich verließen (S. 67), ist auf Donnerstag den 15. Juni 1775 zu setzen.

Der durch Klopstock geweihte Züricher See entlockte Goethe das hier eingerückte Gedicht „Auf dem See" (Werke, Bd. I. S. 50 f.). An seinen Ufern wohnte der Dichter 1797 längere Zeit; dieser und damit des „Greifen- und Zürichsees" gedachte er noch im Januar 1821 lebhaft, als ihm Meyer im Schweizerdialekt die Biographie seines Landsmanns Salomon Landolt Abends vorlas (Brief an David Heß vom 11. Januar 1821 in „Briefen an helvet. Freunde"). — Knebel brauchte am 14. Juli 1780 zur Fahrt von Zürich nach Richterschwyl etwas über vier Stunden, wonach wir uns Goethe dort Vormittags eingetroffen denken können.

700. Doktor Hotze in Richterschwyl (S. 67), Lavater's und Zimmermann's Freund, bei welchem Letzteres geisteskranker Sohn Aufnahme und Pflege fand. „Noch ruhiger und schöner als Lavater und mitten unter Allem, was die Schweiz in der größten Mannichfaltigkeit Erhabnes, Anmuthiges und Reizendes hat, wohnt im Dorfe Richterschwyl einige Stunden von Zürich ein großer Arzt. Erhaben und sanft wie die Natur, die ihn umgiebt, ist seine Seele. Sein Haus ist ein Tempel der Gesundheit, der Freundschaft und jeder milden Tugend. Das Dorf Richterschwyl liegt da, wo der Zürchersee durch zwei hervorspringende Landspitzen einen natürlichen Hafen von ungefähr einer halben Stunde macht. — Jeder Fußbreit dieser schönen Erde ist benutzet, bepflanzet, bebaut; aller Menschen Hände arbeiten, Kinder und Greise sind emsig. Die zwei Häuser des Arztes stehen mitten in diesem Dorfe, mit ihren Gärten umringet, so frei und friedlich wie auf dem weiten Felde. — Weder Pracht noch Reichthum ist in den Häusern dieses Menschenfreundes. Man sitzt da auf Stühlen von Stroh, er schreibt an Tischen von inländischem Holz und speiset sich und seine Freunde aus Gefäßen von Erde. Eine große Sammlung gemalter und in Kupfer gestochner Menschengesichter ist sein einziger Aufwand. — Unter der Kammer [Weinberg] meines Herzensfreundes läuft am Garten ein lieblich murmelnder Bach und an dem Bache die Landstraße, auf der seit Jahrhunderten täglich eine Menge Pilgrime nach dem Kloster Einsiedeln gehen" (Zimmermann's „Ueber die Einsamkeit", IV. S. 71 bis 75, mit einer Beschreibung des

Züricher Sees, welche Goethe's Gedicht im Einzelnen kommentirt; auch in Lavater's Briefen an Röderer, Alsatia 1873, wird Hotze erwähnt). An Knebel (Nr. 22 vom 28. Juli 1780) schreibt Goethe: „Hotze ist ein gar guter Mann und muß Dir besonders wohlgethan haben." Knebel besuchte ihn in jenem Jahre zweimal.

Die Stelle in Lavater's Physiognomik (S. 67) findet sich im zweiten Versuche (Bande), S. 215 zu Nr. 2 der dritten Tafel: „Viel feiner, aber nicht weniger heiter, treu, redlich, zuverlässig, ergeben ist das untere schattirte Profil von einem trefflichen Landmann unsers Kantons. Der äußere Umriß, obgleich er viel verloren haben muß, ist eines wirklich großen Mannes" u. s. w. Der damals erst sechsundvierzigjährige Hotze erscheint in dem Profil jedoch bedeutend älter.

701. Die dahinterliegenden Berge (S. 67 unten), etwa 600 Meter hoch, nah dem See, zwischen Richterschwyl und Wollerau. Ueber Fürti, Sihlegg und Aesch steigt man hinab in das Thal von Schindeleggi an der Sihl, in die sich der Alp-Fluß ergießt.

Die Strophe S. 68 steht in den Gedichten Bd. I. S. 51 unter der Ueberschrift „Vom Berge", mit der Umbildung des vierten Verses: „Fänd' ich hier und fänd' ich dort mein Glück?" Die zweite Strophe des vorigen Gedichts denselben innern Zwiespalt ausdrückend.

Die rauhen Wege von da nach Maria Einsiedeln (S. 68) erklären sich, da das Erdreich unmittelbar hinter Schindeleggi sehr ansteigt; die Straße folgt der Alp, daher stets in Windungen, über Kaltboden, Faudenstein, Neuberg, Mühlen bis zu dem 909 Meter hoch belegenen Kloster (die umgebenden Berge 1112 Meter hoch). Knebel brauchte 1780, am 15. Juli, zu derselben Strecke die Zeit von drei bis sieben Uhr Nachmittags. — Goethe's Schilderung dieses Weges vom 28. September 1797 s. Bd. XXVI. S. 123 flgde.

702. Die Benediktiner-Abtei Einsiedeln (S. 68) ist noch heute einer der besuchtesten Wallfahrtsorte in Europa. Paracelsus soll dort geboren sein. Simplicissimus pilgerte dorthin zwischen 1639 und 1645 (s. die Stelle vor dem 5. Kap. des 5. Buchs).

Die Pilger, denen Goethe und Passavant begegneten, beriefen sie zur Einstimmung in ihre frommen Zwecke (S. 68), also nicht blos zu Gebet und Gesang, sondern zu

den Zwecken der Pilgerschaft überhaupt. Die Bemerkung, daß dem Protestanten die Gebräuche der römischen Kirche imponiren, indem er nur das Erste, Innere, Menschliche, den Kern anerkenne, geht aus derselben Ansicht mit der etwas früheren hervor, daß die christliche Lehre „nach den größten Verirrungen, in welche sie der dunkle Mensch hineingezogen, ehe man sich's versehe, sich in ihrer ersten lieblichen Eigenthümlichkeit als Mission, als Hausgenossen- und Brüderschaft zu Erquickung des sittlichen Menschenbedürfnisses wieder hervorthue" (Bd. IV. S. 253).

703. Die prächtige Kirche nebst Kloster (S. 68) war 1704 bis 1719 im modernen florentinischen Stil neu erbaut. Davor auf freiem Platze der Wunderbrunnen, heilsames Wasser nach allen vier Himmelsgegenden ausströmend, wovon Christus einst genossen.

Das Kirchlein in der Kirche ist die Kapelle von schwarzem Marmor mit dem wunderthätigen Marienbilde. Vergl. Görres' Schilderung des Klosters Einsiedeln, sowie des Weges dahin, in den Briefen, I. S. 197, 198 u. 385.

Die, 1799 von den Franzosen geplünderte, Schatzkammer (S. 69) enthielt u. A. das Bildniß des heiligen Meinradus, des Stifters, reiche Monstranzen, Perlen und Topasen. Fünf Jahre später war es der „Pater Johannes", der die Schatzkammer Reisenden zeigte (Knebel's Kalender), was im Jahre 1797 nicht mehr ohne Einschränkung geschah (Bd. XXVI. S. 125 unten).

Die Kronen, deren eine Goethe Lilli zudachte (S. 69), waren für die Patronin der Kirche bestimmt, die man dort gekrönt dargestellt findet.

Den fossilen kleinen wilden Schweinskopf (S. 69 u. 70) sah Goethe nach zweiundzwanzig Jahren wieder, ebenso den Kupferstich von Martin Schön (Bd. XXVI. S. 126). Davon enthalten Goethe's Sammlungen zwei Exemplare (Schuchardt, I. Nr. 349 und 350).

Die Schweizerreise vom Jahre 1797 bildet insofern ein Gegenstück zu obiger Erzählung, als dieselbe wesentlich vom mineralogischen Standpunkte beschrieben ist, der dem Dichter 1775 noch ganz fern lag (zu S. 69, letzter Absatz).

704. Nicht am 16. Juli, wie Goethe S. 70 absichtlich oder unabsichtlich angiebt, sondern am 16. Juni 1775 traten die Reisenden den beschwerlichen Weg an. Da sie erst gegen acht Uhr Abends den Schwyzer Haken gegenüber

standen, müssen sie Einsiedeln ziemlich spät nach Mittag verlassen und den Vormittag zu den Besichtigungen verwandt haben; denn der Weg bis dahin ist bequem in drei Stunden zurückzulegen. Genauer als hier ist derselbe Bd. XXVI. S. 126 und 127 geschildert. Man geht über Trachslau und Alpthal auf den Holzegg-Paß zur Seite der 1521 und 1393 Meter hohen Haken, von da über Langried, Ried und Affenwinden anderthalb Stunden steil hinab nach Schwyz am Muotta-Fluß. Die Kirche dort war so eben, 1774, im Jesuitenstil neu erbaut.

705. Am 17. Juni auf dem 1806 durch einen Bergsturz fast ganz verschütteten Lauerzer oder Lowerzer See (S. 71, Abs. 1). In demselben die obstreiche Insel Schwanau. Eine Erinnerung an die schweizer Rudermädchen (das.) findet sich in den „Wahlverwandtschaften" (Bd. XV. S. 205): „seit der Schweiz, wo auch die reizendsten Mädchen die Stelle des Fährmanns vertreten".

706. Wir bestiegen den Rigi (S. 71), über Lowerz und Goldau, ebenso später (1808) Zacharias Werner, der auch von Einsiedeln und Schwyz herüberkam, um wie der König Ludwig von Baiern den Rigi zugleich zu besteigen und zu besingen (Düntzer, Zwei Bekehrte, S. 133 u. 134).

Schon seit 1689 besteht das Haus „Maria zum Schnee" (S. 71, Abs. 2) auf dem Rigi als Senner-Asyl. Wallfahrtsort seit 1700, ward es seit Mitte des Jahrhunderts von fremden Touristen besucht.

Von den Schweizern Scheuchzer und Haller (Iter Helveticum), dessen „Alpen" 1777 dreißig Auflagen erlebt hatten, ging diese Richtung aus. Klopstock wurde 1750 nur durch das Wetter abgehalten, den Rigi zu besteigen („Klopstock und seine Freunde", 1810. S. 101; vergl. „Klopstock in der Schweiz" in Strauß's Kl. Schriften). Goethe's Besteigung gehört zu den frühesten, die Nicht-Schweizer unternommen. Sulzer, der in demselben und dem folgenden Jahre sein Heimathsland durchreiste, ging zwar vom Gotthard nach Luzern, aber nicht auf den Rigi (seine Beschreibung gab Zimmermann schon 1778, März bis Dezember, in das Deutsche Museum; s. auch Dessen Briefe an Freunde in der Schweiz, ed. Rengger, S. 29 u. 40).

Das Kloster (S. 71, Abs. 2) ist das „Klösterli" bei und um „Maria im Schnee", 1300 Meter hoch. Das Wirthshaus Zum Ochsen auf Rigi-Klösterli (das.) existirt nicht mehr (S. Hirzel).

Dagegen ist das Kalte Bad, 1441 Meter hoch, allen heutigen Schweizerreisenden wohlbekannt, auch durch die Eisenbahn erreichbar; mit letzterer ersteigt man jetzt die 1800 Meter der Höhe Rigi-Kulm.

707. Reise vom 19. Juni 1775. Viznau (S. 71 unten), wo jetzt die Bahn mündet, liegt am Ufer des Vierwaldstätter Sees, ebenso Gersau weiter auf Brunnen zu, dort „das Wirthshaus am See", bei dem Goethe mit Meyer am 30. September 1797 von Schwyz herauskam. Die Eidgenossen, welche auf dem Grütli schwuren, nennt Knebel in seinen Kalendernotizen vom 18. Juli 1780 gleichfalls „die drei Tellen". Knebel's fernerer Eintrag lautet: „Nach Tell's Kapelle. Blühende Linden. Grüner See. Meinen Namen [d. h. eingeschrieben]. Gemälde von der Sempacher und Murter Schlacht. Andre Geschichten von Wilhelm Tell." — Wegen des Denkmals auf dem Grütli s. Goethe an Lavater, Nr. 34, und Bd. XXVI, Anm. 178 u. 188.

In Altorf langte der Dichter noch früh genug an, um, wenn er sich auch das Kurzvergangene (S. 72, Abs. 2) aus dem Sinne schlug, Erinnerungen des Nächstvergangenen zu pflegen und an Lotte Buff, verehl. Kestner, einen Brief zu richten (Goethe und Werther, Nr. 112): „Tief in der Schweiz, am Orte, wo Tell seinem Knaben den Apfel vom Kopf schoß, warum just von da ein paar Worte an Sie, da ich so lang schwieg? — aus all der herrlichen Natur heraus, mitten unter dem edlen Geschlecht, das seiner Väter nicht ganz unwerth sein darf, ob's gleich auch Menschen sind, hüben und drüben. — Altorf, drei Stunden vom Gotthard, den ich morgen besteige, den 19. Juni 1775."

708. Am 20. Juni (S. 72). Amstäg, von Altorf in vier Stunden bequem zu erreichen, hatte nach Knebel's Kalender damals nur etwa zwanzig Häuser. Er rühmt die „Gutheit der Wirthsleute", fand dagegen in Wasen „schlechten Wein" und klagt über „die starke Rechnung". Auch 1797 übernachtete Goethe dort.

709. Am 21. Juni (S. 73). Das Urserner Loch, dessen schöne Beschreibung bei Schiller ein Anachronismus, ward erst 1707 in den Berg gesprengt und die hölzerne, um den Felsenkopf herumführende Brücke, „die stäubende", dadurch beseitigt (Osenbrüggen, Wanderstudien a. d. Schweiz, 1874. Schaffh., IV. S. 60). Grade in dem Jahre 1775 stellte der eng-

lische Mineraloge Greville die Befahrbarkeit der Gotthardstraße fest; sie ward von Geschenen bis Airolo, also auf derselben Strecke, wo man zur Zeit dabei ist, den Eisenbahntunnel zu bohren, erst in den Jahren 1820 bis 1830 vollendet.

710. Das Gotthard-Hospiz, das die Reisenden am 22. Juni erreichten (S. 74), besuchte Goethe später noch zweimal, 1779 mit seinem Herzoge und 1797 mit Meyer. Es wurde noch 1775 durch eine Lawine zerstört, aber bald durch milde Beiträge „erstellt", jedoch 1799 durch französische Truppen wieder demolirt. — Sechs Seen liegen dort an der Fibia.

Die Reisenden hatten den Punkt erreicht, von dem aus, wie Goethe in seiner Beschreibung der Reise v. J. 1779 sagt, „Gebirge und Flüsse in alle vier Himmelsgegenden auslaufen" (Bd. XVI. S. 290), nach Young (Love of Fame, Satire VII.):

From one fam'd Alpine hill which props the sky,
In whose deep womb unfathom'd waters lie,
Here burst the Rhone and sounding Po, there shine
In infant rills the Danube [?] and the Rhine.

Neunzehntes Buch (S. 75 bis 96).

711. Trat endlich der ansehnliche Pater herein (S. 75). Dies war der Pater Lorenz. Ganz ebenso kam er auch bei dem Besuche des inzwischen umgebauten und daher von Goethe kaum wiedererkannten Hospizes im November 1779 erst spät von Airolo herauf (Bd. XVI. S. 289). Dieselben zwei Kapuziner, welche damals das Hospiz bewohnten, waren auch schon jetzt hier. Knebel traf i. J. 1780 den Pater Seraphim an, den Goethe a. a. O. S. 287 nennt, während er allein den nur Italiänisch sprechenden Pater Lorenz gesehn hatte. Derselbe wußte, daß er in Goethe eine deutsche Berühmtheit vor sich habe; er wandte sich noch i. J. 1784 in einer Angelegenheit an ihn, wie Dieser an Kestner (Nr. 124) schreibt: „Die Kapuziner auf dem Gotthard, die sich meiner erinnerten, haben auf Bitte ihrer Mailändischen Freunde an mich geschrieben, und da ich ihnen als ein berühmter Mann bekannt war, so glaubten sie, ich könne nichts Anderes als ein Professor in Göttingen

sein und müßte Relationen in Hannover haben." 1797 fand Goethe den Pater Lorenz noch so munter und gutes Muthes wie vor achtzehn Jahren (Bd. XXVI. S. 133) und erinnerte den Herzog an ihn (das. S. 146).

Die Abneigung, nach Italien hinunterzugehn (S. 77), bestand auch noch 1779. Damals schrieb Goethe an Frau von Stein (I. S. 117): „Hier ist der Herzog mit mir allein und dem Jäger [Hermann]. Auf dem Gipfel unsrer Reise. Zum zweiten Mal bin ich nun in dieser Stube, auf dieser Höhe, ich sage nicht, mit was für Gedanken. Auch jetzt reizt mich Italien nicht", und in der Reisebeschreibung: „Ich komme mir sehr wunderbar hier oben vor, wo ich mich vor vier Jahren mit ganz andern Sorgen, Gesinnungen, Planen und Hoffnungen, in einer andern Jahreszeit einige Tage [den 22. und 23. Juni, wie 1779 den 13. und 14. November] aufhielt und, mein künftiges Schicksal unvorahnend, durch ein Ichweißnichtwas bewegt, Italien den Rücken zukehrte und meiner jetzigen Bestimmung unwissend entgegenging" (Bd. XVI. S. 287). Die „Plane und Hoffnungen" dieser Stelle sind dieselben wie in unserm Texte (S. 77, Z. 5 f.) die freundlichen einheimischen Aussichten. Die Liebe zu Lilli war es, die ihn zurückführte.

712. Von dem (S. 77) eingeschalteten Liede (aus Bd. I. S. 62) sagt der Dichter hier, es sei dadurch veranlaßt. Wir fassen den Ausdruck dadurch allgemein, daß jenes goldne Herzchen, die Fessel, die ihn damals zurückhielt, dasjenige gewesen, wodurch das Lied veranlaßt worden, nicht aber im engern Sinne, daß das Lied in jenem Augenblicke, bei jener Veranlassung entstanden sei. In jenem Moment konnte Goethe nicht von zerrissenem Seelenbande und nicht von des Gefängnisses Schmach sprechen, nachdem er erst eben seiner Liebe in den Gedichten auf und am Züricher See vollen Ausdruck gegeben. Zudem trägt das Gedicht keinen schweizer Charakter, der allen übrigen schweizer Gedichten Goethe's, der Elegie „Euphrosyne", dem „Gesang der Geister über den Wassern" u. s. w. unverkennbar aufgedrückt ist. Uns scheinen die milden „fremden Lande und fernen Thäler und Wälder" in Deutschland, in Thüringen zu liegen und die Verse daher der ersten Weimarischen Zeit anzugehören. Hier, auf dem Gotthard, am 23. Juni 1775, zog Goethe das goldene Herz hervor und küßte es, weil Lilli's Geburtstag war. Dieser Tag rief ihn heimwärts.

713. Jener herrliche Wasserfall (S. 77 unten u. 74) zog den Reisenden auch vier Jahre und zweiundzwanzig Jahre später an (Bd. XVI. S. 289, Z. 1 u. 2, und XXVI. S. 133, Z. 1). Der „schwarz und weiß gesprengte Marmor" an erster Stelle giebt dasselbe Bild wie hier (S. 76, Abs. 2) die „weißen Furchen und schwarzen Rücken".

Daß beim Herabstieg (S. 78) auch die Furka besucht worden, könnte man aus den Fragmenten „Briefe aus der Schweiz, Erste Abtheilung" schließen („Ja, ich habe die Furka, den Gotthard bestiegen", Bd. XVI. S. 229). Das Gegentheil beweisen jedoch die Worte von der zweiten Reise (das. S. 288): „Hier [in Hospital] betrat ich zum ersten Mal wieder die Bahn meiner vorigen Reise." Auch 1797 war Goethe erfreut, den Ort „völlig wie vor Alters" wiederzufinden (Bd. XXVI. S. 132). Die erste Reise hatte unauslöschliche Erinnerungen in ihm zurückgelassen. Selbst dem Käse, der dort oben im Reußthal bereitet wird, gab er einen besondern Vorzug. Das Klingeln der Saumrosse (oben S. 74) und Maulesel machte „alle Bergerinnerungen rege" (Bd. XVI. S. 288), wie dem Seefahrer der bloße Theergeruch des Schiffes ein Wonnegefühl mittheilt. „Mir ist's unter allen Gegenden, die ich kenne, die liebste und interessanteste, es sei nun, daß alte Erinnerungen sie werth machen, oder daß mir das Gefühl von so viel zusammengeketteten Wundern der Natur ein heimliches und unnennbares Vergnügen erregt." Der i. J. 1775 gehegte Wunsch, „diese Gegend einmal im Schnee zu sehn" — Goethe hatte eine besondre Vorliebe für Gebirgsreisen im Winter —, ward ihm 1779 gewährt (Bd. XVI. S. 288).

714. An der Tellen-Kapelle bei der hohlen Gasse (S. 78). Der Tag wird auf den 26. oder 27. Juni fallen. Der Ausdruck: „jener der ganzen Welt als heroisch-patriotisch-rühmlich geltende Meuchelmord" ist mehr als skeptisch; sehr möglich aber, daß die Aeußerung, als aus dem alten Tagebuche von 1775 herübergenommen, dem Schauspiel Schiller's voraufgeht. Wie dem sei, Goethe protestirte gegen den hohlen Freiheitsbegriff, der sich damals in der Stolberge und der Klopstockianer Gedichten kundgab. Durch die fünfmalige Wiederholung des Reims auf „Blut" wurde ihm Stolberg's Gedicht nicht poetischer. Wie früher der Römerpatriotismus in seiner Uebertragung auf Deutschland (Bd. XXIX. S. 26), so war dem Dichter des „Götz" auch die

Freiheit der Schweizer sehr verdächtig (Bd. XVI. S. 225; vgl. die hübsche Parabel: „Es waren einmal einige Vögel", Bd. XXIX. S. 73 f.).

Schon im Jahre 1775 hatte die Tell-Mythe theils durch Bodmer (Anm. 694), theils durch Lavater (s. auch Stolberg's Gedichte) Leben gewonnen. Unter Lavater's Tell-Liedern hat sich sein: „Nein, vor dem aufgesteckten Hut" bis heute erhalten. Aber die auch den Mythus nach der Moral abschätzende Aufklärung stellte schon damals die Frage: „Und ist Tell's unsittliche Handlung eigentlich ein Muster zur Nachahmung?" (Allg. D. Bibl. XI. 2. S. 248. 1770.)

715. Den Hannoveraner von Lindau (S. 78), einen jungen Freund Lavater's, hatte Goethe erst in Zürich kennen gelernt. In Lavater's Briefen an Röderer aus dem Oktober 1775 findet sich ein von Lindau nach Ersteres Diktat geschriebener Abschnitt; gleich Passavant las und schrieb er für Lavater (Alsatia 1873, S. 88 f.). Wie damals im Sihlthale nahe bei Zürich, so lebte er auch eine Zeit lang, nach ihm Lenz und Kayser (1777), in Andermatt (Knebel notirte dort am 22. Juli 1780: „Lindau sonst hier gewesen. Lenz"; vgl. Alsatia 1873, S. 42). Im Jahre 1776 sah ihn Goethe in Weimar, aber schon zu Anfang des folgenden empfing er durch Zimmermann die von ihm ungläubig aufgenommene Nachricht seines Todes: „Da hast Du von dem herrlichen Lindau einige Blätter. Zimmermann schreibt mir, er sei todt, ich glaube kein Wort davon" (An Lavater, den 19. Februar 1777; Hirzel's N. Verz., S. 186). Auf Lindau's Anordnung ward Goethe der Vormund des schweizer Hirtenknaben Peter im Baumgarten, der einst Lindau das Leben gerettet hatte. Goethe ließ den Knaben im Weimarischen ausbilden (Frauenb., S. 303, Note 1; vergl. das „Aufladen neuer Bürden", Bd. XVIII. S. 47, und in dieser Lebensgeschichte Thl. III. S. 55; dazu die Briefe an Krafft v. J. 1779).

716. Indem Goethe auf sein Zeichnen und Malen nach der Natur zurückkommt, hebt er, wie Thl. II. S. 100, Thl. III. S. 110, in der Italiänischen Reise unter dem 8. Oktober 1786 und in den Briefen aus der Schweiz (Bd. XVI. S. 232 f.: „mein Entzücken an Kunstwerken —, wenn sie geistreiche Aussprüche der Natur sind") seine Gabe, die Natur in der Kunst zu sehn, hier (S. 78 unten) umgekehrt die Gewohnheit hervor, die Kunst in der Natur, die Landschaft als Bild zu schauen. Es ist dieselbe Gabe: „Was ist denn das, dieses sonderbare

Streben von der Kunst zur Natur, von der Natur zur Kunst zurück? Deutet es auf einen Künstler, warum fehlt mir die Stätigkeit? Ruft mich's zum Genuß, warum kann ich ihn nicht ergreifen?" (Bd. XVI. S. 227.) Ich fühlte bald meine Unzulänglichkeit (S. 79 unsres Textes), schrieb der Greis, und der Jüngling zur Zeit selbst das Gleiche, nur mit andern Worten: „Nun steh' ich und schaue diese Wunder, und wie wird mir dabei? Ich denke nichts, ich empfinde nichts, und möchte so gern etwas dabei denken und empfinden. — Ich werfe mich der herrlichen Natur gegenüber auf einen unbequemen Sitz, ich suche sie mit meinen Augen zu ergreifen, zu durchbohren und kritzle in ihrer Gegenwart ein Blättchen voll, das nichts darstellt und doch mir so unendlich werth bleibt, weil es mich an einen glücklichen Augenblick erinnert, dessen Seligkeit mir diese stümperhafte Uebung ertragen hat" (Bd. XVI. S. 225 u. 227; s. Julian Schmidt, Kritische Streifzüge in „Preuß. Jahrb.", Bd. XXXV. S. 504. Mai 1875, und Herder's Nachl., II. S. 89, 90, 94, 107, 120, 141, 143 u. 160).

717. Fand ich die Stolberge nicht mehr (S. 79, Abs. 2). Scheint nicht richtig. Die Stolberge verließen Zürich am 3. Juli zur Reise in die kleinen Kantone. Goethe und Passavant werden aber schon den 28. oder 29. Juni dort wieder eingetroffen sein. Dies ergiebt auch der Auszug XI aus Fritz Stolberg's Briefen an Voß, worin er kurz vor der Abreise am 1. Juli von Goethe schreibt: „Wir werden ihn sehr vermissen, es ist ein herrlicher Junge, wir sind ihm und er uns herzlich gut geworden" (Herbst's Voß, II. 1. S. 264 f.). Ebenso Goethe nach der Rückkehr in Frankfurt an A. Stolberg, den 25. Juli: „Habe mich von unsern Brüdern in Zürich getrennt, schwer ward's uns doch." Einige Tage waren die Freunde daher wieder in Zürich vereinigt; aber das Datum Mitte Juli (S. 80) muß, sobald man annimmt, daß Goethe als Augenzeuge spricht, jedenfalls auf den Anfang des Monats beschränkt werden.

Goethe's Erzählung (S. 79 u. 80, vergl. Bd. XVI. S. 234: „Ich veranlaßte Ferdinanden, zu baden im See") illustriren folgende zwei Briefstellen:

a. von Voß, nach einem Schreiben der Stolberge (Briefe von Voß, I. 290): „In Zürich baden sie sich einmal. Lavater, der sie besuchen will, setzt sich ans Ufer hin und spricht so mit ihnen im Wasser. Die Bauern, die das Baden bei Tage

nicht ausstehn können, eilen schaarweise herzu; wie sie aber einen Priester am Ufer sehen, brauchen sie doch keine Gewalt, sondern murmeln unter einander, die nackten Männer im Wasser müßten wol Wiedertäufer sein, die der Priester bekehren wolle; man sehe auch recht, was der Satan für eine Gewalt über sie ausübe; denn jedesmal, da er anfange zu beten, müßten sie mit dem Kopfe unters Wasser tauchen. — Am Bodensee hat man sie gar festnehmen wollen";

b. von Fritz Stolberg an Lavater vom 14. September 1775: „Mit der Aufrichtigkeit, welche meinem Charakter eigen ist, will ich Deinen Brief beantworten. Da ich sehe, daß unsre unanständigen Scherze, unser Muthwille im Pfeffersbade Gelegenheit zu übler Nachrede gegeben, so will ich Dir frei bekennen, was wir thaten" (Hegner's Beitr., S. 55, und Frauenb., S. 311.)

718. Das schon mehrfach angezogne Fragment von Werther's Reisen (S. 81) findet sich S. 223 bis 238 Bd. XVI der Werke. Auf Goethe's obige Worte darüber ist bereits in der „Vorbemerkung" zu jenen Briefen (das. S. 218 und 219) Bezug genommen und erwähnt, daß die Zeit, wann die Schweizer über die Briefe unwillig geworden, unklar bleibe. Man wird hiebei wol an schweizer Freunde des Dichters zu denken haben, welche die Originalbriefe, woraus das „Fragment" nur Auszüge enthält, in der Handschrift gesehen hatten. Ueberhaupt ist die Entstehung jenes Fragments nicht aufgeklärt. Das Ganze weist wol auf Goethe's erste Schweizerreise, der Freund „Ferdinand" darin auf Passavant, die Familie des „Herrn Tüdou" (a. a. O. S. 230 ff.) auf eine Züricher Familie (oder die Wredische in Heidelberg?), dagegen die Erwähnung der „Furka" und der „Stadt Genf" (S. 229 u. 235 ff.) auf eine freie dichterische Behandlung.

719. In Zürich (S. 81) fand Goethe seinen dort inzwischen eingetroffenen Freund Klinger vor. Dies ergiebt die Erwähnung Desselben als „eines sehr guten Menschen, voll Herz" in dem Stolberg'schen Briefauszuge vom 1. Juli 1775 bei Herbst, II. 2. S. 265, und Klinger's Lebensbeschreibung (Bd. XII seiner Werke, 1842, S. 267), wonach er zum Besuche seines Freundes Kayser hergekommen war. Mit ihm zusammen scheint Goethe die Rückreise angetreten zu haben, über welche wir wenig unterrichtet sind. Auch der Tag der Abreise steht nicht genau fest.

Am 1. Juli 1775 nahm Fr. Stolberg an, Goethe werde am 5. Juli Zürich verlassen; dagegen meldet Lavater an Herder den 22. Juli (Dessen Nachl., II. S. 138): „Nun ist Goethe schon zehn Tage weg, vermuthlich hast Du ihn schon gesehen." Hienach ergäbe sich der 11. oder 12. Juli als Tag der Abreise. Da der Dichter Schubart an seinen Bruder aus Ulm am 17. November 1775 schreibt: „Goethe war auch hier, — ein Genie, groß und schrecklich wie's Riesengebürg! Klinger war bei ihm — unser Shakespeare. Die Kerls haben mich alle liebgewonnen" (bei Strauß, I. S. 328; Frauenb., S. 312), so muß die Rückreise Goethe über Ulm und Stuttgart, und zwar, im Widerspruch mit Lavater's Angabe, schon in der zweiten Woche des Juli nach Straßburg geführt haben. Denn dort fand die Thl. III. S. 453 geschilderte erste Begegnung mit Zimmermann statt.

720. Goethe's Erzählung hält uns aber noch zunächst in Zürich bei Lavater (S. 81 bis 91) fest, im „Rebhäuslein", auf den Spaziergängen um die Stadt, auf dem Schießgraben und der Promenade zwischen Limmat und Sihl.

Im Einzelnen:

a. Zu den Worten (S. 82 oben), daß Lavater sich auf physiognomischem Wege unsrer Gedanken bemächtigt, und (S. 85) daß ihm jede Grenze deutlich erschien, führen wir diejenigen an, mit welchen sich Knebel den ersten Eindruck Lavater's klar zu machen suchte: „Abends noch zu Lavater. Weltverstand. Leisheit der Gefühle. Jedes Lineament gleichsam zur Bewegung des menschlichen Herzens zugeschliffen: der ausgeübteste Weltsinn" (Kal. v. 29. Juni 1780).

b. Lavater ganz real gesinnt (S. 82 unten); vergl. „Faust" (Bd. XII. S. 140): „In dem Klaren mag ich gern Und auch im Trüben fischen".

c. Von Lavater's Aussichten in die Ewigkeit (S. 83, Abs. 1, und S. 84, Abs. 3) hat Goethe einen Theil in den Frankfurter gelehrten Anzeigen schon 1772 recensirt und dort im Eingange den hier ausgesprochenen Charakter des Werks entwickelt (Bd. XXIX. S. 60 f.). „Der Verfasser kommt uns als ein vom Gefühl der geoffenbarten Religion durchdrungener Philosophe vor", sagte der Recensent des ersten Theils in den Göttinger gel. Anzeigen (1769, S. 865).

d. Zum Kunstideal en (S. 83, Abs. 2); Lavater besaß eine große Holzschnitt- und Kupferstichsammlung, für welche Goethe selbst sammelte, namentlich „Albrecht Dürers".

e. Zu Verwirklichung der Person Christi (S. 83, Abs. 4) und zum Wunderthun (S. 84, Abs. 3) s. Anm. 539. — Christusbilder nach Holbein stehn in der Physiogn., I. 83, andre II. 21 u. 63, besonders aber IV. 433 bis 456, von Raphael, Guercino, Carracci, Rubens, Van Dyck, Mengs und Chodowiecki.

f. Lavater's „Pontius Pilatus, oder der Mensch in allerlei Gestalten" u. s. w. (S. 83 unten) erschien zu Zürich in vier Theilen 1782 bis 1785 (fehlt bei Goedeke). Dies Buch wirkte dazu mit, Goethe'n ganz Lavater zu entfremden, wie die Briefstellen zeigen: „Hier ist ein Bogen von Lavater's ‚Pilatus'. Ich kann nichts darüber sagen. Die Geschichte des guten Jesus hab' ich nun so satt, daß ich sie von Keinem als allenfalls von ihm selbst hören möchte", dann (zu S. 83, Z. 7 v. u.): „Nun findet Hans Kaspar diese Methode des Dramatisirens, wie sie's nennen, allerliebst und flickt seinem Christus auch so einen Kittel zusammen und knüpft aller Menschen Geburt und Grab, A und O, Heil und Seligkeit dran; da wird's abgeschmackt, dünkt mich, und unerträglich"; und: „Heute unterwegs hielt ich eine Philippika gegen den ‚Pontius Pilatus' stille für mich hin" (Goethe an Frau v. Stein im April 1782. Das Nähere in Düntzer's „Lavater", Freundesb., S. 91 ff.).

g. Angaben, daß die Bilder der Physiognomik mehr oder weniger mißlungen seien (S. 86 oben, wie schon früher S. 63), durchziehn allerdings das Werk; s. den Text zu den Porträts von Pfenninger, Hotze, Klijog, ferner I. S. 84 vom „Kuß des Judas" die Worte: „Die nachstehende Vignette hat sehr wenig von dem, was ich fordern würde", und den oft vorkommenden Zusatz: „schlecht kopirt".

721. Vom Genie (S. 86 u. 87). Der Abschnitt gehört um so mehr hieher, da Lavater's Physiognomik als wahrer Ausdruck der Genieperiode zu betrachten ist; mit Kunst und Wissenschaft hat der Autor wenig zu thun; was er giebt, schreibt er dilettantisch, aus der Ahnung, dem Gefühl des Unendlichen und einem unbestimmten Drange nach Totalität. Für Männer der Wissenschaft ist das Werk unbrauchbar, aber ein poetischer Geist konnte es bezeichnen als: un des plus beaux livres qui soient sortis de l'esprit humain (G. Sand, Lettres d'un Voyageur, II. 7). Denn was es feiert, ist das Individuelle, das Unaussprechliche, Unerklärliche. Das Individuelle ist aber die Grundlage des Genialen; ein neuerer Philosoph nimmt sogar, ganz in La-

vater's und der Genieperiode Auffassung, das Genie (Genius) überhaupt als den innersten individuellen Kern jedes Menschen, als das Schöpferische in ihm (Imm. Herm. Fichte, in der „Anthropologie"). Auch Lavater sucht nach den physiognomischen Kennzeichen des schöpferischen, des mechanischen ꝛc. Genies (Phys., I. 219, II. 50).

Zimmermann den Goethe hier nennt (S. 86), hatte „diese Forderungen" in seiner „Erfahrung" zur Sprache gebracht; er selbst zeichnete sich durch eine geniale Diagnose aus und verlangte sie mit Recht von dem Arzte (s. Thl. III. S. 198 und Anm. 590). Keiner hat jedoch mehr als er die Ausschreitungen der Genieperiode gegeißelt: „Eine Anzahl Sprudelgeister erinnert man sich vielleicht, die vor einigen Jahren sich über alle Bande des Universums hinwegsetzten, die in mehr nicht als fünf gezählten Jahren [1776 bis 1780] ganz Deutschland umstimmen und dann, unter ihrer stolzen Anführung, durch die deutsche Nation alle Nationen um sich her und alle Zeitalter vor sich verdunkeln und überflügeln wollten. — Die betrübte Erfahrung zeigte bald, daß diese aus dem Samen Rousseau's in sandigem Boden gezogenen Kraftknaben, wie in der Unterwelt der Ochsenträger Milon beim Lucian, nicht eine Fliege wegjagen konnten" (Einsamkeit, II. 5). In diesem Sinne hat Vilmar „die Genieperiode" (1872) geschildert, namentlich die Stolberge, den Maler Müller und Klinger (vergl. Koberstein, ed. Bartsch, IV. 18, 19 ff.).

722. Es war noch la'nge hin bis zu der Zeit (S. 86). Goethe meint Kant und dasjenige seiner Werke, welches er sich vorzugsweise angeeignet, die „Kritik der Urtheilskraft" (1790). Kant eröffnet hier den §. 46 (S. 178) mit den Worten: „Genie ist das Talent (Naturgabe), welches der Kunst die Regel giebt," und führt im Weitern aus, daß, da es auch originalen Unsinn geben könne, „die Produkte des Genies zugleich Muster, d. i. exemplarisch sein, mithin selbst nicht durch Nachahmung entsprungen, Anderen doch dazu, d. i. zum Richtmaße oder Regel der Beurtheilung dienen müssen". Alles dies wird dann weiter in den §§. 47 bis 50 erläutert. Goethe fand hier, wie nirgends, seine innersten Gedanken ausgesprochen; s. in „Zur Naturwissenschaft im Allgemeinen" (S. 435): „Einwirkung der neueren Philosophie", daß die großen Hauptgedanken jenes Buchs seinem eigenen bisherigen Schaffen, Thun und Denken ganz analog gewesen.

Die vor-Kantischen Definitionen des Genies („eine vorzügliche Geschicklichkeit zu gewissen Verrichtungen") von Baumgarten, Riedel, Sulzer, Helvetius u. A. findet man in Walch's philosophischem Lexikon (4te A. 1775) zusammengestellt.

Wegen des mit dem Genie nah zusammenhängenden Dämonischen s. das folgende Buch S. 101 und Anm. 740.

723. Der Mißbrauch in Wort und That (S. 87) Seitens Derjenigen, die, nach Lichtenberg, zu dem Namen Genie gekommen waren wie der Kellereisel zum Namen Tausendfüßler, nicht, weil er wirklich tausend Füße hat, sondern weil die meisten Menschen nicht bis — Sechzehn zählen können.

Seine Schweizerreise von 1775 sah Goethe selbst als Geniereise an, und er sprach zu einer Zeit, wo er die Alpen gern geognostisch untersucht hätte, in hypochondrischer Stimmung von seinen „unnützen Reisen in die Schweiz, da man glaubte, es sei was Großes gethan, wenn man Berge erklettert und angestaunt hatte" (An Nees von Esenbeck, 31. Okt. 1823; Naturw. Korresp., II. S. 75).

Büchmann (Gefl. Worte, 6te A., S. 38) meint, das Wort Genieſtreich habe hier bei Goethe „seine schriftstellerische Weihe gefunden". Daß das Lustspiel sich bald des lächerlich gewordnen Genietreibens bemächtigte, war natürlich. Die von uns angemerkten Stücke sind solche Nachzügler: Die Genieſtreiche, oder das Privattheater. Lustspiel, Freiberg 1790; Die Genieſtreiche, Posse in 4 Aufz., Wien 1802; Der Genieſtreich oder der Ahnenstolz, Lustspiel, 1806, und Das Genieweſen, Lustspiel, Basel.

Adelung wollte das Wort „Genie" als ein französisches durch Kopf ersetzen, erhob aber auch selbst dagegen Einwendungen („Ueber den deutschen Styl", II. S. 361, und im Artikel „Genie" im Wörterb.). Mit Recht vindicirt Goethe dasselbe „allen Völkern" (S. 87, Abs. 3). Daß aber, wie er ferner will, das Gemeine bei den Deutschen mehr überhand nehme als bei andern Nationen, kann im Lande, das ihn erzeugt und Schiller, Kant, Hegel u. s. w., nicht zugestanden werden, sondern nur, daß hier das Hohe vom Niedrigen, das Edle vom Gemeinen durch eine größere Kluft getrennt sei als irgendwo anders. Und darin liegt ein Vorzug mehr.

724. Die gleichjährigen Zeitgenoſſen der Stolberge (S. 87) sind vorzüglich die Dichter des Hainbundes. Schon

oben (S. 64) hat Goethe Lavater's berichtigendes Urtheil über die beiden Grafen angeführt. Wie sehr sie bewundert wurden, zeigt eine Aeußerung des jungen Boie, der am 13. Mai 1775 aus Göttingen schreibt: „Vorige Woche waren die Gebrüder Stolberg hier. Sie blieben nur anderthalb Tage. Ich begleitete sie, weil mein Bruder nicht konnte, mit Hahn und Closen nach Kassel. Es war eine sehr vergnügte Reise. Was das vor herrliche Leute sind! Und besonders der Jüngste! Du solltest ihn sehen! Man sieht ihn mit Bewunderung an. Seine Miene hat etwas unbeschreiblich Erhabenes [s. S. 64 „einen Heroen, einen Herkules"]. Und wenn man ihn sprechen hört! Alles, was er spricht, so frei, so edel, so deutsch", und später: „Ich halte ihn für einen der größten Männer Deutschlands. Du solltest nur sein Gesicht sehen. So viel Muth und Entschlossenheit, aber auch so viele Offenheit, Redlichkeit und Freundschaft ist darin abgebildet" (Im N. Reich, 1875. Nr. 9; „Göttingen vor 100 Jahren" von H. Uhde, S. 341 u. 346; das dort angegebene Datum „April" kann nicht richtig sein).

Mit seinen Beschreibungen (S. 88 bis 91) beschreibt Lavater sich selbst am Meisten, bald als Nachfolger Abraham's a Santa Clara (S. 84), bald als Vorläufer Victor Hugo's in seiner jetzigen Phase. Andrerseits enthalten sie ein vollständiges Paradigma der unfertig gebliebenen Genies.

Die als Citat gekennzeichneten Stellen S. 89 wollen an die Strophen des „Freiheitsgesangs" erinnern, worin Fr. Stolberg die „Zween Jünglinge" der Zukunft — „Stolberg ihr Name" — unter den Augen Hermann's, Tell's, Luther's und Klopstock's den Helden- und „Freiheitstod" finden läßt. Bei Lavater klingen die Worte wie eine Parodie auf der Gebrüder viel besprochne Badeluft. Der „Sonnendurst" zielt auf den Anfang jenes Gesangs: „Sonne, Du säumst!"

725. Goethe's zweiter diesjähriger Aufenthalt in Straßburg wird kaum eine Woche, etwa vom 14. bis zum 20. Juli, gewährt haben. In dem Gegenstück zur Wallfahrt nach Einsiedeln, der „Dritten Wallfahrt nach Erwin's Grabe" (Bd. XXVIII. S. 354 ff.) hat jene Zeit eine unvergängliche Spur zurückgelassen. Das „Gebet" darin spiegelt die eben empfangenen Eindrücke vom „schaumstürmenden Sturze des gewaltigen Rheins", von der „glänzenden Krone der ewigen Schneegebirge" und den „Wolken-

felsen und wüsten Thälern des grauen Gotthard" klar wieder; er erinnert sich der „Künstler" und „gefühlvollen Kenner", welche er auf der Reise, besonders in Zürich, eben kennen gelernt (dazu den Herrn M***, Bd. XVI. S. 233), und schließt mit „Lenzens Ankunft". Die Freundschaft mit Diesem stand damals in ihrem Zenith. Nach der Rückkunft in Frankfurt schrieb Goethe an Sophie la Roche, die ihm Allerlei über den Freund erzählt hatte, am 1. August: „Wie stehn Sie mit Lenz? Ich weiß kein Wort von, er hat mir Ihre Briefe nicht sehen lassen; mir scheint, als wenn Sie mit dem Originälchen [oder Diogneschen] nicht gut zurechte kämen. Er wälzt sein Tönnchen mit viel Innigkeit und Treue."

Dann fällt in jenen Juli die Anknüpfung des Verhältnisses mit Zimmermann (Thl. III. S. 453 f.). „Alles um Liebe! — sagt Goethe, und wer ihn gesehen hat, weiß, wie er durch Anmuth die Kraft seines Geistes zudecket und durch Freundlichkeit den Ernst seiner einsamen Stunden", schreibt Dieser (Einsamkeit, II. S. 34), und so auch Goethe selbst damals in Straßburg: „Doch bist Du nicht aus meinem Herzen gewichen, Alles belebende Liebe" (Bd. XXVIII. S. 354).

Die Rückreise auf der alten Rheinstraße durch Druſenheim und bei Sessenheim vorbei führte über Speier, wo Goethe den Koblenzer Freund, Domherrn von Hohenfeld, aufsuchte, aber nicht fand (Anm. 483 e) und Darmstadt (S. 92, Z. 1). Hier im Merck'schen Kreise sah er, zuerst seit Mai 1773, Herder wieder; in seiner Begleitung kehrte er nach Frankfurt zurück: „habe Herder'n in Darmstadt angetroffen und bin mit ihm und seinem Weibchen herüber" (An Sophie la Roche, den 26. Juli). Ebenso Herder an Lavater den 4. Oktober 1775: „Ich habe Goethe gesprochen und mich seiner erfreut, Merck gesehen und ihn besser und mitleidswürdiger gefunden, als ich glaubte [wol in amtlicher Beziehung oder in der Ehe]. Lenz hat sich auf recht unerwartet-göttlich-gute Art mir genähert, ob ich ihn gleich nicht persönlich kenne" (Nachl., II. S. 141). Damals gab Herder sein Buch „Maran Atha" an Goethe für Lavater.

726. Die Aeußerungen von Goethe's Vater (S. 92, Abs. 1) machen den Abstand der jüngern Generation, mit ihrer Vorliebe für die Alpen seit Haller und Rousseau, von der ältern Generation deutlich, welche die Natur nur von ihrer dem Menschen

wohlwollenden Seite, in ihrer Lieblichkeit und Fruchtbarkeit schätzte. Die neue Richtung hatte sich hier wie in England, wo bis dahin Hochschottland als abschreckend galt (Macaulay), zwischen den Reisen des alten Goethe (Anm. 58) und denen des Dichters Bahn gebrochen. — Die Worte „wer Neapel nicht gesehen, habe nicht gelebt" sind Wiedergabe des bekannten: vedi Napoli, e poi muori (Ital. Reise, vom 2. März 1787, Schluß) wie Bd. XVIII. S. 105: „Neapel mußte man, ehe man stürbe, gesehen haben". Dazu die Stelle über Goethe's Vater in der „Italiänischen Reise", vom 27. Februar 1787.

727. Die Fortsetzung der Schilderung des Verhältnisses zu Lilli (S. 92 bis 95) bindet sich wie die frühere nicht streng an die Zeitfolge. Ein großer Theil der Erzählung von dem Leben in Offenbach (oben S. 26 ff., hier S. 92, Abs. 2 auf dem Land), namentlich die von der Ewald'schen Geburtstagsfeier, fände erst hier seine richtige Stelle. Andrerseits gilt Alles, was hier (S. 93 u. 94) von den Meßfreunden des Schönemann'schen Hauses gesagt ist, nicht minder von der Ostermesse 1775, und ebenso fällt, nach unsrer Ansicht, das Gedicht „Lili's Park" (S. 94) schon in den Frühling jenes Jahres.

In Offenbach finden wir Goethe den größten Theil des August. Schon im Juli hatte er Lilli, nach der er „vaterlandwärts, liebwärts" vom Straßburger Münster geblickt (Bd. XXVIII. S. 355), und ihre Umgebungen wiedergesehn, und sogleich waren die alten Konflikte hervorgetreten. Hierauf lassen zwei Briefstellen schließen, zuerst Aeußerungen an A. Stolberg vom 31sten: „Gestern Abend, Engel, hatt' ich viel Sehnen zu Ihren Füßen zu liegen — wenn mir's so recht weh ist, kehr' ich mich nach Norden, wo sie dahinten ist, zweihundert Meil von mir", und: „Ich habe mich so oft am weiblichen Geschlecht betrogen", dann an Sophie la Roche am 1. August, nachdem er erzählt, daß sie den Tag vorher bei Maxe Brentano „gefiedelt und gedudelt" (Anm. 508): „Es ist doch immer eine freundliche Zuflucht, das weiße Papier, im Augenblick der Noth ein wahrer, theilnehmender Freund, der uns durch keine niedrigen Ecken des Charakters zurückstößt, wie man es wol just in den Stunden erfährt, da man am Wenigsten so berührt sein möchte." Das lautet schlimm. Daher schon am 3. August von Offenbach aus an Auguste: „Lang' halt' ich's hier nicht aus, ich muß wieder fort — Wohin!" und am

folgenden Tage an Lavater: „Schreibe mir doch auf, was Du wollteſt, daß ich für Dich ſähe, wenn ich nach Italien ging", ebenſo in den Auguſtbriefen an die Karſchin die Stelle von der „unſichtbaren Geißel der Eumeniden", und an Merck: „Ich paſſe wieder auf neue Gelegenheit abzudrücken."

728. In dieſe Zeit, Auguſt 1775, fallen die Reitpartien, welche Lilli, Goethe und der Onkel d'Orville zuſammen unternahmen (Nr. 7 an Auguſte Stolberg vom 3ten und an Lavater von dieſem und dem folgenden Tage). Das Landleben in Offenbach geſtattete die engſte Intimität, wie dieſe aus Lilli's Zimmer — „in dem Zimmer des Mädchens, das mich unglücklich macht, ohne ihre Schuld, mit der Seele eines Engels", zwiſchen ihrem „Pannier, Stiefel, Kleid, viel Schachteln und Pappedeckel[n] zu Hauben und Hüten" — geſchriebenen Briefe zeigen. So iſt es noch vierzehn Tage ſpäter, nach dem Schreiben an die Karſchin, Offenbach den 17. Auguſt 1775 (gedr. in den „Aurikeln" von H. von Chezy, I. 1818. S. 27 ff.); darin malt ſich Goethe ſelbſt, Morgens früh im d'Orville'ſchen Hauſe am Schreibtiſch ſitzend und daneben Lilli am Kaffeetiſch ſtehend, „die Figur im Negligee, die mir den Rücken kehrt und ihr Frühſtück ſchlürft". Sicherlich hofften ſie noch auf ihre Verbindung; Goethe ſchrieb am 3ten an Lavater: „mach ihr etwas in Verſen, das ſie im Guten ſtärke und erhalte". Dieſer Aufenthalt in Offenbach erſtreckte ſich, mit Unterbrechungen im Auguſt namentlich zur Zeit von Jung's zweitem Beſuch (Anm. 633, Schluß) und im September bei Sulzer's Anweſenheit am 3ten (Anm. 594), bis zu Ewald's Hochzeit am 10. September, die in Offenbach gefeiert wurde (An A. Stolberg, Nr. 8 vom 17. September). Mit der an demſelben Tage eröffneten Herbſtmeſſe fand die Offenbacher Villeggiatur für die Frankfurter von ſelbſt ihr Ende. Das „Bundeslied" (Anm. 647), gleichgiltig, für welchen Tag es beſtimmt geweſen, kann als Denkmal dieſer ganzen Zeit angeſehen werden. Der Schluß deſſelben (in der erſten Faſſung) hat zur Vorausſetzung, daß die Einladung nach Weimar bereits ergangen und angenommen worden, während die in voriger Anmerkung erwähnten Fluchtbriefe vorher geſchrieben ſein müſſen.

Goethe fuhr ſich ſelbſt dort im Kahn und auch ſtromabwärts nach Frankfurt zurück, und dieſe Uebung übertrug ſich auf ſeine Metaphern. Des Reitens iſt ſchon erwähnt. Von dem Deklamiren und Muſiktreiben erzählt er ſelbſt (Buch 17).

Erinnerungen an manche seiner Schwänke hafteten noch lange nachher an der Domstraße zu Offenbach, an deren Eingange, von Frankfurt aus links, Goethe bei André wohnte. In einer Mondnacht hatte er als Gespenst, in weiße Laken gehüllt und auf Stelzen gehend, den Leuten in die Fenster gesehn; sein Stelzengehn hebt auch Goué im „Masuren" (S. 89) hervor. Bei der Taufe von André's Sohne Anton (s. Anm. 647) hatte Goethe bei Tische eine verdeckte Schüssel hereingetragen, worin der Täufling gefunden wurde (Appelt, Erinnerungen aus Offenbach a. M., Frankf. Konversationsblatt 1847, Nr. 262 bis 264). In der Domstraße lag auch das Gasthaus „Zur Rose", wo — wenn auch nicht das Gretchen des Fünften Buchs — doch das „seltsame Geschöpf" hantierte, zu welchem Goethe die Stolberge geleitete und mit der er, nach dem Briefe an deren Schwester Nr. 8, am 17. September „ein paar Stunden verliebelte".

Auch poetisch muß diese Zeit reich gewesen sein. Dem „Faust", dem „Egmont" kam die fortwährende Aufregung in glücklicher Liebeszeit (S. 95) zu Gute. Von den Festliedern erwähnten wir eines. Von den Geschenksgaben (S. 95) an Lilli sind aus früherer Zeit die Begleitverse zu „Erwin und Elmire", aus späterer die zu „Stella" bekannt (Werke, Bd. III. S. 18 u. 101); ganz gehört in diese Zeit „Herbstgefühl" (Bd. I. S. 54). Am Hochzeitsabend, dem 10. September, war Lilli in Offenbach, „wo ich durch die glühendsten Thränen der Liebe Mond und Welt schaute und mich Alles seelenvoll umgab" (An Auguste Stolberg).

Abeken bemerkt über das ungenirte Zusammenleben Lilli's und Goethe's in Offenbach: „Es fällt auf, daß auch jetzt, da jenes halbe Verhältniß so gut als aufgelöst war [nicht ganz richtig], von den Verwandten Lilli's, die sich dieser Auflösung freuten, dem Zusammensein der Liebenden keine Schwierigkeiten in den Weg gelegt wurden. Goethe konnte seiner Leidenschaft nicht Herr werden [ganz unrichtig], er ließ den Dämon walten [nicht unbedingt]; Lilli mäßig, ruhig von Natur, gewiß, sich selbst nicht zu verlieren, lebte arglos hin; der freiere Umgang der Geschlechter, in jener Gegend, jener Zeit in der Ordnung, ließ die Verwandten dem Spiele der Leidenschaft ruhig zusehn" (Goethe in den Jahren 1771 bis 1775, S. 394).

729. Die Auflösung des Verhältnisses erfolgte erst in der zweiten Hälfte des September. Der hadesartige Zustand (S. 92

Abs. 2), Lilli's Erklärung, Goethe nach Amerika begleiten zu wollen (das. Abs. 4), das Bemühen, sich nicht allein zu begegnen (S. 93, Abs. 2), — Alles fällt erst in diesen Monat.

Zur ersten Stelle erinnert Abeken (a. a. O. S. 385) an die Schilderung in den „Wahlverwandtschaften", wo nach Ottiliens Rückkehr in Eduard's Schloß das frühere Leben, aber schattenhaft, wieder beginnt.

Die dritte Bemerkung bestätigen die Briefe an A. Stolberg, Nr. 8 vom 15. September: „Lilli kommt nicht auf den Ball", und vom 16ten: „Gehe jetzt nach Offenbach, um Lilli heut Abend nicht in der Komödie, morgen nicht im Konzert zu sehen." Man hört, die Meßfreuden erfüllten die Stadt.

Die zweite Bemerkung dagegen scheint mehr symbolisch genommen werden zu müssen. Das Eldorado der Bedrängten (S. 92) konnte man Nordamerika zwar schon nennen — die Hungersnoth 1771 hatte Viele dorthin vertrieben —, die Befreiung vermehrte die Anziehungskraft, aber grade damals tobte noch der Kampf. Klinger zwar wollte 1776 freiwillig hinübergehn. Jedoch Lilli hatte sich wol nur bereit erklärt, Goethe überall hin zu folgen, des Widerspruchs der Mutter und Brüder nicht zu achten. Dieses Opfer wollte Goethe nicht annehmen. Wir glauben, ohne diese Vermuthung näher begründen zu können, daß dieser Zug durch eine spätere Aeußerung Lilli's selbst in die Erzählung gekommen sei, durch Mittheilungen (s. Anm. 635), welche, zwar aus dem Jahre 1794 stammend, doch erst im Dezember 1830 an Goethe gelangten. Er antwortete der Freundin, welche sie ihm sandte: „Ihr theures Blatt mußte ich mit Rührung an die Lippen drücken. — Ihnen aber möge zu geeigneter Stunde, als genügender Lohn, irgend eine ebenso freudige Erquickung werden" (v. 7. Dez. 1830). Was enthielt nun das Blatt, welches der achtzigjährige Mann gerührt küßte? So vorsichtig man den Inhalt aufzunehmen hat, der aus der Erinnerung nach Verlauf von fünfunddreißig Jahren, zugleich mit der Absicht, Goethe eine Freude zu machen, von einer Frau niedergeschrieben worden ist, welche nicht gewohnt war, die Worte streng zu wägen: in ihren allgemeinen Grundzügen ist die Mittheilung vollkommen glaubwürdig; das Blatt kann, unter dem angedeuteten Vorbehalte, als authentische Erklärung Lilli's angesehen werden. Daraus ergiebt sich Zweierlei: erstens, daß das fast ein Jahr dauernde Liebesverhältniß Lilli's mit dem damals sechsundzwanzigjährigen Goethe, den sie so

gesehn hatte wie nie wieder ein Mensch, unverlöschliche Eindrücke auf ihren Geist und ihr Herz, wie zu erwarten stand, zurückgelassen hat; es folgten auf 1775 für sie traurige Jahre, worin sie jene Eindrücke verarbeiten konnte; zweitens, daß sie seine Liebe mit Leidenschaft erwiderte und sich zu einem elopement, zu einer Verbindung wider den Willen von Mutter und Vormündern verstanden hätte. So wenigstens übersetzen wir uns die Aeußerungen der Frau von Türckheim, welche die spätere Generalin von Beaulieu aus Weimar im Winter 1794 auf 1795 als Emigrirte zu Erlangen kennen gelernt hatte, ohne von deren ehemaliger Verbindung mit Goethe etwas zu wissen. Letztre schreibt, nachdem sie dies erwähnt: „Ich sollte aber bald erkennen, wie richtig mich meine Gefühle geleitet; denn die vortreffliche Frau gestand mir mit rührender Offenheit, sie habe erfahren, in welcher engen Verbindung ich mit Weimar stünde und blos deshalb meine Bekanntschaft gewünscht, um etwas Näheres von Goethens Leben und Schicksalen zu vernehmen, den sie den Schöpfer ihrer moralischen Existenz nannte. Die Innigkeit, ja, ich darf sagen, die Begeisterung, womit sie von ihm sprach, rührte mich unaussprechlich. — Im Laufe unsrer traulichen Unterhaltungen erzählte sie mir die Geschichte ihres Herzens, woraus ich deutlich ersah, daß sie, wenn auch nicht vollkommen glücklich, doch mit ihrem Schicksal zufrieden war, weil Goethe es ihr vorgezeichnet hatte. Mit seltner Aufrichtigkeit gestand mir Frau von Türckheim, ihre Leidenschaft für denselben sei mächtiger als Pflicht und Tugendgefühl in ihr gewesen, und wenn seine Großmuth die Opfer, welche sie ihm bringen wollte, nicht standhaft zurückgewiesen hätte, so würde sie späterhin ihrer Selbstachtung beraubt auf die Vergangenheit zurückgeschaut haben, welche ihr im Gegentheil jetzt nur beseligende Erinnerungen darböte. Seinem Edelsinn verdanke sie einzig und allein ihre geistige Ausbildung an der Seite eines würdigen Gatten und den Kreis hoffnungsvoller Kinder, in welchem sie Ersatz für alle Leiden fände, die der Himmel ihr auferlegt. Sie müsse sich daher als sein Geschöpf betrachten und bis zum letzten Hauch ihres Lebens mit religiöser Verehrung an seinem Bilde hangen. Da ihr aller Wahrscheinlichkeit nach nicht vergönnt sein würde, Goethen wiederzusehen, so bäte sie mich, dem unvergeßlichen Freunde — dasjenige mitzutheilen, was sie mir in dieser Absicht vertraut habe" (vgl. Grimm's Vorles. über Goethe, I. S. 274 f.).

730. Die Anspielungen hier (S. 93, Abs. 3 u. 4) auf Lilli's frühere Neigungen erklären sich aus dem oben (Anm. 636) über Türckheim, ihren späteren Gemahl (seit 1778), und über ihren Vetter Manskopf Gesagten. Zu jenen Verehrern ist auch Bernard aus Straßburg zu rechnen, ein Verwandter ihres Offenbacher Onkels, mit dem sie sich im Sommer 1776 verlobte; die Verbindung löste sich ohne jede Schuld von Lilli's Seite (Puppenhaus, S. 339 f.) durch Bernard's Tod, nach welchem sie schwer erkrankte. Diese Verlobung war es, welche Goethe's Worte in dem Briefe an Frau von Stein vom 9. Juli 1776 hervorrief: „Dumpfsinnig les' ich — daß Lilli eine Braut ist!! kehre mich um und schlafe fort", welche jedoch noch immer auf die um zwei Jahre spätere mit Türckheim bezogen werden (so von Goedeke, Grundr., II. S. 726, und „Goethe's Leben", S. 143, sowie von Mezières, W. Goethe, les oeuvres expliquées par la vie. 1872. I. pag. 211, u. A. m.).

Mit der Herbstmesse (vom 10. Sept. an) wiederholten sich die Eindrücke der Ostermesse, denen wir „Lili's Park" (S. 94) zu verdanken haben. Uns wenigstens scheint jenes Gedicht vor die Reise mit den Stolbergen gesetzt werden zu müssen.

Auf manche unter den Schönemann'schen Meßfreunden mit ihren Onkelsmanieren (S. 94) mochte Goethe die Verse aus Ariost's „Orlando" beziehn, die ihm — dem Freitag den 8. September an Lavater geschriebenen Brief zufolge (in Hirzel's „J. Goethe", Thl. III. als Nr. 104 nicht richtig eingerückt) — im „Geschwirre der Meßgeleits-Zeremonien" einfielen (Canto XVI):

Ma vulgo e populazzo voglio dire
Degno, prima che nasca, di morire.

731. Die Oper „Erwin und Elmire" (S. 95) hatte sich aus der Goldsmith'schen Romanze „Edwin und Angelina" entwickelt (Vorbemerkung zu Bd. IX. S. 8). Schon einige Jahre vorher (1772) hatte Wezel den Stoff seines Gedichts „Filibert und Theodosia" derselben Romanze entlehnt (Jördens, V. S. 334). Den Anfang jenes Singspiels führte Goethe schon auf der Emser und Rheinreise im Juli 1774 mit sich (in Lavater's Tagebuch unterm 20. Juli: „Goethe las uns aus seiner „Elmire", einer Operette"). In den ersten Monaten des folgenden Jahres, also im ersten Stadium seines Verhältnisses zu Lilli, vollendete er das Stück; von der Arie „Ein Schauspiel für Götter" wissen wir die Entstehungszeit, den Januar 1775 (s. obige Vorbemerkung); das unmittelbar darauf folgende Lied: „Ihr verblühet, süße

Rosen" (Bd. XI. 2. Abth., S. 150) wird derselben Zeit zuzuweisen sein. André ging sogleich daran, das Stück zu komponiren. Besprechungen über diese Arbeit vereinigten Komponisten und Dichter schon früh im Jahre 1775 zu Offenbach. Die Operette wurde dann im Mai zu Frankfurt aufgeführt, während Goethe's Reise mit den Stolbergen; die treue Freundin Fahlmer mußte ihm über den Ausfall berichten: „Und wenn Erwin aufgeführt wird, bitt' ich doch um eine Relation. Denn eine Farce giebt's doch — Und ob Lilli drin war?" (aus Mannheim den 16. Mai) und mit Beziehung auf Lilli: „Hoffe von der Vorstellung Erwin's" (aus Straßburg den 24sten). Auch Herzogin Amalia von Weimar schrieb eine Musik für das Singspiel, womit dasselbe im nächsten Jahre in Weimar zur Aufführung gelangte. „André's Musik zu Goethe's „Erwin und Elmire" erlebte in Berlin nach einander zweiundzwanzig Aufführungen; nie hat wieder eine andere Komposition Goethischer Texte einen ähnlichen Erfolg gehabt. Seinen Tonsätzen ist Fluß und Anmuth der Melodie und Kraft und Witz im musikalischen Ausdrucke in hohem Grade eigen" (Schletterer, das deutsche Singspiel, S. 141).

732. Die Stelle von des Vaters kleiner Kanzlei (S 95) knüpft an das vorher S. 29 und 30 Gesagte an (dazu Anm. 646). Die Kanzleidreiheit (S. 40), bestehend aus dem Vater, dem jungen Rechtsfreunde (S. 95), d. h. Goethe selbst, und dem gewandten Schreiber Liebholdt, ist von früher her bekannt. Wenn es hier weiter heißt: so gönnten sie mir meine Pfade, so sieht es so aus, als sei die Dreiheit schon außer dem Dichter vorhanden gewesen; das ist aber nicht die Meinung; Liebholdt war kein junger Rechtsfreund, wenn sich bei dem Schreiber auch wol an den damals zwanzigjährigen Philipp Seidel, der auch im Goethehause Schreibereien besorgte, denken ließe (E. Kelchner, Frkftr. Didaskalia 1875, Nr. 29). Vielmehr sind sie (S. 95, Z. 6 v. u.) die beiden Andern, der Vater und der Schreiber Liebholdt allein.

733. Anfänge des Egmont (S. 96). Auch diese Arbeit war eine Flucht vor Lilli. Der historische Stoff gehörte zu den andern Punkten jener Zeitgeschichte (des 15ten und 16ten Jahrhunderts), von welchen Goethe zu dichterischer Bearbeitung sich angezogen fühlte (oben S. 44 f.), und hatte, wie in andrer

Weise „Götz" und „Faust", zugleich einen engen Zusammenhang mit der Freiheitsbewegung der Zeit (Anm. 658 und 672), welche damals in der Losreißung Nordamerika's gipfelte. Außerdem suchte der Dichter in der Darstellung des Verhältnisses zwischen Egmont und einem ihm und seiner Größe ganz hingegebenen Mädchen aus dem Volke ein Gegenbild zu seinem eigenen abgebrochenen mit Lilli zu schaffen; hier sollte Alles vorhanden sein, was er vermißt, Alles beseitigt, was ihn gequält hatte. Für die Wunden, die seinem Gemüth geschlagen waren, suchte der Dichter hier Heilung und Sammlung „nach den zerstreutesten, verworrensten, ganzesten, vollsten, leersten, kräftigsten und läppischsten drei Vierteljahren" seines Lebens (An Bürger, den 18. Oktober 1775, Strodtmann, Nr. 187). Auch hiezu schöpfte er aus eignen Erfahrungen, für welche wir jedoch nur entfernte und dunkle Anhaltspunkte, theils in dem Gedichte aus einem der vorhergegangenen Jahre „An Christel", d. h. an die nicht weiter nachzuweisende „Christiane R.", theils in den Nachrichten von dem Mädchen in Offenbach (Anm. 669, Schluß) besitzen.

Da die erste Einleitung (S. 96) zu den frühesten Bestandtheilen gehört, so wurde das nach Weimar unvollendet mitgenommene Stück zuerst unter dem Titel „Das Vogelschießen vor Brüssel" oder „Die Vogelwiese" durch Reichard's Gothaische Theater-Kalender bekannt. Daß auch die sich anschließende Scene „Palast der Regentin" mit einzubegreifen, zeigt die Bemerkung S. 6 Bd. VII. Unter der Hauptscene (S. 96) verstehen wir das große Gespräch zwischen Alba und Egmont im vierten Aufzuge, welches allerdings, verschieden von der unmittelbar vorhergehenden Scene, sich von dem einen spätern Ursprung bekundenden Jamben-Rhythmus ganz frei erhält (s. auch Anm. 752).

Zwanzigstes Buch (S. 97 bis 112).

734. Der Maler Kraus (S. 97), schon Thl. III. S. 417 genannt, hatte von 1761 bis 1768 seiner Ausbildung zu Paris gelebt und sich der modernen von Boucher und Greuze bestimmten Richtung angeschlossen. Er kam 1775 aus dem nördlichen Deutschland zurück, aus Neuenheilingen, dem Wohnsitze des Grafen Werthern, und aus Weimar (S. 98; über ihn Näheres bei Düntzer, Frauenb., S. 237 f.).

Die letzten beiden Absätze S. 97 erscheinen als Auszug des Kapitels „Paris" in Goethe's „Philipp Hackert" (Bd. XXXII. S. 34 ff.). Da Hackert von 1765 bis 1768 in Paris lebte, so fiel sein Aufenthalt in die letzten drei Jahre, welche Kraus dort zubrachte. Des uns aus den „Wahlverwandtschaften" (II. 5) bekannten Kupferstechers, „unsers Wille", und der Beziehung desselben zu Hackert ist dort gleichfalls gedacht (S. 34), ebenso (S. 35) des oben Thl. III. S. 33 und Anm. 407 erwähnten Deutsch-Franzosen Grimm, welcher mit Hackert zu malerischen Zwecken eine Fußreise durch die Normandie unternahm.

Ebenso ist dort (S. 36) erzählt, daß Boucher, seit 1767 erster Maler Ludwig's XV., Vorliebe für die von den deutschen Malern neu aufgebrachten Gouache-Gemälde — die in unserm Texte S. 98, Z. 2 erwähnte neue Erscheinung — faßte und den Pariser Geschmack diesen Arbeiten zuwandte. Weiterhin (S. 49) wird auch die große Gouache-Landschaft Hackert's von Rom geschildert. Der noch von Heine besungene Greuze (S. 98), der Meister im Genre des Haus- und Familienlebens der untergehenden Roccoco-Zeit, gehört ganz hieher. Aber Wateau (S. 97 unten)? Wateau, der schon in der Zeit des Regenten verstorben war? Es liegt wol eine unwillkürliche Ideenassociation vor, die Gewöhnung, Wateau und Boucher zusammen zu nennen. Von Beiden besaß Goethe viele Kupferstiche, welche Schuchardt in dessen „Kunstsammlungen", I. S. 195, 213 und 214 aufführt, von Wateau allein die Nummern 188 bis 198. Boucher, den Goethe in seiner Epistel an Friederike Oeser scherzhaft als verführerisch bezeichnet, beherrschte vor hundert Jahren die Mode (s. Bibl. der schönen Wissensch., V. 175 ff., VII. 173, 175, IX. 156 und sonst). Nähme man an, Goethe habe unsre Stelle über die Pariser Maler, seinen „Hackert" vor sich, diktirt, so könnte man, da Wateau darin gar nicht vorkommt, der Vermuthung Raum geben, er habe statt seiner den dort (S. 36) erwähnten, damals in Beziehungen zu Hackert getretnen Landschaftsmaler Vernet gemeint und sich nur versprochen, oder der Name sei später im Manuskript verlesen worden.

Aus der Zeit, wo Kraus sich zu Nassau aufhielt (S. 98), stammen seine von Düntzer (Frauenb., S. 237) angeführten Lahn-Zeichnungen; bekannt sind seine Harzbilder, die er 1784 auf der mit Goethe — dem die Nähe des Künstlers unerläßlich war (S. 98) — gemeinschaftlich gemachten Harzreise aufnahm (Bd. XXVII. 1. Abth., Absatz 167). Später schloß er sich dem Eng-

länder Gore zu Malerreisen an, namentlich an den Rhein und nach Oberitalien (Bd. XXXII. S. 24). Er starb 1806 an den Folgen der Schlacht bei Jena und der Plünderung Weimar's.

735. Goethe vergleicht hier (S. 99 oben) seine Nachbildungen mit Dante's körperlosen Figuren, die Bilder wirklicher Künstler dagegen mit den Schatten werfenden Körpern Lebender, vor welchen sich jene entsetzen, wie solche Bilder den Dilettanten zur Verzweiflung bringen. Derartiger Stellen finden sich mehrere bei Dante, wie im dritten Gesang des „Purgatorio", Vers 88 bis 91. Am Prägnantesten scheinen uns folgende Verse des Fünften Gesangs:

E intanto per la costa da traverso
Venivan genti inanzi a noi un poco,
Cantando miserere a verso, a verso.
Quando s'accorser ch'io non dava loco
Per lo mio corpo al trapassar de' raggi,
Mutar lor canto in un O, luongo e roco.

736. Zur Uebung, die Porträte von Freunden auf grau Papier mit schwarzer und weißer Kreide darzustellen (S. 99), vergl. die Briefstelle Nr. 2 an Auguste Stolberg, vom 13. Februar 1775, wonach Goethe „die Gestalten seiner Freunde und seiner Gegenden und seines geliebten Hausraths mit Kreide, auf grauem Papier nach seiner Maße auszudrücken suchte" (Urania, S. 80).

737. Der Weimarische Kreis (S. 99 u. 100). Graf Görtz und Knebel waren dem Dichter schon persönlich bekannt, von den Fürstlichkeiten nur Herzogin Amalia noch fremd. Goethe nennt hier aber nur die literarisch oder musikalisch thätigen Personen, und auch diese nur, so weit Kraus mit ihnen in Verbindung stand, daher z. B. nicht Einsiedel und Seckendorf.

738. Diese sich an Kraus' Mappen anschließende Schilderung Weimarischer Persönlichkeiten (S. 99 u. 100) enthält die Ausführung eines Theiles des in der Anm. 605 für das Jahr 1775 angegebenen Programms, namentlich der Stellen: „Neigung der Fürsten zum Privatstande. Herzogin Mutter Regierung und Hof. Etwas Strebendes im Ganzen" (vgl. den Satz S. 100: „Man blickte nach Persönlichkeiten umher" ꝛc.). Im Dritten Theile (S. 67) ist der „Bückeburg, Abbt und Herder" betreffende

Theil des Programms kurz ausgeführt und der verwandten Bestrebungen an den Höfen zu Karlsruhe und Darmstadt gedacht. Unausgeführt geblieben ist der Abschnitt über den Kurfürsten von Mainz, Emmerich Joseph, und den Koadjutor Dalberg zu Erfurt. Wie den Bückeburger Hof Herder's wegen, so hatte Goethe die Mainzer und Erfurter geistlichen Würdenträger Wieland's wegen (S. 100) genannt, der 1769 unter Emmerich Joseph an die Erfurter Universität berufen, von da 1772 den Uebergang nach Weimar fand (Beaulieu's A. Amalia, S. 39 ff.). Im Jahre 1775 lebte der gedachte Kurfürst nicht mehr.

Von den übrigen Genannten, welche sämmtlich dem kleinen Weimar, gleichsam der zweiten Garnitur, beizuzählen, ist

a. der Kapellmeister Wolf (S. 99), als unmittelbarer Nachfolger Hiller's auf dem Gebiete des Singspiels, bekannt. Schletterer (Das deutsche Singspiel, S. 139) nennt aus jener Zeit „Das Rosenfest" (1771), „Die treuen Köhler" (1772), „Die Dorfdeputirten" (1773) und den „Abend im Walde" (1774) und bezeichnet diese Kompositionen als „vorzugsweise lieblich, angenehm und durchaus edel empfunden", wenn auch der Genialität ermangelnd;

b. Der Forstmann (S. 99) ist der Förster Slevoigt zu Waldeck bei Jena; in jene „Wald- und Berggegend" unternahm Goethe noch in diesem Jahre, in den Weihnachtstagen, einen Ausflug, der den ersten erhaltenen längeren Brief an Karl August mit Erinnerungsversen an Lilli hervorrief. Der Rektor in Bürgel lieh ihm damals einen Homer. Als mitanwesend werden in jenem Briefe, außer Kalb und Einsiedel, der Maler Kraus und Bertuch erwähnt, Slevoigt's spätre Schwiegersöhne; von diesen zeichnete sich

c. Bertuch in der Subskribentenliste zur Bodischen Uebersetzung des „Tristram Shandy" (1774) nur als „Literatus", ward dann aber von dem jungen Herzoge als Schatullier angestellt. Im „Märchen vom Bilboquet" (1772) hatte er Wieland nachgeahmt; sein Trauerspiel „Elfriede" (1775) verleitete Goethe zu der Thl. I. S. 220 (zu S. 147) gerügten Namensverwechslung. Näher auf diesen, für das industriell-literarische Weimar wichtigen Mann einzugehn, ist hier um so weniger der Ort, als er niemals zu Goethe's Kreise gehört hat;

d. Musäus, der Verfasser der Volksmärchen, war seit 1770 Professor am Weimarischen Gymnasium (Goedeke, II. S. 631, giebt seine Schriften sehr vollständig);

e. Kirms, in Goethe's Alter stehend, seit 1774 Hofsekretär, ist aus späterer Zeit als Dessen rechte Hand bei der Leitung des Weimarischen Theaters bekannt;

f. Berendis, der Jugendfreund und Landsmann Winckelmann's, Hof- und Kammerrath, mehr dem älteren Weimar angehörig. Bei Herausgabe der Briefe Winckelmann's an Berendis (1805) theilte Goethe einen kurzen Abriß seines Lebens mit und sagte von ihnen in der Widmung an die Herzogin Amalia: „sie sind an einen Mann gerichtet, der das Glück hatte, sich unter Höchstihro Diener zu rechnen [als Schatullier] und bald nach jener Zeit Eurer Durchlaucht näher zu leben." Nach Berendis besorgte der Rath Ludecus die Schatulle der Herzogin;

g. Von den Frauen (S. 100) war des Kapellmeisters Wolf (vorstehend unter a) Gattin, Karoline, die Schwester des durch seine Melodramen berühmten, in Friedrich's des Großen Diensten stehenden Benda. Ihr musikalisches Talent ist auf der Seite vorher angedeutet;

h. Die verwittwete Legationsrath Kotzebue, Schwester von Musäus' Gattin, nennt Goethe hier (S. 100) als Mutter der Amalia Kotzebue, später verehelichten Gildemeister in Lübeck, welche in den ersten Weimarischen Zeiten neben Goethe in seinen „Geschwistern" als „Marianne" spielte, sowie als Mutter des damals vierzehnjährigen, frühreifen Theaterdichters. Letzterer gab in demselben Stücke den „Briefträger", welcher nur die Worte zu sprechen hat: „Einen beschwerten Brief, zwanzig Dukaten, franko halb." In den „jüngsten Kindern seiner Laune" schreibt Kotzebue von der Mutter: „Sie besaß Geschmack, Belesenheit, zartes Gefühl und einen reichen Schatz von duldender Mutterliebe. — Sie lehrte den Knaben fühlen. Sie flößte mir den Geschmack am Lesen fast mit der Muttermilch ein", und über seine erste Berührung mit Goethe: „Goethe besuchte damals [1776] oft unser Haus; er hörte von meinem Lustspiele und bat es sich zum Durchlesen aus. Er unterhielt sich öfters freundlich mit mir und munterte mich zum Fleiße auf", und nach dem Lesen des „Werther": „Es wurde dadurch in meinem Herzen eine so schwärmerische Liebe für den Verfasser erzeugt, daß er mich hätte ins Feuer senden können, um einen verlorenen Schuhriemen herauszuholen." Später änderte sich das.

739. Nach Jena (S. 100) wurde zu Ende des Jahres 1775 Goethe's Landsmann Griesbach berufen, den er noch im August

zu Frankfurt gesehn (Brief an die Karschin); im folgenden bemühte sich Goethe vergeblich, seinen Freund Höpfner dahin zu ziehen (Anm. 473 zu Ende).

Die junge Fürstin (S. 100), Herzogin Louise, fand in Folge des Schloßbrandes 1774 kein für eine Hofhaltung geeignetes Stadtschloß zu Weimar vor und war lange Jahre genöthigt, in dem dazu nicht eingerichteten sog. Fürstenhause zu residiren.

740. Die Stellen dieses biographischen Vortrags, welche der Verfasser bei dem Rückblicke auf die verschiedenen Phasen seines religiösen Verhaltens (S. 100 u. 101) im Auge hat, möchten, was das Kind betrifft, zu Ende des Ersten Buchs, was den Knaben, in der Erzählung von den biblischen Studien im Vierten und von seiner Einsegnung im Siebenten Buche (Thl. II. S. 74 ff.) und hinsichtlich des Jünglings in der Geschichte seiner eigenen Theo- und Kosmogonie am Ende des Achten zu finden sein. Die freudige Hingabe an den allgemeinen Glauben (S. 101, Z. 5), also an den christlichen, wird in der ganzen Erzählung vom Zwölften Buche an mehr vorausgesetzt, als daß davon ausdrücklich die Rede wäre.

Man könnte nun in dem in die religiösen Vorstellungen nicht rein aufgehenden Ungeheuren und Unfaßlichen (S. 101, Z. 9 u. 10), welches sowol mit dem Zufalle als der Vorsehung Verwandtschaft zeige (im folgenden Absatze), einfach das Schicksal, das Fatum erblicken. Dieses ist jedoch eine äußere Macht, während das Dämonische, welches Goethe schildert (S. 101 bis 103), dem eignen Innern angehört. Aeußeres und Inneres muß verbunden gedacht und das Dämonische in der mit der eignen Naturbestimmung zusammenfallenden, aus dieser erwachsenden Schicksalsmacht gefunden werden. Aus der Verbindung von Schicksal und Natur folgt der Gebrauch des Begriffs für die moderne Tragödie, wie ihn Shakespeare kennt und wie ihn Goethe an dieser Stelle für seinen „Egmont" heranzieht. Das hier über das Stück Gesagte (S. 102) ist klar; nur könnte fraglich sein, was unter dem, den Wünschen aller Menschen entsprechenden Dritten (das. in der Mitte) zu verstehen. Abeken (S. 420) scheint es als die göttliche Liebe und Gerechtigkeit im christlichen Sinne zu nehmen; das kann man gelten lassen; speciell auf das Stück angewendet, offenbarte die göttliche Weltregierung ihren Einfluß in der endlichen Befreiung der

Niederlande, und Goethe wird die Aussicht auf diese im Sinne gehabt haben.

Eckermann (II. S. 293 bis 299) beschäftigt sich viel mit Goethe's „Dämonischem, diesem unaussprechlichen Welt- und Lebensräthsel", und er verzeichnet das Gespräch, welches er am 2. März 1831 mit dem Dichter darüber führte. Darin nannte dieser als Beispiele dämonischer Naturen Napoleon und den damals die Welt aufregenden Musiker Paganini. „Das Dämonische", sagte Goethe, „ist dasjenige, was durch Verstand und Vernunft nicht aufzulösen ist" (vergl. Danzel's Spinozismus, S. 90 f.).

Bei dem Beispiel der Alten (S. 101, Abs. 2) ist an Sokrates' und Plotin's Dämon zu denken, zwar eine Eigenschaft der Seele, aber als eine sie beherrschende Macht aufgefaßt. Bei den Späteren, Cardanus, Campanella, Scaliger, erscheint der Dämon als ein spiritus familiaris, der mehr und mehr teuflische Natur annimmt. Kant leitet „Genie" von genius ab, „dem eigenthümlichen, einem Menschen bei der Geburt mitgegebnen, schützenden und leitenden Geist, von dessen Eingebungen seine originalen Ideen herrührten" (Krit. d. Urtheilskr., §. 46). In diesem Sinne war das Dämonische in Goethe wirksam, und Jacobi schrieb, als er ihn zuerst gesehn, an Wieland (27. Aug. 1774): „Goethe ist ein Besessener." Nach Baggesen: „Wem der Gedanke da kommt, suchend ihn, der hat Genie."

Dem entsprechend, wie der „Dämon" in den „Orphischen Urworten" (Bd. II. S. 242) erklärt wird, hat Goethe im Weitern (S. 103) die Fälle im Auge, wo das Dämonische nicht nothwendig als Attribut des Genie's, sondern als eine unbewußte Kraft, als eine magische Gabe bei durch besondre Talente nicht ausgezeichneten Menschen, wie Lavater, Cagliostro (Eckermann, II. S. 70) sich äußert. Bei der Herrschaft über die Elemente (S. 103, Z. 7) schweben wol Erscheinungen des Magnetismus vor, wie die Pendelschwingungen über Metallen in den „Wahlverwandtschaften", und bei den Thieren (S. 102, Abs. 3) manche wunderbare Aeußerungen des Instinkts, wie die Wanderversammlungen der Vögel. Die Mythen aller Völker lieben es ja auch, den dämonischen Schicksalsmächten Thiergestalt beizulegen. — Das hier vom Webstuhl hergenommene Bild von Zettel und Einschlag braucht der Verfasser mit besonderer Vorliebe (z. B. Sprüche in Prosa, Nr. 152).

Wegen des am Schlusse des Abschnitts wiederholten Motto's s. Anm. 603.

741. Das Bild vom Zauberlehrling (S. 103, Abs. 2) ist Thl. III. S. 199 und Anm. 595 erörtert. — „Einer soll die Braut nach Hause führen" (das.) nach dem Sprichwort: „Wer's Glück hat, führt die Braut heim."

742. Das Zusammentreffen des eben (3. September) zur Regierung gelangten, auf der Brautreise begriffnen Herzogs Karl August von Weimar mit den oben (Anm. 686) genannten, in die Heimath zurückkehrenden meiningen'schen Prinzen (S. 104 u. 105) fällt in die Tage vom 20. bis 22. September. Das Frankfurter Journal vom letztern Tage enthält die Anzeige: „Unter den vielen durchlauchtigen Herrschaften, welche sich allhier aufhalten, befinden sich der regierende Herzog von Sachsen-Weimar, die verwittwete Markgräfin von Baireuth, die verwittwete Herzogin von Sachsen-Meiningen nebst dero durchlauchtigen Prinzen" (Frauenb., S. 346). Die letztgedachten Prinzen sah Goethe in diesem Jahre zum dritten Mal. Mit dem Herzoge von Weimar begegnete sich der bei Goethe eingekehrte Arzt Zimmermann, welcher mit „eignen Augen sah, daß der Herzog ganz in Goethe verliebt war" (Thl. III. S. 454).

Und gerade in diesen Tagen sollte es mit Lilli zur Entscheidung kommen; daß gleichzeitig mit der Lösung dieses Bundes durch die zufällige Anwesenheit des Herzogs Karl August der neue Bund sich knüpfte, welcher Goethe nach Weimar führte und bis an sein Lebensende dort festhielt, — darin glaubte der Greis noch jenes von ihm genannte Dämonische zu erblicken (Eckermann, III. S. 300; s. auch unten S. 108).

Auf den Maskenball vom 19ten, dessen Besuch Lilli absagen ließ, war Goethe gleichwol „einem süßen Geschöpf zu Lieb'" gegangen und hatte zwar nur zwei Menuets getanzt, aber bis sechs Uhr Morgens jenem „süßen Mädchen, die einen Husten hatte, Gesellschaft geleistet" (An A. Stolberg; s. „die Frühlingsblume an meinem Herzen" des Tagebuchs vom 30. Oktober). Am 20sten nach dem Balle stellte er sich „den Prinzen von Meinungen dar"; am 21sten beschäftigt ihn der neue, in Lyon gestickte Rock mit Ungeduld wegen der für die Zukunft so entscheidenden Besuche bei den Fürsten, und vom 22sten — auf einen der beiden Tage ist das verfehlte Diner (S. 105) zu setzen — lauten in dem Schreiben an A. Stolberg die bezeichnenden Worte: „Gestern lauter Altessen", sowie aus derselben Zeit an Lavater: „Ich bin schon seit vierzehn Tagen ganz im Schauen der großen Welt."

743. Die Einladung des Herzogs von Weimar wurde angenommen, die weitere Verabredung (S. 105, Abs. 2) dagegen erst am 12. oder 13. Oktober bei der Rückkehr des Herzogs von der Hochzeit getroffen.

Der zurückgebliebene Kavalier war der Kammerjunker von Kalb.

Aus der Zeit des vergeblichen Wartens die Worte an Knebel: „Euer junges herzogliches Paar verlangte, ich sollte sie nach Weimar begleiten, ich richtete mich ein, packte, zog meine Reisekleider an, nahm Abschied [zu S. 106] und blieb sitzen, durch welch Geschick, weiß ich nicht. Kalb kam nicht, an den man mich verwies“ (Briefw., Nr. 7).

744. Diese unfreiwillige Einsamkeit (S. 106) oder, wie Goethe an Bürger am 18. Oktober schreibt, „die ersten Augenblicke Sammlung, die mir durch einen tollen Zufall, durch eine lettre de cachet des Schicksals übers Herz geworfen werden“ (Strodtmann, Nr. 187), kamen seinen Dichtungen zu Statten.

„Ich habe das Hohelied Salomon's übersetzt, welches ist die herrlichste Sammlung Liebeslieder, die Gott erschaffen hat“ (s. Schöll's Aufsätze, S. 155), und „Hab' an Faust viel geschrieben“, heißt es in dem Briefe aus Anfang Oktober an Merck (Br., II. Nr. 22). Egmont's wird in der Korrespondenz zwar nicht gedacht, aber er gehört sicher zu denjenigen Arbeiten, auf die der Schluß des Briefes an Bürger hinweist: „Ich hab' allerlei geschrieben, das Dir eine gute Stunde machen soll. — Sind aber doch allzumal Sünder und mangeln des Ruhms, den wir vor unsrer Mutter Natur haben sollten.“

Daß der „Egmont“ schon damals, in den Hauptumrissen wenigstens, zu einem Abschlusse gebracht worden, ist sehr wahrscheinlich (Bd. VII. S. 6). Der Vater sollte das Stück nicht mehr gedruckt sehn (S. 106).

745. Das Lied „Warum ziehst Du mich unwiderstehlich“ (S. 107; s. im Siebzehnten Buch, S. 25), aus dem Anfange des Jahres, läßt auch Merck in seinem „Akademischen Briefwechsel“ (bei Stahr, S. 134) eine seiner Personen singen. Melodie und Lied müssen beliebt gewesen sein.

In dem Reisetagebuch vom 30. Oktober ruft Goethe dann Lilli zu: „Lilli Adieu! Lilli zum zweiten Mal! Das erste Mal

schied ich noch hoffnungsvoll, unsere Schicksale zu verbinden; es hat sich entschieden, wir müssen einzeln unsere Rollen ausspielen. Mir ist in dem Augenblick weder bange für Dich noch für mich, so verworren es aussieht" (bei Schöll, Auff., S. 159). Aber wenn es weiter unten (S. 110) von den Heidelberger Tagen heißt: „Lili's Bild schwebte mir wachend und träumend vor", so gilt dies auch von der ersten Weimarischen Zeit, in welche wir Lieder setzen wie „Angedenken Du verklungner Freude" (Bd. I. S. 62) und „Im Felde" mit den Versen: „Da schwebt so licht Dein liebes Bild, Dein süßes Bild mir vor" (das. S. 63), dazu die Verse von Weihnachten 1775 (Bd. III. S. 316):

„Holde Lili, warst so lang
All mein' Lust und all mein Sang.
Bist ach nun all mein Schmerz, und doch
All mein Sang bist Du noch" —

und aus Anfang 1776 die Widmung:

„Im holden Thal, auf schneebedeckten Höhen
War stets Dein Bild mir nah" u. s. w. (das. S. 101).

Auch dramatisch versuchte Goethe in Weimar diesem Bilde in dem Entwurf gebliebenen „Falken" Gestalt zu geben (nach Boccaccio, Dekam. V. 9; s. Bartsch in Lindau's „Gegenwart" 1876, Nr. 7). Wiedergesehen haben sich Beide am 26. September 1779 zu Straßburg: „Ich ging zu Lilli und fand den schönen Grasaffen mit einer Puppe von sieben Wochen spielen und ihre Mutter bei ihr. Auch da wurde ich mit Verwunderung und Freude empfangen. Erkundigte mich nach Allem und sah in alle Ecken. Da ich denn zu meinem Ergetzen fand, daß die gute Kreatur recht glücklich verheirathet ist. Ihr Mann, aus Allem, was ich höre, scheint brav, vernünftig und beschäftigt zu sein, er ist wohlhabend, ein schönes Haus, ansehnliche Familie, einen stattlichen bürgerlichen Rang ꝛc., Alles was sie braucht ꝛc. Er war abwesend. Ich blieb zu Tische. — Abends aß ich wieder bei Lilli und ging in schönem Mondschein weg. Die schöne Empfindung, die mich begleitet, kann ich nicht sagen" u. s. w. (An Frau v. Stein, I. S. 246). Des so bedeutungsvollen Grußes, den die schöne und charaktervolle Frau i. J. 1794 aus Erlangen ihrem alten Verehrer zusandte, gedachten wir schon in Anm. 729. Sie nannte sich damals in ihrem vertrauten Kreise Lise oder Elise, ihre Tochter dagegen wieder Lilli. Im

Damenkalender auf 1799 erschien ein Gedicht von G. Schweighäuser „An Elise von Türckheim und Maria von Montbrisson. Das weibliche Leben" (Vollmer, Schiller und Cotta, 1876, S. 274). Sie starb zu Ende der Funfzige am 6. Mai 1817 auf dem Türckheim'schen Gute Krautergersheim bei Straßburg: „Meine Lilli ist erblasset, sanft entschlafen diese Nacht in den Armen der treuen Tochter Brunck, die Segen einernten wird. Die Mutter hat mit unaussprechlicher Zartheit ihr für die schönen Opfer kindlicher Liebe gedankt. Mein Trost hienieden sind die Kinder, die alle ohne Ausnahme der Mutter Pflege und Bildung einen unverwelklichen Kranz flechten" (aus einem Schreiben Türckheim's vom nächsten Tage, Frkftr. Konversationsbl. 1874. Nr. 218; ein anderes, Frauenb., S. 389). Spach hat in seinen elsaßischen Lebensbildern sowol Lilli's Gatten, der um 1808 eine kurze Zeit badischer Finanzminister gewesen ist, als auch ihrem ältesten Sohne Friedrich, seit 1806 Leiter des väterlichen Geschäfts, ehrende Denkmäler gestiftet. Ein jüngerer Sohn suchte als französischer Husarenoffizier Goethe'n unmittelbar nach der Schlacht bei Jena in Weimar auf, und später im Winter 1830 sah Dieser noch eine Enkelin Lilli's, Fräulein von Türckheim, welche sich eine Zeit lang zu Weimar aufhielt; Goethe bemühte sich, „die geliebten Züge ihrer Verwandten in ihr wieder aufzusuchen" (Eckermann, III. S. 298).

746. Die Zeit des Harrens währte vom 13. bis zum 29. Oktober, dem letzten Tage (S. 108, Abs. 2). Passavant befand sich am 7. Oktober noch bei Lavater in Zürich (Alsatia 1873, S. 85, wo seiner bevorstehenden Abreise nicht gedacht wird); er konnte daher nur erst eben aus der Schweiz zurückgekehrt sein.

Daß Goethe am 30sten seine Vaterstadt verließ, ergiebt das mehrfach erwähnte, unterwegs in Ebersstadt und Weinheim an der Bergstraße, bei dem schönsten Herbstwetter, in Weinlaune, bei „ominöser Ueberfüllung des Glases" begonnene Tagebuch (Schöll, Aufs., S. 157 bis 162).

Die letzte Zeit seit dem Bruche mit Lilli, besonders nach der Abreise des Herzogs von Weimar im September, hatte Goethe mehr wie je den Eltern gehört. Zimmermann schrieb an Frau von Stein: „Ah, si vous aviez vu, que le grand homme est vis-à-vis de son père et de sa mère le plus honnête et le plus aimable des fils, vous auriez eu bien de

la peine, um ihn nicht durch das Medium der Liebe zu sehen" (Br. von Goethe ꝛc. an Friedr. v. Stein, S. 180). Am 23sten oder 24sten September — so ist der Brief an Lavater Nr. 3 zu datiren — schildert er Diesem eine solche Scene „häuslicher Innigkeit" mit den Eltern vor seinem Bette, auf welche auch die Theilnahme des Vaters am „Egmont" schließen läßt. Am 30sten Oktober früh sandte ihm der Vater aus dem Bette durch die Mutter als Abschiedsgruß das Bibelwort: „Bittet, daß Eure Flucht nicht geschehe im Winter, noch am Sabbath."

Das Jahr 1775 war ein sehr gesegnetes. Im Februar schon hatte Goethe das Nahen des Frühlings (Anm. 638) gefühlt; im Mai kam zwar noch Schnee und Frost unerwartet nach, aber der Hochsommer war dem Wein und den Früchten günstig; aus Juli und August findet man in den Briefen jenes Jahres (Boie) Klagen über die starke Hitze. Der Pfarrer zu Thiengen bei Freiburg im Breisgau trug in das Kirchenbuch v. J. 1775 ein: „schneite am 20. Mai, gleichwol eine reiche Frühernte und so gesegneter Herbst, daß, wenn später nicht ein Schloßenwetter eingetreten wäre, man nicht Faß genug gehabt hätte, um den Most aufzuheben. Qualität mittelmäßig."

Diesen reichen Herbst fand Goethe an der Bergstraße und in der Pfalz vor. In Weinheim konnte er vor „Herbstbutten und Zuber" den Weg zum Wirthszimmer nicht finden, hieß aber den Wirth sich nicht stören, „denn es sei sehr selten, daß Einen der Segen Gottes inkommodire". Und in Heidelberg erwartete ihn das schöne Fest der Weinlese mit elsaßischen Gefühlen (S. 109).

747. Heidelberg hatte Goethe nur kurz im Mai desselben Jahres gesehn (Anm. 682). Der dort wohnenden Handelsjungfer Delph ist oben S. 37 und Anm. 653 gedacht. Sie hatte ihn eingeladen, er aber wegen der Weimarischen Reise abgesagt. Das von ihr und einer ältern Schwester bewohnte Haus lag am Markt, neben der Hof-Apotheke, jetzt Nr. 70 der östlichen Hauptstraße, mit einem kleinen Nebenhause in der Mittelbadgasse. Aus diesem, jetzt dem Henrici'schen Hause, wo er die Delph noch 1797 antraf, da sie es erst im Jahre 1800 an den Handelsmann Cavallini (für 6000 Gulden) verkaufte, rief den Dichter das Horn des Postillons nach Weimar ab (S. 110).

Dichterischen Umgang konnte die Stadt ihm nicht bieten.

Auch die Universität enthielt keine anlockenden Berühmtheiten. Der Philosoph Agricola, derzeitiger Rektor, unter den Juristen zwei Wedekind — lauter verschollene Größen, wenn überhaupt.

Aber die Delph sorgte für Familienumgang (S. 109). Goethe nennt besonders das Haus des Oberforstmeisters von W..... Nun lassen sich die pfälzischen Amtsverhältnisse jener Zeit aus den vorhandenen Staatskalendern leicht übersehn. Danach gab es in Heidelberg, außer dem städtischen Forstbeamten, nur den „Obristforstmeister" von Buchwitz; derselbe besaß ein eignes, in der Hauptstraße belegnes Haus (das jetzige Zimmermann'sche, Westliche Hauptstraße Nr. 43). Goethe mag mit Buchwitz, der noch bei seinem Heidelberger Aufenthalt v. J. 1797 lebte, bekannt geworden sein. Da Derselbe jedoch außer der Frau, welche er kurze Zeit nach Goethe's Abreise im Dezember 1775 verlor, keine Familie besaß, wie ihn auch später der mit seiner Frau verwandte Fürst Wrede beerbt hat, so muß der angedeutete Name W...., und nicht der damit verbundne Titel entscheiden. Dieser Name kann kein andrer sein als der schon erwähnte Wrede, da der unter den „gelehrten Regierungsräthen" aufgeführte Landschreiber des Oberamts Wrede (eigentlich Wreden) mit einer solchen Familie gesegnet war, wie sie Goethe beschreibt, er auch in noch nachweisbarer Berührung mit den Delphs gestanden hat. In Aufzeichnungen der Frau Wrede findet sich z. B.: „Mademoiselle Delphin zahlt für meinen Sohn Franz in Frankfurt 96 Gulden, ebenso Bankier von Türckheim 49 Gulden."

748. Der kurpfälzische Landschreiber und speirische Hofrath Wrede (S. 109), damals im Anfange der Funfzige stehend, der erste Civilbeamte der Stadt, wohnte mit seiner als siebzehnjährige Wittwe erheiratheten, damals über die Mitte der Vierzige gelangten Frau und sechs Kindern, welche von dreizehn übrig geblieben waren, in dem von ihm käuflich erworbenen, ehemals von Bettendorf'schen, jetzt „Großherzogliches Palais" genannten fiskalischen Hause am Karlsplatz, von wo der Fußweg auf das Schloß hinaufführt.

Von den Kindern des Oberamtmanns stand das dreizehnte und jüngste, Karl, der fünfte Sohn, erst im neunten Jahre. Als dem Fürsten Wrede ist ihm von König Ludwig von Baiern in seiner Vaterstadt ein Standbild errichtet. Nur zwei Schwestern waren am Leben, die einundzwanzigjährige Marie Louise Josepha und die neunzehnjährige Franziska Charlotte Josepha.

Beide wurden erst im folgenden Jahrzehend vermählt. Auf eine dieser beiden jungen Mädchen muß die praktische Delph es abgesehen haben. Goethe sagt: die eine Tochter — auch er nimmt also wenigstens zwei an — ähnelte Friedriken (S. 109), wie der pfälzische und der niederelsaßische Charakter sich überhaupt nahe berühren. Wir wissen nicht, welche von den beiden Töchtern Goethe vorgezogen, wir wollen auch nicht sagen, daß in solchen Fällen die größere Jugend entscheide, noch daran erinnern, daß Friedrike Brion, mit der Jene verglichen wird, die Zweite der Schwestern gewesen: nur würde, wenn in der Schilderung der Familie des „Herrn Tüdou" (Bd. XVI. S. 230 in den „Briefen aus der Schweiz") sich Züge aus dem Leben im Wredischen Hause zu Heidelberg fänden, die „zweite Tochter" anzunehmen sein. Unter den wieder aufgesuchten alten Spielen (S. 109) wird dort (Bd. XVI. S. 231 f.) ein von dem früher erwähnten verschiednes Mariagespiel anschaulich geschildert.

749. Der Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz (Thl. I. S. 199) residirte noch zu Mannheim (S. 110), bis ihn nach drei Jahren die eröffnete bairische Succession nach München berief. Die Mannheimer Akademie und das Mannheimer Theater bezeugen seine Kunstliebe. So wie der Hof selbst, waren alle höheren Beamten katholisch, darunter auch die Buchwitz und Wrede. Das schlösse aber nicht aus, daß die reformirte Delph den Lutheraner Goethe nicht auch durch ein katholisches Mädchen an die Pfalz hätte fesseln wollen: Buchwitz und Wrede folgten nicht der klerikalen Richtung, welche den bigotten Hof beherrschte. Hierzu die „Relaispferde" in Anm. 655, welche sich auf frühere Präliminarien jener Anstellungsversuche beziehen mögen.

750. Der Heidelberger Aufenthalt beschränkte sich auf nur wenige Tage, da Goethe schon am siebenten November in Weimar eintraf und noch ein, wenn auch ganz kurzer Aufenthalt zu Frankfurt in Rechnung kommt. Er kann daher überhaupt nur etwa vom 30. Oktober bis zum 3. November dort verblieben sein, aber doch lange genug, um sich der Zeit bei dem Besuche 1797 noch mehrfach zu erinnern: „Ich ging in Erinnerung früherer Zeiten über die schöne Brücke und am rechten Ufer des Neckar's" den Heiligenberg hinauf; dieser Brücke war „eine edle Würde verliehen, besonders in den

Augen Desjenigen, der sich noch der alten hölzernen Brücke erinnerte" (Bd. XXVI. S. 52 f.). Die alte überdachte, jedoch auf steinernen Pfeilern ruhende Holzbrücke bestand noch 1775 und ward erst 1784, nach der Zerstörung durch das große Wasser jenes Jahres, durch die jetzige steinerne ersetzt.

Aber noch 1815, wo der Dichter wieder beglückende Herbsttage hier genoß (Bd. IV. S. XXV), wurden seine Gedanken auf jene kritischen Momente seines Lebens zurückgeführt. Auf der Fahrt mit Boisserée (Dessen Leben, I. S. 288) von Karlsruhe nach Heidelberg am 5. Oktober jenes Jahrs trat diese Vergangenheit hervor: „Dann wachten bei Goethe alte Erinnerungen auf. Grade vor vierzig Jahren ließ ihn der Herzog von Heidelberg nach Frankfurt durch Staffette holen. Wenn er [der Herzog] jetzt grade beim Minister Stein in Frankfurt wäre und es ihm einfiele, wäre er im Stande, es zu wiederholen."

751. Der S. 111, Z. 8 v. u. erwähnte Bursche war der damals zwanzigjährige Philipp Seidel, später Goethe's Faktotum zu Weimar, seine „vidimirte Kopie". Auch Kelchner (Frkf. Didaskalia 1875, Nr. 29) giebt an, daß „er den Dichter nach Heidelberg begleitet".

752. Der schöne Schluß (S. 112) mit den Worten, welche Egmont seinem Sekretär (Aufz. 2) zuruft, ist charakteristisch für das ganze Werk. Auch sie bilden eine oratio morata (Anm. 675). Wir können nicht glauben, daß diese Stelle, worin der Jambus hörbar pulsirt, damals schon geschrieben gewesen sei; aber als Ausdruck des Moments ist sie unvergleichlich gewählt. Den dämonischen Zug des Schicksals, den sie ausspricht, empfand Goethe in jener Krisis aufs Lebhafteste. Den Sinn dieses Citats enthält sein Tagebuch vom 30. Oktober vollständig: „Fragt das liebe unsichtbare Ding [„das liebe Ding, das sie Gott heißen", an A. Stolberg, Nr. 5], das mich leitet und schult, nicht ob und wann ich mag. Ich packte für Norden und ziehe nach Süden; ich sagte zu und komme nicht, ich sagte ab und komme", und: „das Weitere steht bei dem lieben Ding, das den Plan zu meiner Reise gemacht hat" (vergl. über diese Bezeichnung Anm. 191). Das Gedicht „Seefahrt" giebt jene Spannung, ihre Lösung und das Walten des Schicksals poetisch wieder.

„Wohin es geht, wer weiß es? Erinnert er sich doch kaum, woher er kam“ — so schließt die Geschichte mit den den Dichter stets umtönenden Schicksalsfragen des von Luther umgebildeten geistlichen Liedes (s. Bd. IV. S. 66):

Ich lebe, und weiß nicht wie lang,
Ich sterbe, und weiß nicht wann,
Ich fahre, ich weiß nicht wohin —

oder wie Young (Night Thoughts, IX) dieselben im vorigen Jahrhundert formulirt hat:

What am I? and from whence? I nothing know,
But that I am!

Nachträge und Berichtigungen

zu allen vier Theilen „Dichtung und Wahrheit".

Theil I (Werke, Bd. XX).

1. S. 1. Der Titel findet sich bereits in mehreren ältern Schriften. Wir haben notirt: „Wahrheit und Dichtung". Riga. 1787, eine Sammlung von Gedichten, Abhandlungen, Gedanken u. s. w., ferner: „Fr. Ehrenberg, Wahrheit und Dichtung über unsre Fortdauer nach dem Tode. In Briefen von Julius und Emilien". Leipzig 1803, und: „Dichtung und Wahrheit. Erzählungen von Sophien". Giesen 1813. In „Wahrheit aus Jean Paul's Leben" 1826 und in dem Libell: „W. G. Aus Goethe's Leben. Wahrheit und keine Dichtung". 1849, von Coudray, wird der Titel parodirt. Richelot überträgt denselben mit Vérité et Poésie (Goethe, ses mémoires et sa vie. Tome 1—4. Paris 1863 u. 1864), Oxenford (1872) mit Truth and Poetry.

Bemerkenswerth ist, daß F. A. Wolf μῦθος καὶ λόγος in der Schrift: „Zu Plato's Phädon" (Berlin 1811. S. 27) mit „Dichtung und Wahrheit" wiedergiebt.

2. S. 147. Die dort angeführten Anfangsworte der Goldnen Bulle sind dem Evangelium Matthäi 12, 25 entnommen. Christus sagt hier: „Ein jeglich Reich, so es mit ihm selbst uneins wird, das wird wüste."

3. S. 206, Z. 4 v. o. ist zu lesen: „S. 392" und „Landstraßen". — Verschieden von der Uebersetzung Z. 2 v. u., liest die Oxenford'sche 1872 nach dem Druckfehler: The representations of animals.

4. S. 207. Textrev. zu S. 21, Z. 1 v. o. Pommer ist Verdeutschung des alten Blasinstruments bombardo.

5. S. 217. Textrev. zu S. 112, Z. 15 v. u. ist zu lesen: con bravura.

6. S. 230, Anm. 5. Am 17. April 1874 hat das Standesamt zu Frankfurt a. M. nach dem „Buch der Getauften" des Jahres 1749 Goethe's Taufakt amtlich ausgefertigt. Derselbe ergiebt, daß Fresenius die Taufe im Hause vollzog und daß der Großvater Textor als einziger Taufpathe zugegen war. Er lautet: „1749. Augustus. Getauffte hierüben in Frankfurth. Freitags den 29sten dito. p. Hrn. Dr. und Sen. Fresen privat. Goethe. der Hoch Edelgebohren und Hochgelahrte Herr Johann Caspar, Ihro Römisch Kaiserl. May. würcklicher Rath und beider Rechten Doct. allhier; dann S. T. Frau Catarina Elisabeta, dessen Ehe-Consortin, geb. Textorin, einen gestrigen Donnerstags Mittags zwischen 12 und 1 Uhr gebohrnen Sohn und 1stes Kind Johann Wolfgang. Der hierzu erbetene Herr Gevatter war, der Frau Kindbetterin Leibl. Vatter, der Wohlgebohrne Herr, Herr Johann Wolfgang Textor, Hochansehnlicher Reich-Gerichts-Schultheiß allhier, wie auch Ihro Röm. Kaiserl. May. würcklicher Rath" (Didaskalia 1874, Nr. 209).

7. S. 233, Anm. 7. Ein Geräms beschreibt Goethe in dem Briefe an Graf Reinhard vom 13ten Februar 1813.

8. S. 235, Z. 8 ist zu lesen: 1858 (nicht: 1856), und letzte Zeile: dritten (nicht: zweiten).

9. S. 236. a, Anm. 13. Nicht 1795, sondern schon zu „Pfingsten 1794" machte Goethe das Geschenk an Voigt mit den Zeilen: „Ich übergebe Ihnen die alten Sammlungen meines Vaters mit dem Gefühl, daß sie nicht aus der Familie gehen".

Daselbst b, Anm. 14. Der italiänische Text — in dessen erstem Verse das o zu streichen — findet sich auch als Quartett für vier gemischte Stimmen, Andante sostenuto in Es-dur, komponirt von Venanzio Rauzzini. Die zweite Strophe lautet in diesem Notturno:

Ogni oggetto che altrui piace
Per me lieto più non é.
Ho perduto la mia pace,
Sono io stesso in odio a me.

10. S. 243. Die in Anm. 18f erwähnte lange Schirn liegt vom Markt aus linker, nicht rechter Hand. Auch ist in Anm. 19b die Nähe des Doms für das Kompostell nicht ganz zutreffend.

11. S. 245, Z. 3 ist zu lesen K. (Karl) Kruthoffer (nicht A.).

12. S. 246. Einen diplomatisch genauen Abdruck der Römer-Inschrift giebt auch Mayer in den Heidelb. Jahrb. 1812. Nr. 15. S. 234 (darin: verhoren).

13. S. 254, Anm. 33. Die erste Ausgabe der Keyßler'schen Reisen erschien 1729.

14. S. 258. Zur Literatur über das Lissaboner Erdbeben führen wir noch an: „Wieland's Betrachtungen" über dasselbe (1756) und die beiden Gedichte von Zimmermann: „Die Zerstörung von Lissabon. Ein Gedicht", und „Gedanken über das Erdbeben" u. s. w. (beide 1756). Vergl. Klopstock und seine Freunde. 1810. Bd. II. S. 89. Nr. 80.

15. S. 262, Anm. 39. Merian's Foliobibel S. 29 führt den Titel: „Biblia, das ist die ganze Heilige Schrifft durch D: Martin Luther verteutscht, Mit Kupferstücken. Getruckt zu Frankfurt Im Verlegung Matthäi Merian Seeligen Erben." Dazu gehören 233 schöne Kupferstiche. Das erste Bild zum Evangelium Matthäi enthält die Worte: Matthaeus Merian fecit 1627.

16. S. 274, Z. 20 ist zu lesen: Kalender 1757.

17. S. 278. Ein Beispiel von dem früher üblichen Schlagen auf die vorgestreckte Hand führt Bodemann in seinem „Lavater" S. 9 an, und Basedow spricht in seinen „pädagogischen Unterhaltungen" von einem schwäbischen Rektor, der in 51jähriger Amtsführung ausgetheilt: 911,500 Stockschläge, 124,000 Ruthenhiebe und 21,000 Klapse und Pfötchen mit dem Lineal.

18. S. 279. Verfasser der Posse „Der Prorektor" ist Textor (1789 und 1839; s. Goedeke, III. S. 211. Nr. 551).

19. S. 287, Z. 12 ist zu lesen: Theil III (nicht IV), S. 290, Z. 3 v. u.: Mitth., III. 157 (nicht II), S. 292, Z. 7 v. u.: erlernte (nicht: leitete) und S. 293, Z. 10 v. u.: Theil III. Buch 15 (nicht: Theil IV. Buch 17).

20. S. 301, Anm. 70. Der Graf Thorane war nicht von Grasse, wie Goethe S. 78 erzählt, sondern von dem Schlosse Mouans bei Grasse gebürtig. S. 303, Z. 12 muß es daher heißen: „in dem Schlosse bei Grasse". Der Herausgeber hat

dies Schloß (Château de Thorane à Mouans-Sartoux) im Dezember 1874 besucht, ohne jedoch in der reichen Gemäldesammlung des jetzigen Besitzers eines der Bilder Frankfurter Meister, von welchen Goethe spricht, aufzufinden. Das Schloß, unmittelbar an der Eisenbahnstation Mouans zwischen Cannes und Grasse belegen, im Anblicke der letztgenannten, amphitheatralisch auf den Ausläufern der Gebirge inmitten von Villen und Oelwäldern hingestreckten Stadt, ist mit alterthümlichen Thoren, Thürmen, Mauern und Gräben versehen und, so weit es in der Revolution zerstört war, im frühern Stile wiederhergestellt. Die Wölbungen der Zimmerdecken machten die von Goethe, Theil I. S. 82, beschriebene Vermessung der Zimmer und Kabinette Behufs genauer Uebereinstimmung mit den Maßen der Bilder nothwendig.

21. S. 302, Anm. 71. Vergl. über Diene auch W. Stricker, Im Neuen Reich 1874, Nr. 32. S. 240.

22. S. 302, Anm. 73. Thorane wird hauptsächlich wegen denkwürdiger Richtersprüche mit Ossunna verglichen; denn wegen solcher war Dieser berühmt; einige werden von Pitaval in seinen Causes célèbres mitgetheilt.

23. S. 306, Anm. 76c und d. Die Rousseau'sche Oper ward zu Paris am 1. Oktober 1815 vor den Monarchen wiederholt; ebenso ward Rose et Colas vor denselben am 20. Juli und 27. September 1815 im Theater Feydeau aufgeführt.

24. S. 311, Anm. 82. Mayer nahm das Weißfrauenkloster statt des Liebfrauenklosters an (Heidelb. Jahrb. 1812, Nr. 15. S. 234).

25. S. 312, Anm. 84. S. Hirzel besitzt ein Exemplar von Bogatzky's „güldenem Schatzkästlein der Kinder Gottes", Halle 1735, in welches Goethe's Mutter sich 1750 eingezeichnet hat (Neuestes Verzeichn. e. Goethe-Bibliothek. 1874. S. 175).

26. S. 317, Z. 7 ist zu lesen: zwischen socero und genero.

27. S. 320, Anm. 96. Hier ist Z. 19 zu lesen: „Mit den Nachkommen des jüngern Moritz stand Goethe" u. s. w. Dies ergeben Nachrichten, die Herr Direktor Redlich zu Hamburg einem alten Anschreibebuch der Moritz'schen Familie entnommen und uns gütigst zur Disposition gestellt hat. Danach hatte der

jüngere Moritz, der Legationsrath, von seiner Gattin, geb. Schöll, fünf Kinder. Der jüngste Sohn Johann Kaspar war der Pathe von Goethe's Vater. Die älteste Tochter Esther, verehlichte Senator Stock, seit 1808 verwittwet, und die zweite Tochter Maria Anna, seit 1813 gleichfalls verwittwet, lebten in Frankfurt zusammen. Bei ihnen ging Goethe's Mutter ein und aus; Goethe schenkte Stocks 1807 die neue Ausgabe seiner Werke, wie schon früher einen Theil der ältern Schriften. Bei seinem Aufenthalte 1814 besuchte er die Schwestern dreimal; er speiste dort zusammen mit Riese und war nach der Aufzeichnung der Tochter, Käthe Stock, „sehr liebenswürdig und herzlich, ganz der alte Freund". In Hirzel's „Neuestem Verzeichniß" (1874) findet sich aufgeführt v. J. 1806 ein Gedicht Goethe's an Frau Stock (S. 213), v. J. 1807 ein Brief an Senator Stock und einer an Frau Stock (ebenda) und ein Brief an den Ersteren v. J. 1808 (S. 214).

28. S. 329, unter a. Nicht vom mäandrischen, sondern vom pfeilartigen Laufe wird der Tigris benannt, das „dritte Wasser" in V. 14. Kap. 2, das „fließet im Morgen von Aschur" (Zunz).

29. S. 336, Anm. 114. Zu Bower vergl. Lessing's Werke, Thl. XIX. S. 22 f. (Hempel'sche Ausg.).

30. S. 339, Anm. 119. Vergl. über Fettmilch Goethe's Briefe an Lavater, S. 36, und seine Unterhaltungen mit dem Kanzler Müller (1870), S. 148. Am 20. April 1831 erzählte Goethe, „wie er in seiner Jugend noch einen Kopf von den drei im 17. Jahrhundert hingerichteten Rebellen gegen die Stadt oben am Brückenthurm nach Sachsenhausen zu aufgesteckt gesehen".

31. S. 353, Anm. 141. Ueber Plotho vergl. Moser's Politische Wahrheiten, II. S. 45.

32. S. 357, Anm. 143. Als der Nacheiferer Lavater's wird wol der Pfarrer Stolz, Verfasser des biblischen Epos „Joseph", gemeint sein. Vergl. Hegner's Beiträge, S. 200, und Anm. 697.

33. S. 359, Anm. 149. Ueber Ludwig VIII. von Hessen-Darmstadt vergl. das eben in Nr. 31 angeführte Moser'sche Werk, I. S. 242 flgde.

Theil II (Werke, Bd. XXI).

34. S. 41, Z. 9 v. u. ist zu lesen: andere (nicht Andere) und „Gedicht" zu ergänzen.

35. S. 177, Z. 15 ist zu lesen: Sprache (nicht Sprachen); vergl. Thl. III. S. 65, Z. 6.

36. S. 235, Anm. 166. Goethe citirt das Motto in dem Briefe an Carus vom 16. August 1827. Vergl. v. Biedermann's „Goethe und Dresden", S. 78.

37. S. 237, Anm. 168. In Hirzel's „Neuestem Verzeichniß" (1874) sind Seite 175 aus den Akten der Arkadischen Gesellschaft zu Philandria vom 1. April bis ultimo Juni 1764 beide Briefe Goethe's an Ludwig Ysenburg von Buri in Neuhof vom 23. Mai und 2. Juni auszugsweise abgedruckt.

38. S. 238, Anm. 169. Nach einer Notiz des Prof. Th. Creizenach (Frankf. Didaskalia. 1874, Nr. 309) hätte Goethe's Freund Passavant Gretchens Wohnung als in der Nähe der Peterskirche belegen bezeichnet, womit sich Goethe's Angabe, er habe ihr Viertel nicht wieder betreten, vereinigen ließe.

39. S. 262, Anm. 191. Vergl. den Brief an Kestner Nr. 50, und Thl. IV, Anm. 752.

40. S. 283, Anm. 219. Das Citat aus Wieland hat Goethe, wie aus der Zeit der Eintragung und der Person des Angeredeten hervorgeht, im pietistischen Sinne benutzt. Es war ein religiöser „Durst", den der junge Goethe „im ganzen Ernste fühlte". Dieses Stammbuchblatt wäre daher zu den in Anm. 334 aufgeführten Symptomen von Goethe's frommer Richtung zu rechnen.

41. S. 285, Anm. 220. Von Leibniz kennt man die Verse:

Horaz in Fleming lebet,
In Opitz Naso schwebet,
In Greiff Senecens Traurigkeit.

42. S. 298, Anm. 233. Der Göttinger Musenalmanach a. d. J. 1792 enthält S. 12 das Gedicht von Einem: „Herr Sassafras".

43. S. 309, Anm. 248. Vgl. Lenz's „Hofmeister" (I. 1.

S. 6): „Wenn wir von Leipzig sprechen, fragt er nach Händel's Kuchengarten und Richter's Kaffeehaus."

44. S. 310, Anm. 250. Die hier angeführte „Vorrede" findet sich auch in der ersten Ausgabe des „Medon oder die Rache des Weisen. Ein Lustspiel in drey Aufzügen", Frankf. u. Leipz. 1767.

45. S. 311, Anm. 253. Vergl. den Artikel Behrisch in der „Allgemeinen deutschen Biographie". Danach übernahm B. in Dessau zunächst die Erziehung des jungen Grafen Waldersee. Von Behrisch handelt auch ein Artikel in Prutz's Deutschem Museum, 1857, Heft 2. S. 51 ff. von Elze.

46. S. 325, Anm. 278. Einen der hier angeführten Ostades beschaute Goethe im Mai 1830 vor der Abreise Mendelssohn-Bartholdy's mit Diesem zu besonderer Erbauung; s. Dessen Reisebriefe, Bd. I.

47. S. 328, Anm. 287. Der Bär war ehmals ein beliebtes Bierlokal, e contrario zu schließen aus dem Verse in Rost's Vermischten Gedichten, S. 38: „Kein Bürger, kein Student ging in den Bär zu Biere".

48. S. 364, Anm. 321. Das Wirthshaus „Zum Geist" lag nahe der Nikolaus-Brücke am St. Thomas-Staden, unmittelbar an der Ill. Noch heute erinnert daran das Geistsgäßchen. Es besteht nicht mehr seit Anfang der Dreißiger Jahre. Ein neueres Wirthshaus desselben Namens liegt gegenwärtig unmittelbar am Bahnhofe.

49. Daselbst ist statt Münster-Gasse am Schlusse zu lesen: Krämergasse.

50. S. 364 u. 365, Anm. 323. Es wäre zu prüfen, ob bei dem Handelsmann an den Kaufmann Hebeisen zu denken, den Lavater in dem Briefe an Röderer vom 10. Mai 1774 nennt (Alsatia, 1873. S. 80); derselbe war 1791 Kirchenpfleger.

51. S. 367, Anm. 329. Das hier genannte „Schönenthal" ist fingirter Name für Elberfeld (s. Thl. III. S. 426).

52. S. 368, Anm. 330. Den damaligen Zustand der Universität Straßburg hat L. Spach im Dritten Theile seiner gesammelten Aufsätze geschildert u. d. T.: La ville et l'université de Strasbourg en 1770.

53. S. 369, Anm. 331. Zur Erklärung der von Goethe (S. 137) so sehr getadelten Bilderwahl ist zu bemerken, daß die Darstellung der Geschichte Jason's bei Vermählungen nicht selten war, indem das Holen des goldnen Vließes als Symbol der Brautfahrt und -Einholung galt. — Ein ausgezeichneter Gobelin mit der Geschichte Jason's aus Ludwig's XIV. Epoche war im Oktober 1875 bei dem Besuche des Kaisers Wilhelm zu Mailand in den von ihm bewohnten Zimmern des Schlosses aufgehängt.

54. S. 374, Z. 10 v. u. ist zu lesen 1798 (nicht 1797). Vergl. Düntzer's Karl August, Thl. II. S. 269. — Wegen des Othello-Exemplars vergl. Alsatia, 1873. S. 33, Note.

55. S. 376, Anm. 341. Blondel ist erwähnt in Goethe's Tagebuch v. J. 1778 in Keil's „Vor hundert Jahren", I. S. 168 f.

56. S. 377, Anm. 344. Nach W. Scherer ist unter dem Wirthshause (S. 153) nicht dasjenige beim Wasserzoll, sondern eine Kehl gegenüber am Rhein belegene Schenke zu verstehn; dort befindet sich jetzt „die Rheinlust". Die ganze Erzählung mit dem Ludwigsritter bezieht sich auf den Weg von Straßburg nach Kehl.

57. S. 381, Anm. 349. J. Schmidt hat uns darauf aufmerksam gemacht, daß Lappenberg's „Briefe von und an Klopstock", Braunschweig 1867, und zwar Nr. 181 von Klopstock an Fanny Streiber und deren Antwort Nr. 183 (vom 3. Januar 1785) Klopstock's Beunruhigung sowol als auch Fanny's beruhigende Erwiderung enthalten. Diese Korrespondenz wird wol Goethe schon handschriftlich bekannt gewesen sein.

58. S. 385, Anm. 354. Zu Herder's Straßburger Bekanntschaften gehörte auch Lerse (s. Böttiger's Lit. Zustände).

59. S. 395, Anm. 362. Auch zu Robinson Crabb (Diary, I. p. 122) äußerte sich Goethe's Mutter über die Entstehung des „Götz". Sie erzählte ihm i. J. 1802, ihr Sohn sei eines Abends sehr aufgeregt nach Hause gekommen und habe erzählt: „Oh, Mutter, ich habe ein herrliches Buch in der Bibliothek gefunden, danach will ich ein Stück schreiben. Was für Augen werden die Philister über den Ritter mit der eisernen Hand machen!" — S. 394, Z. 6 v. u. ist zu lesen 1773 (nicht 1772), s. Anm. 452.

60. S. 398, Anm. 369. Wir tragen das neu erschienene

Werk von Rathgeber nach: „Die Grafschaft Hanau-Lichtenberg". Straßb. Trübner. 1876.

61. S. 409, Anm. 380. Die hier erwähnte Arie: „Ich liebte nur Jsmenen, Jsmene liebte mich", findet sich als ein Lied von vier Strophen zu acht Versen im Weimarischen Jahrbuch von Schade und Hoffmann von Fallersleben, Bd. II. S. 190 und 191 (1855), abgedruckt, und zwar als Nr. VIII des „Liederbuchs der Frau von Holleben", aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts.

Theil III (Werke, Bd. XXII).

62. S. 251, Anm. 402. Nicht zum Doktor aller Fakultäten, sondern nur zum Doctor philosophiae und medicinae ist Goethe 1825 ernannt worden.

63. S. 255, Anm. 407. Nicht erst 1792, sondern schon 1777 lernte Goethe den Baron Grimm zu Eisenach kennen (Keil, Vor 100 Jahren, I. S. 127).

64. S. 284 und 285, Anm. 423. Der hier unter a genannte Ehrmann erzählte, er habe i. J. 1808 den Müller Lauth in Straßburg besucht: „Lauth wußte Vieles von dem jungen Goethe zu erzählen, der oft bei ihm gewesen war" (Boisserée, I. S. 279).

65. S. 295, Anm. 432. Das hier angeführte Profilporträt gilt jetzt allgemein für das des Schweizers Meyer von Knonau, für das Merck'sche dagegen das Bild im Vierten Theile der Physiognomik, S. 379: „Genie der Beobachtung, des Richtigsehens, der Eleganz und Reinheit". Vergl. Anm. 538.

66. S. 299, Z. 16. Zu den Worten „nannte sie Jacobi" ist hinzuzusetzen: „freilich ironisch".

67. S. 314, Anm. 448. Die neueste Schilderung der Sturm- und Drang-Periode s. in Biedermann's „Deutschland im Achtzehnten Jahrhundert". 1875. II. 2. — Wie Klinger am 26. Mai 1814 an Goethe schreibt (s. Einleitung, S. XXI), war es Kauffmann, der dem von Klinger 1776 in Weimar verfaßten Schauspiele „mit Gewalt den Titel: Sturm und Drang aufzwang"

68. S. 315, Anm. 449. Hier war zu nennen das Buch von K. Schwartz: „Albertine Grün und ihre Freunde". Leipzig 1872.

69. S. 326, Anm. 456. Die Hauptquelle der Geschichte des Wetzlarer Ordens ist das Buch von Bretschneider: „Reise nach London und Paris". Berlin 1817.

70. S. 339, Anm. 469. Hiezu der Artikel: „Charlotte Buff und ihre Geschwister und Nachkommen", in der „Deutschen Warte" von B. Meyer. Bd. III. 1872. Leipzig.

71. S. 340, Anm. 469. Nach der Schrift von P. Wigand: „Wetzlar und das Lahnthal". Wetzlar 1862, wäre das hier genannte Dorf Volperthausen zu schreiben, und es läge nicht eine halbe, sondern anderthalb Stunden von Wetzlar entfernt.

72. S. 385, Anm. 513 Schluß. R. Boxberger hat neuerdings nachgewiesen, daß die ersten vier Verse des Spottgedichts auf Nicolai (S. 135) der poetischen Vorrede Eike's von Repgow zum „Sachsenspiegel" nachgebildet sind, welche lautet:

Wer mein leer nicht vernimbt,
Wil er mein buch schelten dann,
So thut er das ihm missezimbt;
Wenn wer nicht schwimmen kan,
Wil er dem wasser verweisen das,
So ist er unvorsonnen.

Archiv für Literaturgeschichte, VI. S. 128. 1876.

73. S. 405, Anm. 531. Durch Dr. Volger's Güte haben wir nachträglich einen Abdruck des Klinger'schen Wappens erhalten. Danach sind die Initialen des Jugendpetschafts F. M. K. umgewandelt in die Buchstaben F. I. K. (d. h. Feodor Iwanowitsch Klinger). Das Schild mit diesen verschlungenen Buchstaben lehnt an einem Säulenschaft, das Wappen umgeben reiche militärische Embleme und ein Ordensstern.

74. S. 406, Anm. 532. Wenn Lavater nach der hier angeführten Briefstelle schreibt: „Es scheint, daß wir [Goethe und Lavater] näher zusammenkommen werden", so ergiebt ein neuerdings bekannt gewordner Brief von Schlosser an Lavater vom 17. Dezember 1773 (aus Frankfurt datirt, wohin der Briefsteller nach seiner Heirath vorübergehend zurückgekehrt sein muß), daß damals die Verbindung schon geschlossen war: „Ich freue

mich, daß mein lieber Goethe Ihr Freund ist. Sein Herz ist so edel als eins" (Im Neuen Reich. August 1876, Nr. 34. S. 300).

75. S. 407, Anm. 533. Bei dem Einfluß des „Freiheits- und Naturgeists der Zeit" auf Lavater ist hauptsächlich an Rousseau zu denken. Vergl. auch Anm. 694. Ebenso bildet in dem Schlosser'schen Vergleiche zwischen Klinger und George Sand Seite 404, Anm. 530, Rousseau das tertium.

76. S. 409, Anm. 536. Hierzu ist noch anzuführen die Stelle aus dem Briefe Goethe's an Auguste Stolberg vom 14. September 1775: „Ihre Augen würden mir Ubald's Schild und ließen mich tief mein unwürdiges Elend erkennen", ein Zeichen, wie Goethe dieselben Bilder ein halbes Jahrhundert festhielt.

77. S. 423, Anm. 551. Zur Vervollständigung der hier angegebnen Literatur nennen wir noch W. Scherer's Artikel in der „Deutschen Rundschau" 1876, Nr. 1. S. 66 bis 86: „Bemerkungen über Goethe's Stella".

78. Druckfehler sind: S. 432, Z. 20 „1774" statt „1773" (vergl. Anm. 645); S. 463, Z. 1 „im Zwanzigsten" statt „im Achtzehnten" und S. 465, Z. 1 „seinen" statt „seiner".

Theil IV (Werke, Bd. XXIII).

79. S. 145, Anm. 617. Für die bei dem zweiten Brande freiwillig geleistete Hilfe erschien eine öffentliche Danksagung am 2. Februar 1773 (Belli-Gontard, VI. S. 28).

80. S. 154, Anm. 635. Es ist von andrer Seite hervorgehoben, daß die Geschichte in Goethe's „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten", in welcher Ferdinand die väterliche Kasse plündert, um den Aufwand zu bestreiten, den sein Liebesverhältniß mit Ottilie nach sich zieht, einige Züge aus dem Verhältnisse zwischen Goethe und Lilli widerspiegelt und Ottilie an Letztere mehrfach erinnert (Düntzer's Kommentare, Bdchen 58, S. 103 f., Note).

81. S. 159, Anm. 642. Der Titel „Die Schöne bei dem Ungeheuer" entspricht demjenigen, welchen das französische Feenmärchen, die Quelle des Operntextes, führt: La Belle et la Bête.

82. S. 172, Anm. 665. Statt „Petersen's Matinée" ist zu lesen: „Merck's Matinée auf Petersen und Genossen".

83. S. 173, Anm. 666. R. Köhler hat nachgewiesen, daß die von Goethe in Bezug genommene Quelle von „Hanswurst's Hochzeit" wirklich die von uns angeführte Harlekinade, die „Pickelhärings-Hochzeit" oder der „singende Hochzeitschmaus" gewesen ist. Von den von ihm eingesehenen fünf Exemplaren dieses Stücks führen zwei die Jahrszahl 1730 und 1735. Die Hochzeit Harlekin's mit seiner Braut Ursel wird hier im Wirthshaus zur güldnen Laus gefeiert. Die beiden von Goethe Seite 51 unten angeführten Verse sind wörtlich der Einladung des Hochzeitbitters in „Harlekin's Hochzeit" entnommen:

„Herr Harlequin der läßt den Herren laden ein,
Mit Bitte, daß er doch sein Hochzeitsgast möcht' sein,
Bei dem Wirth zur güldnen Laus
Da wird sein der Hochzeitschmaus."

Auch die literarische Herkunft des Vormunds in dem Goethischen Stücke, Kilian Brustfleck, weist Köhler in demselben Artikel nach („Harlekin's Hochzeit und Goethe's Hanswurst's Hochzeit" in Steinmeyer's Zeitschr. f. Deutsches Alt. u. Deutsche Lit., Neue Folge, VIII. 1. 1876. S. 119 bis 126).

84. S. 185, Anm. 687. Der Brief an J. Fahlmer Nr. XXXI ist vom 5ten Juni aus Emmendingen zu datiren, da der Pfingstmontag i. J. 1775 auf diesen Tag fiel. — Statt „Fischerthor" ist Z. 10 v. o. zu lesen: Steinthor, und Z. 24 v. o. „um Pfingsten" zu streichen (W. Scherer, A. f. d. A., II. 281).

85. S. 193, Anm. 699. Zur Literatur über Goethe's vier Schweizerreisen notiren wir die Artikel in der Bibliothèque universelle de Lausanne 1869, Jahrg. 74, vom Prof. Rambert in Zürich: Schiller, Goethe et les Alpes, und: „Goethe in den Alpen", in der Zeitschrift des deutsch-östreichischen Alpenvereins von Alois Egger. II. Wien, 1866.

86. S. 193, Anm. 700. Nach der Korrespondenz des Herzogs Karl August mit Lavater bemühte sich Ersterer i. J. 1785 vergebens, den Doktor Hotze als Leibarzt nach Weimar zu ziehn (Im N. Reich 1876, Nr. 33. S. 245).

87. S. 225, Anm. 743. Wegen Kalb s. Werke, Bd. XXVII. 1. Abth. S. 655, Nachtr. zu Abs. 143.

Register

zu den

vier Theilen „Dichtung und Wahrheit“.

I.

Goethe's Dichtungen, Schriften und Briefe.

Abraham und Isaak. I, 332; IV, 188.
Achilleis. I. 276; IV, 173.
Amtliche Vorträge. IV. 159 f.
Anekdote. III, 135. 385.
Annalen. I, 286. 293; II, 222. 342. 374. 381; III, 212. 434; IV, 171 f. 218.
Aufgeregten. II, 232.
Autographensammlung. III, 307.

Beiträge zu Andrer Schriften. III, 392. 426; IV, 187 f.
Belsazar, Trauersp. II, 255. 268. 300.
Benvenuto Cellini. pag. XI.
Biographische Einzelnheiten. p. XVI; III, 275. 282. 396, 431; IV, 173. 175. 189.
Briefe aus der Schweiz. Erste Abth. p. XXII; IV, 81. 157. 166. 168. 200 f. 202 f. 209. 230.
Briefe aus der Schweiz. Zweite Abth. IV, 86. 190. 198 f. 200.
Brief des Pastors. III, 63. 150. 287. 303–306. 405.
Briefe an:
Beaulieu, Generalin von. IV, 218.
Böckmann. IV, 144.
Boie. III, 359. 361. 385. 431. 463.
Boisserée, S. p. XVII.
Breitkopf, Gottlob. II. 329.
Brion, Friedrike. III, 235 f. 243 f. 245 f. 247.
Bürger. III, 370 f; IV, 157. 175. 217. 225.
Buri, Ysenburg v. II, 237 f; IV, 238.
Carus. IV, 238.
Crespel, Franziska. II, 246. 396. 400 f.; III, 235.
Demars. II, 394; III, 318; IV, 240.
Dorow. III, 308.
Eichstädt. I, 261.
Einsiedel. I, 248.
Engelbach. II, 367. 393; III, 285.
Englische (an Frau v. Schardt). I, 323.
Fahlmer, Johanna. III, 309. 388. 423 f. 425. 450; IV, 146. 148. 160. 165. 172. 178. 180–186. 216.

Herder. II, 303. 310. 318. 326. 333. 385. 390f. 393. 395f. 409; III, 267. 286. 289f. 296. 309. 323. 337. 346. 364f. 367. 430; IV, 165.
Hermann. II, 367; III, 368.
Heß. IV, 193.
Hetzler sen. u. jun. p. XXII; II, 371; III, 235.
Höpfner. III, 346.
Horn. II, 249; III, 236.
Humboldt, W. von. I, 259.
Jacobi, Fr. III, 303. 318. 428. 430f. 432. 463.
Jacobi, Betty. III, 379. 381f. 391. 393. 406. 412. 424f. 466; IV, 145, 160.
Jacobi, Lottchen. III, 424.
Jung. II, 395; III, 276.
Kaaz. III, 211.
Karl August von Weimar. IV, 220. 225.
Karschin, die. IV, 211. 222.
Kestner. p. XLVI; II, 246. 248. 250. 339f. 374; III, 298. 318. 324f. 338 bis 352. 359f. 367f. 372. 376. 377f. 379. 384. 388. 399. 433. 461. 463f. 466f; IV, 135. 155. 186. 193. 238.
Kestner, Lotte. III, 430; IV, 197.
Klettenberg, die. p. XXII; II, 347. 365f. 367f. 371f.
Klinger. p. XXI; III, 405.
Klopstock. III, 387. 451f; IV, 175. 182.
Knebel. III, 448; IV, 165. 182. 185f. 194. 225.
Knebel, Henriette von. III, 447.
Körner, Vater. p. XVI.
Krafft. IV, 201.
Langer (?). II, 306; III, 384. 391. 465.
La Roche, Sophie von. II, 250; III, 350. 355. 357—359. 367—369. 377—384. 388. 393. 417. 421. 425. 448. 454. 463; IV, 145. 157. 164. 166. 177. 185. 189—191. 209f.
Lavater. II, 340; III, 154. 285. 357f. 384. 399. 406f. 410. 432. 434. 457; IV, 135f. 153. 177f. 187. 191. 197. 201. 211. 215. 224. 228. 237.
Leipziger. III, 308.
Limprecht. II, 258. 335f. 341. 371.
Merck. III, 463f; IV, 153.
Moors, L. II. 296.
Müller, Joh. p. XXXVI.
Mutter, die. I, 301. 306. 312; II, 336. 352f.
Nees von Esenbeck. IV, 207.
Nicolovius, Vater. II, 243.
Oeser. II, 311. 314. 321f. 332. 338. 342. 345. 385. 396.
Oeser, Friederike. I, 322; II, 292. 299. 310. 314. 322. 330. 345.

Pfaff. p. XV.
Pfenninger. III, 406 f; IV, 135 f. 192.
Reich. II, 323.
Reinhard. IV, 234.
Riemer. p. XV u. XLVI; III, 224—226. 233. 436.
Riese. II, 248 f. 252. 254 f. 260 f. 263. 267 f. 273. 277; III, 465.
Rochlitz. II, 332.
Röderer. III, 285. 289.
Salzmann. II, 366. 392. 395; III, 236—240. 244. 246 f. 276. 281. 286. 289. 317. 350. 366. 368. 391.
Schiller. I, 306; II, 322; III, 355. 450.
Schlosser, G. II, 122.
Schönborn. III, 311. 412. 433. 461. 467.
Schönkopf (Käthchen). II, 249. 293. 297. 338. 342. 347. 354. 356.
Schubarth. IV, 138.
Schultz. p. XVIII.
Schwester, die. p. XXII; II, 121 f. 125.
Stein, Fritz. III, 329.
Stein, Frau von. p. XXIV u. XLIV; II, 254. 257. 303. 321. 334. 336. 342. 352; III, 243 f. 247. 282. 395. 460; IV, 144. 147. 199. 205. 215. 226.
Sternberg. II, 357.
Stock. I, 320; IV, 237.
Stock, Frau. IV, 237.
Stolberg, Gebrüder. IV, 172. 181.
Stolberg, Auguste. II, 262; IV, 156—158. 163—166. 176 f. 202. 210—213. 219. 224. 231. 243.
Textor, die Großmutter. III, 287.
Trapp. II, 245. 250. 300. 371 f.
Vater, den. II, 121 f. 125.
Voigt. I, 236; IV, 234.
Voigts, Frau von. II, 293; III, 139. 389. 442 f.
Wieland. III, 448.
Willemer. II, 297; III, 236.
x. II, 355.
Zelter. I, 278.

Campagne in Frankreich. II, 229; III, 383. 425; IV, 171.
Cellini s. Benvenuto.
Clavigo. III, 72. 202 f. 399. 452 f. 467 f; IV, 141. 171.
Concerto dramatico. III, 296. 317 387.

Deserted Village. III, 93. 343 f.
Dissertation. III, 26 f. 28. 56. 62. 248 f. 288. 303.
Divan. p. XLV; I, 210. 219. 264. 312. 326. 331. 338; II, 285 f; III, 212. 220. 222. 261. 263. 284. 303. 386. 427. 436. 459; IV, 125. 173. 195.

Eintragung in ein Othello-Exemplar. II, 374 f; IV, 240.
in Subskribentenlisten. III, 310 f.
in Stammbücher s. unter Stammbuchblätter.
Egmont. III, 365. 372 f; IV, 96 f. 101 f. 106 f. 112. 127. 212. 216 f. 222. 225. 228. 231.
Elpenor. IV, 171.
Ephemerides (1770). II, 240. 289. 349 f. 351. 365. 391. 395; III, 238. 249. 274. 337.
Erklärung über Prometheus u. s. w. III, 450 f.
Erwin und Elmire. II, 301; III, 422; IV, 95. 141. 158 f. 212. 215 f.
Ewige Jude, der. p. X; I, 217. 266. 283; II, 324. 341; III, 178—180. 408. 436—438; IV, 139. 172.

Falke, der. IV, 226.
Farbenlehre. p. XII u. XXVII; I, 216; II, 262; III, 215. 385. 417; IV, 146. 151.
Faust. p. XXXIV u. XL; I, 207. 211. 229. 254. 277. 341; II, 184. 222. 226. 229—231. 244. 257. 261. 290. 301. 312. 322. 324. 337. 341. 350. 353. 360. 394; III, 59. 147. 213. 215 f. 221. 227. 257. 299. 333. 374. 387. 399 f. 411. 417. 468; IV, 7. 18. 58 f. 118. 125. 151. 167. 172—174. 182. 204. 212. 216. 225.
Frankfurter gel. Anzeigen. III, 97 f. 100. 291. 300. 303. 306. 313. 347—349. 354. 389.
Französisches Stück. I, 100. 297; II, 300.

Gedichte:
Adler und Taube. III, 371.
An Belinden. IV, 25. 120. 141. 155 f. 225.
An Christel. IV, 141. 217.
An ein goldnes Herz ꝛc. IV, 77. 199. 226.
An Frau Mara. II, 318.
An Frau Stock. I, 320; IV, 237.
An H. Schlosser. I, 250; III, 289.
An Klinger. III, 401.
An M. Moors. I, 275. 334.
An Paar. II, 242.
An Personen. IV, 132.
Auf Amor und Luna. II, 81.

Auf dem See. IV, 67. 124. 193 f. 199.
Auf Himburg. IV, 10. 119. 142.
Auf (die) Klettenberg. III, 175 f. 434.
Auf Lavater. IV, 191.
Auf Lilli. IV, 226.
Auf Nicolai. III, 135. 356. 385; IV, 142. 172.
Auf Schiller. III, 221.
Autoren. III, 313 f. 387. 421.
Ballade vom vertriebenen und zurückkehrenden Grafen. IV, 120.
Besuch, der. II, 229.
Braut von Korinth, die. II, 217.
Brief an Lottchen. III, 424; IV, 141.
Bürgerpflicht. III, 331.
Bundeslied. IV, 30. 95. 162 f. 211 f.
Campe's Laokoon. III, 286.
Christlicher Roman. II, 391.
Diana der Epheser. p. XXXV; III, 431.
Dilettant und Kritiker. I, 315; III, 387.
Diner zu Koblenz. III, 164. 420.
Ein Schauspiel für Götter. IV, 215.
Elegien, Römische. III, 386.
Elysium. III, 298.
Epigrammatisch. I, 221; II, 248. 268; III, 138. 230.
Episteln. II, 244; IV, 51. 172.
An Friederike Oeser. II, 227. 292. 299. 333. 336 f. 344 351.
An Gotter. II, 225; III, 327.
An Herder. II, 383.
An Kestner. III, 339.
An Riese. II, 249. 254 f. 261. 267. 273. 278.
An Trapp. II, 245.
Ergo bibamus. III, 417.
Erklärung eines alten Holzschnittes. IV, 173.
Erlkönig. IV, 162.
Euphrosyne. IV, 199.
Französisches Gedicht. II, 139. 370 f.
Geheimnisse. IV, 166.
Geistesgruß. III, 163. 227. 419 f. 427.
Gesang der Geister über den Wassern. IV, 199.
Geschwister, die. II, 322.
Goethe's Wohnhaus in Weimar. III, 441 (Weidenbaum).
Gott, Gemüth und Welt. II, 360; III, 255; IV, 18. 151. 154.
Gott und Bajadere. II, 361.

Gott und Welt. I, 331.
Herbstgefühl. IV, 212.
Hochzeitsgedicht (1766). I, 81 f. 308.
Hochzeitsgedicht für Passavant. III, 465; IV. 158.
Hochzeitskarmen. I, 163.
Hymnen an Ceres. III, 48. 277.
Hymne aus Mahomet. III, 172, 432.
Jäger's Nachtlied. IV, 141. 226.
Ihr verblühet, süße Rosen. IV, 94 f. 159. 215.
Ilmenau. II, 232.
Invektiven. I, 214. 221. 289; III, 213. 436; V, 51. 142. 172.
Jugendgedichte. II, 39. 65. 69. 79 f. 125. 269.
Katechisation. III, 387.
König in Thule. III, 167.
Künstlers Abendlied. IV, 63. 188.
Künstlers Fug und Recht. IV, 161.
Künstlers Morgenlied. III, 360 f. 364.
Kunstgedichte. III, 440.
Lavater's Tagebuch, Aus. III, 419. 421 f.
Leichenkarmen. I, 160 f.
Leipziger Idylle. II, 62.
Leipziger Lieder. II, 104. 295. 297. 328. 332. 356 f.
Liebesepistel. I, 154—160.
Liebe wider Willen. II, 266.
Lilli's Park. IV, 94. 146 f. 162. 180. 182. 210. 215.
Mahomet's Gesang. III, 173. 332. 371. 432 f.
Mailied. IV, 141.
Mit einem gemalten Band. p. XLIV; III, 246.
Mit einem goldnen Halskettchen. IV, 141.
Mit Erwin und Elmire. } IV, 226.
Mit Stella. }
Morgengang im Hain. III, 315.
Motto der Balladen. I, 275.
Musensohn, der. IV, 9. 140.
Musen und Grazien in der Mark. III, 253.
Nach Sesenheim. III, 236.
Neujahrslied. II, 357.
Neue Liebe, neues Leben. IV, 24 f. 156.
Oden an Behrisch. II, 256. 310 f. 334.
an Zachariä. II, 333 f; IV, 141.
Pindar's fünfte Olympische. III, 337.
Orphische Urworte. IV, 223.

Parabeln. IV, 51. 172 (biblische).
Paria. II, 360.
Parodie des Medon. II, 83 f. 139. 225. 236. 309; III, 346; IV, 239.
Pilger's Morgenlied. II, 279; III, 298. 316. 323. 366.
Prometheus. III, 182. 439 f.
Psyche. III, 298.
Recensent. III, 302. 311. 387.
Rettung. IV, 141.
Rhein und Main. IV, 284.
Rittmeistergedicht. III, 48. 277.
Schwager Kronos. III, 453.
Seefahrt. IV, 231.
Sehnsucht. IV, 161.
Sendschreiben. IV, 172.
Sesenheimer Lieder. II, 410; III, 20. 56. 243—246.
Sprichwörtlich. III, 270.
Sprüche über Hofleben. III, 187 f. 229. 445—447.
Stammbuch Reynier's. II, 246. 249; III, 317. 333. 465.
Schröder's. II, 318.
des Sohns. III, 251.
Stotternheimer Saline. II, 401; IV, 118.
Uebersetzungen aus Byron. I, 323.
Untreue Knabe. III, 167. 228. 428.
Venetianische Epigramme. p. XXXV; III, 306. 332.
Vier Jahreszeiten. III, 247.
Vom Berge. IV, 68. 124. 194. 199.
Wandrer. II, 404; III, 85. 219. 316. 331 f. 344. 371.
Wandrers Sturmlied. III, 71. 337.
Willkommen und Abschied. III, 8. 238.
Xenien. II, 340; III, 251; IV, 173.
Zahme Xenien. I, 314. 345; II, 393; III, 217. 256. 271. 277. 333; IV, 120. 138. 173.
Zauberlehrling. III, 199. 461; IV, 103. 224.
Zueignung. p. XXX.
Zueignung an Merck. IV, 172.
Gedichtausgabe. p. X.
Gedichte in Zeitschriften. III, 83. 314; IV, 141.
Gedichtsammlung. I, 133.
Geschichte Joseph's. I, 131 f. 333.
Geschwister, die. IV, 221.
Gespräche mit Boisserée. p. XVII. XVIII; IV, 231.

Gespräche mit Eckermann. I, 334. 350; II, 301. 307; III, 236. 295f. 447; IV, 223f. 227.
Luden. III, 329.
Müller. IV, 237.
Nicolovius, A. III, 436.
zwischen Vater und Sohn. I, 239f. 342.
zwischen Wolfgang und Maximilian. I, 279f.
s. auch Worte.
Götter, Helden und Wieland. III, 190f. 387. 396. 425. 448f.; IV, 119. 141.
Götz von Berlichingen. I, 294; II, 147. 184. 244. 394f.; III, 59. 72. 85. 89. 116—121. 133. 146. 274. 287. 289—296. 299. 317. 327. 332f. 351. 365—372. 378. 381. 388. 391. 396f. 402. 406. 417. 440. 442. 452. 467f.; IV, 44. 54. 96. 125. 140f. 142. 162. 169. 200. 240.
Groß-Kophta. II, 397.

Hackert, Ph. p. XI; II, 226. 325; IV, 168. 218f. 225.
Hanswurst's Hochzeit. p. X; III, 387; IV, 51—53. 143. 173f. 244.
Herrmann und Dorothea. p. XXXIV; I, 254. 342; II, 249; III, 278.
Höllenfahrt Christi. I, 133. 334f; II, 255.
Hohelied Salomonis. II, 285.

Jahrmarktsfest v. Pl. I, 265; III, 138. 388. 402; IV, 141. 172. 178.
Iphigenie. I, 332; III, 183. 285; IV, 171.
Israel in der Wüste. III, 62. 303.
Italiänische Reise. I, 321; III, 269. 287. 360. 386. 437. 465; IV, 192. 201. 210.
Judenpredigt. I, 337.
Julius Cäsar. III, 274. 433.

Klaudine von Villa Bella. II, 301; III, 213. 228; IV, 141.
Künstlers Erdenwallen. III, 388.
Kunst. p. XXXIII; II, 278. 284. 313. 316f. 319—322. 332. 334. 378; III, 224. 266. 273f. 362 (Theater); IV, 125.
Kunstsammlungen. I, 285. 362; II, 321. 325. 327. 331; III, 433; IV, 195.

Labores juveniles. I, 239f. 264. 272f. 277—280. 294. 324f. 333. 337. 342.
Laokoon. III, 53. 286.
Laune des Verliebten. I, 298; II, 67. 125. 269. 298f.
Lehrjahre, Wilh. Meister's. I, 237. 263. 269. 274. 285. 292. 294. 303. 314f. 343; II, 116. 219. 243. 245. 262. 301. 345f. 347; III, 168. 217. 219. 241f. 255. 273. 331. 374. 430. 461; IV, 144. 182f.
Leipziger Theater. II, 313. 316. 318.
Lügner, nach Corneille. II, 300.
Lustspiel in Leipzig, s. Mitschuldigen.

Märchen. I, 45—60. 275 f; II, 213 f. 355. 410 f; III, 5 f. 100. 162. 333.
Mahomet. p. XXI; III, 389. 432 f; IV, 150.
Maskenzüge. I, 251; II, 277. 283; III, 214.
Meteore des lit. Himmels. III, 400.
Mitſchuldigen. I, 298; II, 68. 125. 184. 269. 299 f. 356 f. 395; III, 118. 239; IV, 168.
Mondo alla riversa ſ. Mitſchuldigen.

Nachdrucke. III, 370; IV, 141—143.
Natürliche Tochter. II, 300; III, 365. 367.
Naturwiſſenſchaft, Zur. I, 224; IV, 206.
Neue Meluſine. I, 265; II, 213 f. 410 f. III, 5 f. 17.
Neue Paris, der. p. XXIV. XXIX; I, 47—59; 275—277; II, 213.
Neueſte von Plundersweilern. III, 329.

Oſſian-Ueberſetzung. III, 239. 289. 374.

Parabel. IV, 201.
Pater Brey. II, 301; III, 109. 240. 296. 358. 387 f.
Phyſiognomik, Beiträge zur. IV, 187 f.
Planetentanz. I, 233.
Prologe. III, 221; IV, 124.
Prolog zu Bahrdt. III, 139. 388.
Prometheus (Drama). p. X; III, 181—183. 433. 438 f; IV, 18. 151.
Propyläen. III, 53.
Puppenſpiele. III, 188; IV, 172.

Rameau's Neffe. p. XXIV; I, 305 f. 307. 314.
Recenſionen u. ſ. w. p. XI, XXX, XXXII; I, 245. 258 f. 266. 293 f. 316. 321; II, 240. 261. 287. 293. 307. 354. 356; III, 237. 272. 302. 330. 338. 345 f. 354. 364. 405. 448. 460; IV, 126. 168. 171. 172 f. 200. 204.
Rede auf Wieland. p. XXIII; II, 283.
zum Shakeſpeare-Tag. III, 273—275. 366.
Reiſe am Rhein 1814 und 1815. I, 291; III, 360. 427.
in die Schweiz 1775. } ſ. Briefe aus der Schweiz.
in die Schweiz 1779. }
in die Schweiz 1797. II, 276. 279; III, 382; IV, 124. 186 f. 193—200. 230 f.
Rinaldo. II, 409.
Roman in Liebesbriefen. p. XXII; II, 40. 267.
in ſieben Sprachen. I, 115 f. 317. 323.

Sammler und die Seinigen. II, 322.

Satyros. p. X; I, 307; III, 109. 358f. 387. 396. 402.
Shakespeare und kein Ende. III, 273f.
Scherz, List und Rache. I, 314. 362.
Schriftsätze, juristische. II, 289; III, 288. 361. 415; IV, 145.
Sie kommt nicht (Familienstück). IV. 32—34. 164.
Sokrates (Drama). III, 290.
Sprüche in Prosa. p. XI. XXX; I, 210. 224. 264f. 316. 330. 345; II, 223f. 240f. 263. 285f. 302. 305. 328; III, 124. 215f. 222. 228. 241. 254. 302. 319. 373f. 383f. 390. 401. 443. 459; IV, 139. 151. 167. 175f. 223.
Stammbuchblätter. II, 254. 281. 283. 297. 340; III, 364; IV, 238.
Stella. III, 423. 468; IV, 147f. 155. 168. 188. 212. 243.

Tagebücher. p. XXII; vom 30. Oktober 1775. II, 262; IV, 180. 186. 224—228. 231. vom Jahre 1776 flgde. III, 282; IV, 160. 240. 241.
Theaterreden. II, 230.
Theseus. III, 28. 249f.
Torquato Tasso. II, 228; IV, 171.

Unglück der Jacobi's. III, 387f. 396.
Unter das Bild der Frau von Stein. III, 454.
Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten. III, 421; IV, 243.

Vögel, die. I, 206. 229. 245. 314. 347.
Volkslieder. II, 391; III, 245. 289.
Von deutscher Baukunst. II, 158. 378; III, 59f. 300. 306.

Wahlverwandtschaften. p. XII. XXXVII. XLI. XLV; I, 209. 229; III, 49. 230. 240. 280. 372; IV, 139. 153. 164. 196. 213. 218. 223.
Wallfahrt nach Erwin's Grabe. IV, 208f. 210.
Wanderjahre, W. Meister's. p. XII. XXXVII; I, 209. 254. 266. 338; II, 224. 238. 244. 257. 303. 361; III, 228. 241. 302. 318. 372. 421. 434; IV, 123. 201. 210.
Werke. p. IX; I, 3f. 230; III, 359. 436. 438. 445; IV, 174. 237.
Werther's Leiden. I, 211. 217. 254; II, 391; III, 89f. 123—137. 162. 180. 220. 223f. 264. 287. 333. 338—350. 365. 373—386. 417. 431. 440. 442. 444. 451. 453. 468; IV, 7. 44. 70. 81. 126. 135. 140f. 142. 169. 221.
Winckelmann. p. XI; II, 334f.; IV, 221.
Worte zu W. Grimm. II, 265.
Lavater. III, 416. 418.
Zimmermann. IV, 209. 454.
s. auch Gespräche.

Zwo wichtige bish. unerört. biblische Fragen. III, 62f. 287. 303—306.

II.
Sachregister.

Abhärtungen. II, 108. 147 f. 175. 336.
Acerra philologica. I, 30. 263.
Achill s. Homerische Helden.
Ackerbauer. I, 126.
Adam und Eva. I, 121; III, 20.
Adel. IV, 43—47. 56. 90. 169. 179. 189.
Adiaphora. II, 372; III, 113. 362.
Advokatur Goethe's. III, 111 f. 158. 160. 233. 250. 288 f. 361. 376. 415. 461; IV, 29 f. 35 f. 95 f. 145. 162. 216.
Aeneide. I, 147.
Aërolithen. III, 48. 278 f.
Aesthetik. II, 46 ff. 95. 129. 272 ff. 322; III, 49 ff. 124. 275. 347. 362; s. auch Poesiebegriff.
Agentschaften und Residentenstellen. III, 200. 464; IV, 40. 166.
Ahnungen. I, 34 f. 90. 268 f. 309; III, 9. 51. 105 f. 229. 241 f. 430.
Aja. p. XXVII; IV, 54. 178.
Alaunwerke. II, 189—191.
Albus. I, 21 f. 252 f.
„Alceste" von Wieland. III, 190. 448 f.
Alchymie. II, 118 ff. 184. 342. 348. 374. 388. 395.
Alexandriner (Vers). I, 85.
Allegorien. I, 99; II, 90. 316. 320; III, 149. 404.
„Allgemeine deutsche Bibliothek". p. XXIII; II, 55. 60. 129. 233 f. 290. 316. 319. 321. 329. 340. 362; III, 98. 292. 304. 349.
Alterthümer, deutsche. III, 60. 117. 166. 253. 300. 444.
„ römische. II, 194. 403 f.; III, 30. 252 f.
Altklugheit. III, 37 f. 261.
Amor. II, 82. 308; IV, 62.
„Angehende Lateiner", der. I, 27 f. 262.
Annalen, Frankfurter. p. XLVII.
Annette et Lubin. I, 85. 306.

Antichrist s. Satan.
Antikensammlungen. II, 101 f. 326. 388; III, 51—53. 286 f; IV, 181; s. auch Bildende Kunst.
Antiquarische Studien. II, 26. 31 f.
„Anton Reiser". p. XXXV.
„Anzeigen" von Schlözer. III, 84. 331.
Anziehungskraft. II, 174; IV, 23. 26. 102 f. 155.
Anzug Goethe's s. Kleidung.
Aperçu. IV, 18. 150 f.
Apollo von Belvedere. III, 52.
Aristokratie. IV, 41.
Atheismus. III, 43. 151. 176. 261. 271. 411; IV, 134 f.
Aufklärung s. Rationalismus.
Augenoperation. II, 175 f. 180 f; IV, 15—21. 148—154.
Auktionen. I, 69. 71. 83. 254. 281. 285; II, 355; III, 300. 306.

Bacchus. IV, 55. 179.
Baden, das. II, 108; III, 104. 161. 221. 443; IV, 57. 72. 79—81. 181. 184. 202 f. 208.
Bardenlieder. II, 391; III, 84 f. 330.
Bartholomäuskirche s. Dom unter „Frankfurt" im Geographischen Register.
Baukunst. II, 157 f. 363. 376. 378—380; III, 12 f. 21. 53. 59. 60. 166. 280. 287. 289. 300 f. 347. 441.
„Befreite Jerusalem", das. I, 23. 73. 294; III, 155. 408 f; IV, 243.
Beichte, poetische. II, 65; III, 72. 132. 317. 383.
Beinamen s. Zunamen.
Beobachtung. III, 197 f. 458 f; IV, 81 f.
Bibel. p. XV. XXXIV; I, 29. 116. 119—131. 133 f. 146. 326 ff. 338; II, 25. 36. 57 ff. 98. 112. 285 f. 305. 307. 324. 352 f. 388; III, 38. 60—63. 153. 159 f. 178. 219. 223. 262. 273. 301—306. 389. 437; IV, 84. 139. 222. 235.
Bibelübersetzung. I, 120. 326 f; III, 45. 60. 153. 301. 388 f; IV, 143.
„Bibliothek der schönen Wissenschaften". II, 60. 290. 343; IV, 218.
Biertrinken. II, 108. 335.
Bildende Kunst. II, 89 ff. 99 ff. 315. 325; III, 53. 58. 111. 285 f. 360 f.; s. auch Antiken-, Gemälde-, Gemmen- und Kupferstichsammlungen.
Bilder, poetische. II, 44. 47. 61. 215. 273 f. 291 f. 411; III, 96. 267. 361.
Biographische Darstellung. p. XXIX—XXXI; I, 282; II, 302 f.; IV, 3. 28. 55. 132. 179.
Blutopfer. I, 127.
Blutsturz. II, 108. 335.

Bossiren in Wachs. I, 294.
Brände. I, 140. 341; III, 441; IV, 12 f. 100. 144 f. 222. 243.
Brautstand. p. XVIII; II, 181. 355. 382; III, 90 f. 338 f.; IV, 38. 61. 161. 164 f. 185.
Brief Hutten's an Pirkheimer. IV, 45—47. 122 f. 169.
Briefwechsel. II, 121. 172 f.; III, 107 f. 109. 122 f. 164. 356 f. 391.
„Britannicus" von Racine. I, 101. 147. 343.
Buchhandel. III, 68 ff. 118. 312 f.; IV, 11. 142—144.
Buchverbrennung. I, 140. 341; II, 357; III, 42. 269 f.
Bücherſammlungen. I, 23. 73. 85. 120. 294; II, 25. 104. 178. 349.
Bulle ſ. Goldne Bulle.
Burgemeiſter zu Frankfurt a. M. I, 77. 146.
Bürgerbrief Goethe's. III, 288.

„Canut" von E. Schlegel. I, 147. 220. 343; II, 309.
Ceres. III, 48. 277.
Chriſtenthum. p. XXXV. XL; II, 357. 361; III, 151. 176 f. 178. 407. 410.
Chriſtus. I, 37; II, 9. 38. 98. 126. 170. 240. 286 f. 299. 341. 350. 358—361. 371 f.; III, 150 f. 153. 156 f. 176. 178—180. 305. 389. 399. 407. 410 f. 419 f. 434 f. 437; IV, 83 f. 205. 233.
Chronik, Gottfried's. I, 29. 139. 259. 262 f. 327. 339 f.; II, 99. 305; IV, 54. 179.
„ von Lersner. I, 138. 171. 235. 325. 339.
Chronikenſtil. p. XI. XXXVII; II, 36.
Chronologie der Schriften. p. IX; I, 4.
„Cid" von Corneille. I, 101.
Clown's. III, 47 f.
Confessions von Rouſſeau. p. XXXV—XXXVII; III, 341.
Contrat social Deſſelben. III, 249. 444.
Corpus juris. I, 135; III, 28.
Criſpin. III, 113. 362.

Dämoniſche, das. IV, 101—103. 108. 131. 222 f.
Danae. I, 99.
„Daniel in der Löwengrube". I, 131. 333.
Darlehne. III, 119. 199. 369. 463; IV, 12.
Deismus. II, 111 f. 277. 358; III, 264.
Deklamation. III, 248; IV, 162. 211.
Denkmünzen. I, 359. 362.
„Deserted Village". II, 277; III, 93. 126. 220. 343 f. 369.
Deus ex machina. IV, 34. 167.
„Deutſche Muſeum", das. III, 326. 460 f.; IV, 196.
Deutſche Reich, das ſ. unter Reich.

„Devin du village“. I, 85. 361; IV, 236.
„Diable boîteux“. I, 15. 245.
Διάκρισις πνευμάτων. III, 154. 158.
Dialekte. p. XXXVIII; II, 35 f. 38. 264 f. 268; III, 33. 154. 253. 449; IV, 174. 185. 190 f. 193.
Dialoge. III, 121—123. 187 f. 342. 445 ff.
Dichtergabe. p. XVII f.; I, 29. 151. 153 ff.; II, 23. 26. 39—42. 65. 68 f. 80. 125. 255. 355 f.; III, 43. 48. 56. 58 f. 181. 183. 243 ff.; IV, 9—11. 15. 140 f.
Dichterstand. I, 151; II, 169 f. 275; III, 67 f. 274; IV, 40.
Dichtkunst s. Aesthetik und Poesiebegriff.
„Dichtung und Wahrheit“. p. XIV. XIX. XXIV. XXXIII. XLI. XLVI f.; I, 3—5; II, 65. 269. 374; III, 89. 397 f. 405. 428. 467; IV, 55. 148. 154. 233.
Diderot's Schriften. I, 88; III, 40. 264—266. 269 f. 362 ff.
Dilettantismus. III, 111. 183; IV, 27. 98. 161. 202.
Dionysos s. Bacchus.
Disputation s. Dissertationen.
Dissertationen. I, 26; III, 25—27. 56. 248 f. 288. 303.
Doktorwürde Goethe's. III, 250 f; IV, 241.
Dom zu Frankfurt s. im Geogr. Register unter „Frankfurt“.
„ zu Köln. II, 160 f.
Dose, goldene, zur Friedensfeier. I, 141—143.
Dramatisiren. III, 135. 138. 190. 224. 289 f. 387. 389; IV, 83. 172. 205.
Dramaturgie. I, 100 f.; III, 146 f. 397. 400.
Dreifaltigkeit, die. p. XXXIV; II, 126—128. 358; III, 160. 162 f. 227.
Drucke. III, 28. 63. 120. 300. 368—372. 384 f. 396. 448.
Druckerstöcke. II, 105. 315. 330. 332; III, 134.
Druckscheu. III, 27. 28. 56. 118; IV, 10.
Duelle s. Zweikämpfe.

Eigenthum, geistiges. IV, 11. 142—144.
Einheiten, die dramatischen. I, 100 f. 315 f.; III, 117. 172. 261. 275; IV, 52. 172.
Einquartierung, französische. I, 78—105.
Einsegnung Goethe's. I, 282; II, 74 f. 304 f.; IV, 222.
Eisenwerke. II, 189—192. 194.
Eitelkeit. II, 173; III, 195. 455; IV, 13. 17. 19.
Eitelkeit der Welt. I, 150; III, 125. 374; IV, 7. 138 f.
Elektrisirmaschine. I, 111. 322; II, 262.
Elohim, die. I, 121. 331; II, 127 f. 359.
Elzevire. I, 23. 254.
„Emil“ von Rousseau. II, 108. 276. 336; III, 148.
„Emilia Galotti“. III, 115. 364 f.

Empfindsamkeit. II, 62; III, 105. 107. 124. 144. 162. 164 f. 297 ff 316. 327 f. 343 f. 354 ff. 364. 373 f. 377. 390. 444. 461; IV, 89. 91.
Encyklopädismus. II, 24. 253.
Encyklopädisten, die. III, 39 f. 262. 264. 270.
Englische, das. I, 115. 323; II, 18. 25. 51. 115. 122. 344. 404; s. Literatur und Lustspiele.
Entsagung. IV, 6 ff. 137 f.
Erbsünde. III, 63. 177 f. 435 f.
Erdbeben von Lissabon. p. XX; I, 25 f. 43. 255—260. 335; IV, 235.
Erfahrung. II, 86—88. 251. 312; III, 43. 197 f. 459.
Erhabene, das. I, 10 f. 75; IV, 73.
Erlösung. II, 360; III, 436.
Erwerbsarten. I, 155. 161. 166.
„Ethik" von Spinoza. p. XVII; III, 168. 429 f.; IV, 6 ff. 135 ff.
„Eulenspiegel", der. I, 30. 265.
Evangelium. III, 63. 389; IV, 68 f.; s. Bibel.
Ewige Jude, der. I, 30. 266; III, 437 f.; s. Register I.
Examen s. Prüfung.
Exekutionen s. Hinrichtungen.

Fabel. I, 101. 315; II, 48. 274.
Familienstücke. I, 88. 306; III, 114. 264 f. 363 f. 365.
Faustrecht. III, 74—76. 318 f. 332 f.
Faustsage. I, 265; II, 184.
Fechtübungen. I, 136 f. 338; III, 72.
Fenris. III, 100, 333. 350.
Fenstereinwerfen. II, 113. 341 f.
Feudalverfassung. IV, 42 ff. 167.
Fingal. III, 450.
Flibustier. III, 191. 449.
Flügel, musik. Instrument. I, 112 f. 321.
„Fortunatus". I, 30 f. 266.
Fossile Knochen. III, 263. 279; IV, 69 f. 195.
„Frankfurter gelehrte Anzeigen". p. XXIII; III, 97. 113. 291 f. 297. 300. 304. 306. 313. 324. 326—329. 392 f. 400. 449.
Franzosen in Frankfurt. I, 44. 78 ff. 90—105. 299—317.
Französische, das. I, 84 f. 112; II, 25. 44. 51. 113. 122. 344. 404; III, 32—35. 255 f.
Freihandel. III, 48. 278.
Freiheit und Nothwendigkeit. p. XXXIII; III, 31. 42 f. 102. 254. 270. 274. 352. 429; IV, 8. 201.

„Freiheitsgesang", der, von Stolberg. III, 330; IV, 89. 178 f. 200. 208.
Freiheitskriege s. Kriege.
Freiheitssinn. I, 259; III, 83 ff. 152. 327 ff. 407; IV, 41 ff. 89 ff. 168. 172. 200 f. 217. 243.
Freimaurer. II, 355; IV, 40. 166. 177.
Freundschaftskultus. II, 237 f.; III, 36; IV, 53 f. 91. 163. 175.
Friede zu Aachen. I, 18. 249.
„ Hubertsburg. I, 142 f. 146. 188. 342. 350; III, 407.
„ Münster und Osnabrück. III, 76. 249; IV, 169.
Fronde, die. III, 258.
Funfzehntes Jahrhundert. III, 59. 74. 300. 318; IV, 45. 169. 172. 216.
Fußwanderungen. III, 71 f. 92. 94. 315; IV, 36. 97. 218.

Galanterie. II, 37; III, 23; IV, 31. 155.
Ganerbschaften. I, 139. 219. 244. 340; IV, 47. 169.
Gärten, väterliche. I, 92. 145. 311 f.
Garten des Großvaters. I, 33.
Geburt Goethe's. I, 7. 230 f.; IV, 234.
Gefrornes. I, 80.
Gehalt eines Kunstwerks. II, 63. 293.
Gelegenheitsgedichte. II, 169.
„Gelehrtenrepublik". III, 68 f. 310—313. 451.
Geleitstag. I, 19. 250 f.
Gemäldesammlungen. I, 23. 69. 71. 79. 83. 145; II, 89 f. 94 f. 99—102. 179. 312. 321. 324 ff. 327. 345. 354. 390; III, 104. 110. 170. 307. 360. 425. 428; IV, 69 f. 209.
„Gemeinschaft der Heiligen". III, 296—299. 315 f.
Gemmensammlungen. II, 94. 104. 320 f. 329.
Genie. p. XXXIII; III, 173. 198. 300. 308. 314. 334. 390. 393. 399. 407. 454. 459 f. 462; IV, 11. 40. 51. 59. 86 f. 89. 131. 156. 205—208. 223.
Geognosie. II, 187. 399; III, 38. 262 f.; IV, 69. 207.
Geographie. I, 27. 116.
Geologie. IV, 69.
Geräms. I, 8. 205. 233; IV, 234.
Geschmack. III, 35. 256 f.
Geschmäckler. III, 135. 224.
Gesellschaft, arkadische. II, 236—238. 355; IV, 238.
„ der verrückten Hofräthe. III, 284.
„ literarische, in Straßburg. III, 146 f. 275. 285 f. 396 f. 399.
Gesellschaftsspiele. III, 9 f. 14 f. 240. 244; IV, 109.
Gewissen. III, 42. 270.

Glaube. I, 26; III, 61. 157 f. 170. 189. 301. 305. 390. 410 ff. 429. 435; IV, 18. 84.
Gleichniſſe ſ. Bilder.
Gnade ſ. Erbſünde.
Gobelins ſ. Hauteliſſe-Tapeten.
Goldne Bulle. I, 17. 146 f. 171. 220. 247 f. 343. 350. 354. 357 f. 362 f.; II, 252; IV, 233.
„Göttinger gelehrte Anzeigen". III, 86. 334. 465; IV, 204.
Gott. I, 27. 37. 43. 187; II, 112. 117. 126 ff. 177. 197. 341. 350 f. 355 ff. 371 f. 387; III, 20. 42. 62. 168. 170. 172. 182. 234. 261. 270 f. 410; IV, 17. 19. 137 f. 152.
Gottähnlichkeit. II, 128; IV, 151.
Griechiſche, das. II, 25; III, 238. 337 f. 350. 448.
Grubenwerke. II, 189—192.
Gymnaſien. I, 26. 116 f. 260 f.

Hagelwetter. I, 26. 260.
„Haimonskinder, die vier". p. XXVII; I, 30. 265; III, 82. 178; IV, 178.
Hainbund. III, 83. 371 f. 452. 461; IV, 53. 87. 125. 175. 207.
Hamann'ſche Schriften. III, 63—66. 307—309.
„Hamlet". II, 130. 363; III, 24. 127. 238. 273. 374. 412; IV, 171.
Handſchriften. p. XLVII; II, 79. 311. 356. 395; III, 54. 117. 133. 146. 230. 245. 307. 366 f. 380. 384. 387 f. 392. 394. 402. 408. 421. 426. 438 f.; IV 32. 63. 70. 187 f. 203. 240.
Handwerke. I, 141; ſ. auch Rath zu Frankfurt.
Hans (Hänschen) von Rippach. IV, 53. 174.
Hanſa, die. III, 140. 444.
Hanswurſt. III, 113. 362; IV, 51—53. 173 f. 244.
Harfenſpiel. III, 55.
Harlekin. III, 113. 362; IV, 173 f. 244.
Haus Frauenſtein. I, 139. 146. 187. 246. 340. 343.
Haus, Goethe's väterliches. I, 7 f. 9 f.
Haus Limpurg. I, 139. 219. 246. 340. 361; ſ. Gaerbſchaften.
Hausbau. I, 12 f. 22 f. 65. 71. 238 f. 254. 333; II, 131. 200.
Hauslehrer ſ. Hofmeiſter.
Hauteliſſe-Tapeten. II, 137 f. 140. 369; IV, 240.
Hebammenunterricht. I, 7. 232.
Hebräiſche, das. I, 116. 118 f. 325 f.; II, 25. 179. 387. 389. 391; III, 69.
Heldengedichte. II, 23 f. 37. 56. 252 f. 265. 275. 285; IV, 174.
Heldenſage. III, 30. 85. 214. 253. 333.
Herder'ſche Schriften. II, 388 f. 391.
Herkules. III, 349. 447; IV, 64.

Hermann, der Cheruskr. II, 284; III, 84. 331; IV, 208.
Herrendienst. I, 70. 287; III, 186. 188. 445 ff.
Herrnhuter. I, 37. 134. 283. 335; II, 116. 345 ff. 357. 365; III, 63. 177 f. 435.*)
Hexameter. I, 74 f.
Hinkender Teufel s. „Diable boîteux".
Hinrichtungen. I, 140. 341; II, 357.
Hiob. IV, 19.
Hirtenstand. I, 126.
Hochzeit der Schwester. III, 133. 384. 391. 406; IV, 242.
Höfe, die deutschen. I, 70. 73; III, 67. 186 f. 445—447. 454 f.; IV, 56. 58. 106. 110. 183. 219 f. 230.
Hoffnung. IV, 62.
Hofmeister. I, 111. 279. 322; II, 52. 78. 110. 280 f. 307. 311. 314; III, 285. 375; IV, 15.
Holzschnitte. II, 105; III, 192. 450; IV, 204.
Homerische Helden. I, 33. 37. 55. 57. 268. 276; II, 111. 341. 360; III, 128. 376.
Humanismus. III, 25. 112. 248. 361. 363; IV, 150. 166.
Humor. II, 68 f. 300 f.; III, 86. 115. 143 f. 333. 342. 344. 417.
Hungersnoth 1771. II, 186. 375. 397 f.; III, 277 f.; IV, 213.
„Hypermnestra". I, 85. 88. 306.
Hypochondrie s. Trübsinn und Spleen.

Jabach's Wohnung. III, 166 f. 427 f.
Jansenisten. III, 258.
Jason. II, 137; IV, 240.
„Ich liebte nur Ismenen". II, 409; IV, 241.
Idealismus. III, 198. 459; IV, 7. 15. 82 f. 88 f. 137—139.
Idyllische Richtung. II, 55. 62. 282. 307; III, 40. 240. 265. 289. 316. 332. 340 f. 343 f. 356. 392; IV, 49. 78 f. 170. 190 f.
Jehovah s. Gott.
Jesuiten. II, 150. 377; III, 34. 258.
Impfung der Blattern. I, 31. 266; III, 443.
„Insel Felsenburg". I, 30. 264.
Intuition. p. XXXIV; III, 61. 65 ff. 198. 301 f. 309. 390. 429. 459; IV, 9 f. 18. 151. 205. 223.

*) In dem „Diarium" der Brüdergemeinde findet sich die Anwesenheit „des jungen Herrn Goethe" auf dem Synodus zu Marienborn 1769 vermerkt (Schrautenbach's Religionsideen, von Plitt. Gotha, 1876).

„Iris". III, 314. 396. 425. 450.
Ironie. II, 45. 197 f.
Irrlichter. II, 28 f.
Italiänische, das. I, 11. 28; II, 51. 115. 236. 344; IV, 198. 234.
Juden. I, 139 f. 340. 357; III, 335; IV, 10. 142.
Judendeutsch. I, 116. 118. 324.
Jüdische Geschichte. I, 83. 122—131. 327—333.
Jupiter. I, 99; II, 199. 283; III, 182. 186; IV, 147.
Jura. I, 28. 135. 337 f.; II, 24. 26. 33. 134 f. 253 f. 260; III, 6. 25—28. 31. 80. 98 f. 248—250.
Ixion. III, 182.

Kabbalistik s. Alchymie.
Kaffeegenuß. I, 183; II, 108. 335 f.; III, 443.
Kahnfahren s. Wasserfahren.
„Kaiser Oktavian". I, 30. 265.
Kaiserbilder, Kaisersaal, Kaisertreppe im Römer. I, 16. 247. I, 16. 20. 247. I, 166. 169. 351.
Kammergericht s. Reichskammergericht.
Karolina, die. I, 17. 248.
Kartenschlagen. II, 163 ff.
Kartenspiel. II, 39. 122 f. 142. 178. 266. 372. 389. 404; III, 9. 15. 291. 362; IV, 25. 108. 155—157.
Kategorischer Imperativ. III, 178. 404. 436.
Katholizismus. p. XXXV; II, 71—73. 302 ff; III, 130; s. auch Konfessionen.
„Kaufmann von London, der". I, 99. 314; III, 114. 363.
Kausalitätsgesetz. p. XXXII f.
Kavallerie, bürgerliche. I. 19. 177. 207. 250 f. 352. 359.
Kind s. Wachsthum.
Kinder. II, 330; III, 108. 162. 290. 314. 355; IV, 34. 164.
Kinderkrankheiten. I, 31 f. 267.
Kirchenbesuch. I, 116. 134 f. 336; II, 70. 76. 341. 372; III, 9. 33; IV, 48. 170.
Kirchentexte. I, 133.
Klavierspiel. I, 109 ff; II. 109. 114. 329. 344; IV, 14 f. 27 f.
Kleidung Goethe's. I, 47 f.; II, 35. 38. 263; IV, 13. 39. 145. 166.
Kleinstaaten. III, 185. 329. 444 f.
Klinger's Schriften. III, 401 ff.
Knittelverse. III, 296. 300. 437; IV, 50 f. 170. 172. 174.
Kolonie, französische. II, 38. 63. 266; IV, 47 f. 158. 170.
„ italiänische. III, 130. 379 f.

Komödien s. Lustspiele.
Konfessionen, Augustin's. p. XXXV.
Konfessionen, christliche. I, 67. 283; III, 77 f. 80; IV, 40. 47 f. 66. 68. 110. 170. 195. 230.
Konfirmation s. Einsegnung.
Kosmogonie s. Theosophie.
Kreusa. II, 137; IV, 240.
Kriege, Befreiungs-. p. XII. XIV. XXV; III, 327; IV, 169.
dreißigjähriger. III, 78. 321.
russisch-türkischer. IV, 41. 167 f.
siebenjähriger. p. XI. XXV; I, 41—44. 67. 77 ff. 170. 257 f. 267. 271 ff.; II, 62—64. 77. 87. 102 f. 293. 312. 323. 374.
Kriegerstand. I, 126.
Kriegslieder s. Siegeslieder.
Kritik. II, 43. 46 ff. 55. 82. 96. 272 ff.; III, 44. 119. 153. 261. 292 f. 301. 311. 347. 370 f.
Krönung des römischen Königs. I, 184—194.
„ der Kaiser. p. XXIII. XXXII; I, 16—18. 36. 166. 168. 248 f. 352. 354. 360; II, 289; III, 87.
Krönungsdiarien. I, 166. 169. 351.
Kühtanz, der. I, 22. 254.
Kugelung (Wahlakt). I, 35.
Kultus, christlicher. II, 70; III, 26 f.
Kunst und Natur. II, 12. 100. 102. 198. 291. 314 f. 327; III, 40 f. 88. 110. 183. 257. 266. 268. 341. 360. 440; IV, 78 f. 201 f.
Kupferstichsammlungen. I, 69. 71. 142. 145; II, 93—95. 104. 321. 331. 345; IV, 70. 195. 204. 218.
Kurverein. I, 199.

Lakritzenstangen. I, 36. 210.
Landfrieden. III, 74 f. 319.
Landkartensammlung. I, 71.
„Landpriester von Wakefield". p. XLIII; II, 195—198. 202 f. 404 f.; III, 12. 17. 21 f. 93. 238; IV, 95. 215.
„Laokoon". II, 95 f. 291. 322. 326. 366; III, 52 f. 286.
Lateinische, das. I, 28—30; II, 25. 44; III, 27. 56. 255 f. 350.
Lautenspiel. II, 115.
Lavater's Schriften. IV, 83 ff. 187 f.
Lebensgeschichte des Götz von Berlichingen. II, 395; III, 116. 120. 289. 372; IV, 44. 240.
„ Jung's. p. XXII; II, 145. 373; III, 426; IV, 148. 187.

Lebensüberdruß. III, 123. 125. 128. 143. 265. 373 ff.; IV, 172.
Lehrer Goethe's. I, 27 f.; s. auch Hofmeister.
Leichenbegängniß. I, 70 f. 288.
„Lenore" von Bürger. III, 326. 371. 432; IV, 28. 162.
Lenz' Schriften. III, 145 f. 225. 391 f. 462; IV, 187.
Liebe. III, 454; IV, 17. 93. 155. 180. 209. 228.
„ erste. p. XIII; I, 159. 174; III, 123 f. 314.
Liquor silicum. II, 120.
Literatur, englische. II, 204; III, 57. 83. 93. 124–128. 327 ff. 373 ff.
„ französische. III, 33. 36—44. 258—272.
„ nordische s. Mythologie.
„Literaturbriefe", die. II, 60. 290 f; III, 347.
Lociren der Dichter. II, 56. 285; IV, 238.
Loda. III, 127. 223.
Lokalgeschichte s. Ortsgeschichte.
Loosbefragen. I, 92. 312; III, 103 f. 177. 200 f. 435. 467.
Lucifer. II, 127 f. 359–361; III, 182. 440.
„Lustlager bei Mühlberg". II, 48–50. 274–276.
Lustspiele, deutsche. II, 39. 63 f. 66. 266 f. 294. 298. 317 f.; III, 113 f. 362 bis 365; IV, 150.
„ englische. III, 114 f. 364; IV, 14. 147.
„ französische. I, 84 f. 99; III, 36. 269; IV, 147.

Märchen. I, 45–61; II, 213 f. 355. 419 f.; III, 5 f. 85 f. 162.
Magelone, die schöne". I, 30. 265; III, 356.
Magnetstein. I, 111. 322.
Mahometanismus. III, 173.
Malen in Gouache. IV, 97. 126. 218.
„ in Oel. III, 110. 359 f. 440; IV, 97 f.
Mandatssammlungen. I, 71.
Manna. I, 194. 365.
Manuskripte s. Handschriften.
Maria, die heilige. III, 157. 411; IV, 70. 195.
Mariagespiel. II, 18–22; III, 200–204. 404 ff.; IV, 168. 230.
Marktschiffahrt. I, 164. 349; IV, 28.
Mathematik. I, 108. 320; II, 200; III, 168; IV, 8.
„Matinée's". III, 58. 295 f. 297; IV, 172. 244.
Medea. II, 137; IV, 240.
Medizinische Studien. II, 41. 136. 148. 180. 375 ff.; III, 7 f. 197 f. 237. 249. 458 f.
„Medon" von Clodius. II, 83 f. 139. 359; III, 316; IV, 239.

Melancholie s. Trübsinn.
„Melusine, die schöne". I, 30. 265; II, 411.
Menschenverstand, der gesunde. II, 35. 285. 302; III, 25. 134. 165. 228. 365. 443 f.; IV, 17.
Mephistopheles. III, 58. 101. 156. 293. 333. 375; IV, 56. 174.
Merkur. I, 46. 99 f. 276; II, 194. 404; III, 360; s. auch „Teutscher Merkur".
Messen, Frankfurter. I, 18—20. 111. 249 f. 303; II, 34; III, 381. 388; IV, 93. 149. 158 f. 165. 211. 213. 215.
„ Leipziger. II, 30. 256 f.; IV, 143.
„Messias, der". I, 74 f. 134. 294—296; II, 53. 170. 240. 269. 291. 312. 361. 381; III, 68. 473.
Metamorphosen s. Verwandlungen.
Metrik s. Prosodie.
Metzgerinnung zu Frankfurt. I, 190. 362.
Michael, der heilige. III, 257.
Mineralogie. IV, 73. 195.
Minerva. II, 404; III, 166. 182.
„Minna von Barnhelm". II, 53. 64. 294. 298 f. 311. 344. 405; III, 392.
Minnesänger. II, 405; III, 30. 214. 253; IV, 50.
Moser's Schriften. I, 73.
Motto des ersten Theils. I, 229.
„ zweiten Theils. II, 158—161. 379 f.; III, 254; IV, 238.
„ dritten Theils. III, 234.
„ vierten Theils. IV, 103. 131.
„Musarion" von Wieland. II, 54. 91. 283. 319.
Musenalmanache. III. 70. 38. 313 f. 332. 346. 371. 406. 432. 440. 461; IV, 53. 175. 238.
Musikübungen. I, 109. 113. 321; II, 338 f.; III, 286. 380. 383. 465; IV, 14 f. 27 f. 147 f. 155.
Mystifikationen. I, 155; II, 69. 139 f. 199 ff. 371; III, 348; s. auch Verkleidungen.
Mystik. II, 59. 115 ff. 126 ff. 286 f. 357 f. 361. 373 f.; III, 63—66. 309; IV, 7. 17 f. 137 f.
Mythologie, griechische. I, 99. 314 f.; II, 81 f.; III, 85. 190. 335 f.
„ indische. III, 86. 100. 333 f.
„ nordische. II, 391; III, 85 f. 100. 333.

Nachahmung der Natur. II, 47 f. 273. 315; III, 88.
Nachdrucke. III, 68. 119. 370; IV, 10—12. 53. 58. 141—144.
„Nathan der Weise". III, 137. 302.
Nationaldichtung, -geist, -kostüm, s. Volksdichtung, -geist, -trachten.

Nativität. I, 7. 232.
Natur und Kunſt ſ. Kunſt.
Naturalienſammlungen. I, 38. 236; II, 89; III, 263; IV, 60. 234.
Naturevangelium ſ. Naturkultus.
Naturforſchung. III, 88. 262 f. 270 f. 338; IV, 60. 73.
Naturgeſetze. IV, 8 ff. 139 f.
Naturkultus. I, 38; II, 61. 109. 291 f.; III, 35. 38. 40. 86 f. 89. 103. 148. 152. 178. 197. 199. 264 f. 270. 328. 334–338. 371 f. 402 f. 407. 436. 444. 448; IV, 57. 80 f. 162. 181. 193. 242.
Nero. I, 101. 147.
Neuplatonismus. II, 118. 126 ff. 348 f. 357.
Nothwendigkeit ſ. Freiheit.
Nouvelle Héloise. I, 174. 298. 357; III, 92. 220. 264. 341. 403.

Ochſenleichen. I, 70. 288. 291.
Oculis non manibus. I, 149. 345.
Oden. I, 133. 334 f.; II, 53; III, 67 f. 72 f. 218. 310. 317. 330. 372. 450. 461.
Oeffentliche Meinung. III, 84. 329. 443.
Opern ſ. Singſpiele.
Oppoſitionsgeiſt. III, 83 f. 115. 327 ff. 365.
Optimismus. p. XLI; I, 150. 256 f.; III, 125. 373; IV, 138
Orationes moratae. p. XXIX; IV, 55. 179. 231
Orbis pictus. I, 29.
Orden, des Uebergangs. III, 82. 92. 324–326; IV, 242.
Ortsgeſchichte. p. XLVII; IV, 146.
Oſſian. II, 391; III, 127. 369. 374. 459.

Pädagogik. III, 159. 162. 413 f. 443; IV, 161. 235.
Pantheon Mythicum. I, 99. 314; II, 82. 308.
Papparbeiten. I, 44.
Paradies, das. I, 121. 123. 329; III, 20; IV, 165.
Paraphraſen, bibliſche. I, 172 f.
Paris ſ. Homeriſche Helden.
Parteiungen. I, 43. 96. 271 f. 298 f. 313; II, 26. 254; III 78. 87. 126. 373; IV, 167.
„Patriotiſche Phantaſien". III, 139–141. 185 f. 389. 441–445.
Pelagianismus. III, 178.
Penſionate. I, 112 f.; III, 197. 424. 457.
Pentheſilea. I, 55. 276.
Peſſimismus ſ. Trübſinn.

Pfeifergericht. p. XXIII; I, 20f. 63. 251f.
Pflanzen. IV, 8. 139f.
Philandria s. Gesellschaft, arkadische.
Philanthropine. II, 277; III, 159. 313. 414. 418. 460.
„Philemon und Baucis". II, 199.
„Philosophen", die. I, 88; II, 266.
Philosophie. II, 8f. 33. 56f. 238f. 260f.; III, 168f. 429f.; IV, 5ff. 87. 137. 206f.
Philosophus per ignem. II, 191.
Physiognomik. III, 57. 150f. 155. 162. 359. 407—409. 412f.; IV, 62—64. 67. 81ff. 187f. 192. 194. 241.
Pietismus. I, 37; II, 112. 115ff. 133. 144f. 262. 283. 341. 355. 365; III, 301. 305. 436; IV, 15ff. 137f. 238.
Plan von Frankfurt, der Grav'sche und der Merian'sche. I, 15. 206. 234. 241. 243. 245.
Plastik s. Antikensammlungen und bildende Kunst.
Poesiebegriff. p. XXVIII. XXXIV; II, 46—50. 273f. 285. 322f. 361f. 388; III, 36. 88. 125. 132. 134. 138. 186. 311. 329. 336. 383f.; IV, 56.
„Poeten nach der Mode". II, 39. 266f.
„Poetische Dorfjunker", der. II, 35. 263f. 266.
Poetische Versuche s. Dichtergabe.
Polemik. I, 257. 286. 295f. 306. 316. 343; II, 39. 59. 84. 96. 266f. 270. 287. 309f. 323. 340. 347; III, 58. 109. 134f. 138f. 182. 190ff. 262. 294—296. 358. 385—389. 429. 439. 448ff.; IV, 51. 136. 172f.
Popularphilosophen. II, 57. 60. 285ff.; III, 413.
Portia. I, 74. 295.
Porzellanexport. IV, 10. 142.
Postwagen, Nürnberger. I, 20; IV, 215.
Praemia virtutis. I, 117.
Pränumeration. III, 68f. 310—313. 413.
Privatunterricht. I, 27. 28. 108f. 116ff. 277—280.
Problematische Naturen. III, 144.
Prometheus. III, 181f. 192. 449.
Promotionen. I, 26. 28. 261; II, 343. 367; III, 6. 25—28. 248—251. 399. 465; IV, 241.
Prosaische Versuche s. Stil.
Prosodie. I, 74. 295f.; II, 255. 300; IV, 49. 50. 170f.
Prospekte, Römische. I, 10f. 114f. 323.
Protestantismus. I, 37. 299; II, 70. 74. 302ff.; III, 27; s. auch Konfessionen.
Prüfung, juristische. II, 135; III, 25. 234.
Prügelstrafen. I, 61. 278; IV, 235.
Puppenspiel. I, 11f. 44f. 237. 273f.; IV, 174.

Purismus. II, 44.
„Pygmalion". III, 41. 269.

Quelle von „Hanswurst's Hochzeit". IV, 51. 173 f. 244.
Quellen von „Dichtung und Wahrheit". p. XIX—XXIV; I, 207. 223 f. 252. 255 f. 259. 345; II, 271. 373; III, 56; IV, 70. 145. 148—158. 213. 218.
Quibbles. III, 46—49. 276 f.

Rabbinismus. IV, 7.
„Rasende Roland", der. I, 294; IV, 215.
Rath zu Frankfurt. I, 16. 35. 77. 139. 170. 246. 340; IV, 30. 47. 164.
Rationalismus. p. XXXIV; II, 112. 145 f. 285 ff. 302. 340. 357. 387 f.; III, 48. 151. 198. 264. 278. 294. 301. 385. 387 f. 415. 429. 443 f. 459; IV, 291.
Recensionen. III, 63. 65. 97 f. 119. 134. 271. 301. 345 f. 363. 379. 385. 389. 412.
Rechtsstudien s. Jura.
Reformation, Frankfurter. I, 70. 287; IV, 169.
Reformirte, Refugiés } s. Kolonie und Konfessionen.
Regenbogen, doppelter. III, 20. 243.
Reich, deutsches. p. XXI; I, 108. 171 ff. 187 ff. 192. 350 ff.; III, 35. 77. 80. 185. 320 ff.; IV, 42 ff. 167.
Reichsinsignien. I, 171. 180. 182 f. 185—189. 350 f.
Reichskammergericht. p. XXIII; III, 74 ff. 318 ff. 333. 352.
Reisen. p. XXII; I, 11. 68. 235 f. 243; II, 134. 23. 185 ff. 242 f. 300 ff.; III, 56. 154. 158. 160. 199. 204. 243. 251 f. 277. 279. 281. 407 f. 412 ff. 444. 464; IV, 53. 55—81. 92. 108 f. 150 ff. 218 f. 244.
Reiten. I, 137. 338; II, 107 f. 396; III, 8. 72. 194. 452 f.; IV, 155. 184. 211.
Religion. p. XXXIV f.; I, 69. 125. 129. 328. 331 f.; II, 46. 57. 111 f. 114. 128. 246. 388; III, 38. 126. 156. 176. 249. 390. 413; IV, 101. 204. 222 f.
Religionsunterricht. I, 37; II, 74; III, 61.
Republiken. III, 152. 328. 375; IV, 201. 203.
Residentenstellen s. Agentschaften.
Revivals. IV, 18. 150.
Revolution, französische. p. XXXIV; I, 258 f.; III, 35. 40. 255. 258. 278. 285. 442. 444; IV, 155. 168 f.
Rhetorik, deren sieben Fragen. III, 255.
Rhythmus s. Prosodie.
Richtersprüche des Grafen Thorane. I, 81; IV, 236.
Rittertafel. III, 81 f. 92. 324 ff. 338. 342.
„Rivera, Graf von". I, 69. 285 f.
Robinson Crusoe. I, 30. 264; III, 359.
Romane Richardson's. II, 15. 243 f. 344. 404; III, 92 f. 359; IV, 79.

Romanlesen. III, 12. 18 f. 238.
Romantiker. p. XXXI; IV, 173.
„Romeo und Julie". I, 42; II, 317 f.; III, 266 f. 274. 392.
„Rosaliens Briefe". IV, 187 f.
„Rose et Colas". I, 85. 306; III, 363; IV, 236.

„Sachsenspiegel". III, 74. 135. 318. 385; IV, 242.
Sacramente. p. XIV. XXXIV f.; II, 70—76. 302 ff. 372; III, 164. 306. 420.
„Sara Sampson, Miß". I, 99. 313 f.; III, 314. 363; IV, 171.
Sassafras. II, 298; IV, 238.
Satan. I, 74 f. 172. 214; III, 182. 333. 437; IV, 203; s. auch Mephistopheles.
Satiren. p. XIV; II, 43 ff. 148 f. 270 f. 309; III, 115. 126 f. 192. 358. 373 f. 387. 393. 396. 447. 449 f.
„Saul" von Voltaire. III, 62. 302 f.
Scapin. I, 99. 314; III, 113. 362.
Schatzkästlein. I, 92. 313; IV, 236.
Schauen, das s. Intuition.
Schauspieler-Gesellschaften. Ackermann'sche. I, 304; II, 316. 344.
Döbbelin'sche. IV, 159 f.
Koch'sche. II, 316 ff. 334.
Leppert'sche. III, 266.
Marchand'sche. III, 266. 363; IV, 27. 158.
Schuchische. II, 316.
Seyler'sche. III, 275. 363. 441.
Schicksal. IV, 101. 112. 165. 222. 331 f.
Schlacht bei Dettingen. I, 18. 249.
Schlachten des siebenjährigen Krieges. I, 42 f. 67. 91 f. 282. 298. 300; IV, 158.
Schlittenfahrten. II, 253.
Schlittschuhlaufen. III, 72 f. 191. 194. 317 f. 451—453; IV, 13 f. 145 f.
Schöpfung, die. II, 128. 360 f.; III, 182. 270 f.
Schreibunterricht. I, 133. 334.
Schulen, öffentliche. I, 13. 27. 111. 277 f.
Schulphilosophie. II, 79; III, 149. 404.
Schultheißenwahl. I, 34 f.
Sechzehntes Jahrhundert. III, 33. 59. 74. 186. 300. 318; IV, 45 ff. 50. 168. 172. 216.
Seidenzucht. I, 33. 113 f. 141. 323.
Selbstbetrachtung. III, 143 f. 390; IV, 6. 172.
Selbstkenntniß. III, 144. 390; IV, 6. 137.
Selbstmord. III, 123—130. 373 ff. 457.
Selbstquälerei. I, 148. 150 f. 345; III, 126 ff. 143 f.; IV, 54. 175.
Senat zu Frankfurt s. Rath.

Sentimentalität s. Empfindsamkeit.
Separatisten. I, 37. 283; II, 70. 117. 373 f.; III, 64. 308; IV, 17 f.
Shakespeare-Tag. III, 273—276. 289. 366. 397.
„Sichtbaren, die" (Zeitschrift). I, 334.
Siebenjähriger Krieg s. Kriege.
Siegelsammlung s. Wappensammlung.
Siegeslieder. I, 42. 272 f.; II, 63. 293.
„Siegwart". I, 115. 323.
Singspiele. I, 85. 306; II, 105. 332 f. 317; III, 363; IV, 27. 147. 158 f. 213 f. 220.
Sisyphus. III, 182.
Sollicitatur. III, 79. 321 f.
„Sonntagsfrühe" von Hebel. III, 9. 237.
Spiegelscheiben. I, 24. 26. 255.
Spiele s. Gesellschaftsspiele.
Spinozismus. II, 351; III, 168 f. 271. 429 f. 439 f.; IV, 6 ff. 131 ff.
Spleen. III, 128 f. 375; s. auch Trübsinn.
Spottbilder. I, 139. 340; III, 192.
Spottgedichte Herder's. II, 178 f. 181. 395; III, 116. 291. 296. 337. 366.
Spottlieder. I, 42. 273.
Sprachengabe. III, 63. 148. 303—305. 404.
Sprichwörter. II, 35 f. 409 f.; III, 12. 15. 16. 23. 118. 186—188. 240. 270. 361. 368. 445—447; IV, 18. 131. 151. 154.
Staat und Kirche. III, 26 f. 249.
Steinkohlengruben. II, 189—192. 194.
Stiftungen. I, 72. 77. 290 f.; II, 343.
Stil, poetischer. IV, 50. 171.
„ prosaischer. p. XXXIX; II, 40. 267; III, 60. 300. 456.
Stillen im Lande s. Separatisten.
Stoicismus. I, 32. 61; II, 9. 147 f. 240; III, 375; IV, 138.
Sturm und Drang. p. XLV; III, 42. 70. 197. 226. 259. 314. 327 f. 395 ff. 401 ff. 404. 448; IV, 50 f. 131. 171. 206. 241.
Subskription s. Pränumeration.
Sündfluth. I, 121; III, 262.
Symbole. p. XXX f.; II, 302 f.; III, 149. 182. 404; IV, 33.
Système de la Nature. III, 42 f. 261. 269—272.
Systeme, organische des Menschen. I, 66. 282; II, 108; III, 72.

Tabakrauchen. III, 160 f. 418.
Tagebuch Lavater's. III, 418—422.
Tantalus. III, 182 f.

Tanzen. II, 161—168. 380; III, 9, 15. 161. 239. 291; IV, 155. 157.
Tapeten s. Hautelisse.
„Telemach". I, 30. 73. 263; II, 154.
Tellsage. IV, 71 f. 78. 197. 200 f.
„Teutscher Merkur". p. XXIII; III, 98. 119. 184. 190 f 292 f. 314. 349. 370. 393. 449 f.; IV, 100. 160.
Theater, deutsches. III, 113—116. 264—269. 362—365.
„ englisches. III, 114. 362. 364.
„ französisches. I, 84—88; III, 40—42. 362 f.
„ zu Berlin. II, 316.
„ „ Frankfurt a. M. I, 84 ff. 99. 303—305; II, 161. 345; IV, 27. 158 ff.
„ „ Gotha. III, 363. 365.
„ „ Leipzig. II, 91. 316—319.
„ „ Straßburg. II, 370; III, 266 f.
„ „ Weimar. III, 184. 363. 441.
Theaterplätze auf der Bühne. I, 87. 308.
Theogonie s. Theosophie.
Theosophie. II, 118—128. 184. 342. 357—361; IV, 222.
„Theuerdank, der". I, 294.
Thiere. IV, 8. 102 f. 139. 223.
Thorschluß. I, 175. 357 f.; II, 341 f.
Thurm zu Babel. I, 121. 329; II, 378.
Titanismus. p. XXXIII; II, 359; III, 182. 440.
Titulargattin. III, 201—204. 467.
Toleranz. III, 63. 112. 156. 305; IV, 60.
Topfgeschirr. I, 8 f. 234.
Tradition s. Ueberlieferung.
Tragödie, deutsche. IV, 49. 171.
„ französische. I, 85. 88.
Traumdeuten s. Ahnungen.
Tropen s. Bilder.
Trübsinn. I, 150; III, 124. 127. 197. 343 ff. 373 ff. 456 f.
Tyrannen. IV, 54 f. 91. 178 f.

Ueberlieferung. III, 61. 384. 467; IV, 18.
Uebersetzungen. I, 30. 73. 263 f. 279. 294. 305 f. 314. 336; II, 55. 252. 264. 277. 282. 284. 319. 322 f. 333. 340. 404; III, 45. 272. 312. 315. 334. 344. 350. 448; s. auch Bibelübersetzung.
Undank. II, 128. 153. 181—183. 393.
Uneigennützigkeit. III, 168.
Universalheilmittel. II, 118 f. 347 ff. 350 ff.

Universitäten. I, 28; III, 101; IV, 100. 229. 239.
Unterricht des Vaters. I, 27 f. 32. 81.
„ mathematischer. I, 44. 108.
„ öffentlicher s. Schulen.
Urselblandine. III, 18; IV, 51. 174.
Ursprung der Sprache. II, 177. 386—388; III, 65. 308.

Vehme. III, 75. 318.
Veni Creator Spiritus. I, 358.
Venus. I, 84; II, 283; III, 360.
Verbrennen von Büchern s. Buchverbrennung.
Verbrennen von Papieren. p. XXII; II, 42. 65. 125. 268. 297. 356.
Verkleidungen. I, 10. 193; II, 199 ff. 206 f. 300 f. 406; III, 91 ff. 137. 161. 346—348; s. auch Mystifikationen und Wertherkostüm.
Verlag. III, 69. 312 f. 368 f. 384; IV, 143 f.
Verlooſen von Liebespaaren s. Mariagespiel.
Veronika, die heilige. III, 180.
Versteinerungen. II, 187. 399; III, 38. 262 f.
Verwandlungen Ovid's. I, 30. 99. 147; II, 188. 362 f. 406.
Vetter Michel. III, 36. 257 f.
„Vicar of Wakefield" s. „Landprieſter von Wakefield".
Vignetten s. Druckerſtöcke.
Viſitation des Kammergerichts. III, 77 ff. 320 ff. 338.
Volksbücher. I, 30. 264—266; III, 178. 212.
Volksdichtung. II, 49. 62. 64. 179. 202. 275. 388. 390 ff. 409; III, 84. 243. 245. 273. 280. 289. 306. 330. 335. 426. 468; IV, 173. 189.
Volksgeiſt. p. XXXIII; III, 444. 451; IV, 144.
Volksgeſchichte. IV, 44. 189.
Volksſprache. III, 34; s. auch Dialekte.
Volkstrachten. II, 141. 201 f. 399. 409; III, 24. 34; IV, 185.
Vorherſagungen s. Ahnungen.
Vorſehung. III, 254; IV, 101. 152. 154. 222. 231 f.
Vorwort zu „Dichtung und Wahrheit". p. XIX; I, 3—5. 229; III, 233. 254; IV, 3. 132.

Wachsthum des Kindes. I, 66.
Wachstuchfabrik. I, 144 f.
Waffenſammlung. III, 129.
Wahl-Diarien s. Krönungs-Diarien.
Wahlkapitulationen. I, 166. 170 f. 172. 359.
Wahltag eines römiſchen Königs. I, 174—176. 358.

Wahlzimmer im Römer. I, 16. 247.
Wahrheitsstreben. III, 35. 38. 243. 302. 467; IV, 51. 88.
Wahrträume s. Ahnungen.
Wälder, deutsche. II, 10. 241. 250.
Wallfahrt. IV, 68 f. 193—195. 208.
„Wandsbecker Bote, der." III, 301. 304—306. 314.
Wappen Klinger's. III, 150. 405; IV, 242.
Wappensammlung. I, 134; II, 174.
Warten, Frankfurter. I, 244. 253. 310. 347. 355.
Wasserfahren. I, 190. 362; II, 18. 21. 242; III, 104. 110. 163—171. 418 ff.; IV, 28. 94. 211
„Wasserträger, der" (Oper). II, 69. 301.
Wein. II, 203; III, 7. 14 f. 95. 191. 243. 461; IV, 54 f. 57. 72. 179. 197. 228.
Weinlese. I, 146. 342; IV, 109. 228.
Weinschröter-Innung zu Frankfurt. I, 190. 362.
Werkstätten. I, 140.
Wertherkostüm. p. XXVIII; III, 92; IV, 56. 180.
Wissen, das. III, 157 f. 411. 429.
Wohlthätigkeit. p. XXVI; II, 31. 258; III, 55. 399. 410; IV, 154. 201.
Wunderkuren s. Universalheilmittel.

Zehn Gebote. III, 62. 249. 302.
Zeichenakademie. II, 89 ff. 95; III, 287.
Zeichenunterricht. I, 44. 108. 110; II, 89 ff.; IV, 155.
Zeichnen. II, 11—14. 109. 123. 241 f. 282. 329. 338. 354 f. 375; III, 57. 94. 104. 110. 176. 183. 191. 359 f. 434. 440. 465; IV, 73. 76. 78 f. 97—99. 201 f. 219.
Zeitschriften und Zeitungen. p. XXIII; III, 70. 313 f.; IV, 40 f. 42. 167.
Zerbrechen von Gläsern. II, 101. 325; IV, 57. 181 f.
Zunamen Goethe's. III, 71. 81. 299. 316. 324. 326. 359. 366. 377; IV, 146 f.
Zweikämpfe. I, 89 (kindischer). 102; II, 37. 146 f. 154 f. 279. 356.

III.

Geographisches Register.

Aachen. I, 18. 171. 180. 185. 350.
Aalen (a. d. Lahn). III, 418.
Aegypten. I, 122. 124. 329; III, 62.
Aesch. IV, 194.
Afer in Esthland. II, 279.
Aigle in Frankreich. III, 278.
Airolo. IV, 76. 92. 198.
Albis. IV, 78. 80.
Algier. III, 387. 461.
Alpen, die. III, 49. 279; IV, 108. 187. 196. 207—209. 244.
Alpfluß. IV, 194.
Alt-Breisach. III, 242.
Altona. II, 288; III, 192.
Altorf. IV, 72. 197.
Amerika. III, 335; IV, 42. 92. 168. 173. 213. 217.
Amsläg. IV, 72. 197.
Amsterdam. III, 334.
Andermatt. IV, 73. 201.
Andernach. III, 421.
Ansbach. III, 329.
Antibes. I, 78.
Arabien. III, 335.
Aschaffenburg. I, 180; III, 76.
Assenwinden. IV, 196.
Auerstädt. II, 29. 108. 114. 256 f. 342.
Augsburg. I, 351; III, 354.
Bacharach. III, 110.
Baden. II, 408; III, 29 f. 67 251. 254; IV, 61.
Bärenthal. II, 194. 402 f.
Baiern. II, 402; IV, 230.
Baldohnen in Kurland. II, 279.
Bamberg. I, 20.
Barr. II, 408; III, 279.
Barth. I, 356; III, 408.
Basel. III, 29. 49. 408.
Bastberg, der. II, 187. 231. 399; III, 38. 214.
Bellinzona. IV, 76.
Belvedere bei Weimar. IV, 100.
Bendorf. III, 420.
Bensberg. III, 169. 422. 428. 430; IV, 133.
Bergen. I, 310. 312; IV, 158.
Bergstraße. IV, 108. 227 f.
Berlin. I, 273. 356; II, 280. 386; III, 183. 268 f. 362. 456; IV, 10. 142. 160 f.
Bern. III, 268. 461.
Besançon. II, 377.
Bethlehem. I, 173. 357.
Bettingen am Main. I. 359.
Biberach. III, 353.
Biberich. II, 13; III, 110.
Biel. IV, 143.

Bien-Wald, der. II, 364.
Bingen. II, 242; III, 110.
Bitsch. II, 193 f. 402; III, 242.
Blies, Fluß. II, 400.
Blocksberg, der. II, 399.
Bobenhausen. II, 364.
Bockenheim (Bouquenom). II, 188. 231. 400.
Bockenheim bei Frankfurt s. Frankfurt a. M.
Bodensee. IV, 203.
Bönigheim. III, 354.
Bonn. III, 422.
Braunfels. III, 352 f.
Braunschweig. II, 288. 334.
Breisgau. III, 279; IV, 228.
Bremen. II, 110. 338; III, 444.
Breusch, Fluß. III, 278.
Bruchsal. II, 247.
Brüssel. III, 252.
Brugg. III, 454.
Brunnen. IV, 197.
Buchsweiler. II, 187 f. 198. 231. 398 f. 404; III, 253. 283 f.
Bückeburg. II, 282. 384. 394; III, 67. 310; IV, 220.
Bürgel bei Hanau. IV, 158.
Bürgel bei Jena. IV, 99. 220.
Buttelstedt. II, 256.

Cannes. IV, 236.
Celle. III, 455.
Cenis, Berg. III, 263.
Ceylon. III, 334.
Chaldäa. I, 122.
Chios. IV, 167.
Clarens. III, 341.

Dalhunden. II, 407; III, 19. 242.
Danzig. I, 290. 343.
Darmstadt. p. XXI. XXVII; I, 299; II, 181. 343. 364. 382. 405; III, 57 ff. 64. 71. 89. 156. 289 ff. 315 ff. 350. 354 ff. 377. 402. 408 f. 456. 462; IV, 56 f. 92. 180 f. 209. 220.
Bessunger Wald. III, 299.
Herrgottsberg. III, 299.
Dengelsheim. II, 407.
Dessau. II, 107; III, 69. 312 f.
Detmold. IV, 161.
Dettingen. I, 18. 249.
Deuz. III, 430.
Dhaun. I, 289.
Diersburg. II, 408.
Diez. III, 104.
Dillenburg. III, 416.
Drakendorf bei Jena. p. XII.
Dresden. I, 42; II, 38. 46. 52. 84. 96 ff. 266. 280. 323—328. 390; III, 286.
Frauenkirche. II, 102. 327 f.
Großer Garten. II, 101. 226. 326.
Japanisches Palais. II, 326.
Kreuzkirche. II, 102. 327 f.
Mohrenstraße. II, 102. 327 f.
Neumarkt. II, 324.
Neustadt. II, 271.
Druesenheim. II, 199 f. 206. 209. 406. 409. 410; III, 5. 12. 51. 282; IV, 209.
Druesenstein zu Mainz. II, 14. 242 f.
Düsseldorf. III, 105. 164 ff. 287. 422 ff. 467.
Duttweiler (Dudweiler). II, 189 f. 195. 231. 401.

Ebersstadt. IV, 227.
Ehrenbreitstein. III, 104. 108. 131. 353 ff. 379. 382. 419 ff. 462; IV, 157 177.
Eichstetten. II, 408; III, 242.
Eimbeck. III, 452.

Einsiedeln. IV, 68—70. 194—196. 208.
Eisenach. II. 256; III, 354; IV, 160.
Elam. I, 123.
Elberfeld. II, 367; III, 170. 426; IV, 15 f. 148 ff. 239.
Ellfeld. III, 110.
Elsaß, das. p. XXII. XXX. XXXII. XLIII ff.; II, 131. 149. 179. 194; III, 30—51. 234—286; IV, 109. 230.
Emmendingen. III, 242. 395. 454; IV, 59—62. 180, Z. 1 (nicht „Straßburg"). 184—186. 244.
Ems. III, 104. 156. 158. 160 ff. 353. 412 ff. 465. 467.
Engers. III, 419.
England. p. XLII; III, 129. 140. 444; IV, 42.
Ensisheim. III, 48. 277—279.
Erfurt. II, 256; III, 234. 381; IV, 220.
Erlangen. IV, 214. 226.
Eschersheim. I, 310.
Ettersburg. IV, 100.
Euphrat, Fluß. I, 121 f. 329; III, 20.
Eutin. II, 382. 405.

Faudenstein. IV, 194.
Feldberg, der. II, 13.
Fehgen in Livland. II, 278.
Fleckenstein. II, 407.
Florenz. II, 386.
Flüelen. IV, 72.
Fort Louis. III, 19. 214. 242.
Frankfurt a. M. p. XXIV f. XXIX. XXXI. XLVII f.; I, 44. 67. 69. 138. 149. 164. 177. 298 f. 350 f.; II, 28. 114. 195; III, 103. 251. 319.
Affenthor. I, 282. 299. 360.
Allee. I, 339 f. 363; II, 343.
Allerheiligengasse IV, 12.
Allerheiligenpforte. II, 28.
Antoniusgasse. I, 68. 213. 284 f.
Frankfurt a. M.
Barfüßer-Gymnasium. I, 117. 324. 335.
Barfüßerkirche (Paulskirche). I, 116. 324 f. 335. 367; II, 74. 304.
Bockenheim. III, 33; IV, 48. 170.
Bockenheimer Gasse. I, 339; II, 256.
Bockenheimer Thor. I, 150. 341. 345.
Bornheimer Heide. I, 92. 180. 311 f.; II, 241.
Bornheimer Pforte. I, 244.
Bornheimer Thurm. I, 299.
Braunfels. I, 14. 244.
Brückenthor. I, 19 f.
Brückenthurm. I, 339.
Cronstedtisches Haus. I, 369.
Dom. I, 14. 17. 186 f. 242. 245. 359 f.
Domkirchhof. I, 340.
Eschenheimer Gasse. I, 72. 290. 311.
Eschenheimer Thor. I, 145. 244 f. 310.
Fahrgasse. I, 19. 78. 178. 282. 359; III, 71. 447; IV, 20. 152.
Fahrthor. I, 341. 349.
Federgasse. I, 351.
Fischerfeld. I, 139. 282. 340 f.
Forsthaus. II, 241. 250. 343; III, 465.
Friedberger Gasse. I, 22. 267.
Friedberger Thor. I, 92. 145. 311. 342.
Galgenfeld. I, 253. 347.
Galgen-Gasse. I, 255. 344. 347.
Galgenwall. I, 347.
Gasthof Zum goldnen Löwen III, 317. 447.
„ Zum König von England III, 317.

Frankfurt a. M.
Gasthof Zum Römischen Kaiser. I, 180; IV, 105.
„ Zur Rose. III, 189. 447.
Gerbermühle. p. XVIII.
Goetheplatz. III, 401.
Grindbrunnen. I, 122. 253.
Gr. Kornmarkt. I, 244; IV, 147.
Gutleuthof. I, 22. 253.
Hasengasse. I, 14 f. 71 f. 289 f.
Hauptwache. I, 78.
Heiligegeists-Hospital. I, 340.
Heusenstamm. I, 176. 181. 358.
Hirschgraben, großer. I, 9. 233 f. 351.
Hirschgraben, kleiner. I, 183. 360.
Judengasse (-stadt). I, 138 f. 340. 357; IV, 12 f. 144. 152.
Junghof. I, 303 f. 317.
Kapuzinerkirche. I, 199.
Karmeliterkloster. I, 92. 311.
Katharinenkirche. I, 36.
Katharinenpforte. I, 14. 178. 234. 359.
Klapperfeld. I, 245. 339.
Klingerstraße. III, 401.
Kompostell. I, 14. 173. 243 f. 355 (vgl. III, 262 u. 263); IV, 234.
Konstablerwache. I, 78.
Liebfrauenberg. I, 339. 349.
Liebfrauenkirche. I, 14.
Mainbrücke. I, 13. 19. 78. 138. 139. 178. 241. 282. 339. 359; IV, 20. 152. 237.
Mainwasen. I, 341.
Markt. I, 14. 35. 186 f. 243. 269. 359.
Mühlberg. IV, 36. 164.
Neue Kräme. I, 14. 243. 324. 359.
Niederrad. I, 160.
Nikolaithurm. I, 349.
Frankfurt a. M.
Nürnberger Hof. I, 14. 243.
Oberrad. IV, 157.
Ochsenküche. I. 191. 363.
Papagei-Gasse. II, 353; III, 433.
Peterskirche. IV, 238.
Pfarreisen. I, 14. 242 f.
Pfarrthurm. I, 78. 299; II, 343; IV, 158.
Pfingstweide. I, 22. 253 f.
Quirins-Pforte. I, 360.
Riederbruch. I, 341.
Riedhof. I, 359; II, 241.
Römer. I, 15 f. 17. 34. 175. 184 ff. 245 f. 268. 352. 357 f. 361. 368; II, 343; IV, 30. 235.
Römerberg. I, 14. 175. 185. 186 f. 243. 245. 341. 357. 359.
Römersaal. I, 16. 191 f.
Roßmarkt. I, 150. 193. 235. 248. 303. 339 f. 361.
Saalhof. I, 14. 193. 241 f. 364.
St. Gallen-Thor. I, 153. 311. 347.
Schirnen. I, 14. 243; IV, 234.
Schlimme Mauer. I, 47. 59 f. 245. 277. 290; II, 253.
Schmiedegasse. I, 340.
Stalburg'sches Haus. I, 14.
Steinweg. I, 360.
Stift St. Leonhard. III, 381.
Stiftsstraße. I, 277.
Taxis'sches Palais. I, 363.
Weinmarkt. I, 14. 241.
Weißadlergasse. I, 349; II, 238.
Weißfrauenkloster. I, 92. 234. 311; IV, 236.
Zeil. I, 14. 78. 178. 309. 321. 341. 359; II, 253; III, 189. 382. 447.
Frankfurt a. d. O. III, 251.

Frankreich. I, 44. 283; II. 97. 134. 149. 186 f. 334. 375. 382. 390. 402; III, 29; IV, 155. 168.
Freiburg im Breisgau. IV, 186.
Freystadt (Frankfurt?). IV, 143.
Friedberg i. d. Wetterau. I, 64. 280 f. 289; III, 193.
Friedrichsthal. II, 401.
Fritzlar. I, 309.
Fürti. IV, 194.
Fulda. I, 309; II, 256.
Furka. IV, 200. 203.

Gelnhausen. II, 28. 256.
Genf. IV, 203.
Genfer See. III, 295.
Gera. I, 112.
Germersheim. II, 364; III, 242.
Geroldseck, Groß- und Klein-. II, 397.
Gersau. IV, 71. 197.
Geschenen (Göschenen). IV, 198.
Gex. III, 330.
Gießen. I, 69; II, 301; III, 94 ff. 101. 344 ff. 388 f. 401. 461.
Gladbach. III, 430.
Gotha. p. XXXVII; II. 114. 256. 342.
Göttingen. I, 28; II, 27. 288. 290. 314; III, 311. 325. 365. 417. 452. 462 f. 465; IV, 176. 198.
Gotthard, der. III. 465; IV, 74–77. 104. 163. 188. 196—200. 209.
Grasse. I, 78. 82. 303; IV, 235 f.
Graubündten. IV, 108.
Greifensee bei Zürich. IV, 193.
Greifenstein. II, 397.
Griechenland. III, 334 f
Gries. II, 408.
Grönland. III, 435.
Groß-Gerau. II, 363.
Großsedlitz. II, 326.

Haag. III, 268.
Hagenau. II, 194 f. 404; III, 242.
Halberstadt. II, 171 f. 381.
Halle. II, 37. 256. 265 f. 286. 411.
Hamburg. I, 116; II, 381; III, 362. 444. 461; IV, 176.
Hanau. I, 111. 141. 298. 309. 323; II, 28. 256; IV, 158.
Hanau-Lichtenberg. II, 187 f. 398 f.; III, 256; IV, 241.
Hannover. III, 338. 424. 454. 457. 463; IV, 199.
Hardtgebirge. II, 400.
Harz. IV, 218.
Hattmatt. II, 398.
Hebron. I, 122 f.
Heidelberg. p. XXVII; I, 180 f.; II, 364; IV, 37. 108–112. 165. 180 ff. 203. 226. 228–232.
Heidesheim. III, 313.
Heilbronn. IV, 196.
Herlisheim. II, 406.
Hessen-Darmstadt. II, 187 f.; III, 416.
Hessen-Kassel. III, 329.
Heusenstamm s. unter Frankfurt.
Hildesheim. III, 325.
Hochbarr. II, 397.
Hochberg. III, 242.
Höchst. I, 30. 164. 225. 253. 349.
Höningen. III, 421.
Hohenburg. III, 279 f.
Hohnau, die. II, 188. 231.
Holland. I, 283; II, 382. 390; III, 29. 461.
Homburg v. d. H. I, 192; II, 13; III, 71. 298. 316. 354.
Homburg i. d. Pfalz. II, 402.
Horchheim. III, 419.
Hornbach, Fluß. II, 193. 402.
Hubertsburg. I, 143.
Hünfeld. II, 256.

Jägersberg (Jagdschloß). II, 192 f. 402. 412.
Jamaika. IV, 147.
Jaxt, Fluß. IV, 44. 122.
Jaxthausen. IV, 44. 122.
Idstein. III, 326.
Jena. p. XIV. XV; I, 338; II, 37. 265. 341; IV, 100. 219. 221. 227.
Jerusalem. III, 178—180. 437. 463.
Ill, Fluß (Iller). II, 132. 372. 377; IV, 185.
Ilmenau. IV, 100. 201.
Imbsheim. II, 398.
Ingelheimer Au. IV, 176.
Jonien. III, 334.
Jordan, Fluß. I, 122 f.
Isenburg. II, 236 f. 346; IV, 20. 152. 161.
Italien. I, 28; II, 97. 107. 334; III, 29. 200. 463 f.; IV, 55. 75 ff. 104. 107. 110 f. 191. 199. 219.
Ittenheim. II, 397.
Jura, der. III, 330.

Kaltboden. IV, 194.
Kanaan. I, 123 ff. 127. 329.
Karlsbad. III, 405.
Karlsruhe. p. XVIII; II, 374. 382. 409; III, 193. 310. 408. 452 f.; IV, 58 f. 61. 104 ff. 143. 153. 162. 176 f. 182 f. 185 f. 220. 231.
Kassel. III, 344. 452; IV, 176.
Kehl. III, 229. 242. 448; IV, 240.
Klausthal. II, 254.
Koblenz. II, 369; III, 103. 108. 163. 170. 350 ff. 419 ff.
Koburg. I, 26. 260 f.
Kochberg. III, 395.
Köln (Dom). II, 378 f.; III, 164 ff. 280. 422 ff.
Königsberg i. P. II, 297. 383; III, 64. 311. 368.
Königstein (in Nassau). II, 113.
Königstein (in Sachsen). II, 325.
Kolmar. II, 374; III, 48. 278. 408.
Kopenhagen. II, 381.
Korsika. II, 299; IV, 41 f. 168.
Kranichstein. I, 359.
Krautergersheim. IV, 227.
Krefeld. I, 298.
Kronenberg. II, 13. 221. 242.
Küßnacht. IV, 78.
Kurpfalz s. Pfalz.
Kutzenhausen. III, 283.

Lago Maggiore. IV, 76.
Lahn, Fluß. III, 102. 163. 220. 352 f. 418 ff.; IV, 218.
Lahneck. III, 163. 419.
Lahnstein. III, 419.
Langried. IV, 126.
Lauerzer See. IV, 71. 196.
Lausanne. III, 453. 456 f.
Lauterburg. II, 364; III, 281.
Leipzig. p. XLIII; I, 26. 28. 346; II, 27. 30 ff. 77 ff. 113. 125. 135. 139. 161. 176. 257. 265 f. 291 f.; III, 44. 51. 133. 272. 324. 326. 341.
Alte Neumarkt. II, 30. 258. 328.
Apel's Garten. II, 61. 292.
Apel's Haus. II, 85. 310.
Auerbach's Hof. II, 257. 329
Brühl. II, 50. 277.
Dölitz. II, 292. 336 f.
Glacis. II, 38. 311.
Gohlis. II, 61. 292.
Goldne Bär. II, 103. 328; IV, 239.
Grimmaische Gasse. II, 260.
Große Feuerkugel. II, 30. 258.
Kohlgärten. II, 83. 292. 309.
Konnewitz. II, 61.

Leipzig.
Kuchengärten. II, 61. 258. 292. 309; IV, 239.
Neue Neumarkt. II, 30. 103. 258. 310.
Pleißenburg. II, 89. 95. 107. 313.
Ranstädter Steinweg. II, 277.
Raschwitz. II, 61. 292. 337 f.
Reudnitz. II, 258. 292. 309. 337.
Ritterstraße. II, 316.
Rosenthal, das. II, 61. 292.
Sellerhausen. II, 337.
Thomasplan. II, 33.
Lehden. III, 251.
Lichtenau. III, 242.
Lichtenberg (Schloß). II, 188. 393.
Limburg. I, 219; III, 104.
Limmat, Fluß. IV, 64 f. 80. 186. 190. 214.
Lindau. p. XLIII; II, 133. 365.
Lindheim (Schrautenbach'sches Gut i. d. Wetterau). III, 454.
Lingen. I, 69. 286; IV, 153.
Lissabon. I, 25. 43. 256 f.; IV, 235.
Lissoy (Irland). III, 343.
Liviner Thal (?). IV, 73.
Livorno. IV, 41. 168.
Lombardei. IV, 77. 125.
London. p. XLI; II, 366. 386; III, 375. 434; IV, 147.
Lothringen. II, 188 ff. 400 f. 405; III, 234. 277.
Lowositz. I, 42.
Lübeck. II, 270.
Lünel (Frankreich). III, 381.
Lützelstein. II, 188. 399 f.
Luterberg. I, 298.
Luzern. IV, 75. 196.
Lyon. III, 461.

Madrid. I, 15.
Männelstein (Vogesen). III, 279.
Mailand IV, 75 f. 92. 240.
Main, Fluß. I, 13; IV, 13. 26. 158 ff.; s. Mainbrücke unter Frankfurt a. M.
Mainz. p. XV; I, 164. 235; II, 13. 242. 251. 363 f.; III, 55. 186. 190 ff. 353. 434. 442. 447 ff.; IV, 145 f. 176. 220.
Mamre, Hain. I, 123. 127.
Mannheim. III, 30. 51—53. 111. 252. 286 f. 343; IV, 57 f. 110. 177. 180 f. 230.
Marburg. IV, 148.
Maria Einsiedeln s. Einsiedeln.
Marienborn. II, 346 f. 355; III, 177. 435; IV, 264 (Note).
Marne, Fluß. II, 397.
Marschlins (Marschlinz). III, 199. 388. 460.
Marseille. I, 116.
Maursmünster. II, 397.
Merseburg. I, 300; II, 108.
Mesopotamien. I, 121. 128.
Metz. II, 247.
Mittelhausbergen. III, 285.
Moder, Fluß. II, 195. 400. 404; III, 242.
Molsheim. III, 48. 278.
Morges. III, 295.
Moritzburg. II, 326.
Mosel, Fluß. II, 188; III, 108.
Motiers-Travers. II, 276.
Mouans-Sartoux. I, 75. 82. 303; IV, 235 f.
Mühlberg. II, 49. 275.
Mühlen. IV, 194.
Mühlheim. III, 422.
Mühlheim bei Hanau. IV, 158.
Mülhausen i. E. III, 277.
Mümpelgard. II, 276.
München. I, 249.
Muotta-Fluß. IV, 196.

Mutterhausen. II, 402.
Mutzig. II, 402.

Nantes. II, 383; IV, 170.
Nassau a. d. Lahn. III, 104. 152. 342. 357. 416 f. 420 f. 462; IV, 98. 218.
Nassau-Saarbrücken. II, 189—192. 400—402. 411 f.; III, 256.
Naumburg a. d. S. II, 256 f. 312. 335.
Neapel. I, 28. 283; III, 386; IV, 92. 210.
Neckar, Fluß. IV, 109 ff. 230 f.
Neu-Breisach. IV, 194.
Neuburg. III, 318.
Neuenheilingen. IV, 98. 217.
Neuenkirchen (Neukirch, Neunkirchen). II, 192 f. 232. 401. 412.
Neuhof. IV, 238.
Neumark. II. 256.
Neu-Saarwerden. II, 188.
Neuwied. II, 250; III, 416. 420 f.
Niederbronn. II, 194. 232. 402—404. 408; III, 242. 252.
Niederlande. IV, 96. 101. 223; s. auch Holland.
Niedermodern. II, 195. 232. 404.
Niedermünster. III, 279.
Niederrödern. II, 407 f.
Nil, Fluß. I, 122. 124.
Nürnberg. I, 20 f. 171. 185. 350 f. 395.

Oberbronn. II, 403 f.
Oberlahnstein. III, 104.
Oberried. IV, 191.
Obersulzbach. II, 400.
Ober-Yssel. I, 27. 209.
Oestreich. I, 272; IV. 143.
Oettern bei Weimar. II, 391.
Offenbach a. Main. p. XVIII. XXIV f.; I, 299. 347; IV, 26 ff. 157 ff. 177. 210—213.
Offenburg. III, 242.
Oppenheim. II, 363.
Orrenhof in Esthland. II, 279.
Ortenau. III, 19. 242.
Ortenberg. III, 242.
Osnabrück. III, 139—141. 185.
Oßmanstedt. III, 355.
Ottilienberg. III, 48 f. 279 f.
Ottrott. III, 280.

Palästina. I, 122 ff.
Paris. II, 137. 139 f. 193. 247. 363. 371. 383. 386; III, 35. 39. 40 f. 265. 269 f. 434. 440. 464; IV, 97. 177. 217 f.
Paulowski bei Petersburg. p. XXI.
Pegau. II, 371; III, 253.
Pegnitz, Fluß. II, 292.
Pempelfort. III, 165. 170. 354. 422 ff. 462.
Petersburg. II, 279; III, 119. 132 251. 268. 313. 368. 383.
Pfalz, die. II, 400. 402. 405; III, 30 256; IV, 228 ff.
Pfalzburg. II, 186 f. 396—398.
Pfeffersbad. IV, 203.
Philippsburg. III, 19. 242.
Pirmasens. II, 398.
Pleiße, Fluß. II, 37. 62. 109. 292.
Polen. II, 299. 375; IV, 167.
Pont-à-Mousson. II, 247.
Potsdam. III, 183. 441.
Prag. II, 259. 325.
Preußen. I, 42. 271 ff.; II, 63. 398; III, 35; IV, 143.
Püttlingen. II, 400.
Pyrmont. III, 453. 461.

Radewitz. II, 275.
Rammelburg. II, 280.
Rapperschwyl. IV, 70. 124.
Regensburg. I, 28. 313. 352; II, 60; III, 200. 463.
Reichshofen. II, 195. 403 f.
Reschwog (Röschwoog). II. 407; III, 239. 282.
Reuß, Fluß. IV, 72. 125. 200.
Reutlingen. IV, 143.
Rhein, Fluß. II, 13. 132. 154. 193. 242. 397. 402; III, 19. 23. 104. 108. 110. 154. 163. 169. 221. 240. 242 f. 263. 295. 361. 419 ff.; IV, 109. 176.
Rheinfall, der. IV, 62. 186. 208.
Rheinfels. III, 110.
Rheingau-Gebirge. II, 13. 242.
Richterschwyl. IV, 67. 124. 193 f.
Ried. IV, 196.
Riga. II, 278. 368. 382 f.
Rigi. IV, 71. 78. 196 f.
Rippach. II, 256.
Rom. I, 283; II, 303. 334; III, 252. 263. 287. 465.
Roppenheim. II, 407.
Rostock. II, 270.
Roßbach. I, 298. 309.
Rothan. II, 403. 408.
Rujen in Livland. II, 279.

Saale, Fluß. II, 37.
Saalmünster. II, 256.
Saar, Fluß. II, 188. 193. 400 f. 412.
Saaralbe. II, 188. 231. 400.
Saarbrücken. II. 189. 400 f. 406. 411 f.; III, 245 f.
Saarburg. II, 397.
Saargemünd. II, 189. 400.
St. Goar. III, 110.
St. Johann. II, 411 f.
St. Johann (St. Jean des Choux). II, 187. 399.
Sachsen. I, 41. 271; II, 64. 88. 398.
Sachsenhausen. I, 13. 19. 138. 177 f. 359; II, 241; IV, 36. 157. 237.
Sandershausen. I, 298.
Saragossa. I, 349.
Schaffhausen. IV, 62. 186.
Schindeleggi. IV, 67. 124. 194.
Schirheim. II, 404.
Schirhofen. II, 404.
Schlettstadt. III, 48. 278.
Schlüchtern. II, 256.
Schönenthal f. Elberfeld.
Schottland. IV, 210.
Schwalbach. II, 13. 242; III, 408.
Schwanau, Insel. IV, 71. 196.
Schwarzwald, der. II, 158. 410; III, 279; IV, 186.
Schweden. IV, 41. 168.
Schweiz. I, 338; III, 49. 57. 101. 105. 279. 295. 348. 357. 383. 423. 457; IV, 53. 62–92. 108. 113. 186–210. 227.
Schwyz. IV, 70 f. 124. 195 f.
Schwyzer Haken. IV, 70 f. 124. 195 f.
Selz. III, 243. 282.
Sesenheim (Sessenheim). p. XIV. XXIV. XLIII f.; I, 338; II, 195 ff. 232. 295. 301. 382. 404–412; III, 5–51. 89. 234 ff. 282. 317. 395 f.
Siddim, Thal. I, 122 f.
Siebengebirge, das. III, 428.
Sihl, Fluß. IV, 65. 78. 89. 194. 202. 204.
Sihlegg. IV, 194.
Sindlingen bei Höchst. III, 382.
Soden. I, 345.
Sonneberg. IV, 149.
Spanien. p. XLI.
Speier. II, 247. 364; III, 76. 242 f. 319. 357; IV, 209.

Spiesen. II, 401.
Stade (von Löw'sches Gut in der Wetterau). III, 454.
Steinburg. II, 198.
Steinthal. II, 403; III, 253.
Straßburg. p. XLIII; I, 290; II, 130 ff. 140. 141. 173 ff. 194. 206. 279. 363 ff.; III, 1—51. 57. 145. 191. 209. 229. 234 ff. 365. 395. 408. 453 f.; IV, 16. 105. 155. 165. 177. 184 f. 204. 208 f. 226. 240 f. 244. 317. 395 f.
Alte Fischmarkt. II, 133. 164.
Bischofshof. II, 370.
Broglie-Platz (Roßmarkt). II, 370. 380; III, 266.
Finckweiler. III, 281.
Gasthof zum Geist. II, 131. 173. 364. 382; III, 5 ff. 324; IV, 239.
Gayotplatz. II, 376. 380.
Geistsgäßchen. IV, 239.
Gr. Gewerbslaube. II, 370.
Kleine Metzig. II, 370. 380.
Krämergasse. II, 131. 364 f.; IV, 239.
Lange Wörd. II, 369.
Metzgerthor. II, 369.
Münster, das. II, 131—133. 147. 150. 155—161. 185. 194. 364. 370. 378—380. 399. 404. 410; III, 50 f. 278 f. 280 f. 289. 300 f.; IV, 185.
Münsterplatz. II, 131. 210. 364. 369.
Mur-Gießen. II, 372. 377.
Neue Kirche. III, 252.
Nikolas-Viertel. II, 368; IV, 239.
Pfalz. II, 366.
Rheinbrücke. II, 152. 369.
Rheininsel. II, 137.
Straßburg.
Rheinlust, Wirthshaus. II, 152 f. 377; IV, 240.
Ruprechtsau. II, 372.
Salzmannsgasse. II, 368.
Schöpflin-Staden. III, 253.
Spaziergänge. II, 141. 372.
Spitzengasse. II, 375.
Steinthor. IV, 185. 244.
Thomaneum. II, 367.
Thomaskirche. III, 253.
Thomasplatz. II, 375.
Thomas-Staden. IV, 239.
Tuchmacherzunft. III, 266.
Viehgasse. II, 369.
Wanzenau. II, 372. 378. 406; III, 235.
Wasserzoll. II, 377 f.; IV, 185. 240.
Zabernthor. II, 370.
Zum Geist s. Gasthof.
Strehlen. II, 281.
Stuttgart. II, 276. 279; III, 257; IV, 204.
Sulzbach, Fluß. II, 401.

Taunusgebirge. II, 13.
Teplitz. p. XV.
Teufelsbrücke. IV, 73. 197.
Thal s. Ehrenbreitstein.
Thiengen. IV, 228.
Thüringen. II, 29. 264. 398; IV, 98.
Tiefurt. II, 307.
Tigris, Fluß. I, 121. 123. 329; III, 20; IV, 237.
Tirol. III, 362; IV, 108.
Todte Meer, das. I, 74. 214. 295.
Torgau. II, 315.
Trachslau. IV, 196.
Treptow a. d. R. II, 50. 122. 276; III, 57.

Trieſt. II, 335.
Troja. III, 334.
Tſchesme. IV, 41. 167.
Tübingen. II, 256. 276.
Türkei. III, 23. 240.

Ulm. IV, 204.
Upſala. III, 251.
Urſeren. IV, 73.
Urſerner Loch. IV, 73. 197.

Vacha. II, 256.
Vaels. III, 425.
Vallendar. III, 357. 419. 421.
Venedig. I, 283.
Verſailles. II, 139. 326. 374; III, 31.
Vierwaldſtätter See. IV, 71 f. 78. 124. 197.
Viznau. IV, 71. 124. 197.
Vogeſen. II, 132. 18^6—188. 210. 396 ff.; III, 278.
Volpertshauſen ſ. unter Wetzlar.

Walbeck, Stift. II, 171. 381.
Walbeck bei Jena. IV, 99. 220.
Waldſtätter See ſ. Vierwaldſt. See.
Wanzenau ſ. Straßburg.
Waſen. IV, 72. 197.
Waſenburg, die. II, 194. 404.
Waſſelheim. II, 397.
Weilburg. III, 104. 353.
Weimar. p. XII. XIV; II, 257. 301. 307; III, 184. 250. 255. 297. 318. 329. 355. 390. 394. 415. 441. 449. 454; IV, 58. 98. 104. 142. 192. 201. 211. 216 f. 219 ff.
Weinheim. IV, 227 f.
Weißenfels. II, 256.
Weſel. I, 287.
Weſtindien. I, 105.
Weſtrich, das (Weſtreich). II, 188. 231. 400.
Wetterau. II, 259; III, 454.
Wetzlar. I, 28; II, 295. 332. 404; III, 74 ff. 101. 264. 286. 296. 313 f. 317. 319 f. 359. 364. 366. 377. 423. 463; IV, 60. 242.
Aßbach. III, 340; IV, 242.
Garbenheim. III, 339 ff.
Gaſthof zum Kronprinzen. III, 324. 342.
Gewandgaſſe. III, 340.
Karlsmont. III, 340; IV, 242.
Schmidgaſſe. III, 340.
Volpertshauſen. III, 340; IV, 242.
Wildbacher Thor. III, 340; IV, 242.
Wien. I, 28; II, 367. 369; III, 209. 251. 268. 463; IV, 143.
Wiesbaden. I, 302; II, 13; III, 412.
Wörlitz. II, 107. 307. 334.
Wörth. II, 404.
Wolfenbüttel. II, 110. 340; III, 325. 341.
Wollerau. IV, 194.
Worms. I, 20 f.; II, 245 f. 250 f. 355. 364. 371; III, 76.
Württemberg. II, 276 f. 398; III, 329.
Wüſte, die ſyriſche. III, 62.

Zabern im Elſaß. II, 185—187. 396 f. 407; III, 281.
Zaberner Steige. II, 186 f.
Zeitbahn. II, 275.
Zeitz. II, 362.
Zorn, Fluß. II, 397.
Zürich. III, 265. 328. 348. 432. 458. 465; IV, 62—67. 78 ff. 178. 186 f. 227.
Zürcher See. III, 62. 65. 67. 78. 186 f. 193 f. 199.
Zug. IV, 78.
Zuger See. IV, 78.
Zweibrücken. II, 193. 402; IV, 158.

IV.
Personenregister.

Abälard (1079—1142). I, 174.
Abbt, Thomas (1738—1766). II, 55. 283; III, 67. 310; IV, 133. 219.
Abeken, Bernhard Rudolph (Philologe u. Schulmann, geb. Osnabrück 1. Dez. 1780, † das. 24. Febr. 1866). p.XXXI; III, 292. 326. 442; IV, 212f. 222.
Abel, Karl Friedrich (Gambist, geb. 1725 zu Köthen, 1759 in London, † 22. Juni 1787). II, 97. 324.
Abelin, Johann Philipp (Pseudonym: Joh. Ludw. Gottfried, aus Straßburg gebürtig, † um 1635). I, 29. 139. 259. 262. 327. 339; II, 99. 305; IV, 54. 179.
Abraham. I, 122ff. 127f. 328—333.
Abraham a Santa Clara (Ulrich Megerle, 1642—1709). IV, 84. 208.
Abt, Karl Friedrich (1743—1783, und Frau Felicitas, geb. 1746 zu Biberach, starb um 1782, Schauspielerpaar). III, 267.
Ackermann, Konrad Ernst (1710—1771). I, 305. 313. 343; II, 316.
Addison, Joseph (1672—1719). II, 288; III, 348.
Adelung, Johann Christoph (1732—1806). II, 264; IV, 87. 207.
Adlersberg, Hieronymus Peter von (Stücklieutenant zu Frankfurt a. M. 1757). I, 274.
Adolph Friedrich, König von Schweden (geb. 1710, reg. 1751—1772). II, 382.
Aeschylos. II, 318.
Aesop (der griechische Fabeldichter). I, 117. 324; II, 48. 274; III, 446.
Agricola, Johann (eigentlich Schnitter, Theologe, 1492—1566). III, 234. 445.
Agricola, Joseph (Prof. d. Philosophie in Heidelberg). IV, 229.
Agrippa s. Nettesheim.
Aiguillon, Duc d' (1710—1782, französischer Minister). II, 375.
Albrecht, Johann Georg (geb. 25. Sept. 1694, Rektor des Gymnasiums zu Frankfurt a. M. 1748, † 3. Mai 1770 [beerdigt 5. Mai, alt 70 Jahre 7 Monate 8 Tage]). I, 116—120. 279. 324f. 327; II, 117. 339.
Alembert, Jean le Rond d' (1717—1783). III, 264f.
Alexander der Große. II, 239.
Alfieri, Vittorio Graf (1749—1803). p. XXXVI.

Allesina, Johann Maria (Kaufmann in Frankfurt a. M.). III, 130.
Allesina, Franziska Clara, geb. Brentano (seine Gattin). III, 130. 382.
Allesina-Schweitzer, Franz Maria v., (Handelsmann u. kurf. bair. Geheimer Rath, 1722–16. Dez. 1812). III, 130. 223. 382.
Allesina-Schweitzer, Paulina Maria Angela Franziska v., geb. Allesina (seine Gattin, 3. Dez. 1725–26. Mai 1791).
Allesina-Schweitzer, Karl (Schöff, Sohn der Vorstehenden). II, 237. 250; III, 382.
Allesina-Schweitzer, Wilhelmine (Tochter der Erstgenannten). III, 382.
Alsdorf . . . . . III, 418.
Althann, Graf von (oder Althaim, geb. 5. April 1710, kaiserlicher Erbschenk). I, 189f. 362.
Alxinger, Johann Baptist von (1755–1797). IV, 171.
Amalia Anna (Prinzessin von Preußen, 1723–1787). III, 268.
Amalia Friederike, Erbprinzessin von Baden s. Karoline Louise.
Amos (der Prophet). II, 58.
Amyot, Jaques (Amiot, 1513–1593). III, 33.
Anakreon. II, 366; III, 337.
Andersen (der dänische Dichter). III, 438.
André, Johann (geb. 28. März 1741 in Offenbach, † das. 18. Juni 1799). III, 466; IV, 26f. 32f. 35. 147. 158. 160–163. 212. 216.
André, Frau. III, 466; IV, 160. 163.
André, Johann Anton (Sohn der Vorigen, geb. 6. Okt. 1775 in Offenbach, † das. als Komponist und Verleger 5. April 1842). IV, 163. 212.
Andreä (Buchhändler zu Frankfurt a. M.). II, 249. 256.
Anna Amalia, Herzogin von Sachsen-Weimar, geb. Prinzessin von Braunschweig (24. Okt. 1739–10. April 1807). III, 184. 293. 354. 404. 417. 427. 441; IV, 100. 133. 178. 216. 219. 221.
Anson, Lord George (englischer Admiral, 1697–1762). I, 30. 264; II, 253 (s. Rousseaus „Nouv. Héloïse").
Apel, Heinr. Friedr. Innocenz (in Leipzig). II, 85.
Appell, J. W. III, 405; IV, 212 (nicht Appelt).
Aprill . . . . . (kaiserlicher Notar zu Regensburg). I, 170. 222.
Arcangeli (der Mörder Winckelmann's). II, 107. 235.
Archenholz, Johann Wilhelm (1743–1812). III, 444.
Argenville, Anton Joseph d' (1680–1765). II, 92f. 319.
Ariost. I, 294; III, 408; IV, 215.
Aristides. II, 239.
Aristophanes. II, 91; IV, 171.
Aristoteles. I, 109. 315; II, 9. 240. 277. 304. 322. 387; III, 88. 274. 275. 337. 397

Arnaud, Franz Thomas Marie Baculard d' (1718—1805). III, 325.
Arnim, Anna Elisabeth (Bettina) von, geb. Brentano (geb. 4. April 1785 zu Frankfurt a. M., † 20. Jan. 1859 zu Berlin). p. XX I, 231. 256. 259. 268. 335; IV, 145 f.
Arnold, Gottfried (Kirchenhistoriker, Pastor zu Perleberg, 1666—1714 II, 126. 357. 388.
Arnold, Karl Philipp (Kanzleireuter und Forstadjunkt, seit November 1775 Stadtforstmeister zu Heidelberg). IV, 229.
Arnold, ... (Müller in der Neumark). III, 330.
Assing, Ludmilla. 354 ff. 454.
Aubinot, Nicolas Medard (1741—1801). IV, 160.
Auerbach, Berthold. II, 405; III, 438.
Aufresne, Jean Rival (französischer Schauspieler, geb. 1729 in Genf, 1806 in Rußland). III, 41. 267 ff.
August Emil Leopold, Herzog von Gotha (geb. 23. Nov. 1772, regier seit 20. April 1804, † 17. Mai 1822). p. XXXVII.
August II., König von Sachsen. II, 48 f. 87. 274 f. 310.
August III., König von Sachsen. II, 87. 275. 312. 315.
Augustinus, Aurelius (der Kirchenvater, 354—430). p. XXXV; III, 426
Aulber (Wehland's Schwiegervater, Kammerrath zu Buchsweiler). III, 283.
Aulber (Geheimer Rath und Direktor der Rechnungskammer ebenda). III, 283
Ayrenhoff, Cornel Hermann von (1733—1819). II, 284.

Babel, Anton Franz (Schattenspielmann). I, 355.
Bach, Sebastian. II, 324.
Back (Frankfurter Maler). III, 447.
Baden, Markgraf u. Markgräfin von, s. Karl Fr. und Karoline L.
Baggesen, Jens Immanuel (dänischer Dichter, 1764—1826). IV, 223.
Bahrdt, Karl Friedrich (theologischer Neuerer, 1741—1792). II, 286 III, 139. 150. 313. 388 f. 407. 460 f.
Bahrdt (Prof. d. Theologie zu Leipzig). II, 259.
Bamberger, Frau (Hebamme zu Garbenheim). III, 341.
Barbieri, Giovanni Francesco (gen. Guercino da Cento, Maler 1599—1666). IV, 205.
Barizon, Claude (Négociant de Lyon und Theaterdirektor). I, 305. 353.
Bartenstein, Josef Freiherr von (Reichshofrath). I, 352.
Bartsch, K. (Professor zu Heidelberg). III, 311; IV, 206. 226.
Basedow, Johann Bernhard (pädagogischer Neuerer, 1723—1790 p. XXI. XXXI; II, 277. 311. 336; III, 158—163. 167. 171. 233. 294. 358 389. 413—422. 429. 432. 460 f.; IV, 150. 235.
Basilius Valentinus (Alchymist des 15ten Jahrhunderts). II, 119. 349.

Bassenheim, Johann Maria Rudolph, Reichsgraf Walpot von (Präsident des Reichskammergerichts). III, 342.
Batteux, Karl (1713—1780). II, 261. 307.
Batthiany, Graf. III, 416.
Bauch (Kaufmann aus Sonneberg). IV, 16. 149.
Baumgarten, Alex. Gottlieb (Philosoph, 1714—1762). II, 322; IV, 207.
Baumgarten, Siegm. Jakob (Prof. der Theol. zu Halle, 1706—1757). I, 327; II, 280. 286.
Baur, Ferdin. Christian (der Tübinger Theologe, 1792—1860). III, 330. 334.
Bause, Joh. Friedr. (Kupferstecher an Oeser's Akademie, zuletzt, seit 1813, in Weimar, 1738—1814). IV, 66.
Bayle, Pierre (1647—1706). II, 25. 253; III, 264. 432; IV, 6. 134 f.
Bayrhofer, Johannes (Frankfurter Buchdrucker). I, 334.
Beatrice Portinari (Dante's Geliebte). p. XLIV f.
Beaulieu-Marconnay, Karl Freiherr von (Hofmarschall a. D. und Wirklicher Geheimer Rath zu Dresden). III, 401. 441; IV, 154. 214. 220.
Beaumarchais, Pierre Augustin Caron de (1733—1799). II, 86. 311; III, 202. 260. 363.
Beccadelli, Antonio Panormita (Dichter, 1393—1471). IV, 141.
Beccaria, Cesare B. Bonesana (1738—1794). I, 278; III, 361.
Becher . . . . . III, 411.
Bechstein, Ludwig (Dichter, 1801—1860). IV, 184.
Bechtolsheim, Frau von (in Eisenach). III, 354.
Beck (Tanzlehrer in Straßburg). III, 285.
Becker, Karl Ferdinand (der deutsche Grammatiker, 1775—1849). IV, 158.
Becker, Karl Friedrich (Geschichtschreiber f. die Jugend, 1777—1806). I, 328.
Beethoven. II, 301.
Begrow (Zollkontroleur zu Riga). II, 384.
Behrisch, Ernst Wolfgang (geb. Frühjahr 1738 in Dresden, † als Hofrath zu Dessau 21. Okt. 1809). II, 78—82. 89. 110 f. 113. 125. 256. 307 f. 310. 323. 338; III, 27. 82. 368; IV, 239.
Behrisch, Heinrich Wolfgang (Bruder des Vorigen, Schriftsteller zu Dessau, 1743—1825). II, 310.
Bel (Professor der Poesie zu Leipzig). II, 259.
Belli (kurpfälzischer Hofgerichtsrath). I, 351.
Belli-Gontard, Frau (Schriftstellerin zu Frankfurt a. M.). I, 253; II, 253; III, 363; IV, 160. 186. 243.
Belloy, Pierre Laurent Buriette de (dramatischer Dichter, 1727 bis 1775). III, 39. 264.
Benda, Georg (Opernkomponist u. Kapellmeister, 1721—1799). III, 269; IV, 221.
Benedikt XIV. (Lambertini), Papst. I, 283.

Benfey, Theodor (der Orientalist, geb. 1809). III, 333 f.
Bengel, Johann Albrecht (Dr. theol., württembergischer Konsistorialrath und Prälat, 1687—1752). II, 59. 286 f.
Benjamin (Sohn Jakob's). I, 130.
Benner, Johann Hermann (Professor der Theologie zu Marburg und Gießen, † 1782). I, 69. 286.
Benoist . . . . . III, 285.
Bentzler . . . . . III, 420.
Berckheimer, von (Kanzler der Universität Straßburg). III, 285.*)
Berendis, Hieronymus Dietrich (1720—1783). IV, 100. 221.
Bereswinde (sagenhafte Mutter der heil. Ottilie). III, 279.
Berg, Günther Heinrich von (1765—1843). III, 319—322.
Bergmann, Gustav von (geb. 28. März 1749 in Neuermühle bei Riga, 1767 auf der Univers. zu Leipzig, seit 1771 Pfarrer in Livland, 1807 Mitglied des Konsistoriums). II, 279.
Berlichingen, Ernst Ludwig Freiherr von (ward 19. Januar 1768 kurpfälzischer Kämmerer). IV, 44. 96. 169.
Berlichingen, Götz von (geb. 1480 in Jaxthausen, † 23. Juli 1562 in Schloß Hornberg). III, 74. 81. 89. 116 ff. 120 f. 289.
Bernard, Nikolas (Kaufmann in Offenbach). IV, 26. 34. 157 f. 165.
Bernard (in Straßburg). IV, 93 f. 155. 215.
Bernays, Michael (Professor an der Univ. zu München). I, 221; II, 224; III, 272 f. 276. 295. 337. 359 f. 369. 384. 392. 406; IV, 142. 182.
Bernières, Jean de. II, 350.
Bernstorff, Johann Hartwig Ernst Graf (dänischer Minister, 1712—1772). II, 171. 381; III, 413.
Bertuch, Friedrich Johann Justin (1747—1822). III, 313. 441; IV, 99. 220.
Besser, Johann von (Dichter, 1654—1729). I, 293 f.; II, 275.
Besser .... II, 266.
Bethmann, Simon Moritz (Handelsmann in Frankfurt, † 1782). II, 356.
Bettina s. Arnim.
Beyme, Karl Friedr. v. (preußischer Minister, 1765—1838). IV, 191.
Bianchi, Jakob (Lehrer der Experimental-Physik). I, 322.
Biedermann, Karl (Schriftsteller in Leipzig). IV, 241.
Biedermann, W. Freiherr von (Geh. Finanzrath zu Dresden). II, 267. 309. 311. 314. 324. 340. 409; III, 368. 384 f. 424. 434; IV, 160. 238. 303.

*) Unter dem „B. Hause" in Straßburg ist vielleicht das Berckheimer'sche gemeint; s. A. Baier, „Das Heidenröslein", Heidelberg 1877, S. 34.

Biester, Johann Erich (Oberbibliothekar zu Berlin, 1749—1816). III, 325; IV, 161 f.
Bismarck, Fürst. I, 293.
Blessig, Johann Lorenz (Prof. der Philos. u. Theologie zu Straßburg, 1747—1816). III, 432. 461.
Blondel, Jaques François (Pariser Architekt, 1705—1774). II, 149 f. 376.
Blümner, H. G. N. (Verfasser der Leipziger Theatergeschichte 1818). II, 317 ff.
Blum, K. III, 276. 394.
Bode, Johann Joachim Christoph (1730—1793). III, 287. 311 f.; IV, 220.
Bodemann, Eduard (Bibliothekar zu Hannover). II, 276. 283; III, 357. 458; IV, 190.
Bodemann, Friedrich Wilhelm (Pastor zu Schnackenburg a. d. Elbe). III, 426; IV, 235.
Bodmer (der schweizer Dichter). p. XXXVIII; I, 131. 205 f. 333; II, 47 f. 56. 264. 273. 285. 292; III, 269. 407; IV, 64 ff. 189 f. 201.
Böckmann, Johann Lorenz (Hofrath und Prof.) III, 318. 453; IV, 11. 144.
Bödeker, Johannes (der deutsche Grammatiker des 17ten Jahrh.). III, 272.
Böhl von Faber, Joh. Nikolaus (1770—1836). p. XLI.
Böhme, Jakob (der Görlitzer Theosoph). II, 359. 362; IV, 131.
Böhme, Joh. Gottlob (Hofrath u. Professor zu Leipzig, geb. 20. März 1717, † 30. Juli 1780). II, 31 f. 38. 69 f. 259. 341.
Böhmer, Joh. Friedrich (Geschichtschreiber, 1795—1863). p. XLVII.
Böhmer, Karoline, geb. Michaelis (in zweiter Ehe Gattin A. W. Schlegel's, in dritter Schelling's). III, 365.
Boerhave, Hermann (1668—1738). II, 121. 350 f.; III, 198. 459; IV, 7. 139.
Börne, Ludwig (1786—1837). I, 230. 340.
Böttiger, Karl August (1760—1835). III, 249. 275. 803. 308. 347. 402; IV, 161.
Bogatzky, Karl Heinrich von (Pietist aus Francke's Schule, zuletzt in Halle, 1690—1754). I, 312; IV, 236.
Boie, Heinrich Christian (1744—1806). II, 340; III, 93. 340. 396. 311. 315. 326. 332. 347. 359. 361. 368 f. 385. 387. 432. 440. 451. 461 ff.; IV, 179 f. 182. 228.
Boie, Rudolph (des Vorigen jüngerer Bruder). III, 311 f. 386. 392. 453. 468; IV, 208.

Boie, Erneſtine (Schweſter der Vorigen, geb. 1756, Voß' Gattin ſeit 15. Juli 1777, † 1834). III, 452.
Boileau, Nikolas B. Despréaux (1636–1711). I, 315; II, 252.
Boiſſerée, Gebrüder (Johann Sulpiz Melchior, 1783–1854, und Melchior Hermann Joſeph Georg, 1786–1851). p. XVII; II, 160. 378 ff.; III, 284. 301. 427; IV, 140. 154. 231. 241.
Bon (Theaterdirektor). I, 304.
Bondeli, Julie von (1731–1778). II, 336; III, 105. 357. 458; IV, 190.
Bonnet, Charles de (1720–1793). III, 407.
Bordes..... III, 268.
Borié, Egyd. Valentin Freiherr von (böhmiſcher Botſchafter). I, 354. (vergl. Ranke's Hardenberg, I, S. 33).
Born, von (Leipziger Konſul). II, 339; III, 326. 352. 383.
Boßhard (ſchweizer Bauer). IV, 190. 192.
Boucher, François (Pariſer Hofmaler, 1703–1770). IV, 97. 218.
Bouverie..... III, 334.
Bower, Archibald (Schotte, Jeſuit, 1726 evangeliſcher Konvertit). I, 135. 336 f.; IV, 237.
Boxberger, Robert (Dr. phil. u. Schriftſteller). II, 299; III, 373; IV, 242.
Bohſen, M. (Rektor und Paſtor zu Halberſtadt 1715). I, 263.
Branconi, Frau v. (aus Venedig, Geliebte des Herzogs Karl W. F. v. Braunſchweig). II, 340.
Brand (unverehelichte). I, 341.
Brandt, Ferdin. Wilhelm (Advokat zu Wetzlar ſeit 10. Mai 1748, Prokurator ſeit 7. Juli 1749, katholiſch). III, 89. 342.
Brandt, Anna und Dorothea (Töchter des Vorigen?). III, 101. 342. 352.
Brant, Sebaſtian (1458–1521). I, 365; III, 240. 257.
Braunſchweig, Erbprinz von, ſ. Karl W. F.
Brave, Joachim Wilhelm von (Dichter, geb. 4. Februar 1738, † 7 April 1758). II, 290.
Breitenbach, Daniel Friedrich (Gaſthalter zu Frankfurt). I, 355.
Breitenbauch, Georg Auguſt von (titulirter weimariſcher Kammerrath zu Wilsdruff bei Dresden, 1731–1817). II, 284.
Breitenſtein, Freiherr von. III, 340.
Breitinger, Johann Jakob (1701–15. Dez. 1776 [nicht 1774 nach der „Allg. D. Biogr."]). II, 47 f. 273 ff. 322. 362; III, 407; IV, 189.
Breitkopf, Bernhard Chriſtoph (1695–1777). II, 52. 103. 277. 328; III, 68.
Breitkopf, Johann Gottlob Immanuel (der Sohn, 1719–1794). II, 103 f. 110. 328. 338.

Breitkopf, Bernhard Theodor (geb. 20. März 1749, † hochbetagt als russischer Staatsrath in Petersburg). II, 103f. 328.
Breitkopf, Christoph Gottlob (geb. 22. September 1750, † 7. April 1800 zu Leipzig). II, 104. 328f.
Breitkopf, Konstanze (Frau Dr. Oehme). II, 298. 329.
Breitkopf, Wilhelmine .... II, 329.
Brennecke, W. ..... III, 304.
Brentano, Clemens (1778–1842). III, 258.
Brentano, Georg Michael Anton (Sohn der Folgenden, geb. 12. März 1775). IV, 157.
Brentano, Peter Anton (aus Mailand gebürtig, Frankfurter Bürger und Handelsmann, kurtrierscher Wirklicher Geheimer Rath und Resident, † 1797). III, 130. 355. 379f. 464.
Brentano, Maximiliane Euphrosyne, geb. von la Roche (Gattin des Vorigen, geb. 31. Mai 1756, † 19. Novbr. 1793). II, 248; III, 104–108. 130f. 299. 315. 353. 355. 358. 378. 383. 386. 421. 464; IV, 145f. 157. 177. 210.
Brentano, von (kurpfälzischer Regierungsrath). I, 351.
Bretschneider, Heinrich Gottfried von (1739–1810). III, 326; IV, 242.
Briegleb (Gymnasial-Direktor zu Koburg). I. 260.
Brieux. .... III, 254.
Brinckmann, Philipp Hieron. (Landschaftsmaler zu Mannheim, 1709–1761). I, 24. 82. 209. 303; II, 327.
Brion, Johann Jakob (Pastor zu Sessenheim, geb. Straßburg 10. April 1717, † 14. Okt. 1787). II, 199ff. 407; III, 9 ff. 19f
Brion, Frau Magdalena Salomea, geb. Schöll (geb. in Baden-Durlach, 12. März 1724, † 3. April 1786). II, 199ff. 406. 408; III 9ff. 22ff. 246f.
Brion, Christian (geb. 18. März 1763 in Sessenheim, Pfarrer, † im Januar 1817 zu Straßburg). II, 203. 408.
Brion, Friederika Elisabetha (geb. Niederrödern im Elsaß etwa 1752, konfirm. 1766, † 3. April 1813 zu Meissenheim bei Lahr). p. X. XIV. XXX. XLII–XLV; II, 193. 195. 199. 201–215. 391. 395. 408; III 5. 8ff. 19f. 22ff. 49ff. 70. 72. 102. 235. 238f. 244–247. 281f 314f 317. 368. 396f. 468; IV, 109. 155. 230.
Brion, Jakobea Sophia (geb. Niederrödern etwa 1756, † 27. Dezember 1838). II, 199. 408. 410; III, 238. 245ff.
Brion, Katharine Magdalene, s. Gockel.
Brion, Maria Salomea, s. Marx.
Brockes (Brokes), Barthold Heinrich (1680–1747). II, 169.

Broglio, Viktor Franz, Herzog von (Marschall, 1718—1804). I, 90 ff. 169. 298. 301. 304. 309—311.
Brucker, Jakob (1696—1770, Rektor und Prediger zu Kaufbeuren und seit 1744 zu Augsburg). II, 9. 238. 285.
Brückner, Johann Gottfried (Schauspieler). II, 334.
Brühl, Heinrich Graf von (der Minister, 1700—1762). II, 87 f. 320.
Brunck, Richard Fr. Philipp (Professor zu Straßburg, 1729—1803). III, 285.
Brunck, Frau Elisabeth, geb. von Türckheim. IV, 227.
Brutus, Marcus Junius (85—42 v. Chr.). II, 178. 389; III, 375 f.
Buccatello, Ludovico. IV, 141.
Buchner, Dr. Karl (Buchhändler und Schriftsteller, † 1874). II, 330 f. 337; III, 312; IV, 144.
Buchwitz, Friedrich Karl von (Obristforstmeister zu Heidelberg, Ladenburg und Lindenfels seit 1763, † in Heidelberg 21. Februar 1798) IV, 229 f.
Buchwitz, Wilhelmine von, geb. Gräfin von Wieser (Gattin des Vorigen, † 21. Dez. 1775). IV, 229.
Buckingham, George Villiers Duke of (Minister Karl's II., 1628—1688). III, 374.
Budde (Buddeus), Johann Franz (Prof. der Philos. zu Jena, 1697—1729). II, 238. 285.
Büchmann, Georg (Professor zu Berlin). II, 311. 394; III, 234; IV, 207.
Büchner, Georg (1813—1837). III, 394.
Bülow, Karl Eduard von (Novellendichter, 1803—1853). II, 411.
Bülow-Plüskow, Friedrich von. II, 345.
Bürde, Samuel Gottlieb (Dichter, 1753—1831). IV, 191.
Bürger (der Dichter). p. XXXVIII; III, 83. 120. 312 f. 325 f. 331. 370 f. 403. 427. 432. 450 f.; IV, 28. 53. 144. 157. 161 f. 175 f. 188. 217. 225.
Buff (Amtmann zu Wetzlar). II, 265; III, 90. 100 ff. 339 f. 368.
Buff, Frau (Gattin des Vorigen). III, 90. 339.
Buff, Charlotte, s. Kestner.
Buffon, Georg Ludwig Leclerc Graf von (1707—1788). II, 41; III, 262. 271.
Buhle, Joh. Gottl. Gerhard (1763—1821). IV, 118. 134.
Bunsen, Christian Karl Josias Freiherr von (1791—1860). II, 303.
Burggrave, Joh. Philipp (Dr. med., 1700—1775). I, 200. 367 f.; II, 348.

Burgsdorf, Friedrich Adolph von († als kurf. Kanzler 1799). II, 329.
Buri, E. K. L. Isenburg von (lyr. u. dramat. Dichter, Offizier, 1747–1806). II, 236f. 250f.; III, 421; IV, 160. 238.
Burkhardt, C. A. H. (Archivrath zu Weimar). III, 402.
Busch (Chirurg zu Straßburg). II, 392f. 404.
Busch (Musiklehrer daselbst). III, 286.
Butler, Samuel (Dichter, 1612–1680). II, 252.
Byron, Lord (der englische Dichter, 1788–1824). I, 323.

Caesar, Julius. I, 233; III, 256. 375.
Cagliostro, Alexander Graf (Joseph Balsamo, 1743–1795). IV, 223.
Calas, Jean (protestantischer Kaufmann in Toulouse, 1698–1762). III, 83. 330.
Campanella, Thomas (1568–1639). IV, 223.
Campe, Joachim Heinrich (der Pädagog und Sprachforscher, 1746–1818). p. XLI; II, 264; III, 286. 414.
Canitz, Friedrich Rudolph Freiherr von (Dichter, 1654–1699). I, 73. 293f.; II, 273. 293.
Carbanus, Hieronymus (aus Pavia, 1501–1576). IV, 223.
Carlyle, Thomas (geb. 1795). p. XXXIX. XLI; I, 222f. 353; II, 275f.
Caro, E. (französischer Schriftsteller). II, 351; IV, 137. 139.
Carraccio, Agostino (1558–1605).
Carraccio, Annibale (1560–1609). } (Maler) IV, 205.
Carraccio, Lodovico (1555–1619).
Carus, Karl Gustav (Arzt, 1789–1869). IV, 238.
Casa, Giovanni della (Schriftsteller, 1503–1556). IV, 141.
Casanova, Johann (Maler, Direktor der Akademie zu Dresden, 1728–1795). II, 314.
Cassius, Cajus C. Longinus († 42 v. Chr.). III, 375f.
Catanell, Demoiselle. III, 382.
Cato, Marcus Porcius C. Uticensis († 46 v. Chr.). III, 375.
Catullus. III, 257.
Cavallini, Jakob Maria (Handelsmann in Heidelberg 1800, in Rom 1805). IV, 228.
Caylus, Anne Claude Philippe de Tubières, Graf von (Kunstschriftsteller, 1692–1765). II, 93. 319.
Cellarius (Keller), Christoph (Professor zu Halle, 1638–1707). I, 247f. 262.
Chamisso, Adalbert von (1781–1838). III, 236. 437.

Charbonnier, Baillival (Assessor zu Morsen [Morges], Merck's Schwiegervater). III, 295.
Chateaubriand, François Auguste, Vicomte de (1769—1848). p. XI.
Chaucer, Geoffrey (1328—1400). II, 277.
Chaussée, Pierre Claude Nicolle de la (1692—1754). I, 85. 305 f.; III, 260.
Cherubini, Maria Luigi Carlo Zenobio Salvatore (1760—1842). II, 69. 301.
Chesterfield, Philipp Dormer Stanhope, Graf (1694—1773). III, 374; IV, 138.
Chézy, Helmina von (1783—1856). IV, 211.
Chodowiecki, Daniel Nikolaus (1726—1801). III, 134. 385. 413; IV, 190. 205.
Choiseul-Amboise, Etienne François Duc de (Marschall und Minister, 1719—1785). II, 375; III, 263.
Christ, Johann Friedrich (Prof. der Geschichte und Poesie zu Leipzig, 1701—1756). II, 93. 320 f. 362.
Christian VI. von Dänemark (geb. 1699, reg. 1730—1746). III, 38.
Christian VII. von Dänemark (geb. 1749, succ. 1766). II, 413.
Christian VI. von Pfalz-Zweibrücken (1722—1775, reg. seit 1740). II, 193. 402.
Christus s. Register II.
Cicero, Marcus Tullius. I, 309; II, 41. 178. 239. 259. 267. 389; III, 88. 337.
Clarke, Samuel (aus Norwich, Rektor und Hofkaplan zu London, Herausgeber des Homer 1729 flgde zugleich mit seinem gleichnamigen Sohne, † 1729). III, 99. 350.
Classen, Dr. (Gymnasial-Direktor zu Frankfurt a. M.). III, 465.
Claude Lorrain (Gelée, 1600—1682). II, 327.
Claudius, Matthias (der „Wandsbecker Bote", 1740—1815). p. XXXV; III, 297. 301. 304 ff. 313.
Clauer (Rechtskandidat). I, 132 f. 333; II, 34.
Claus (Claudi), Johann Andreas (Pfarrer, geb. 2. Novbr. 1731, seit 1757 in Frankfurt a. M., † 25. März 1815). I, 272; II, 345 f.
Clermont, Louis Bourbon Condé de (Geistlicher und General, 1709—1770). I, 298.
Clodius, Christian August (Prof. der Philos. zu Leipzig, 1738—1784). II, 81—84. 252. 308 ff. 316. 318. 333. 337; IV, 239.
Closen, C. W. von (aus Eßlingen, studirte in Göttingen noch 1775, † 1776). IV, 208.
Closen, Freiherr von (französ. General, Kommandeur des Regiments Zweibrücken; † 13. April 1759). I, 311.

Coler, Johann (reformirter Prediger im Haag). IV, 133. 135. 137.
Collé, Charles (Lustspieldichter, 1709—1783). II, 406.
Collin, Matthäus von (1779—1824). p. XL.
Colman, George (1733—1794). III, 364.
Comenius, Amos s. Komenský.
Condillac, Etienne Bonnot de Mably (Philosoph, 1715—1780). II, 387.
Coq, Pierre de (Taschenspieler). I, 355.
Corneille, Pierre (1606—1684). I, 101f. 315f.; II, 293. 300; III, 36. 260. 268. 330.
Cornelius Nepos. I, 29.
Corri (italiänischer Komponist). I, 236.
Cotta, Joh. Friedr. Freiherr von Cottendorf (Buchhändler zu Stuttgart, 1764—1832). p. XIV; III, 313; IV, 227.
Coudray, Klemens Wenzeslaus (Oberbaudirektor zu Weimar, 1775—1845). IV, 233.
Cowley, Abraham (1618—1667). III, 272. 373.
Crabb, Robinson s. Robinson.
Cramer, Joh. Andreas (geistlicher Dichter, 1723—1788). II, 271. 284. 288.
Cramer, Karl Friedrich (1752—1807). III, 453.
Cravinus (Student in Leipzig). II, 340.
Crébillon, Claude Prosper Jolyot de (le jeune, 1707—1777). II, 283. 390.
Creizenach, Dr. (Professor zu Frankfurt a. M.). III, 406; IV, 238.
Creuz, Friedrich Kasimir Karl Freiherr von (Dichter und politischer Schriftsteller, 1724—1770). I, 73. 214; II, 285. 347; III, 349.
Cröger..... III, 435.
Cronegk, Joh. Friedrich von (Dichter, 1731—1758). II, 84. 288. 290. 303f.
Crusius, Christian August (Prof. ord. theol. und Dr. theol. zu Leipzig, 1715—1775). II, 259. 287. 339.
Cumberland, Richard (1732—1811). IV, 14. 147.
Curtius, Michael Konrad (Philolog und Historiker, 1724—1802). II, 322.
Cyprian, Ernst Salomon (Theologe, Vertreter der Lutherischen Orthodoxie, 1673—1745). II, 357.

Dach, Simon (Dichter, 1605—1659). II, 273; IV, 175.
Dänemark s. Christian VI. u. VII. v. D.
Däniker (Pfarrer zu Oberrieb bei Zürich, † 1784). IV, 191.
Dahlmann, Friedrich Christian (1785—1860). p. XVII.

Dalberg, Karl Theodor Anton Maria Freiherr von (Koadjutor zu Erfurt, später Fürst Primas und Großherzog von Frankfurt, 1744—1817). IV, 133. 220.

Damm, Christian Tobias (theologischer Neuerer und Philologe, 1699—1778). III, 334.

Dante. III, 254. 275; IV, 99. 219.

Danzel, Theodor Wilhelm (philosophischer Schriftsteller, 1818—1850). IV, 139. 223.

Dapper, Olfert (Olivier) (Arzt zu Amsterdam, † 1690). III, 86. 333 f.

Daries, Joh. George (Professor der Philosophie und der Rechte zu Frankfurt a. O. und Jena, 1714—1791). II, 8. 211. 239. 252. 285.

Datt, Joh. Philipp (Konsistorialrath zu Stuttgart, 1654—1722). III, 74. 318.

Daun, Leopold Joh. Maria Graf (Feldmarschall, 1705—1766). I, 43; II, 271.

David, König der Juden. I, 37; III, 302 f.

Dawkins (Reisender). III, 334.

Deborah. I, 330.

Deshayes, François Guill. Fougues (1733—1825). IV, 160.

Deinet, Joh. Konrad (fürstl. waldeck'scher Hofrath und Verlagsbuchhändler in Frankfurt). III, 347 f. 370. 385. 406. 415 f.

Delf s. Delph.

Delph, Georg Wilhelm (Handelsmann aus dem Jülich-Berg'schen, † in Heidelberg 1761). IV, 165.

Delph, Helena Dorothea (des Vorigen Schwester, Handelsjungfer, geb. etwa 1728, † in Heidelberg 20. Oktober 1808). p. XVII; IV, 37 f. 108—112. 164 f. 182. 228 ff.

Delph, Sibylla Elisabeth (d. Vor. Schwester, † etwa 1794 zu Heidelberg). IV, 37. 228.

Demars..... III, 318.

Dernath, Graf von (nebst Frau; verließ Ems d. 22. Juli 1774). III, 416.

Derones, französische Familie (Desronais?). I, 85 ff. 297. 308.

Descartes (der Philosoph). III, 309. 429; IV, 8.

Descostes, Henri (französ. Sprachlehrer). I, 308.

Dessau, s. Leopold Fr., Fürst von.

Destouches, Philippe Néricault (1680—1754). I, 85. 305; II, 263; III, 39. 260.

De Wette, Wilh. Martin Lebrecht (Theologe, 1780—1849). III, 305.

Diderot, Denis (1713—1784). I, 88. 306. 317; III, 40. 114. 260. 264 ff. 268 f. 362 f. 365; IV, 171.

Diene, Joh. Heinrich (französ. Dolmetscher zu Frankfurt). I, 79 f. 91. 94—98. 102. 104. 301 f. 312; IV, 236.
Dietelmair, Joh. Augustin (Mitherausgeber des englischen Bibelwerks 1752 flgde). I, 327.
Dietrich (Buchhändler in Göttingen). III, 369.
Dietrich, Dominik (Ammeister von Straßburg, Großvater des Folgenden, 1620—1694). II, 403.
Dietrich, Johann von (Vater des Folgenden). II, 194 f. 232. 403.
Dietrich, Philipp Friedrich, Baron von (geb. 1748, enthauptet 28. Dezbr. 1793, erster Maire von Straßburg). II, 403.
Dietrich von Stade. III, 238.
Dietz, Dr. (Prokurator und Advokat zu Wetzlar, † 1752). III, 339.
Dietz, Dr. (Sohn des Vorigen, gleichfalls Prokurator und Advokat zu Wetzlar). III, 339.
Dietz, Karoline Wilhelmine, geb. Buff (1776). III, 339.
Dilthey, Wilhelm (der Biograph Schleiermacher's). III, 436.
Diogenes. II, 239.
Dodd, William (1729—1777). III, 44. 274.
Dodsley, Robert (1705—1764). IV, 144.
Döbbelin, Karl Theophilus (Schauspieler und Schauspieldirektor 1727—1793). IV, 160.
Döllinger, Joh. Joseph Ignaz (Professor zu München, geb. 1799). p. XLVII.
Döring (Hofmeister in Leipzig). II, 282.
Döring, von (Hofrath zu Hannover) III, 457.
Dohm, Christian Konrad Wilhelm von (1751—1820). III, 326.
Dorat, Claude Joseph (1734—1780). III, 369.
Dorer-Egloff (Landammann zu Baden bei Aarau, † etwa 1864). III, 388. 391. 398.
Dorow, Wilhelm (1790—1846). III, 308. 465.
Drollinger, Karl Friedrich (Dichter, 1688—1742). I, 73. 294.
Drusus, Nero Claudius (38—9 v. Chr.). II, 14. 212 f.
Dubarry, Marquise. II, 375.
Du Bois-Reymond, Emil (Professor an der Univ. zu Berlin) III, [illegible] 270.
Düntzer, Dr. Heinrich (Prof. und Bibliothekar zu Köln) p. XX. XLVII und mehrfach in den Anmerkungen.
Dürer, Albrecht. I, 321; IV, 204.
Dürkheim, von (meiningischer Geh. Rath). IV, 104 f. 184.
Dufay (Kaufmann in Frankfurt a. M.). IV, 161. 165. 170.
Dumeix, Damian Friedrich (Dechant, † zu Mainz, etwa 1808). III, 120. 380 f.
Duns Scotus. III, 436.

Dusch, Joh. Jakob (1725—1787). II, 252.
Dyck, van (der Maler). IV, 205.
Dyhern, Georg Karl, Baron von (sächsischer Generallieutenant, † 1759). I, 134. 336; II, 375.
Dyk, Joh. Gottfried (1750—1813). III, 346.

Eberhard, Johann August (Prediger und Prof. der Philos., 1739—1809). II, 239.
Eckermann, Joh. Peter (1792—1854). p. XVII. XIX; I, 334; II, 249. 255; III, 236. 241. 295. 373. 445; IV, 155. 174. 223f. 227.
Eckhof, Konrad (Schauspieler und Theaterdirektor, 1720—1778). II, 334; III, 114. 363f. 441.
Edelmann, Joh. Christian (1698—1767). I, 341; II, 357; III, 269.
Edelsheim, Georg Ludwig Freiherr von (badischer Minister). IV, 183.
Egell, Paul (aus Sachsen, Hofbildhauer zu Mannheim). III, 343.
Egger, Alois (Prof. zu Wien, vom deutsch-östreichischen Alpenvereine). IV, 244.
Ehrenberg, Friedrich (Domprediger zu Berlin, 1776—1852). IV, 233.
Ehrenberger, Bonifazius (Professor zu Koburg, † 1759). I, 260f.
Ehrenreich, Joh. Benj. (Maler, 1739— etwa 1770). III, 110. 360.
Ehrmann, Joh. Friedrich (geb. 1710, † 10. August 1797, Prof. der Medizin zu Straßburg, Botaniker und Chemiker). II, 148. 375; III, 7. 13. 237f.
Ehrmann, Joh. Christian (Sohn des Vorigen, gleichfalls Prof. der Med. zu Straßburg, 1740—1800). II, 148. 375.
Ehrmann, Joh. Christian (geb. 1749 zu Straßburg, seit 1779 Arzt zu Frankfurt a. M., 1808 als Medizinalrath emeritirt, † 1827 zu Speier; Timander). III, 284; IV, 241.
Eichhorn, Joh. Gottfried (Prof. der Theologie, 1752—1827). p. XXIII; I, 327; II, 269f. 339.
Eichstädt (Prof. zu Jena, 1772—1848). II, 260. 268. 300.
Eike von Repgow (aus Anhalt, in der ersten Hälfte des 13. Jahrh.). IV, 242.
Eilers, Gerd (preuß. Schul- und Ministerialrath, nebst Frau). p. XLVII.
Einem, Joh. Konrad von (Konrektor zu Münden). IV, 238.
Einsiedel, Friedr. Hildebrand von (1750—1828). III, 265. 354. 427; IV, 219f.
Eleasar. I, 128f.
Elieser. II, 371.
Emerson, Ralph Waldo (der amerikanische Essayist, geb. 1803). p. XLI.
Emilie ..... (zu Straßburg). II, 162—168. 380; III, 15; s. Sauveur.

Emmerich Joseph, Freiherr von Breidbach-Bürresheim, Kurfürst von Mainz (geb. 11. Novbr. 1707, erwählt 5. Juli 1763, † 11. Juni 1774). I, 171 ff. 175 f. 178. 185. 187. 192. 199. 355 f. 357. 367 f.; III, 361; IV, 133. 220.

Enderly, von. I, 344.

Engel, Joh. Jakob (1741–1802). II, 294; III, 363. 439.

Engel (Pfarrer in Straßburg). III, 267.

Engelbach, Mauritius Josephus (geb. 7. Sept. 1744 zu Buchsweiler, Sohn des fürstl. hanauischen Kammerdirektors Joh. Konrad E. und Frau Sophie Sabine geb. Aulber, † um 1802). II, 135. 185 ff. 367. [illegible]; III, 248. 254. 256. 283. 285.

Engelmann .... (Dresdner Schuhmacher, nach v. Biedermann, „Goethe u. Dresden", S. 3). II, 97 ff; III, 179.

Epiktet. II, 9.

Erasmus, Desid. Rotterodamus (1467–1536). II, 410; III, 240. 446.

Erdmannsdorf, Friedr. Wilh. Freiherr von (Kunstmäzen, 1736–1800). II, 107. 334.

Erkmann-Chatrian (die Pfalzburger Romanschriftsteller). II, 397 f.

Erneſti, Joh. Auguſt (Prof. der Theol. und Phil. zu Leipzig, 1707–1781). II, 27. 41. 259. 261. 267 f. 287 f. 301. 333. 339; III, 350.

Erthal, Friedrich Karl Joſeph, Baron von und zu (letzter Kurfürst von Mainz, geb. 1719, regiert von 1774–1802). I, 169. 222. 354.

Erwin von Steinbach (1277–1318). II, 158; III, 280.

Eſau. I, 128.

Eſchenburg Joh. Joachim (1743–1820). p. XXIII; I, 306; II, 105. 307. 333. 339; III, 45. 342. 384.

D'Eſter, Quirin Joſeph (fürstbischöflich Stavelot'scher Geheimer und kurtrierscher Kommercien-Rath zu Vallendar am Rhein, geb. 6. Jan. 1719 in Malmedy, † 30. April 1796 zu Vallendar). III, 357. 421.

D'Eſter, Katharina Eliſabeth, geb. de Faymonville (Gattin des Vorigen, geb. zu Stavelot 4. Juli 1738, Tochter des dortigen kurfürstlichen Bürgermeisters, † 22. Okt. 1815 zu Vallendar). III, 357. 421.

D'Eſter, Johanna Margarethe (die Gretel, beider Vorigen Tochter, geb. 13. Mai 1763 zu Malmedy, verehel. kurmainzische Hofkammerrath von [illegible], † 16. Aug. 1844 in Würzburg, Mutter des bairischen Finanzministers von [illegible]). III, 357. 421.

Eſterhazy, Fürſt Nikolaus Joſephus von Galantha (Feldzeugmeister, geb. 1714). I, 169. 193. 338. 355. 364.

Eswein, Philippine (1764, in Mörfelden). II, 237.

Eswein (der Vorigen Bruder, 1764, daselbst). II, 237.

d'Etallonde (Präsident). III, 339.

Etichо (Attich, Vater der heil. Ottilie). III, 279.
Ettinger, Karl Wilhelm (Buchhändler zu Gotha). III, 312.
Euripides. II, 318; III, 449.
Ewald, Georg Heinrich Auguſt (Prof. d. Theol. zu Göttingen, 1803—1875). I, 327 ff.
Ewald, Joh. Ludwig (Geiſtlicher, zuletzt Kirchenrath zu Karlsruhe, geb. 16. Sept. 1747 in Drei-Eichen bei Offenbach, † 19. März 1822). p. XVIII; III, 248; IV, 27. 30. 34. 161 ff. 210 f.
Ewald, Rahel Gertraud, geb. Dufay (Frau des Vorigen). IV, 161. 163.
Ewald. . . . . IV, 160.

Faber, J. H. (aus Straßburg, † 1791). IV, 160.
Fabricius, Katharina (zu Worms). II, 246 ff. 251. 354 f.
Fahlmer, Georg Chriſtoph (kurpfälz. Kommerzienrath, geb. zu Frankfurt 16. März 1687, † Mannheim 16. Novbr. 1759). III, 423.
Fahlmer, Johanna Katharina Sibylla (Tochter des Vorigen, geb. 16. Juni 1774 zu Düſſeldorf, † als verwittwete Schloſſer den 31. Okt. 1821). III, 164. 233. 308. 317. 349. 359. 378. 388. 422—425. 449 f. 461. 463. 466; IV, 146. 148. 154. 156. 160. 165. 172. 178. 180—186. 188. 216.
Falbaire, Feuillot de. III, 363.
Falcke, Ernſt Friedr. Hektor (geb. 1751 zu Darmſtadt, ſeit 1784 Bürgermeiſter zu Hannover, Sohn des Folgenden, † 1826). III, 326. 371. 463.
Falcke, Joh. Phil. Konrad (geb. zu Elze 1724, Dr. jur., Bremiſcher Geſandter zu Wetzlar 1772, kön. großbrit. und kurf. braunſchw.-lüneburg'ſcher Hofrath, Geh. Juſtizrath zu Hannover ſeit 1784, † 26. Mai 1805). III, 326.
Falk, Joh. Daniel (Satirendichter, 1768—1826). IV, 146.
Fanny ſ. Streiber.
Fantina, Joh. Anton (Heidelberger Stadtforſtmeiſter bis zum Herbſt 1775). IV, 229.
Farquhar, George (1678—1707). III, 364.
Fauntleroy (Londoner Bankier). IV, 142.
Favart, Charles Simon (1710—1792). I, 304. 306; II, 332; IV, 160.
Favart, Frau Marie Juſtine Benoite, geb. de Ronceray (1727—1772). I, 306.
Feder, Joh. Georg Heinrich (Prof. der Philoſ. zu Göttingen, 1740—1821). III, 312.
Fénélon, François de Salignac de la Mothe (Erzbiſchof, 1651—1715). I, 30. 263.
Ferber (Kabinetsſekretär zu Warſchau). II, 271.
Ferdinand II. und F. III., deutſche Kaiſer. I, 350.
Ferdinand, Prinz von Braunſchweig (1721—1792). I, 298. 309 f

Ferdinand, Prinzessin von Preußen (Anna Elisabeth Louise von Brandenburg-Schwedt, 1738—1820). III, 268.
Fering (Operndirektor). I, 305.
Fernow, Karl Ludwig (Prof. der Philos. zu Jena, 1763—1808). IV, 140 f.
Fert, Etienne de (aus Burgund, † 1739). I, 261.
Feti, Dominico (Mantuano, Maler, 1589—1624). II, 179. 325. 390.
Fettmilch, Vincenz (Lebkuchenbäcker zu Frankfurt, hinger. 1616). I, 138. 339; IV, 237 (vergl. den Roman „Vincenz Fettmilch" 1860 von Rud. Franck).
Fichard, Johann Karl von (Bürgermeister zu Frankfurt a. M.). III, 159.
Fichte, Imman. Hermann (Prof. der Philos. zu Tübingen). IV, 206.
Fichte, Joh. Gottlieb (der berühmte Philosoph). III, 411.
Fielding, Henry (1707—1754). III, 274.
Firx (Pseudonym: Erasmus Francisci). I, 263.
Fischart, Johann. II, 446.
Fischer (Kanzleidirektor zu Neuwied, mit Frau in Ems 9.—18. Juli 1774). III, 414.
Fischer, Kuno (Prof. der Philos. zu Heidelberg). III, 308. 390.
Flachsland, Joh. Fried. (Amtsschaffner zu Reichenweier im Elsaß, † 1754). III, 298.
Flachsland, Karoline (Tochter des Vorigen) s. unter Herder.
Fleischer, Joh. Friedrich (Buchhändler zu Frankfurt a. M.). I, 343; II, 28. 30. 256. 258. 263. 348.
Fleischer, Frau, geb. Triller. II, 28 f. 256. 263.
Fleischhauer, Joh. Georg (Buchhändler zu Reutlingen). IV, 143.
Fleming, Paul (1609—1640). I, 293 f.; II, 273; IV, 238.
Fletcher, John (geb. 1756). III, 364.
Fleury, André Hercule de (der Minister, 1653—1743). III, 252.
Fludd a Fluctibus, Robert (geb. in Kent, Arzt zu London, Alchymist der ersten Hälfte des 17ten Jahrh.). II, 348.
Foe, Daniel de (1661—1731). I, 30. 264.
Förster, Friedrich (1792—1868). I, 338; II, 330; III, 356.
Forcellini, Egidio (1688—1768). IV, 179.
Forck, L. (Stadtgerichtsrath zu Berlin). IV, 131.
Fordyce, David (1711 bis zur Mitte des Jahrhunderts). II, 305.
Forstenburg, Graf (geb. etwa 1766, † 1792). II, 349.
Forster, Joh. Georg Adam (1754—1794). I, 354; II, 321.
Fouqué, Karl Friedrich, Baron de la Motte- (1777—1843). IV, 154.
Franck, Sebastian (1500—1545). III, 270.
Franke, Aug. Herm. (1663—1727). II, 346. 355.
Franklin, Benjamin. III, 141. 443; IV, 42. 168.
Franz I., Kaiser. I, 18. 41. 43. 95. 142. 171. 176 ff. 186 ff. 249. 272. 300. 312. 358 ff. 368; II, 278. 403.

Franz I., König von Frankreich. I, 17.
Franz Xaver, Prinz von Sachsen (1730—1806). I, 311; II, 266.
Freieisen . . . . . III, 282.
Freitag (Freytag, preußischer Resident zu Frankfurt a. M.). I, 70; III, 189
Fréron, Elie Katharine (1717—1776). III, 261.
Fresen (Fresenius), Joh. Philipp, Theolog. Dr. (Ministerii Senior u. Sonntagsprediger zu den Barfüßern in Frankfurt a. M. seit 1740, geb. 22. Okt. 1705, † 4. Juli 1761). p. XX; I, 133 f. 325. 335 f.; II, 74. 304 f. 345; IV, 234.
Friedenberg (Pseudonym von Jung's Schwiegervater). IV, 21. 153.
Friederici, Chr. Ernst. I, 112 f. 217. 321.
Friederike, Dorothea Sophie, Prinzessin v. Württemberg, geb. Prinz. v. Brandenb.-Schwedt (geb. 1736). II, 277.
Friedrich III., Kaiser. III, 75. 318.
Friedrich, Erbprinz v Anhalt-Dessau (geb. 27. Dez. 1769). II. 86. 311.
Friedrich August III., Kurfürst und König von Sachsen (geb. 23. Dezbr. 1750, succedirt 17. Dezbr. 1763, † 1827). I, 351. 359; II, 77. 266. 307.
Friedrich August, Prinz von H.-Gottorp, Bischof zu Eutin (geb. 1711). II, 382.
Friedrich Eugen, Herzog von Württemberg (geb. 21. Juni 1731, † als reg. Herzog 22. Dezbr. 1797). II, 50. 223. 276; III, 57.
Friedrich I., König von Württemberg (des Vorigen Sohn). II, 276.
Friedrich der Große. p. XXXVIII; I, 41 ff. 67. 69 f. 95. 170. 257. 271 ff. 286 f. 299. 309 f. 350. 352 f. 354; II, 62 f. 77 f. 272. 275. 277. 284. 293. 308. 394. 398; III, 35. 38. 79. 84. 188. 256. 260 f. 265. 268. 271 f. 296. 318. 323. 329 f. 356. 361. 436. 441 ff. 451. 455; IV, 41. 167 f. 221.
Friedrich Wilhelm I. von Preußen. III, 251.
Friedrich Wilhelm III. von Preußen. III, 356.
Friedrich Wilhelm IV. von Preußen. II, 303.
Friedrich, Kaspar David (Maler, 1774—1840). III, 434.
Fries, Joh. Henrich Herm. (Gerichts-Substitut). p. XXIII; I, 207. 252. 287.
Fürstenberg, von (Direktor des Reichskammergerichts in Wetzlar). III, 78.
Fürstenberg, Fr. Friedr. v. (Minister zu Münster, 1729—1811). III, 361.
Füßli, Joh. Heinr. (Maler, 1742—1825). III, 407; IV, 188.

Galenus. II, 349.
Gall, Franz Joseph (Arzt und Physiologe, 1758—1828). II, 215. 411.
Ganz (kurbrandenburgischer Leg.-Rath zu Wetzlar 1772). III, 324. 326.
Gareisen (Kammerdiener). I, 354.
Garrick, David (1716—1779). III, 267. 364.
Garve, Christian (der Popularphilosoph, 1742—1798). II, 60. 285. 337.
Gayot (Prätor zu Straßburg). II, 149. 376.
Gebler, Tobias Phil. Freih. v. (Lustspieldichter). III, 114. 331. 363.

Geiger, L. IV, 142.
Geiler, Johann, von Kaisersberg im Elsaß (Prediger am Münster zu Straßburg, 1445—1510). I, 364; II, 36.
Gellert, Christian Fürchtegott (der Dichter). I, 73. 334. 347; II, 26. 31 f. 40. 48. 52. 70. 76 f. 81. 122. 125. 261. 264. 287 ff. 288. 294. 305 ff. 317. 333. 339. 342; III, 68. 349. 447.
Gellert, Friedrich Leberecht (Bruder des Dichters, Oberpostkommissar zu Leipzig, geb. 11. Novbr. 1711 zu Hainichen, † 8. Jan. 1770). II, 76 f. 306.
Gellius, Joh. Gottfried (Theologe und Uebersetzer, 1732—1781). II, 404; III, 264.
Gelzer, Heinr. (Professor zu Basel, geb. 1813). III, 398.
Gemmingen, Otto Heinr. von (dramatischer Dichter, 1739—1822). III, 114. 265. 269.
Gentz, Friedrich von (1764—1832). II, 364.
George Sand (Dudevant, † 1876). III, 255. 373. 404; IV, 205. 243.
Georgi (russischer Naturforscher). III, 328.
Gerock, Joh. Georg (Handelsmann, † 1796). II, 245; IV, 61. 186.
Gerock, Frau Sophie Christine (geb. 1727, † im August 1772). IV, 61. 186.
Gerock, Antoinette
Gerock, Charlotte
Gerock, Katharine
(Töchter der Vorigen). II, 245. 344. 356; III, 288. 353. 424. 466; IV, 61. 186.
Gerstenberg, Heinr. Wilh. von (1737—1823) II, 53. 307. 391 (und seine Frau). IV, 162.
Gervinus (aus Zweibrücken). II, 314. 343. 402.
Gervinus, Georg Gottfried (1805—1871). p. XXIX; II, 270. 272; III, 307 f. 356 f. 362. 364.
Gesner, Joh. Matthias (Prof. der Philos. zu Göttingen, 1691—1761). II, 24. 222. 253. 362.
Geßner (Antistes, s. II, 248). IV, 192.
Geßner (Lavater's Schwiegersohn und Biograph). III, 405. 410. 415 f. 426.
Geßner, Salomon (der schweizer Idyllendichter). II, 54 f. 282 ff. 307. 321 III, 92 f. 265; IV, 49. 79. 170. 189 f.
Geyser, Christian Gottlieb (Kupferstecher und Mitgl. der Leipziger Zeichenakademie, 1742—1803). II, 90. 104. 326.
Gfrörer, Aug. Friedr. (Historiker, 1803—1861). I, 354.
Gibbon, Edward (1737—1794). III, 375.
Gierke, O. III, 321.
Gihnlein, Joh. Daniel († 1733). I, 261.
Gildemeister, Amalie, geb. von Kotzebue. IV, 221.
Gildemeister, C. H. (zu Bremen). III, 305.

Ginsberg, Hugo (Dr. phil.). IV, 137.
Giordano Bruno (Nolanus, 1600 in Rom verbrannt). II, 351. 358. 388.
Giovinazzi (italiänischer Sprachlehrer). I, 11. 236.
Giſander ſ. Schnabel.
Giſeke, Nikolas Dietrich (geiſtl. Dichter, 1724—1765). II, 271.
Glauber, Joh. Rudolph (Arzt und Alchymiſt, 1604—1688). II, 352 f.
Gleim, Joh. Wilh. Ludwig (der Dichter). I, 295; II, 53. 62. 64. 171 ff. 282. 285. 293. 297. 307. 381 f.; III, 164. 257. 354. 422. 440. 451; IV, 172. 175.
Glover. p. XXXVIII; ſ. Vogel.
Gnoli, Domenico (neuerer ital. Schriftſteller). p. XLIV f.
Gockel, Katharina Magdalena, geb. Brion (Pfarrin zu Eichſtetten in Baden). II, 408; III, 242.
Göchhauſen, Louiſe von (Hofdame zu Weimar, † 1807). II, 301.
Göckingk, Leopold Friedr. Günther von (Dichter, 1748—1828). III, 313. 331. 372; IV, 242.
Goedeke, Karl (Profeſſor zu Göttingen). III, 246. 284. 298. 332 f. 382. 485; IV, 143. 188. 215. 220.
Görres, Joſeph von (1776—1852). I, 264 f. 312; III, 280 f. 437; IV, 185. 195.
Görtz, Joh. Euſtach Graf (in weimariſchen, ſeit 1778 in preuß. Dienſten, 1737—1821). III, 184. 441; IV, 58. 183. 219.
Göſchel, Karl Friedrich (Konſiſtorial-Präſident zu Magdeburg, 1784—1861). I, 229. 275 f.
Göſchen, Georg Joachim (der Leipziger Buchhändler, 1752—1828). III, 313.
Goethe, Johann Kaspar (des Dichters Vater, Doctor juris und Kaiſerlicher Rath). I, 10—28. 42 f. 64. 68. 74 f. 78 ff. 91 ff. 104 f. 108 ff. 132—136. 142 f. 166. 183 f. 194 ff. 235 f. 260 f. 272. 283. 289. 294. 317. 323 f. 342; II, 12 ff. 26. 34 f. 97. 114 f. 121 ff. 130 f. 140. 161. 178. 199. 263. 324. 330. 363. 390; III, 25—28. 55 ff. 63. 111. 160. 186 ff. 192. 199 f. 204. 288. 352. 395. 408. 447. 464; IV, 19. 29. 95 f. 105 ff. 111. 209. 225. 228. 234. 237.
Goethe, Katharina Eliſabetha, geb. Textor (des Dichters Mutter). p. XIX. XXVII; I, 10 f. 42. 68. 74. 79 ff. 92 ff. 141. 143. 184. 194. 198. 231 f. 275. 312. 342; II, 14. 115. 119. 140. 245. 248. 345 ff. 394 f.; III, 55 f. 186 f. 196 f. 203 f. 365. 384. 395. 408. 423. 434. 461; IV, 13. 54. 95. 105. 145 f. 178 f. 228. 234. 236 f. 240.
Goethe, Kornelia Friederika Chriſtiana (des Dichters Schweſter, verehlichte Schloſſer). I, 8. 28. 32. 62. 74 f. 77. 91 ff. 109 ff. 165 f. 198. 360; II, 14—18. 21. 28. 114 ff. 121. 161. 243 f. 265. 278. 312. 343 ff. 395. III, 56. 99 f. 116. 133. 165. 175. 200. 204. 288. 310. 316. 349 f. 365 ff.

379. 391. 395. 406. 408. 423. 454. 466; IV, 59 ff. 93. 132. 164. 177. 181. 184 ff.

Goethe, Hermann Jakob
Goethe, Katharina Elisabetha
Goethe, Johanna Maria
Goethe, Georg Adolph
(des Dichters in der Kindheit verstorbene Geschwister). I, 8. 32. 233. 267.

Goethe, August von (des Dichters Sohn). I, 338; II, 304.

Goethe, Friedrich Georg (des Dichters Großvater, Gasthalter „zum Weidenhof" in Frankfurt a. M.) I, 63 ff. 237. 261. 280 f. 289.

Goethe, Frau, geb. Walter (des Dichters Großmutter). I, 9. 11 f. 44. 64 f. 231. 234. 237 f. 280 f.

Goethe, Hermann Jakob (des Dichters Oheim, Zinngießermeister und Mitglied des Raths zu Frankfurt). I, 236. 281. 300.

Goethe, Johann Friedrich (des Dichters Oheim). I, 261.

Goethe, Eosander von (der schwedische Baumeister, † 1729 zu Dresden). II, 389.

Götz, Joh. Nikolas (1721–1781). III, 183. 440 f.

Götzinger, Max Wilh. (1799–1856). II, 240.

Göze (Hauptpastor zu Hamburg, der Gegner Lessing's). III, 348. 413. 450.

Goldoni, Carlo (1707–1793). p. XII; I, 306. 314; II, 260.

Goldsmith, Oliver (1728–1774). p. XLIII; II, 197. 277. 404 f.; III, 93. 126. 238. 316. 343 f. 373; IV, 95. 215.

Gore, Charles (in Weimar sich aufhaltender Engländer). IV, 219.

Gosche, Rich. (Professor zu Halle). III, 401.

Gotter, Friedrich Wilhelm (Dichter, 1746–1797). III, 82. 88. 93. 287. 313. 324 ff. 339. 342. 345. 365. 361; IV, 184.

Gotter, Pauline (Tochter des Vorigen, spätere Frau von Schelling). p. XII. XIX. XXI.

Gottfried (der Chronist) s. Abelin.

Gottfried von Straßburg. III, 252 f.

Gottschall, Rudolph (Schriftsteller in Leipzig). III. 241.

Gottsched, Joh. Christoph (2. Febr. 1700–12. Dezbr. 1766). p. XXXVIII; I, 294 ff.; II, 39. 44. 46 f. 51 f. 56. 103. 252. 261. 264. 267 ff. 272 ff. 278. 285. 292. 309. 322. 362. 389; III, 68. 362; IV, 135. 173 f. 190.

Gottsched, Louise Adelg. Vikt., geb. Culmus (1713–1762). II, 35. 252. 264.

Gottsched, Demoiselle (Gottsched's Nichte). II, 329.

Goué (richtiger Goue), August Friedr. von (1743–1789). III, 81. 287. 317. 324 ff. 339. 365. 376; IV, 212.

Grabbe, Christian Dietrich (1801–1836). IV, 135.

Gräfer .... III. 437.

Graff, Anton (Maler, 1736—1813). IV, 66.
Gray, Thomas (1716—1771). III, 126. 344.
Grebel, Felix (schweizer Landvogt, 1762). III, 83. 153. 330. 407.
Greiff, Friedrich (geistlicher Liederdichter, 1666). IV, 238.
Gretchen in Frankfurt. p. XIII. XXIII. XXIX; I, 156 ff. 173 ff. 182 ff. 192 ff. 200. 347 ff. 364—367; II, 5—8. 17. 25. 53. 65. 67. 161. 238. 250. 295 f.; III, 71; IV, 238.
Gretchen in Offenbach. I, 348 f.; IV, 177. 217.
Gretel s. D'Ester.
Grétry, André Ernest Modeste (aus Lüttich, 1741—1813). I, 306; IV, 27. 147. 158 f.
Greuze, Jean Bapt. (1726—1805). IV, 98. 218.
Greville. IV, 198.
Griesbach, Joh. Jakob (1745—24. März 1812). p. XVI; I, 151. 346; II, 27—256. 278 (?). 339. 346.
Griesbach, Frau, geb. Rambach († April 1775). II, 116. 345 f.
Griesbach, Konrad Kaspar (evangel. Prediger und Konsistorialrath, 1705—1777). p. XX; I, 335; II, 304; IV, 221.
Grillparzer, Franz (1791—1872). I, 321.
Grimm von Grimmhof, Friedrich Melchior, Baron (1723—1807). I, 303; III, 33. 255. 271; IV, 97. 218. 241.
Grimm, Hermann (Professor zu Berlin). p. XXX; II, 301; III, 261. 468; IV, 214.
Grimm, Jakob. II, 391; III, 253. 371. 444; IV, 174.
Grimm, Wilhelm. II, 257. 391.
Grimmelshausen, Hans Jakob Christoph von (1624—1676). III, 258; IV, 194.
Gröning, Georg (geb. 23. August 1745 zu Bremen, Bürgermeister daselbst, † 1. Aug. 1825). II, 110. 338.
Groot, Hugo van (Grotius, 1583—1645). I, 229; II, 25. 253 f. 393; III, 446.
Groschlag, Friedr. Karl Willibald Freiherr von (kurmainz Geh.-Rath und Staatsminister, † 1799). I, 169. 354; III, 357.
Große (Oberlehrer zu Dramburg). III, 300.
Großmann, Gustav Friedr. Wilh. (Schauspieler und Schauspieldichter, 1746—1796). II, 395; III, 115. 269. 365.
Grote, Georg (der engl. Geschichtschreiber) und Harriet (seine Frau). III, 241.
Grothuis, Frau von, Sara, geb. Meyer († 1828) p. XVI.
Grotius s. Groot.
Grün, Albert. III, 282.
Grün, Albertine von (1749—1793). III, 293. 315; IV, 242.

Gruppe, Otto Friedr. (Prof. zu Berlin, 1804—1876). III, 275. 391. 394. 398.
Gryphius, Andreas (1616—1664). II, 273.
Günderode, Hieron. Max Freiherr von (Präsident der Regierung zu Saarbrücken, 1730—17. Febr. 1777). II, 189. 401. 412; III, 284.
Günderode, Frau Susanne Marie Elisabeth, geb. von Stalburg (des Vorigen Gattin, † 13. Febr. 1776). II, 401. 412.
Günther, Joh. Christian (der Dichter, 1695—1723). II, 49. 169. 273 ff.
Günther von Schwarzburg, deutscher Gegenkaiser. I, 17. 248.
Guercino s. Barbieri.
Suhrauer, Gottsch. Eduard (Professor zu Breslau, 1809—1854). III, 255; IV, 139.
Gujer, Jakob (genannt Klijogg oder Kleinjog, aus Wermetschweil bei Uster im Kanton Zürich, † 1785 [„Die Wirthschaft e. philos. Bauers", entworfen von H. C. Hirzel, Zürich 1761, S. 22, und „Frankfurter Museum", August 1857]). IV, 189 ff. 205.
Gutermann, Edler von Gutershofen (Prof. der Medizin und Stadtphysikus zu Augsburg). III, 354.
Gutzkow, Karl. I, 301.
Guys, Pierre Augustin (1720—1799). III, 86. 334.
Gwinner, Ph. Friedr. (Senator und Syndikus zu Frankfurt a. M.). III, 287. 360. 447.

Hackert, Philipp (Maler, 1737—1807). IV, 97. 168. 218.
Häckel, Heinrich Jakob von (Kaiserl. Wirkl. Obristwachtmeister, 1682—1760 [beerdigt 30. Januar, 78 Jahr alt]). I, 68 f. 213. 255. 284 f. 288. 344; II, 327.
Häfeli, Joh. Kaspar (Geistlicher in Zürich, später in Dessau, geb. 1. Mai 1754). IV, 192.
Händel, Samuel (Leipziger Kuchenbäcker). II, 83 f. 139. 309 f.; IV, 239.
Häser, Joh. Georg (Musiker, 1728—1809). II, 339.
Hagar. I, 124 f. 330.
Hageborn, Christian Ludwig von (Generaldirektor der Dresdner Gemäldegalerie, 1713—1780). II, 102. 326 f.
Hageborn, Friedrich von (der Dichter, 1708—1754). I, 73; II, 26. 169. 271. 293. 310; III, 257.
Hagen, Ernst Heinrich Christian Freiherr von. II, 242.
Hahn, Joh. Friedr. (aus Zweibrücken, † 1779). III, 403; IV, 205.
Hahn (Präsident zu Karlsruhe). IV, 186.
Hain, Ludw. Friedr. Theod. IV, 140.
Haller, Albrecht von (1708—1777). I, 73; II, 41. 60. 169. 288 f. 293. 351; III, 198. 263 f. 459. 461; IV, 209.

Hamann, Joh. Christoph (Chirurg, 1697—1766, der Vater des Folgenden). II, 383.
Hamann, Joh. Georg (1730—1788). p. XXXIV; I, 262; II, 106. 180. 286. 334. 346. 383 ff. 390. 392. 394; III, 7. 60. 63—66. 290. 294. 300. 304 ff. 307 ff. 311. 332. 348. 363. 368. 384. 392 f. 402. 415; IV, 138. 165. 190.
Hamerling, R. III, 438.
Hansjakob, F. (am See). I, 293.
Hardenberg, Karl August Freiherr von (der spätere preußische Staatskanzler und Fürst, 1750—1822). II, 89. 314. 321; IV, 169.
Harpprecht, von (Assessor beim Reichskammergericht). III, 322.
Harry (ein junger Engländer). I, 323; II, 17 f. 21. 246 f. 278. 343 f.
Hartknoch, Joh. Friedr. (Buchhändler zu Riga). II, 386. 388; III, 295. 309. 312. f
Hartmann, Gottlieb David (Dichter, 1752—1775). III, 278. 406.
Hasenkamp, Johann Gerhard (Rektor zu Duisburg, 1736—1777). III, 305.
Hasse, Joh. Adolf (Opernkomponist, 1699—1783). I, 304.
Hasselmann (Pfarrer zu Niederrödern im Elsaß). II, 408.
Hauff, G. (Schriftsteller). p. XX, Note.
Hauff, Wilhelm (der Novellist, 1802—1827). III, 437.
Haugwitz, Heinr. Christ. Karl Freiherr von (seit 1786 Graf, preuß. Staatsminister, 1752—1832). p. XXVII f.; IV, 54. 56 f. 166. 169. 176 f. 180—184. 189—192.
Hauk (Zinngießermeister in Frankfurt). II, 277.
Hausen, Karl Renatus (Prof. der Geschichte zu Frankfurt a. d. O., 1740 bis 1805). I, 286.
Hebeisen [?] (Handelsmann in Straßburg). II, 133. 365; IV, 239.
Hebel (der allemannische Dichter). I, 312; II, 409; III, 9. 237.
Hegel, Georg Wilh. Friedr. (der Philosoph). II, 358; III, 241. 308. 370. 411; IV, 134. 137 ff. 207.
Hegner, Ulrich (1759—1840). III, 407. 409—412. 455. 460; IV, 188. 190 203. 237.
Heigel, K. A. IV, 164.
Heim, Ernst Ludwig (Arzt in Berlin, 1747—1834). III, 459.
Heim (Instruktor der Prinzen von Meiningen). IV, 184.
Heine, Heinrich (der Dichter). p. XXXII; IV, 218.
Heineccius (Heinecke), Joh. Gottlieb (Prof. der Jurispr. zu Halle und Frankfurt a. d. O., 1681—1741). II, 31. 260.
Heinecke(n), Karl Heinrich von (Geh. Oberkammerrath zu Dresden, 1706 bis 1791). II, 93. 226. 320.
Heinemann, O. von (Bibliothekar zu Wolfenbüttel). III, 342.

Heinrich, Friedr. H. Ludwig, Prinz von Preußen (1726–1803). I, 304. 309; II, 306; III, 38.
Heinrich IV., König von Frankreich. I, 302; II, 199. 406.
Heinse, Joh. Jakob Wilh. (1746–1803). III, 373. 405. 426. 431; IV, 171.
Heintz (1770 und 1771 Wirth „Zum goldnen Anker" in Sessenheim [Lehser's „Goethe", S. 94]). II, 200; III, 8.
Heitz, Joh. Heinr. (Universitätsbuchdrucker in Straßburg). III, 249f.
Helbig, F. III, 437.
Heller, Wilh. Rob. (Schriftsteller, geb. 1813). III, 438.
Hellfeld, Joh. Aug. (Jurist, 1717–1782). III, 346.
Helmont, Joh. Baptist van (Alchymist, 1577–1644). II, 119. 349 351ff.
Héloïse (Abälard's Geliebte). p. XLIV; I, 174. 357.
Helvetius, Claude Adrien (1715–1774). IV, 207.
Hemsterhuis, Franz (1722–1790). III, 356.
Hennes, J. H. IV, 176. 180–184. 189.
Hennings, von. III, 339.
Henrici, Karl (in Heidelberg). IV, 228.
Heräus, Karl Gustav (Wiener Hofdichter, 1671–1723). II, 273.
Herbst, Wilh. (Direktor zu Schulpforta). III, 372. 452. 463; IV, 179. 202f.
Herder, Joh. Gottfried von. p. XLIII; I, 327ff.; II, 158. 173–185. 195–198. 262. 279. 285ff. 297. 303f. 323. 325. 333f. 339. 358. 364. 381–396. 404f.; III, 7. 27. 46. 57. 59f. 64–67. 85. 116. 139. 164. 225ff. 239. 243. 253. 259. 264–276. 283. 285f. 289–301. 304–317. 323. 339ff. 344–349. 353f. 356ff. 362. 364ff. 384. 389. 391f. 394–398. 406f. 415. 422. 426. 429f. 432. 434. 441. 444. 451. 454f. 460f. 466; IV, 133. 142. 165. 169. 171f. 175. 186f. 190ff. 202. 204. 209. 219f. 230.
Herder, Maria Karoline von, geb. Flachsland (1750–1809). II, 181. 295. 303. 382ff.; III, 59. 64. 273. 289f. 297ff. 314ff. 323 („Psyche"). 331. 350f. 353. 357. 359. 366. 388; IV, 192 (Z. 2).
Herdt, Philipp Jakob (Herd; kathol., Prof. d. Philosophie Wirkl. Geh. Sekretär im Ministerium zu Mannheim, 1770–1772 kurpfälzischer Legationssekretär zu Wetzlar, † wenige Jahre vor seiner Frau in Mannheim). III, 93. 131. 342f.
Herdt, Frau Elisabeth, geb. Egell (aus Mannheim, vermählt zu Frankfurt 1770, † 71 Jahre alt in Mannheim). III, 93. 131. 342f. 373.
Hermann, Joh. Gottfr. (Oberhofprediger zu Dresden, † 1791). II, 52. 280.
Hermann, Christian Gottfr. (Bürgermeister zu Leipzig, 1743–1813). II, 52. 97. 109f. 223. 280. 282. 292. 330. 338f.; III, 365.
Hermann (Jäger in Großherzog Karl Augusts Dienst). IV, 199.
Herrad von Landsberg (Aebtissin). III, 279.

Herrmann (Weimarischer Kapellmeister). III, 441.
Herwerd von Forchenbrunn. II, 349.
Heß, David. IV, 193.
Heß, Joh. Jakob (Pfarrer in Zürich [Großmünster], 1741—1828). III, 409.
Hesse, Andreas Peter (Geh. Rath und Staatsminister, 1728—1803). III, 59. 297.
Hesse, Frau, geb. Flachsland (des Vorigen Frau). III, 59. 291.
Hessen, von (Gemahl der Louise La Roche). III, 355.
Hettner, Herm. Jul. Theod. (Professor und Direktor des Antikenkabinets zu Dresden, geb. 1821). p. XXXIV; III, 249. 338. 394 f. 399. 403.
Hetzler, Joh. Mich. Friedr. (Handelsmann [Frankf. Wöch. Anz. v. 10. Okt. 1749 und 26. Nov. 1750], Vater der Gymnasiasten Gebrüder Hetzler). II, 371; III, 235.
Heydenreich, Karl Heinrich (Philosoph, 1764—1801). IV, 134.
Heyer .... II, 306.
Heyne, Christian Gottlob (Prof. zu Göttingen, 1729—1812). II, 27. 129. 183. 253. 320. 362 f. 393; III, 334.
Hibeau, L. III, 282.
Hillebrand, Joseph (Prof. der Philos., 1788—1862). I, 295.
Hiller, Joh. Adam (Komponist, 1728—1804). II, 105. 317. 332. 406; IV, 160. 220.
Hillige (Magister). II, 270.
Himburg, Christian Friedr. (Berliner Buchhändler). IV, 10. 141 f.
Hinrichs, Herm. Friedr. Wilh. (Prof. d. Philos. zu Halle, geb. 1794). II, 266.
Hippokrates. III, 7. 197. 458.
Hirt, Wilh. Friedr. (Maler, 1721—1772). I, 82 f. 208. 255.
Hirzel, Hans Kaspar (Stadtarzt in Zürich). IV, 190.
Hirzel, Salomon (Verlagsbuchhändler in Leipzig). p. XLIV. XLVI; II, 329; III, 250. 301. 337. 368. 392. 408. 418. 432. 450; IV, 141. 177 f. 196. 201. 215. 236 ff.
Hoeck, Theobald (1573—1618). III, 445. 447.
Höfler, von (herzl. braunschw.-lüneburg'scher Subdelegatus [Meusel, VI. 8]) III, 341.
Hölty (der Göttinger Dichter, 1748—1776). III, 83.
Höpfner, Ludwig Julius Friedr. (Professor zu Gießen, dann Geh. Tribunalsrath zu Darmstadt, 1743—2. April 1797). III, 94—101. 297 f. 313. 315. 344—347. 351. 361. 388. 401 f. 455. 461 f.; IV, 222.
Höpfner, Marianne, geb. Thom (verehl. mit dem Vorigen 18. Okt. 1773). III, 346.
Hoffmann, Joh. Mich. (Dr. med. zu Frankfurt, geb. zu Marburg 1741, † 13. Januar 1799). III, 112; IV, 148. 150.
Hoffmann (von Fallersleben). IV, 150. 241.

Hohenfeld, von (Domherr zu Speier). III, 350. 357. 360. 462; IV, 209.
Hohenhausen, F. von. p. XLIV.
Hohenzollern-Sigmaringen, Joseph Wilhelm, Fürst von (Erbkämmerer, geb. 1717). I, 189. 362.
Hohenreuther, J. (im Jahr 1858 Regierungsassistent zu Worms). II, 355.
Holbach, Paul Heinr. Freiherr von (geb. 1723 zu Heidesheim in der Pfalz, † 21. Juni 1789). III, 42. 260. 262. 269—273.
Holbein, Johann (der ältere, 1450—1524). IV, 205.
Holleben, Frau von. IV, 241.
Holtei, Karl von. III, 284. 369; IV, 153. 179.
Homer. II, 283. 291. 349. 392; III, 45. 86 f. 238. 273. 290. 303. 306. 312. 323. 334 ff. 348. 350; IV, 89. 188. 220.
Horaz. I, 315; II, 46. 56. 239. 273. 296. 322. 362; III, 337; IV, 238.
Horb, Joh. Heinrich (Horbius, Theologe und Pietist, 1645—1693). II, 365.
Horn, Joh. Adam („Hörnchen", † 1806 als Gerichtsschreiber). p. XLIII; I, 349; II, 23 f. 84. 110. 139 f. 249. 251—253. 256. 263. 277. 281. 295 ff. 329. 338 f. 344. 355. 363; III, 56. 236. 288. 464.
Horn, Franz Christoph (der Berliner Literarhistoriker, 1781—1837). III, 437.
Horn, J. P. (Kanzlei-Ingrossist). I, 351.
Horn, Moritz. III, 283.
Hottinger, Joh. Jakob (Professor und Chorherr in Zürich). III, 449; IV, 189.
Hotze, Dr. (Arzt in Richterschwyl, geb. das. 1729, † in Frankfurt a. M. 1801). p. XXVII; IV, 67. 193 f. 244.
Huber, Michael (Sprachlehrer zu Leipzig, 1727—1804). II, 307. 321. 337.
Hübner, Johann (Rektor der Stadtschule zu Hamburg, 1668—1731). I, 264.
Hübner, Julius (Direktor der Dresdner Gemäldegalerie). II, 226.
Hülz, Johannes (Baumeister aus Köln, † 1449). III, 280.
Hüsgen, Henrich Sebastian (hessen-homburgischer Hofrath, 1745—1807). I, 149 f. 221. 255. 346; II, 250; III, 360.
Hüsgen, Wilh. Friedr. (brandenburg-ansbachischer Rath und 1751—1766 anhalt-köthen'scher Hofrath und -Agent). I, 148—151. 220. 278. 329. 346. (Tochter: Katharina Sibylla, getauft Donnerstag den 25. Dezbr. 1740).
Huet . . . . . III, 302.
Hufeland, Christoph Wilhelm (der Arzt, 1762—1836). II, 289.
Hugo, Victor (der noch lebende Dichter). IV, 208.
Hugo von Trimberg (Verf. des Lehrged. „Der Renner", 1260—1309). III, 445.
Hulst, Felix van (Musikschriftsteller). IV, 159.
Humboldt, A. von. I, 257; II, 238; III, 263. 270. 278.
Humboldt, W von. I, 229; II, 238. 387 f.; IV, 162.
Hurd, Richard (1718—1808). I, 320; III, 337.

Hutten, Ulrich von (1488—1523). IV, 45. 142. 169.
Hutter, Phil. Heinr. (Frankfurter Buchhändler, 1737—1762). I, 242 f. 266.

Iffland, August Wilh. (1759—1814). p. XV; III, 265. 269; IV, 160.
Isaak. I, 124. 127—131. 328. 332.
Irving, Washington (der amerikanische Schriftsteller, 1783—1859). II, 405.
Iselin, Isaak (1728—1782). II, 277; III, 408. 414.
Isenburg-Birstein, Prinz Joh. Kasimir von (hessischer Generallieutenant, † 13. April 1759). I, 310.
Isenburg-Büdingen, Graf Ludwig Kasimir von (1710 bis 15. Dez. 1775). III, 177.
Isenburg, Sophie Charlotte Ernesta, Fürstin von, geb. Prinzessin von Anhalt (geb. 1743, vermählt 1760). III, 420.
Ismael. I, 124 f. 128.

Jacobi, Friedrich Heinrich (der Philosoph, 1743—1819). p. X; III, 164. 167 f. 170. 182 f. 294 ff. 308. 312. 314. 354 ff. 358. 373. 384. 387—391. 396. 398. 411. 414. 422—426. 428—433. 438 f. 461 f.; IV, 133 f. 141 f. 148. 157. 175. 182. 223. 241.
Jacobi, Johann Georg (der Dichter, 1740—1814). II, 382; III, 164. 354 ff. 358. 373. 387. 389 ff. 396. 422 f. 450. 462. 466.
Jacobi, Charlotte. III, 164. 373. 378. 388. 422. 424 f. 466; IV, 141.
Jacobi, Elisabeth, geb. von Clermont (Friedrich J.'s Gattin, † 8. Febr. 1784). III, 164. 233. 378 f. 381 f. 388. 391. 393. 406. 412. 422. 425; IV, 145. 160.
Jacobi, Helene. III, 422.
Jacobs, Friedr. Christian Wilh. (1764—1847). p. X. XXIII. XXXVII.
Jäger, Joh. Wilh. Abraham (Buchhändler 1718—1790). I, 243. 266.
Jahn, Otto (der Bonner Archäologe, 1813—9. Sept. 1869). II, 296. 299. 342; III, 236. 273. 330.
Jakob (der Erzvater). I, 128—131. 328—333.
Jansen, Cornelius (Bischof von Ypern, 1585—1638). III, 258. 436.
Jean Paul s. Richter.
Jensen, W. (Romanschriftsteller). p. XXXII.
Jephta. I, 332.
Jerusalem, Joh. Friedr. Wilh. (Dr. Theol., Abt und Propst zu Braunschweig, 1709—1789). II, 59. 288. 301. 310. 366; III, 92.
Jerusalem, Karl Wilh. (geb. 21. März 1747 zu Wolfenbüttel [nicht 1745 zu Braunschweig], † in Wetzlar 30. Oktober 1772). II, 333. 339 f.; III, 92. 130 f. 136. 325. 341 f. 347. 376 ff. 386.
Jesaia. II, 58; III, 440.

Jördens, Karl Heinrich (1757—1835). II, 269. 272; III, 264. 310. 317. 331. 359; IV, 160. 215.
Johann Philipp, Freiherr von Walderdorf, Kurfürst von Trier (geb. 24. Mai 1701, regiert von 1756—1768). I, 175. 178. 185. 187. 192. 357. 367 f.
Johann Reinhard III., Graf von Hanau-Lichtenberg (1665—1736). II, 188. 398 f.
Johannes (Pater in Einsiedeln). IV, 195.
Johnson, Benjamin (Ben J., dramat. Dichter, 1574—1637). III, 272.
Johnson, Samuel (1709—1784). III, 375; s. Macaulay.
Jomelli, Nicolo (Komponist, 1714—1774). I, 342.
Jordan, Camille de (1771—1821). p. XIV.
Joseph II., Kaiser. I, 142. 166. 170 f. 176 ff. 186 ff. 334. 343. 350. 354. 358 ff. 368; II, 236. 289. 370; III, 39. 79. 84. 251. 263. 320 f. 323. 329. 354. 361. 443; IV, 11. 143 f.
Joseph (Sohn Jakob's). I, 130 f. 328. 333; III, 62.
Jübber (pietistischer Schriftsteller). I, 312.
Jügel, Karl (Frankf. Buchhändler, geb. 1783). IV, 147. 154—157. 164. 166. 170.
Juncker, Justus (Frankfurter Maler, 1703—1767). I, 24. 82 f. 143 f. 208. 255; II, 327.
Jung (Modelltischler in Leipzig). II, 114. 342.
Jung, Joh. Heinrich, gen. Stilling (1740—1817). p. XVI. XVIII f. XXII. XXXV; II, 144—146. 185. 301. 310. 341. 365 ff. 372 ff. 385. 395. 396. 410; III, 170. 237 f. 253. 266. 274 ff. 283 f. 285. 314. 426. 461; IV, 15—21. 148—154. 157. 187. 211.
Jung, Christine (des Vorigen Gattin). III, 237. 426; IV, 24. 153.
Jung, von (preußischer Geh. Legationsrath). III, 269.
Justi, Karl (der Biograph Winckelmann's). II, 314 ff.; III, 301; IV, 183.
Justinian, römischer Kaiser. I, 337.

Kämpf, Hofräthin (Gattin des Leibarztes K. zu Hanau, des Freundes von Zimmermann und Lavater [Zimmermann's Br. an einige fr. Freunde in d. Schweiz, 1830. S. 296]. III, 419.
Kahlert, A. (Prof. zu Breslau). II, 252.
Kalb, Joh. August von (weimarischer Kammerjunker). IV, 220. 225. 244.
Kambyses, König von Persien. IV, 54. 179.
Kampf (zu Worms, in der „Eulenburg" vor dem Mainzer Thore). II, 355.
Kanne, Christ. Gottl. (Dr. juris, Rathsherr zu Leipzig, 1744—1806). II, 281. 295. 355 f.
Kant. p. XXXIII; I, 258; II, 106. 334; III, 241. 304. 309. 404. 436; IV, 86. 206 f. 223.

Kapp, Christian Erhard (Arzt, 1739—1824). II, 268.
Karl, Herzog von Braunschweig (geb. 1713, succ. 1735, † 1780, Vater der Herzogin Amalia von Weimar). III, 38.
Karl I. u. K. II., Könige von England. III, 373.
Karl IV., Kaiser. I, 16. 147. 247 f. 350.
Karl V., Kaiser. I, 17. 248; III, 78. 321.
Karl VI., Kaiser. I, 344. 352.
Karl VII., Kaiser. I, 17 f. 42. 169. 248 f. 271. 283. 290. 352. 362.
Karl August, Großherzog von Weimar (1757—1828). p. XXI. XLVI; I, 292. 301. 338; II, 300. 336; III, 184 f. 233. 281. 293. 414. 416. 441. 443. 454; IV, 100. 104. 183 f. 192. 198 f. 220. 224. 227. 244.
Karl der Große. I, 14. 16. 187 f. 360.
Karl Friedrich, Markgraf von Baden (1728—1811, succedirt in Baden-Durlach 12. Mai 1738, in Baden-Baden 21. Okt. 1771). III, 67. 452; IV, 11. 58. 183. 186.
Karl Theodor August Christian, Prinz von Pfalz-Zweibrücken (geb. 1746). II, 402.
Karl Theodor Philipp, Kurfürst von der Pfalz (geb. 1724, Kurfürst 1742, succedirt in Baiern 1777, † 1799). I, 199. 367; III, 286; IV, 109. 230.
Karl Wilhelm Ferdinand, Erbprinz von Braunschweig (1734—1806). III, 341. 413.
Karoline Henriette Christiane Louise, Landgräfin von Hessen-Darmstadt, geborne Prinzessin von Pfalz-Zweibrücken (9. März 1721—29. März 1774). III, 67. 119. 268. 289. 296. 310. 368. 383 f.
Karoline Louise, Markgräfin von Baden, geb. Prinzessin von Hessen-Darmstadt (Karl Friedrich's Gemahlin, geboren 1723). IV, 58. 183. Ihre Nichte und Schwiegertochter war: Amalia Friederike, Erbprinzessin von Baden, geborne Prinzessin von Hessen-Darmstadt (geb. 1754, vermählt 15. Juli 1774, ältere Schwester der Großherzogin Louise von Weimar). IV, 183.
Karoline, Prinzessin von Weimar (1786—1816). p. XVI.
Karschin, Frau Anna Louise, geb. Dürbach (Dichterin, 1722—1791). IV, 211. 222.
Karsten (Verf. einer Lebensgeschichte von Goldsmith). III, 344.
Kaspar (Hausknecht im Gasthof „Zum Kronprinzen" in Wetzlar). III, 324.
Katharina I. von Rußland. III, 251.
Katharina II. von Rußland. III, 38. 260. 413. 455; IV, 41. 167.
Kathrine (Fr. Jacobi's Magd in Düsseldorf). III, 425.
Kauffmann, Christoph. III, 358; IV, 241.

Kaulbach, Wilhelm von (Maler, 1805—7. April 1874). IV, 145.
Kaunitz, Wenzel Anton, Fürst von (östreich. Staatsminister, 1711—1794). I, 354 f. 367.
Kayser, Christoph (Komponist und Dichter, geb. 10. März 1755 in Frankfurt a. M., † 24. Dezbr. 1823 in Zürich). III, 285. 314. 395. 402. 463. 465; IV, 147. 192. 201. 203.
Kebor Laomor. I, 123. 329.
Kehr (ein Jugendfreund Goethe's; oder Kehrer? vgl. Merck's Briefe, III. S. 68). I, 349; II, 249.
Kelchner, E. IV, 216. 231.
Keller, Christoph s. Cellarius.
Keller, Gottfried (der schweizer Novellist, geb. 1819). p. XXVIII. XXXIX.
Keller, Heinr. Adalb. von (geb. 1812). III, 258.
Keller, Heinrich (Verfasser der „Räuber" 1780). III, 265.
Kepler (Keppler), Joh. (1571—1630). I, 232.
Kersting, Georg Ferdinand (Maler, 1783—1847). III, 175. 434.
Kesselhuth (Kesselhuts?), Joh. Phil. (Tanz- und Sittenmeister zu Frankfurt, kopulirt das. 17. Aug. 1749 [in Hanau 1764?]). II, 238.
Kestner, Joh. Christian (Legationssekretär zu Wetzlar, 1741—1800). p. XLVI; III, 90 ff. 102. 264. 271. 295. 298. 300. 306. 318. 323 ff. 327. 332. 338—352. 359 f. 367 ff. 372. 376—379. 384. 388. 399. 430. 433. 461. 463 f. 466 f.; IV, 145 f. 155. 186. 197 f. 238.
Kestner, Charlotte Sophie Henriette, geb. Buff (11. Jan. 1753—16. Jan. 1828). p. X. XLVI; III, 90 ff. 162. 287. 332. 338—342. 345 ff. 376. 383 ff. 430; IV, 197. 242.
Keyserlingk, Desiderius Freih. von (Jugendfreund Friedrich's d. Gr., Césarion). II, 293.
Keyßler, J. G. I, 23; IV, 76. 235.
Kielmannsegge, Freiherr von (Mecklenburger, geb. um 1750 Student in Göttingen 1770, in Wetzlar 1772, in Kiel 1773, seit April 1774 Auditeur beim Hof- und Landgericht zu Güstrow). III, 81. 325. 339. 342. 344. 377; IV, 169.
Kirms, Franz (Geh. Hofrath zu Weimar, 1750—1826). IV, 190. 221.
Klaudius, Matthias (der Wandsbecker Bote). s. Claudius.
Klaus, Joh. Andreas s. Claus.
Klein, Georg (Wirthssohn in Drusenheim). II, 206 ff. 404. 409.
Klein, Karl (ancien clerc de notaire zu Straßburg). II, 374.
Kleist, Christian Ewald von (1715—1759). II, 61. 291. 307 f. 405.
Kleist, Heinrich von (1776—1811). II, 284.
Kleist, Gebrüder von (zwei Kurländer). III, 145. 275 f. 394.
Klemens XII., Papst. I, 253.

Klemens XIV. (Ganganelli), Papst. III, 263.
Klemens Wenzeslaus, Kurfürst von Trier, Prinz von Sachsen (geb. 1739, Kurfürst 1768—1802, † 1812). III, 354. 361.
Klenck, Friedrich Alexander (Frankfurter Major, † 1768). I, 147 f. 285. 344.
Klenck, Marie Salome, geb. von Reineck (1735—1803). I, 147 f. 344.
Kleopatra. III, 129. 376.
Klettenberg, Joh. Erasmus von (Oberstlieutenant, 1698—1763). I, 299.
Klettenberg, Marie Magdalene von (geb. 20. August 1726, verheir. 1763 an v. Trümbach, † 1768). I, 336.
Klettenberg, Susanne Katharine von (19. Dezbr. 1723 — 13. Dez. 1774). I, 312. 320. 343; II, 115—119. 255. 341 f. 345 ff. 365 ff. 371; III, 64. 156. 175. 177. 189. 192. 233. 306 f. 406. 408. 410. 433—437. 448. 467; IV, 185.
Klijog (Kleinjogg) s. Gujer.
Klingemann, Ernst August Friedr. (dramat. Dichter, 1777—1831). III, 437.
Klinger, Agnes (des Dichters jüngere Schwester, geb. 16. Sept. 1757, verehel. Pfarrin Authäus zu Lich 1783, † 28. März 1815, hinterließ 4 Töchter). III, 148. 402.
Klinger, Anna Katharina (des Dichters ältere Schwester, getauft 25. Jan. 1751, † unvermählt zu Ende 1813). III, 402.
Klinger, Friedrich Maximilian von (getauft 18. Febr. 1753, † 25. Febr. 1831). p. XVI. XXI. XLVI; I, 280; III, 147—150. 264. 284. 286. 312. 314 f. 331. 358. 363. 365. 388 f. 395. 400—405. 461. 465; IV, 149. 176. 179. 192. 203 f. 206. 213. 241 f.
Klinger, Johannes (des Dichters Vater, geb. etwa 1723, beerdigt 20. Febr. 1760, 37 Jahr alt). I, 280; III, 402.
Klinger, Frau Kornelia Margaretha Dorothea, geb. Fuchsin (des Dichters Mutter, zweite Frau des Vaters seit März 1750, † Anfang 1800). III, 148. 402.
Klinglin, Franz Joseph (Prätor zu Straßburg von 1730 bis 1752, † 1755 über 70 Jahr alt). II, 150 f. 230. 376 f.; III, 29.
Klinglin, Joh. Baptist (aus dem östreich. Elsaß, Mitgl. der dort. Ritterschaft, Prätor zu Straßburg etwa von 1705 bis 1730). II, 377.
Klinglin, Maria Ursula (Schwester des Frz. Jos. K., † 1765 auf ihrem Schlosse de l'Ile-Jard bei Straßburg). II, 377.
Klopstock. I, 73—75. 131. 294 ff. 334; II, 53 f. 64. 87. 170—173. 239. 255. 264 ff. 269. 282. 284 f. 288. 307. 311. 361. 381. 389. 405; III, 67 ff. 72 f. 84 f. 193 ff. 310 ff. 317. 330. 349. 372. 387. 392. 437. 451 ff. 460 f.; IV 49. 58. 144. 170. 175 f. 182 f. 193. 196. 200. 235. 240.

Klopstock, Johanna, geb. Dimpfel (verwittwet gewesene von Winthem). II, 381.

Klopstock (Meta), Margaretha, geb. Moller. II, 171. 381 f.

Klose, Dr. med. Karl Friedr. (Arzt zu Strehlen in Schlesien, † 1806). II, 281 f.

Klotz, Christian Adolph (Professor zu Halle, 1738—1771). II, 196. 310. 323; III, 347.

Knebel, Henriette von (Schwester des Folgenden, 1755—1815). III, 447.

Knebel, Karl Ludwig von (1744—1834). p. XXI; II, 374 f.; III, 183. 233. 354. 427. 440 f. 447 f.; IV, 165. 182. 185. 194 f. 194 f. 197 f. 201. 204. 219. 225.

Koberstein, August (der Literarhistoriker). III, 311. 347 f.; IV, 266.

Koberwein, Friedrich (Prinzipal der badischen Hofschauspieler). I, 355.

Koch, Christoph Wilh. (aus Buchsweiler, Prof. der Geschichte und Jurist, 1737—1813). III, 30. 252 ff.

Koch, Heinrich Gottfried (Theaterunternehmer, 1703—1775). II, 316. 318. 334; III, 113. 362.

Köhler, J. B. (Uebersetzer des Phädon 1769). II, 365.

Köhler, R. (Bibliothekar zu Weimar). I, 364 f.; IV, 244.

Kölbele, Joh. Balthasar (Dr. jur. zu Frankfurt a. M., 1722—1778). II, 248. 252. 256. 344; III, 407.

Kölle, Friedrich von (württemb. Diplomat und Schriftsteller, 1781—1848). II, 361.

Köllner, Friedrich (Gartendirektor zu Saarbrücken, 1738—1809). II, 189. 412.

König, Dr. (zu Wetzlar). III, 326. 339.

König, Joh. Ulrich von (sächs. Hofpoet und Zeremonienmeister, 1688—1744). II, 48 ff. 274 ff. 308.

König von Königsthal, Gustav Georg (Nürnbergischer Konsulent). I, 168 f. 184. 351. (Vgl. „Allg. d. Biogr.", VIII. 2. 246.)

Körner, Christian Gottfr. (Vater des Dichters, 1756—1831). p. XVI; II, 321. 330; III, 241.

Körner, Frau s. Stock.

Körner, Karl Theodor (der Dichter, 1791—1813). II, 330.

Kösting, Karl (dramat. Dichter). II, 284.

Kolbe (Direktor der Berliner Porzellan-Manufaktur). IV, 142.

Komensky, Joh. Amos (1592—1671). I, 29. 262. 308; III, 150.

Konstantin Friedr. Ferd., Prinz von Sachsen-Weimar (1758—1793). III, 184 f. 440; IV, 183.

Kopp (Prof. der Chemie zu Heidelberg). II, 349 ff.

Kopp, Joh. Friedr. (Uebersetzer des Tasso 1744). I, 23. 73. 294.

Kortum (nicht Kortüm), Konrad Arnold (1745—1824). II, 238.

Kotzebue, Amalie (Schwester des Dichters, später Frau Gildemeister). IV, 100. 221.
Kotzebue, Aug. Friedr. Ferd. von (Dichter, 1761—1819). IV, 100. 221.
Kotzebue, Christiane, geb. Krüger (Mutter des Dichters). IV, 100. 221.
Krafft (Pseudonym, † 1785 in Jena). IV, 201.
Krahe, Joh. Lambertus (Galeriedirektor zu Düsseldorf, kurfürstl. Hofkammerrath, erster Hofmaler, Prof. a. d. Akad. zu Rom und Florenz). III, 428.
Kraus, Georg Melchior (Maler, geb. in Frankfurt a. M. 26. Juli 1733, † 5. Novbr. 1806). III, 417. 427; IV, 97 ff. 217—220.
Krauseneck, Wilh. Joh. von (preußischer General, 1775—1850). p. XV.
Krebel, Gottlob Friedr. (Oberkonsistorialsekretär zu Leipzig, 1729—1793). II, 52 f. 97. 281 f.
Krespel (Crespell), Peter Ludwig Alexander (Handelsmann, Vater der drei Folgenden, 1705—1794; Anz.-Blatt v. 26. Aug. 1749: „getauft den 20sten, Mittwoch, Tochter: Susanna Margaretha"). II, 246.
Krespel, Joh. Bernh. (Rath u. Archivar, 1747—1813). II, 18 ff. 246 ff. 250. 344; III, 200. 464 f.
Krespel, Franziska Jakobea, verehel. Jacquet (geb. 11. Aug. 1752). II, 245 f. 344. 356; III, 235. 288. 424. 456 f.
Krespel, Maria Katharina (1750—1801). II, 245 f. 344. 356. 396. 400 f.
Kretschmann, Karl Friedr. (Dichter, 1738—1809). III, 330.
Kretschmer. ..... III, 258.
Kreuchauff, Franz Wilh. (Kaufmann und Kunstsammler, geb. 1727). II, 94. 226. 316. 321. 337.
Kriegk, G. L. (Professor und Archivrath zu Frankfurt a. M.). p. XLVIII; I, 231. 365; II, 254. 348; III, 361 f. 448; IV, 145.
Krubsacius (Dresdner Baumeister). III, 301.
Krüger, Joh. Christian (dramat. Dichter, 1722—1750). II, 66. 298.
Kruse, Heinrich (Dr. philos., dramat. Dichter, Red. d. Köln. Ztg.). II, 410; III, 238. 245.
Kruthoffer, Karl. I, 245; IV, 235.
Kügelgen, Franz Gerhard von (Maler, 1772—1820). III, 434.
Kühelin, J. H. (aus d. Mitte des 18ten Jahrhunderts). I, 258.
Kühlewein, von (Amtshauptmann zu Raschwitz). II, 338.
Künzel, Dr. (in Darmstadt). II, 238.
Küttner, Karl August (1749—1800). p. XXIII.
Kugler (Prof. der Jurisprud. zu Straßburg). II, 367.
Kulmus, Dr. (zu Danzig). I, 291. 343.
Kummerfeld s. Schulze, Karoline.

Kurzrock, Freiherr von (holstein'scher Kammerherr und kaiserlicher Oberpostmeister zu Hamburg). III, 416.

Laban. I, 129f 332.
Lafontaine (der franz. Fabeldichter). II, 283.
Laharpe, Jean François (Dichter, 1739—1803). III, 260.
Laireſſe, Gérard de (Maler und Kupferstecher aus Lüttich). IV, 183.
Lambert, Charles François Marquis de Saint- (1716—1803). III, 265.
Landolt, Salomon (Landvogt zu Greifensee bei Zürich, 1741—1818). IV, 193.
Lang, Franz Chriſtoph von (auf Muttenau, Reichsquartiermeiſter). I, 168. 351.
Lang, Karl Heinrich, Ritter von (1764—1835). p. XXXII.
Lange (Notar). II, 356.
Lange, Hannchen (Goethe's Base). III, 339.
Lange, Suſanne, geb. Lindheimer, verehel. gew. Dietz (Goethe's Großtante). III, 339 f. 352.
Langer, Ernſt Theodor (Bibliothekar zu Wolfenbüttel, geb. 24. Auguſt zu Breslau, † 24. Febr. 1820). II, 110—113. 178. 252 f. 349 f 350; III, 384. 391.
Lappenberg, Joh. Martin (Archivar zu Hamburg, 1794—1865). III, 307. 433—437. 451; IV, 176. 183. 185. 240.
La Roche, Georg Michael Frank von (kurtrierſcher Geheimer Staatsrath, 1720—1789). III, 104—108. 353 f. 374.
La Roche, Sophie von, geb. Gutermann (1731—1807). III, 103—109. 130. 154. 162. 164. 269. 299. 312. 316. 337. 350. 353—360. 367 ff. 377—384. 388. 393. 395. 417. 420—425. 431. 448. 454. 462 f. 464; IV, 145. 157. 163. 166. 177. 185. 187. 189 f. 209 f.
La Roche, Fritz und Karl von. III, 108. 355. } (Kinder des
La Roche, Louiſe von. III, 104. 355; ſ. Möhn. } Georg Michael und der
La Roche, Maximiliane von; ſ. Brentano. } Sophie).
Latendorf, Friedrich (Schriftſteller in Schwerin). III, 294. 443 f.
Laun, Fr. ſ. Schulz, Friedr. Aug.
Laura (Petrarca's Geliebte). p. XLIV.
Lauremberg, Peter (aus Roſtock, 1585—1639). I, 30. 263.
Lautenſack, H. (Juwelier in Hanau). I, 141 f. 219.
Lauth (Müller in Straßburg). IV, 241.
Lauth (Schweſtern daſelbſt). II, 133. 165; III, 284.
Lavater, Diethelm (Arzt und Rathsmitglied zu Zürich, 1743—1826). II, 268.
Lavater, Joh. Kaspar. p. XVI. XXI. XXV. XXVII XXXI XLV; I 172f. 332. 334. 356 f.; II, 252. 268. 286. 288. 337. 349 f 366 f.; III, 57. 95.

150—163. 167. 171. 233. 284 f. 294 f. 305 f. 328. 330 f. 348. 354. 356. 359. 384. 389 ff. 395. 398 f. 405—422. 426. 429. 432. 434. 437. 448. 453. 455. 457. 460—463. 465 f.; IV, 62 ff. 66 f. 80—88. 99. 132. 134 f. 137. 150. 153. 161. 175. 177 f. 187—194. 197. 201—209. 211. 215. 223 f. 227 f. 235. 237. 239. 242 f. 244.

Lavater, Frau Anna, geborne Schinz. IV, 62. 187.

Lavater, Nanne. IV, 191.

Lea. I, 129 f. 330.

Lebrun, Charles (Maler, 1618—1690). I, 108. 216. 320; III, 427 f.

Lecain, Henri Louis (Schauspieler, 1728—1778). III, 41. 267 f.

Lecouvreur, Adrienne (Schauspielerin, 1690—1730). III, 330.

Lehmann, August (Gymnasialdirektor a. D.). II, 240.

Lehmann, Christoph († 1638). III, 234. 240. 270; IV, 131.

Lehr, Georg Phil. (Stiftsarzt zu Frankf.). I, 266.

Leibniz. II, 351. 358; III, 390. 429; IV, 7. 134. 139. 238.

Leiningen-Dachsburg, Graf von. II, 194. 403.

Lelei s. Löhnlein.

Lemierre, Antoine Marie (französ. Tragödiendichter, 1723—1793). I, 85. 215. 306.

Lenau (Edler von Strehlenau, der Dichter). III, 437.

Lenôtre, André (1613—1700). II, 326.

Lenz, Jakob Michael Reinhold (Dichter, 12. Jan. 1750—24. Mai 1792; vgl. „Arch. f. Lit.-Gesch." 1876, V. S. 600). p. XXV f.; II, 375. 377; III, 46 f. 82. 143—147. 191. 242. 245 f. 253. 264. 269. 275 ff. 282. 285. 294. 312. 389—403. 438. 448. 462. 466; IV, 175. 182. 184 f. 187. 201. 209 238.

Leopold I., Kaiser. I, 350.

Leopold II., Kaiser. I, 358. 368; IV, 144.

Leopold Friedrich Franz, Fürst, zuletzt Herzog von Anhalt-Dessau (1740—1817). II, 86. 107. 308. 311. 334; III, 414.

Leppert (Theaterunternehmer). III, 266.

Lerse, Franz Christian (geb. 9. Juni 1749, † zu Anfang des Jahrh.). II, 146 f. 154. 374 ff. 385; III, 34. 249 f. 254. 256. 272. 274 ff. 283. 285. 303. 397; IV, 240.

Lerse (Vater des Vorigen, fürstlicher Regierungs- und Konsistorialrath zu Buchsweiler, Mitte vorig. Jahrhunderts). III, 283.

Lerse, Frau, geb. Garth (Gattin des Vorigen). III, 283.

Lersner, Achilles August v. (Verf. der Chronik 1706). I, 138. 171. 339.

Lersner, Friedrich Max von (1735—1804). IV, 15 ff. 148—153.

Lersner, Maximilian von (Vetter des Vorigen, Sohn des Philipp Bonaventura [1708—1749]). I, 325; II, 250; IV, 149.

Lessing. p. XXXVIII; I, 99. 207. 263. 290. 296. 306. 308. 313. 315 f. 320.

333. 346; II, 47. 53. 64. 95. 106. 126. 181. 244. 252. 255. 270. 282. 289. 291. 298. 307. 310. 317–320. 322. 334 f. 340. 358. 378. 384. 393; III, 48. 51. 114 f. 182. 241. 258 f. 264 ff. 268. 272. 275. 277. 280 f. 293. 302. 314. 328. 341 f. 347. 362. 364 f. 370. 373. 376. 384. 386. 397. 401. 429 f. 436. 439; IV, 143. 171. 237.

Letter, Maria Anna (1745–3. April 1764). I, 363.

Leuchsenring, Franz Michael (Elsässer, 1746–1827). II, 279; III, 105. 295. 298 f. 354. 356 ff. 388.

Lewes, George Henry (der Biograph Goethe's). p. XX; IV, 136.

Leyen, Franz Karl Graf von der (1736–1775). III, 422.

Leyser, Augustin von (Prof. der Jurispr. zu Wittenberg, 1683–1752). III, 25. 248 f.

Leyser, J. III, 239.

Lichtenberg, Georg Christoph (Prof. der Naturw. zu Gottingen, 1742–1799). III, 294. 403. 409; IV, 207.

Lichtenstein, Martin Karl Heinrich (Berl. Naturf., 1780–1857). p. XIV.

Lichtwer, Magnus Gottfried (der Fabeldichter, 1719–1783). II, 47.

Liebholdt (Kopist in Frankfurt a. M.). III, 111. 362; IV, 29. 95. 216.

Liechtenstein, Joseph Wenzel Lorenz, Fürst von (erster Bataillonmajor, Feldmarschall, 10. August 1696–10. Febr. 1772, regierte seit 22. Dezbr. 1748). I, 169. 222. 352. 355. 363.

Lieven, Friedrich Georg Baron von (aus Baldohnen in Kurland, geb. 6. Juli 1748, studirte 1766 und 1767 zu Leipzig). II, 83. 279 f. 314.

Lillo, George (dramat. Dichter, 1693–1739). I, 314; III, 264.

Limprecht, Joh. Christian (Theologe, 1741–1812). II, 39 f. 97 f. 258. 324. 335 f. 341. 364. 371.

Lindau, von (Hannoveraner, † jung 1777). IV, 78. 192. 201.

Lindenau, Heinrich Gottlieb, Graf von (sächsischer Oberstallmeister, des Folgenden Vater). II, 84. 111. 113.

Lindenau, Karl Heinr. Aug. Graf von (preuß. Oberstallmeister und Generallieutenant, 1755–1842). II, 78. 84 f. 111. 308. 319. 352.

Lindner (Konrektor zu Zeitz). II, 362.

Linné (der große Botaniker). II, 41.

Lippe, Wilhelm I., Graf von der (1725–1777). III, 67.

Lippert, Phil. Daniel (Prof. zu Dresden, 1702–1785). II, 93 f. 104. 330.

Lips, Joh. Heinr. (Maler, 1758–1817). p. XXV; III, 156. 163. 245. 420; IV, 63. 192.

Liscov, Christian Ludwig (1701–1760). p. XXIII; II, 44 f. 222. 270 f.

Lobstein, Joh. Friedr. (Prof. der Medizin zu Straßburg). II, 136. 175. 180. 365. 383. 392 f.

Lobstein (Straßburger Musiker). III, 286.

Locke (der englische Philosoph). II, 312.
Löbell, Joh. Wilh. von (Geschichtschreiber, 1786—1863). III, 266.
Löhnlein, Georg Simon (Musiker). II, 339; IV, 159.
Loen, Joh. Jost von (1737—1803). I, 286 f.; II, 345.
Loen, Joh. Michael von (Präsident zu Lingen, 1694—1776). I, 69 f. 72. 285—287. 296. 352. 354 f. 362; IV, 153.
Loen, Sibylla Maria von, geb. von Lindheim (Lindheimer). I, 69.
Löw (hannöv. Oberkammerherr auf Stade in der Wetterau). III, 454.
Löwen, Joh. Friedr. (Dichter, 1729—1771). I, 306; II, 24. 252. 298. 316. 333; III, 447.
Löwenicht (Tuchfabrikanten zu Aachen). II, 34.
Logau, Friedrich von (1604—1655). III, 446 f.
Longinus, Dionysius Cassius (geb. 213 n. Chr.). III, 88. 337.
Lorenz, Ottokar (Dr. phil. zu Straßburg). III, 251. 253. 266.
Lorenz, Pater (Kapuziner im Gotthard-Hospiz). IV, 75. 198 f.
Lorez, Johannes (aus Chur, geb. 1730, Hauptmann, Herrnhuter, † 23. Juli 1798 zu Gnadenfrei in Schlesien). II, 346.
Lot. I, 122 f. 329 f.
Loudon (der östreichische Feldmarschall). I, 273.
Louise, Herzogin, seit 1814 Großherzogin von Weimar, geb. Prinzessin von Hessen-Darmstadt (Tochter des Landgrafen Ludwig IX. und der Landgräfin Karoline [s. das.], 30. Jan. 1757—1830, vermählt zu Karlsruhe am Hofe der Schwester ihres Vaters [s. Karoline L.] den 3. Okt. 1775). p. XLVI; III, 441; IV, 58. 100. 104. 183. 222. 225.
Lowth, Robert (Prof. und Bischof zu Oxford, 1711—1787). II, 179. 389.
Lucas (der Evangelist). III, 436. 440.
Lucian von Samosata. I, 117. 120. 194. 325. 364; IV, 206.
Lucinde (zu Straßburg). II, 162—168. 380; III, 10. 15; s. Sauveur.
Lucius (Pfarrer zu Sessenheim). II, 407 ff.; III, 242.
Luck, von (preuß. General). p. XV.
Lubecus, Joh. Aug. (Schatullier der Herzogin Amalia von Weimar). IV, 100. 221.
Luden, Heinrich (Geschichtschreiber, 1780—1847). III, 329.
Ludewig, Joh. Peter von (Kanzler und Prof. d. Jurispr. zu Halle, 1668—1743). I, 343.
Ludovici, Karl Günther (Prof. der Philosophie zu Leipzig). II, 258.
Ludwig I., König von Baiern. IV, 196. Ludwig II. III, 367.
Ludwig XIV. } v. Frankreich. { II, 372; III, 256. 258. 260; IV, 240.
Ludwig XV. } v. Frankreich. { I, 313; II, 149. 375 f. 397; III, 260; IV, 218.
Ludwig XVI. } v. Frankreich. { II, 137. 139. 369. 375; IV, 42.
Ludwig, Fürst von Nassau-Saarbrücken (geb. 1745, gelangt zur Regierung 24. Juli 1768, † zu Aschaffenburg 1794). II, 189. 192. 401.

Ludwig VIII., Landgraf von Hessen-Darmstadt (geb. 1691, succedirt 1739, † 17. Oktbr. 1768). I, 181. 359. 398; IV, 237.
Ludwig IX., Landgraf von Hessen-Darmstadt (geb. 1719, succed. 1768, † 1790). II, 398.
Ludwig, Christian Gottlieb (Prof. d. Med. zu Leipzig, 1709—1773). II, 40f. 53. 136. 258. 268. 278.
Ludwig Eugen Johann von Württemberg (geb. 6. Jan 1731, † als regier. Herzog 20. Mai 1795). II, 276.
Ludwig Georg Karl, Prinz von Hessen-Darmstadt (geb. 27. März 1749, † 26. Okt. 1823). II, 237.
Ludwig, Gottfried (Direktor des Koburger Gymnasiums, † 1724). I, 261.
Ludwig, Ludwig (Schauspieldirektor). I, 355.
Ludwigsritter, der (zu Straßburg). II, 134. 151—155. 377; IV, 240.
Lübke (der Kunsthistoriker). IV, 157.
Luther, Martin. p. XXXVII; II, 264. 287; III, 45. 60. 234. 255. 331. 411. 436. 446; IV, 47. 143. 208. 232.
Luzerne, Graf de la. I, 301.
Lykurg, König der Eboner. IV, 55. 179.

Maaß (Gastwirth in Koblenz). III, 420.
Macaulay, Thom. Babington Lord (der Geschichtschreiber, 1800—1875). p. XXXIX; III, 344; IV, 210.
Machault d'Arnouville, Jean Bapt (franz. Minister, 1701—1794). II, 377.
Macklot, Kamill (Buchhändler in Karlsruhe 1875). IV, 143.
Macklot, Karl Friedrich (Buchhändler das. seit 1757). IV, 11 f. 53. 58. 143.
Maggiore Francesco (maitre de musique). I, 355.
Maigret (Tuchfabrikant zu Aachen). II, 263.
Maillet (Naturforscher). III, 262.
Maimon, Salomon (geb. in Litthauen, Mitte vor. Jahrhunderts). IV, 137.
Malapart (Malapert), Friedr. Wilh. von (hessen-kasselscher und schwedischer Major, 1700—1773). I, 148 f. 345.
Malapart, Frau von. II, 346.
Malesherbes, Chrétien Guill. Lamoignon de (1721—1794). IV, 168.
Mallet, Paul Henri (Geschichtschreiber, 1730—1807). III, 85. 374.
Maltzahn, W. Frhr. v. (zu Weimar). III, 276. 307; IV, 191.
Manskopf, J. . . . IV, 155. 215.
Manso, Joh. Kaspar Friedr. (1759—1826). p. XXIII.
Mantegna, Andreas (Maler, 1431—1506). II, 278.
Manzel (Professor zu Rostock). II, 270.
Marcard, Heinrich Matthias (Arzt, 1747—1817, s. Bd. XXVII. Allg. d. Abs 249). III, 455 f. 458.

Marchand (Theaterunternehmer). III, 266. 363; IV, 27. 158. 160.
Maria Antoinette, Königin von Frankreich. II, 137ff. 369f. 371. 375; IV, 177.
Maria Feodorowna s. Sophie Dorothee.
Maria Louise (zweite Gemahlin des Kaisers Franz I. von Oestreich). p. XXXVIII.
Maria Theresia, Kaiserin. I, 18. 41. 43. 180f. 187. 272. 300. 359. 362f.; II, 370.
Marivaux, Chamblain de (französ. Lustspieldichter, 1688—1763). III, 260.
Mark Aurel, römischer Kaiser. III, 241.
Marmontel, Jean François (1723—1799). II, 283; III, 264; IV, 147. 159.
Marot, Clement (1495—1544). III, 33. 254.
Martini, Christian Leberecht (Lustspieldichter, 1727—1801). III, 265.
Marx, Frau Maria Salomea, geb. Brion (Olivie; Pfarrin zu Diersburg in Baden, geb. etwa 1750 zu Niederrödern im Elsaß). II, 199. 201. 283. 210ff. 408; III, 5. 8f. 11. 23ff. 49. 239f.
Mascov, Joh. Jakob (deutscher Geschichtschreiber, 1698—1765). II, 31. 222. 259.
Masson .... III, 446.
Matthäi, Karl († 1830 in Mecklenburg als Tit.-Legationsrath). II, 340.
Matthisson, Friedr. von (Dichter, 1761—1831). III, 278. 447.
Maupeou, René de (französ. Minister, 1688—1775). II, 375.
Maupertuis, Pierre Louis Moreau de (1698—1759). II, 387; III, 261. 269.
Maximilian I., König von Baiern. II, 402.
Maximilian I., Kaiser. I, 110. 321. 347; III, 75. 318f.
Maximilian II., Kaiser. I, 350.
Maximilian Friedrich (nicht Franz), Graf zu Königseck-Rothenfels, Kurfürst zu Köln (geb. 13. Mai 1708, regiert 1761—1784). I, 175. 178. 185. 187. 192. 357. 367f.; III, 361.
Mayer (Appellationsgerichtsrath zu Frankfurt a. M.). p. XL; IV, 235f.
Meckel, Philipp Friedr. Theodor (Mediziner zu Berlin und Halle, 1714—1774). III, 456.
Meermann, Georg. III, 465; IV, 146.
Megerle s. Abraham a Santa Clara.
Mehler, Wilhelm (Kreisgerichtsrath zu Friedeberg i. d. NM.). p. XLVIII.
Meiners, Christoph (Prof. der Philos. zu Göttingen, 1747—1810). III, 312.
Meinhard, ... II, 284.

Meiningen, Karl August Friedrich Wilhelm (geb. 19. Novbr. 1754), Meiningen, Georg Friedr. Karl (geb. 4. Jan. 1761), Herzoge von, succ. 27. Jan. 1763. IV, 104 f. 149. 184. 224.
Meiningen, Charlotte Amalie, verw. Herzogin von, geb. Prinzessin von Hessen-Philippsthal (geb. 1730, vermählt 1750, Regentin seit 1763). IV, 224.
Meinradus, der heilige. IV, 69 (Z. 1 „jener Erste"). 195.
Meixner, Charitas (Tochter der Folgenden, verehel. Schuler in Worms, 1750—1777). I, 320; II, 244. 246 f. 250 f. 296. 355.
Meixner, Frau Maria Dorothea, geb. Moritz (in Worms, Schwester der Frau Trapp daselbst und der Gebrüder Moritz zu Frankfurt). I 320.
Melber, Georg Adolph (Handelsmann, Goethe's Oheim, 1725—1789). I, 35. 43. 210. 269.
Melber, Frau Johanna Maria, geb. Textor (Goethe's Tante, geb. Febr. 1734, † 1823). I, 31. 35 f. 42. 209. 271. 313.
Melchisedek. I, 124. 329; II, 196.
Meley, Frau G. (Zimmermann's Schwiegermutter, † 27. März 1771). III, 456.
Melzer s. Weyland.
Menage, Gilles (1613—1692). III, 35. 256.
Menander (griech. Komiker). I, 1. 229. 345; II, 318. 335. 393; III, 446.
Mendelssohn, Moses (1729—1786). II, 60. 252. 285. 290. 364 f. 404; III, 151. 182. 407. 429 f. 439 f.
Mendelssohn-Bartholdy, Felix (des Vor. Enkel). Mendelssohn-Bartholdy, Frau, geb. Jeanrenaud. p. XLVII; IV, 170. 239.
Menge, Th. III, 458.
Mengs, Anton Raphael (Maler, 1728—1779). IV, 205.
Menil, du (franz. General). I, 309. 312. 343.
Menzel (preuß. Hofrath). I, 354.
Mercier, Louis Sebastian (1740—1814). III, 260. 262 f. 400.
Merck, Joh. Heinrich (1741—1791). p. XVII f.; I, 292; II, 244. 278. 382 f. 388; III, 57. 66. 88. 94—101. 103. 105 ff. 116—119. 132 f. 156. 243. 254. 258. 273. 285. 287. 289 f. 292—300. 309 f. 312—318. 329. 332. 334. 336. 344—359. 366—370. 374. 377—383. 386. 388. 390 f. 395. 397 f. 402 f. 409 f. 423. 427. 432. 440. 451. 454. 461—464. 466. 468. IV, 56 ff. 92. 144. 153. 172. 175. 179 f. 185 f. 188. 209. 211. 225. 241. 244.
Merck, Frau Louise Franziska, geb. Charbonnier (Gattin des Vorigen). III, 102. 108. 110. 295. 297. 299. 310. 353. 380. 450.
Merck, Henri (der Vorigen Sohn, † 22. Dezbr. 1789 im 15ten Lebensjahre). III, 102. 314. 355.
Merian .... II, 389.

Merian, Matthäus (1593—1650). I, 29. 263; IV, 235.
Merian, von (russischer Staatsrath). p. XXXVII.
Metastasio, Pietro Anton. Dom. Bonaventura (1689—1782). I, 236.
Metz, Joh. Friedr., Dr. med. (1721—1782, in Frankfurt seit 1765). II, 117 ff. 347. 352.
Meuschen, Joh. Gerhard (Generalsuperintendent zu Koburg). I, 260.
Meyer (Kammersekretär zu Hannover, nebst seiner Gattin aufgeführt in der Emser Badeliste des hessen-darmstädtischen Badehauses vom 16. Juli 1774). III, 432 f. 463.
Meyer, B. IV, 242.
Meyer, Joh. Heinr. (Direktor der Zeichenschule zu Weimar, 1759—1832). IV, 193. 197 f.
Meyer (von Knonau). III, 295. 410; IV, 241.
Meyer (von Lindau, Mediziner, pseudon. Waldberg). p. XLIII; II, 133 f. 365. 373; III, 34. 238. 267 f. 284. 286; IV, 151.
Mézières, A. (Prof. a. d. Pariser Akad.). IV, 215.
Michaelis (Verfasser der Apophthegmata 1705). III, 368. 446.
Michaelis, Joh. Benjamin (Dichter, 1746—1772). II, 316; III, 346.
Michaelis, Joh. David (Prof. theol. et orient. zu Göttingen, 1717—1791). I, 331; II, 27. 58. 286. 389.
Mill, John Stuart (Philosoph, 1806—1872). p. XXXIV.
Miller, Joh. Martin (1750—1814). I, 323; III, 402. 463; IV, 179.
Milton. p. XLI; II, 257. 361; III, 126. 182. 373 f.
Mirabaud, M. (Pseudonym v. Holbach). III, 269.
Möhn (Hofrath). III, 355.
Möser, Justus (1720—1794). p. XXXVIII; III, 139 ff. 185. 362. 389. 441 bis 445. 451; IV, 173.
Mohl, R. von (Staatsrechtslehrer, 1799—1875). I, 292 f.
Molière. I, 85. 102. 304. 314; II, 298; III, 260.
Molina, Luis (Spanier, 1540—1600). III, 436.
Monsigny (französ. Komponist, 1729—1817). I, 306.
Montague, Marry Worthly (1690—1762). I, 266.
Montaigne, Michel Eyquem de (1533—1592). III, 33. 375.
Montbrisson, Maria von. IV, 227.
Montesquieu, Charles de (1689—1755). III, 128. 375.
Moors, Friedr. Maximilian (des Folgenden Sohn, Advokat, geb. 24. April 1747, † 19. Febr. 1782). I, 275. 280. 349; II, 250 f. 254; III, 465.
Moors, Joh. Isaak (Schöff und Bürgermeister zu Frankfurt a. M., 1707 bis 1777). I, 275. 280.
Moors, Wilh. Karl Ludwig (des Vorigen Sohn, Stadt- und Gerichts-

schultheiß, geb. 28. August 1749, † 26. Septbr. 1806). II, 250 ff. 293. 295 f. 344.
Moreau (Burgvogt zu Bensberg). III, 169.
Moretti (Feuerwerker). I, 204.
Morgenstern, Joh. Ludwig Ernst (Maler, 1738—1819). I, 361; II, 123. 354; III, 360.
Morgenstern, Karl (Staatsrath u. Prof. zu Dorpat). p. XXI.
Morhof, Daniel Georg (Prof. der Dichtkunst u. d. Geschichte zu Kiel, 1639—1691). II, 24. 222. 253.
Moritz, Heinr. Philipp (Kanzleidirektor, geb. in Worms März 1711, † Mitte Februar 1769 — beerdigt 16. Febr., alt 57 J. 10 M. 27 T. —). I, 107. 317. 320; II, 346. 356.
Moritz, Frau (Gattin des Vorigen). I, 107; II, 346.
Moritz, Joh. Friedr. (Legationsrath, Septbr. 1716 bis März 1771 — beerdigt 5. März, alt 54 J. 5 M. 3 T. —). I, 107 f. 317. 320; II, 345 f.; III, 177. 435. 464; IV, 286.
Moritz, Frau Katharina Sibylla, geb. Schöll (Gattin des Vorigen). IV, 237.
Moritz, Joh Kaspar (jüngster — dritter — Sohn der beiden Vorigen, Pathe von Goethe's Vater, 1793 Regierungs- und Etatsrath zu Glückstadt, dann Kanzler in Schleswig, † 1821). IV, 237.
Moritz, Maria Anna Louisa Elisabetha (zweite Schwester des Vorigen, 1813 Wittwe). IV, 237.
Moritz, Karl Philipp (Professor zu Berlin, 1757—1793). p. XXXV; IV, 137.
Morus, Samuel Friedr. Nathanael (Leipziger Professor, 1736—1792). II, 27. 40 f. 267 f. 287. 333. 339.
Moscherosch, Joh. Michael (1601—1669). III, 258.
Mosen, Julius (Dichter, 1803—1867). III, 437.
Moser, Friedr. Karl von (1723—1798). I, 72 f. 131. 202 f. 204. 300. 356; II, 60. 289. 345 ff.; III, 64. 252. 297 f. 306. (Frau und Schwester. 307). 368. 444 f.; IV, 58. 183. 237.
Moser, Johann Jakob (der Staatsrechtslehrer, Vater des Vorigen, 1701 bis 1785). I, 293; II, 289; III, 252.
Moses. I, 331; III, 62. 303.
Mosheim, Joh. Lorenz (der Kanzelredner, 1693—1755). II, 288. 296; III, 249.
Mozart. I, 350.
Müller, Anna Dorothea (Frankfurter Hebamme, geb. 1683, beerdigt 9. Juli 1758). I, 7. 292.
Müller (Goethe's Frankfurter Freund). I, 343; II, 290 f. 344.

Müller (Dr. med., Frankfurter Arzt). II, 348.
Müller, Friedrich (genannt Maler Müller, Dichter, 1750–1825). II, 402; III, 284. 395; IV, 181. 206.
Müller, Johannes (der Bonner und Berliner Physiolog, 1801–1858). p. XXXIV.
Müller, Joh. Gottwerth (Verfasser komischer und das Geniewesen verspottender Romane, 1744–1828). III, 258.
Müller, Johannes von (der schweizer Historiker, 1752–1809). p. XI; I, 354.
Müller, Max (Professor zu Oxford, Sohn Wilhelm M.'s und Urenkel Basedow's, geb. 1823). III, 414.
Müller, Otto (neuerer Romandichter). III, 287.
Müller, Wilhelm (der Dessauer Dichter, 1794–1827). III, 437.
Müller von Esch, Benedikt Maria (Abt des Klosters Maria-Einsiedeln, geb. 1724, erwählt 11. August 1773). III, 413.
Müller, Theod. Adam Heinr. Friedrich von (Kanzler zu Weimar, 1779 bis 1849). IV, 237.
Müllner, Amad. Gottfr. Adolph (Dichter zu Weißenfels, 1774–1829). III, 255.
Münch (Kaufmann in Frankfurt a. M.), nebst Frau, geb. Le Cerf. III, 288.
Münch, Susanna Magdalene geb. 11. Jan. 1753). } (d. Vorig. Töchter). { III, 201. 204. 424. 467.
Münch, Anna Sibylle (geb. 1758). } (d. Vorig. Töchter). { II, 248; III, 288. 424. 467.
Mund, Joh. Samuel (Maler). I, 321.
Muntzer (Zimmermeister in Frankfurt a. M.). I, 239.
Muralt, Jungfer. IV, 191.
Murr, Christoph Gottl. von (1733–1811). II, 323.
Musäus, Joh. Karl August (Prof. zu Weimar, 1735–1787). IV, 100. 178. 220.
Mylius, Christlob (1722–1754). I, 333.

Näke, Aug. Ferd. (Prof. zu Bonn, 1788–1838). II, 409.
Nahl, Joh. Augustin (Bildhauer, 1710–1781). III, 361.
Napoleon I. II, 339. 399; III, 259. 327. 404; IV, 168. 223.
Neander, Michael (Rektor zu Ilfeld, 16tes Jahrh.; s. Goedeke, I. 113). III, 418.
Needham, John Turberville (Naturforscher, 1713–1781). III, 270 f.
Neefe, Christian Gottlob (Musiker, 1748–1798). IV, 159.
Neer, Aart van der (Maler, 1613–1683). III, 360.
Nees von Esenbeck, Christian Gottfr. (Naturforscher, 1776–1858). IV, 207.
Neißer, Friedr. Wilh. (Herrnhuter aus Mähren, † 1777 zu Barby). II, 346.
Nemeitz, Joachim Christoph († 8. Juni 1753). I, 23.
Nesemann (am Philanthropin zu Marschlins). III, 460.

Nettesheim, Heinrich Kornelius Agrippa von (1487–1535). I, 190. 346; II, 349.
Neuber, Frau Karoline, geb. Weißenborn (Schauspielerin und Direktrice, 1700—1763). I, 281; III, 362.
Neuhof, Theodor von, König von Korsika (1686—1756). I, 259.
Neukirch, Benjamin (1665—1729). I, 30. 73. 263. 293.
Newton, Isaak (1642—1727). III, 350.
Nicolai, Christoph Friedr. (1733—1811). I, 293; II, 55. 283. 286. 290. 320. 340; III, 134f. 294. 304. 306. 312. 358. 383. 385. 409. 410. 413. 449f. 468; IV, 172. 188. 242.
Nicolovius, Ludwig (preuß. Geheimer Oberregierungs- und Staatsrath 1767—1839). p. XIV; III, 306.
Nicolovius, Louise, geb. Schlosser (des Vorigen Gattin, Goethe's Nichte, geb. zu Emmendingen 28. Oktbr. 1774, † zu Berlin 28. Septbr. 1811). II, 243; IV, 186.
Nicolovius, Alfred (Professor zu Bonn, geb. 1806). III, 426.
Niebuhr, Barth. Georg (der Geschichtschreiber, 1776—1831). p. XIII sq. XXXV; III, 300. 306.
Niebuhr, Karstens (der Reisende, 1733—1815). I, 327; II, 58. 286.
Nil, v. d. III, 418.
Noailles, Philipp Graf von (Generallieutenant, französ. Bevollmächtigter zum Empfang der Dauphine 1770, seine Gemahlin deren erste Oberhofmeisterin). II, 369f.
Nothnagel, Joh. Andreas Benjamin (Maler und Radirer, 1729—1804). I, 82. 144f. 301. 342; III, 110. 349.
Nuhß, von (Fähnrich, † 1769). II, 356.

Oberlin, Jeremias Jakob (Prof. der Philos. zu Straßburg, 1735—1806). II, 380; III, 30. 253. 281. 283. 286.
Obermann, Johann Wilh. (Leipziger Kaufmann). II, 335. 339.
Ochsenstein, Heinr. Christoph von (fürstl. Isenburg. Geheimerath, 1715 bis 1773). I, 8. 233.
Ochsenstein, Heinr. Wilh. von (Senator, 1702—1751). I, 8. 233.
Ochsenstein, Joh. Christoph von (Frankfurter Stadt- und Gerichtsschultheiß, 1674—1747). I, 8. 233. 269.
Ochsenstein, Joh. Sebastian von (Advokat, 1700—1756). I, 8f. 70. 233. 288.
Oeser, Adam Friedrich (Direktor der Zeichenakademie zu Leipzig, 1717 bis 1799). II, 89—94. 104. 106f. 279. 282. 292. 313ff. 371. 378; III, 51. 53. 267. 272.
Oeser, Friederike Elisabeth (1748—1829). II, 292. 299. 310. 313. 322. 333. 336f. 356; III, 330; IV, 218.

Oken, Laurentius (der Naturphilosoph, 1779—1851). I, 282; II, 353; III, 411.
Olderogge, Heinr. Wilh. von (aus Riga, geb. 1744, studirte Ostern 1765 bis 1768 zu Leipzig, vermählt mit Anna Dorothea Tiedemann aus Mitau, † Oktbr. 1792). II, 278. 343.
Olderogge, Joh. Georg von (des Vorigen Bruder, geb. etwa 1743, studirte Ostern 1764—1768 zu Leipzig, starb als pensionirter französ. Offizier unbeerbt in Polen). II, 278. 343.
Olenschlager, Joh. Daniel von (Dr. juris, Schöff und Bürgermeister, 1711—1778). I, 101. 146f. 151. 278. 287. 342ff. 351; II, 252. 256; III, 288.
Olenschlager, Joh. Nikolaus von (Sohn des Vorigen, Schöff, 1751 bis 1820). I, 147. 344; II, 250.
Opitz, Martin (1597—1639). II, 273. 285. 293; IV, 173f. 238.
Orth, Joh. Philipp (Dr. jur., 1698—1783). I, 70. 146. 287. 343; III, 289.
d'Orville, Jakob Philipp (Aeltester der französ. Gemeinde). IV, 158.
d'Orville, Johann Noë (Vater der Frau Schönemann, Lilli's Großvater, 1689—1770). IV. 147.
d'Orville, Peter Friedrich. p. XVIII; IV, 26. 32f. 158. 163ff. 170. 211.
d'Orville, Frau Elisabeth Henriette, geb. Schübler. IV, 32. 158.
d'Orville, Susanne Elisabeth s. Schönemann.
Osenbrüggen (neuerer schweizer Schriftsteller). IV, 197.
Ossunna, Don Pedro Tellez y Giron, Herzog von (1579—1624). I, 81. 214. 302; IV, 236.
Ostade, Adrian von (Maler, 1610—1685). II, 100. 325; IV, 239.
Otho, Marcus Salvius, römischer Kaiser (32—69). III, 129. 376f.
Otto, Eberhard (Professor d. Jurispr. zu Duisburg, zuletzt Syndikus zu Bremen, 1685—1756). II, 31. 260.
Ottilie (die Heilige, sagenhafte Herzogstochter des 7ten und 8ten Jahrh., Aebtissin zu Hohenburg). III, 48. 279.
Ovid (Ovidius Naso, der Dichter). I, 30. 99; II, 129. 183f. 393; III, 392; IV, 238.
Oxenford, John, Esq. IV, 233.

Paganini, Nicolo (der Violin-Virtuose, 1784—1840). IV, 223.
Paldamus, Friedrich, Dr. philos. (Gymnasialdirektor zu Frankfurt a. M.). III, 405.
Palissot de Montenoy, Charles (geb. 3. März 1730). I, 88. 306f.; III, 260f.

Paoli, Pascal (Präsident der Republik Korsika, 1726—1807). II, 376; IV, 41. 168.

Pappenheim, Friedr. Ferdinand, Graf zu (ältester Reichserbmarschall, geb. 5. Septbr. 1702). I, 168. 178f. 185. 189f. 351. 355. 358f. 362.

Paracelsus, Philippus Aureolus Theophrastus P. von Hohenheim (geb. 1493 zu Einsiedeln i. d. Schweiz, † 1541) II, 119. 348. 351f.; III, 198. 446; IV, 194.

Pasor, Georg (1570—1637). I, 29. 262.

Passavant, Jakob Ludwig (Konsistorialrath zu Frankfurt, geb. 1751). p. XVI; II, 250; III, 465; IV, 66. 78. 108. 158. 170. 192. 194. 201ff. 238.

Passavant, Joh. Karl (der ältere — vergl. „Ein christliches Charakterbild" in den Neujahrsblättern des Frankfurter Vereins). III, 465.

Paul I., Kaiser von Rußland. III, 413.

Paulsen . . . . II, 340.

Paulus, Heinr. Eberh. Gottlob (Theologe, 1761—1851). IV, 134.

Pecht (Maler). IV, 183.

Peglow (aus Riga, Dr. med., russischer Stabschirurgus). II, 175. 178. 198. 368. 384f. 389. 404; III, 284.

Pelagius (Morgan, geb. in England, † 417). III, 178. 456.

Pergolese, Giov. Battista (Kirchen- und Opernkomponist, 1710—1736). I, 342.

Perrault, Charles (1628—1703). III, 257.

Perthes, Friedr. Chr. (Buchhändler in Gotha, 1772—1843). p. XV.

Pestalozzi, Joh. Heinrich (1746—1827). III, 463; IV, 161.

Peter (im Baumgarten, Hirtenknabe). IV, 201.

Peter Friedrich Wilhelm, Prinz von Holstein-Gottorp (geb. 3. Jan. 1754). II, 173. 175. 382. 386.

Petersen, Georg Wilhelm (Hofprediger zu Darmstadt, 1741—1816). III, 59. 297; IV, 172. 244.

Petrarca. p. XVII; IV, 9. 140f.

Petri (Herausgeber Hamann'scher Schriften). III, 308.

Petri, (eigentlich Peters), Friedrich (Prediger zu Braunschweig; † Goedeke, I. S. 112). III, 240.

Pettmann (Dr. med. und Phys. prim. zu Frankfurt, 1726—1799). II, 348.

Pfaff, Christian Heinrich (Prof. der Med. zu Kiel, 1772—1852). p. XV.

Pfaff, Heinrich Wilh. (hessen-darmstädt. Kriegszahlmeister zu Gießen, geb. 1738, gab 1791 ein Forstbuch heraus). III, 345. 351.

Pfeffel, Konrad (der Fabeldichter, 1736—1809). II, 374; III, 203. 405.

Pfeiffer, Wilh. Viktor Christoph (Pseud. Freimund Pf., Dr. phil. 1809—1841). II, 370f.; III, 244. 277.

Pfeil . . . . (in Frankfurt a. M.). I, 110f. 328; II, 17. 246.

Pfeil, Joh. Gebhard (Pfarrer, † zu Berlin 1777 [Koberstein, 5. A., S. 89, Note 29]). p. XXIII; II. 280. 295.
Pfeil, Joh. Gottlieb Benjamin (Dr. juris, Justizamtmann zu Rammelburg im Mansfeldschen, 1732—1800). II, 52f. 65. 280f. 282. 294f.
Pfenninger, Joh. Konrad (Helfer in Zürich, 1747—1792). III, 406f. 409; IV, 135. 137. 192. 205.
Philipp („der lahme Ph." in Sessenheim). III, 247.
Philippi, Joh. Ernst (Prof. der Beredsamkeit zu Halle): II, 270.
Piazetta (Piazzetta), Giovanni Battista (Venetian. Maler). I, 108. 216. 321.
Pietsch, Ludwig (neuerer Berliner Kritiker). III, 341.
Pindar. III, 323. 337.
Piranesi, Giambattista (Römischer Maler, 1707—1778). I, 11. 236.
Pirkheimer, Wilibald (Rathsherr zu Nürnberg, 1470—1530). IV, 45f. 122f. 169.
Piron, Alexis (Lustspieldichter, 1689—1773). I, 99. 314; III, 260.
Pitaval, François Gayot de (1673—1743). IV, 236.
Planta, Martin von (1727—1772). III, 460.
Platen, August Graf (der Dichter). IV, 171.
Plato. II, 9. 240. 277. 348f. 365. 388; III, 337; IV, 233.
Platz, Wilhelm (Prof. der Pathol. zu Leipzig). II, 258.
Plautus (der römische Lustspieldichter). II, 318; III, 146. 391. 393. 462.
Plinius (der jüngere). I, 346.
Plitt, Joh. Jakob (Konsistorialrath und Senior Ministerii zu Frankfurt, seit 1762 Sonntagsprediger bei den Barfüßern, 1727—1773). I, 134. 336. 367; II, 304.
Plotho, Erich Christoph Frhr. von (preuß. Gesandter zu Regensburg und Frankfurt a. M.). I, 169f. 193. 353f. 364; IV, 237.
Plotinos (der Neuplatoniker, geb. 205). II, 348; IV, 223.
Plutarch. I, 345; III, 376.
Podewils, Otto Christoph Graf (preuß. Gesandtschaftsmarschall, † 1781). I, 353.
Poisson, Raimond..... III, 362.
Pomey, Franz († 1673). I, 99. 314; II, 82. 308.
Poniatowsky, Stanislas Graf (1677—1762). III, 38.
Pontius Pilatus. III, 437; IV, 83. 205.
Pontoppidan, Erich (Prokanzler und Prof. der Theologie zu Kopenhagen, † 20. Dezbr. 1764). I, 258; III, 392.
Pope, Alex. (Dichter, 1688—1744). p. XLI; II, 23. 51. 56. 252. 277. 291.
Porphyrios (Neuplatoniker, 233—305). II, 348f.
Pregaspes. IV, 179.

Prior, Matthias (Dichter, 1664–1721). III, 373.
Pröhle, Heinrich (Schriftsteller). II, 293; III, 355. 451.
Proklos (Neuplatoniker, 412–485). II, 348.
Prutz, Rob. Eduard (Dichter, 1816–21. Juni 1872). IV, 230.
Puchta, Georg Friedr. (Prof. der Rechte, 1798–1846). IV, 167.
Pückler, Fürst von (1785–1871). IV, 190.
Pütter, Joh. Stephan (Professor zu Göttingen, 1725–1807). II, 60. 2[illegible]f; III, 320ff.
Pufendorf, Samuel, Frhr. von (brandenburg. Historiograph, 1632–1694). III, 336.
Pylades (Pseudonym). I, 45. 153ff. 173ff. 182ff. 192ff. 274f. 349; II, 5.
Pythagoras. II, 348; III, 417.

Quadt, Freiherr von (Feldmarschall, aus dem Klevischen, nebst Bruder, Obrist von Quadt vom fürstlich Baden-Badischen Regiment, im Juli 1774 in Ems). III, 416.
Quétard .... IV, 160.
Quintilian. p. XXXIX; III, 88. 337.

Raab, Johannes (Oberst-Richter zu Frankfurt). I, 366f.
Rabelais. III, 33.
Rabener, Gottlieb Wilhelm (1714–1771). II, 45f. 269–272. 278. 324; III, 68. 115. 364.
Rachel, Joachim (Rachelius, Dichter, 1618–1669). II, 285.
Racine. I, 85. 101f. 294. 315f.; II, 293; III, 269.
Rafael Sanzio. I, 137f. 140. 325. 369; III, 360; IV, 205.
Rahel Levin s. Varnhagen.
Rambach, Joh. Jakob (pietist. Theologe, 1693–1735). I, 336; II, 348.
Rambert, Eugen (Prof. zu Zürich, Verf. der „Alpes Suisses" 1871). IV, 244.
Ramler, Karl Wilhelm (1725–1798). II, 53f. 62f. 92. 282. 285. 308; III, 183. 403. 440; IV, 50. 170.
Ramond, Louis François Elisabeth Baron von Carbonnières (Verfasser des Drama „La guerre d'Alsace", Naturforscher, † 1827). III, 285.
Ranke (der noch lebende Geschichtschreiber, geb. 1795). p. XXXIX.
Raspe, Rudolph Erich (Dichter, 1767–1775 Professor zu Kassel, 1737 bis 1794). III, 312. 345. 347. 361. 387f.
Rathsamhausen, von (Präsident). III, 285.
Rathsamhausen, Fräulein von (spätere Frau von Haak). III, 285.
Rauzzini, Venanzio (Komponist, 1747–1818). IV, 234.
Rebekka. I, 128. 330.

Reblich, Dr. Karl Christian (Schuldirektor zu Hamburg). III, 387; IV, 236.
Régemorte (franz. Ingenieur). II, 397.
Regis .... II, 340. 343.
Regnard, Jean François (Lustspieldichter, 1655—1709). II, 316.
Rehberg, Marie von, geb. Höpfner (Gattin des Geh. Kabinetsraths von R. zu Hannover). III, 346.
Reibaz (Schweizer). III, 285.
Reibold, von (kurpfälz. zweiter Wahlbotschafter). I, 351.
Reich, Phil. Erasmus (Buchhändler zu Leipzig, 1717—1787). II, 337; III, 311f.; IV, 187.
Reichard, Heinr. Aug. Ottokar (Bibliothekar zu Gotha, 1751—1828). III, 266. 269. 274; IV, 217.
Reichardt, Johann Friedrich (Komponist, 1752—1814). IV, 163.
Reichel, Georg Christian (Prof. d. Med. zu Leipzig, 1717—1771). II, 104. 108. 329.
Reineck, Adalbert von (1749—1822). I, 344f.; II, 250.
Reineck, Friedrich Ludwig von (sächsischer Geh. Kriegsrath, 1707—1775). I, 147ff. 151. 285. 313. 344f.
Reinhard, Frau, geb. Sieveking (in Hamburg). III, 248.
Reinhard, Graf von Hanau s. Johann Reinhard.
Reinhard, Karl Friedrich Graf von (französ. Gesandter, 1761—1837). II, 379; IV, 234.
Reinhard, Peter (Konrektor, 1685—8. Mai 1762). I, 279.
Reiske, Joh. Jakob (Prof. d. Arabischen zu Leipzig, 1716—1774). I, 327.
Reißeisen (Prof. der Jurispr. zu Straßburg). II, 367.
Rembrandt. I, 24. 255; III, 360; IV, 188.
Renan, Ernest. IV, 139.
Rengger, Albrecht (Sohn des Berner Pfarrers Rengger, eines Freundes von Zimmermann, Herausgeber der Briefe des Letztren an Pfarrer Rengger und an Rathsherrn Schmid zu Brugg). III, 453f. 456f.; IV, 196.
Renner s. Hugo von Trimberg.
Resen, Peter (Resenius, 1625—1688). III, 85. 333.
Reuß, Joh. Aug. von (Professor und Staatsrath zu Stuttgart, 1751—1821). III, 322.
Reutern, Magnus Giesebrecht von (Esthländer, studirt 1767 in Leipzig, 1808 zu Afer in Esthland, † vor 1822). II, 279. 385; III, 284. 299.
Rhost, Eisenhard von ..... I, 272.
Richardson, Samuel (Romanschriftsteller, 1689—1761). II, 15. 344. 404; III, 114. 238.
Richelieu (der große Kardinal). I, 316.

Richelieu, Louis François Armand Duplessis, Herzog von (Marschall, 1696—1788). III, 268.
Richelot .... IV, 233.
Richter, Jean Paul Friedrich. II, 271; III, 314; IV, 233.
Richter, Johann Thomas (Kammerrath zu Leipzig und Besitzer des Zacharias Richter'schen Gemäldekabinets und Gartens, 1725—1773). II, 95. 262. 321; IV, 239.
Riebel, Friedr. Justus (Professor der Philos. zu Erfurt, 1742—1785). IV, 207.
Riebel, Johann Anton (Inspektor der Gemäldegalerie zu Dresden, 1733 bis 1816). II, 100. 325.
Riemer, Friedr. Wilh. (Oberbibliothekar zu Weimar, 1774—1845). p. XII. XV; II, 393; III, 224 ff. 233. 373. 436. 445; IV, 131. 138.
Riese, Johann Jakob (Kastenschreiber, 1746—1827). p. XVI; I, 349; II, 249 f.; III, 56. 236. 288. 465.
Ring, F. D. .... III, 251.
Rist, Johann (Dichter, 1607—1667). III, 447. 461.
Ristelhuber, P. .... II, 220, 400. 407; III, 209. 278. 280.
Robinson, Henry Crabb (Barrister zu London, 1775—1867). p. XLI. XLV; IV, 240.
Rochester, John Wilmot of (Dichter, 1647—1680). III, 126. 374 f.
Rochlitz, Friedrich (Musikschriftsteller, 1769—1842). II, 332.
Rodigast, Samuel Christoph (Doktor, zu Dresden). II, 270.
Röder, Baron von (Oberjägermeister zu Dillenburg, in Ems vom 15. Juli bis 6. August 1774). III, 416.
Röderer, Joh. Gottfried (Pfarrer, 1749—1815). III, 210. 276. 285. 289. 398 f. 408. 448; IV, 161. 194. 201. 239.
Römer, von (in Darmstadt 1764). II, 237.
Röntgen, David (Ebenist und Kunsttischler in Neuwied, Herrnhuter, 1745 bis 1807). III, 421.
Rohan, Louis René Eduard Fürst (Kardinal und Bischof von Straßburg, Neffe des Folgenden, 1734—1803). II, 397.
Rohan-Soubise, Fürst (Kardinal und Bischof von Straßburg). II, 186. 369 f. 397. 407.
Rohan-Soubise, Charles de R. Prinz v. S. (Marschall, 1715—1787). I, 90. 309. 324.
Roland, Manon Jeanne, geb. Phlipon (Gattin des Ministers R., 1754—1793). III, 374.
Romanus, Karl Franz (Lustspieldichter, 1731—1787). III, 362.
Roques (Hofrath zu Neuwied). III, 420.
Rosenkranz, Karl (Professor zu Königsberg, geb. 1805). II, 265; III, 265. 304. 308. 394.

Rost, Johann Christoph (Obersteuersekretär zu Dresden, 1717—1765). I, 334; II, 84. 309; III, 346; IV, 239.
Roth (Professor zu Basel). III, 280
Roth, Karl Joh. Friedr. (Konsistorial-Präsident zu München, 1780—1852). III, 294. 308. 363.
Rousseau, Jean Jaques. p. XXXV sq.; I, 85. 256f. 306f. 357; II, 50. 108. 276. 336. 387; III, 39. 41. 105. 148. 249. 260f. 264. 269f. 305. 341. 357f. 399. 402f. 414. 444; IV, 146. 181. 190. 206. 209. 236. 243.
Roussillon, Fräulein von (Urania, Hofdame in Darmstadt, † 1773). III, 298f. 315f. 323.
Rubens, Peter Paul (1577—1640). III, 165. 427; IV, 205.
Rudloff (reichsrechtlicher Schriftsteller). III, 319—322.
Rudolph von Habsburg, Kaiser. I, 16.
Rül (Hofrath). III, 324.
Runckel, Karl Ambrosius (Stadtstallmeister zu Frankfurt a. M.). I, 338.
Runckel, Lisette (des Vorigen Schwester). II, 344; III, 288.

Sachs, Hans (Schuhmacher und Poet, 1494—1576). III, 179. 300. 327. 437; IV, 50. 170. 172. 174.
Sachtleben s. Saftleven.
Sadoleto, Jacopo. IV, 141.
Saftleven, Hermann (niederländ. Maler, 1609—1685). I, 24. 208. 255. 285.
Sailer, Joh. Michael (Bischof zu Regensburg, 1751—1832). II, 361.
Salis, Karl Ulysses v. (hist. u. poet. Schriftsteller, 1728—1800). III, 199. 460.
Salles, Marquis de (französ. Kommandant von Frankfurt a. M. im siebenjähr. Kriege). I, 339.
Salomo (gen. der Weise). IV, 138f. 164. 225.
Salzmann, Friedrich Rudolph (Lic. der Rechte, Vetter des Aktuars S., geb. 1749). III, 285. 417.
Salzmann, Johann Daniel (Aktuar zu Straßburg, 1722—August 1812). p. XVI. XLIII; II, 134. 140—146. 365ff. 385. 395; III, 31. 34. 236ff. 246f. 249—251. 267. 276. 281. 285f. 289. 306. 317f. 350. 366ff. 391. 395ff. 417; IV, 184. 187.
Salzmann, Christian Gotthilf (Stifter der Erziehungsanstalt in Schnepfenthal 1784, † 1811). III, 414.
Sammet, Joh. Gottfr. (Dr. jur. u. Dozent zu Leipzig seit 1746, geb. 1719, lebte noch 1787). II, 260.
Sandvoß (Sekretär bei der deutschen Botschaft zu Rom). III, 458.
Sannazaro, Jacopo (italiän. Dichter, 1458—1530). III, 157. 411.
Sara. I, 124. 127. 130. 330.
Sauveur (Tanzmeister zu Straßburg). II, 162ff. 380; III, 285.

Savigny (der Jurist). p. XIV; IV, 167.
Scaliger, Julius Cäsar (Gelehrter, 1484—1558). IV, 223.
Schäfer, J. W. (der Biograph Goethe's). III, 245. 292 f. 316.
Schäl, David Benjamin (Frankfurter Lokaldichter 1764). I, 334.
Schalken, Gottfried (niederländ. Maler, 1643—1706). II, 101. 325.
Scharff, Johann Philipp (Gasthalter). I, 349. 355.
Schelling, Joseph von (der Philosoph). p. XII. XIX; I, 331; III, 241 411.
Schelling, Frau Pauline, geb. Gotter (des Vorigen Gattin zweiter Ehe seit 1812, † 1854). III, 327.
Schenk, Jan und Leonhard (Kartenstecher in d. 1. Hälfte vor. Jahrh.). I, 71.
Scherbius, Johann Jakob Gottlieb (Frankfurter Lehrer). I, 272. 275. 322.
Scherer, Wilhelm (Prof. zu Straßburg). III, 251. 253. 266. 361. 423. 467; IV, 148. 185. 240. 243.
Scherr, Johannes (Schriftsteller, geb. 1817). p. XXX; II, 351; III, 438.
Scherz, Johann Georg (Prof. zu Straßburg, 1678—1754). III, 253.
Scheube, H. III, 252. 255. 356. 413; IV, 175.
Scheuchzer, Jakob (schweizer Schriftsteller, 1672—etwa 1710). IV, 196.
Schick (Herrnhuter). II, 346; III, 435.
Schiebeler, Daniel (Dichter, 1741—1771). II, 105. 227. 288. 310. 317 f. 332.
Schiller. p. XIV. XXVI. XXXIII. XXXIX; I, 302. 314. 337; II, 238 f. 264. 289. 292. 311. 321 f. 330. 335. 381. 396; III, 241. 265. 275. 286. 304. 313. 328 f. 331. 352. 355. 362 f. 371. 405. 459; IV, 133. 171 f. 175. 197. 200. 207. 227. 244.
Schilter, Johannes (Straßburger Professor, 1632—1705). III, 253.
Schinz (Kaufmann und Obervogt in Zürich). IV, 187.
Schirach . . . . . III, 349.
Schirmer, Johann Michael (Frankfurter Schreiblehrer). I, 278.
Schlag (Hauswirth in Straßburg). II, 364.
Schlegel, August Wilhelm von. III, 238. 272. 276 f. 437.
Schlegel, Dorothea, geb. Mendelssohn (Friedrich Schlegel's Gattin). p. XXXV; II, 379.
Schlegel, Joh. Adolph (Dichter, 1721—1793). I, 294. 334 f. II, 271. 288. 292. 298. 306.
Schlegel, Joh. Elias (Dichter, 1718—1749). I, 133. 147. 220. 334. 344. II, 55. 255. 284. 291. 309. 316.
Schleiermacher. III, 426.
Schleinitz, Freiherr von (Kammergerichts-Präsident zu Berlin). III, 326.
Schletterer, H. M. (Musikdirector). IV, 216. 220.

Schlicht, Georg Sigismund (Frankfurter Chirurgus und Stadt-Accoucheur, 1710—1754). I, 7. 232.

Schlözer, August Ludwig (der Geschichtschreiber, 1735—1809). III, 285. 331. 348.

Schlosser, Friedrich Christoph (der Heidelberger Geschichtschreiber, 1776 bis 1860). II, 287; III, 403 f. 414; IV, 168. 243.

Schlosser, Hieronymus Peter (Schöff, † 1797). I, 151. 250 f. 346; II, 252. 308; III, 56. 287 ff. 415. 423. 465.

Schlosser, Johann Georg (Goethe's Schwager, des Vorigen Bruder, 1739—1799). I, 151. 346; II, 50—53. 109. 122. 252. 276 f. 281. 356; III, 56 f. 94—100. 112. 133. 287 ff. 296. 310 f. 337. 344. 347 ff. 357. 361 f. 377. 395. 403. 406. 423 f.; IV, 59 ff. 161. 164. 185 f. 242 f.

Schlosser, Johanna s. Fahlmer.

Schlosser, Louise (Goethe's Nichte) s. Nicolovius.

Schmehling (Schmähling), Gertrud Elisabeth (Sängerin, verehel. Mara, geb. 23. Febr 1749 zu Kassel, seit Ostern 1766 in Leipzig, † zu Reval 1833). II, 318.

Schmid (Rathsherr zu Brugg in der Schweiz). III, 453. 455 f.

Schmid, Christian Heinrich (Dr. jur. u. Prof. zu Gießen, 1746—1800). II, 309 f.; III, 95 ff. 301. 313. 325. 346 f. 349 ff. 362. 370. 441.

Schmid, Sebastian (Prof. u. Dr. der Theol. zu Straßburg, 1617—1696). III, 60. 301.

Schmidt .... (Geh. Regierungsrath zu Weimar, 2te Hälfte vor. Jahrh.). III, 269.

Schmidt, Erich (Dozent zu Würzburg). III, 284. 298 f. 341. 344. 399 ff.

Schmidt, Julian (der Berliner Kritiker u. Literarhistoriker, geb. 1818). p. XXXII. XLVIII; III, 297. 308. 372. 438; IV, 202. 240.

Schmidt, Klamer Eberhard Karl (Dichter, 1746—1824). II, 381.

Schmidt, Nikolaus (Forstmeister zu Frankfurt a. M.; s. Jügel's „Puppenhaus"). II, 250.

Schmieder, Christian Gottlieb (Buchhändler in Karlsruhe). IV, 143.

Schmoll, Georg Friedr. (Maler). p. XXV; III, 163. 227. 410. 412. 415 f. 421 f.

Schnabel, Ludwig (Pseudonym: Gisander, Kammersekretär zu Stolberg, Verfasser der 1731—1743 gedruckten „Insel Felsenburg"). I, 30. 264.

Schneider, Benjamin (Dr. jur., Advokat). I, 281 f.

Schneider, Johann Kaspar (baierischer Agent, der „Rath" Sch.). I, 65. 74. 111. 134. 194—199. 281 f. 365; II, 174; III, 464.

Schnorr von Carolsfeld, Dr. Franz (Sekretär der kgl. öffentl. Bibliothek zu Dresden). III, 258.

Schöll, Dr. Adolph (Geh. Hofrath und Direktor der Kunstanstalten zu Weimar, geb. 1805). p. XXII. XLVIII; II, 371 ff. 391; III, 235. 249. 274. 287. 337. 432; IV, 147. 180. 186. 225 ff.

Schöll, Christian Gottlieb (nassau-saarbrückischer Regierungsrath, † 1774). II, 400. 406. 412; III, 246. 284.

Schöll, Frau Elisabeth Katharina, geb. Wieland (des Vorigen Gattin, Halbschwester von Goethe's Freund Wieland, 20. Febr. 1744—26. März 1789, hinterließ Tochter und Sohn). II, 400 f. 406; III, 284.

Schöll, Maximilian Samson Friedrich (d. Vor. Sohn, diplomat. Schriftsteller und preuß. Geh. Oberregierungsrath, 1766—1833). p. XIV; II, 401.

Schön, Martin (Schöngauer, Kolmarer Maler des 15ten Jahrh.). IV, 70. 195.

Schönaich, Christoph Otto Freiherr von (Gottschedianer, Dichter, 1725 bis 1807). I, 295; II, 284. 309.

Schönberger, Lorenz (Landschaftsmaler, 1770—1840). II, 331.

Schönborn, Gottlob Friedr. Ernst (Klopstockianer, Dichter, dänischer Konsulatssekretär in Algier, 1737—1817). III, 274. 311. 387. 412. 461. 407 f.; IV, 144.

Schöneck, Johann David (Frankfurter Klavierlehrer 1762). I, 321.

Schönemann, Johann Wolfgang (Handelsmann in Frankfurt a. M., Lilli's Vater, 1717—1763). IV, 147.

Schönemann, Frau Susanne Elisabeth, geb. d'Orville (Lilli's Mutter, des Vorigen Gattin seit März 1749, 1722—1782). IV, 15. 28. 37. 147. 155—158. 165. 213 f.

Schönemann, Anna Elisabeth (Lilli) s. Türckheim.

Schönemann, Friedrich (Lilli's zweiter Bruder, geb. 28. Oktbr. 1750). IV, 155 f. 213.

Schönemann, Georg (Lilli's ältester Bruder, einige Jahre bis 1784 Inhaber des Schönemann'schen Geschäfts). IV, 31. 155 f. 213.

Schönkopf, Adam Peter (geb. 1756, † in Batavia). II, 385 f.

Schönkopf, Anna Katharina, verehel. Kanne (Annette, Käthchen, 22. Aug. 1746—20. Mai 1810). p. XLIII; II, 53. 61 f. 65 ff. 249. 272. 281 f. 293 ff. 337 f. 347. 355 f. 363. 371; III, 71. 314 f.

Schönkopf, Christian Gottlob (Weinhändler in Leipzig, 1716—1791). II, 50. 84. 277 f. 280 f. 282. 297. 309. 332. 345. 358. 342.

Schönkopf, Katharina Sibylla, geb. Hauk (Gattin des Vorigen, Frankfurterin, 1714—1790). II, 50. 277.

Schöpflin, Johann Daniel (Professor zu Straßburg, 1694—7 Aug. 1771). II, 403; III, 28 ff. 251 ff.

Schöpflin, Sophie Elisabeth (des Vorigen Schwester, † nach 1771). III, 252.

Schott, Aug. Friedr. (Prof. der jur. Alterthümer zu Leipzig, geb. Dresden 11. April 1744, Dozent seit 1765 und noch 1787). II, 260.

Schraber, Dr. med. (reuß-ebersdorfscher Leibarzt in Frankfurt a. M.). II, 238.
Schrautenbach-Lindheim, Ludwig Karl Balthasar Freiherr von (Herrnhuter, Diplomat, auf Lindheim in der Wetterau, † 1783). III, 351. 454; IV, 264, Note.
Schreiber, A. III, 437.
Schröder, Friedrich Ludwig (Schauspieler und Lustspieldichter, 1744 bis 1816). III, 114. 364.
Schröter, Korona Elisabeth Wilhelmine (Sängerin, 1751—1802). II, 318; IV, 147.
Schubart, Christian Friedr. Daniel (Dichter, 1743—1791). III, 329. 402. 437; IV, 204.
Schubart, Joh. Christoph (Prof. der Poesie zu Koburg, † 8. Dezbr. 1744). I, 261.
Schubarth, Karl Ernst (1796—1861). IV, 138.
Schubert, Franz (der Wiener Komponist, 1797—1828). IV, 162.
Schuch, Franz (der jüngere, Theaterunternehmer, 1741—1771). II, 316.
Schuchardt, Johann Christian († 1870). IV, 195. 218.
Schübler, ... IV, 158.
Schüller, Eduard (Geh. Oberpostrath zu Berlin, 1794—1869). p. XLIV; III, 282.
Schütz, Christian Georg (Maler und Radirer, 1718—1791). I, 24. 82. 208. 255. 285. 303; II, 327. 354.
Schütz, Friedr. Karl Julius (Prof. der Philos. zu Halle, 1779—1844). II, 278.
Schulenburg, Gebhard Werner Graf von (auf Wolfsburg, preuß. zweiter Wahlbotschafter 1764, später Staats- und Kriegsminister, 1722 bis 1788). I, 353.
Schuler, Regine (Tochter der Folgenden) } s. Meixner.
Schuler, Frau. }
Schultheß, Frau Barbara, geb. Wolf (Lavater's Freundin, 1745—1818, Witwe seit 1778). III, 409; IV, 191.
Schulting, Anton (Prof. der Rechte zu Leyden, 1639—1734). III, 249.
Schultz, Christian Ludwig Friedr. (preuß. Staatsrath, 1781—1834). p. XVIII.
Schulz, Friedr. Aug. (Pseudonym: Fr. Laun, Romanschreiber, 1770—1820). II, 410.
Schulze, Karl (Tänzer, Bruder der Folgenden, † 1801; s. v. Biedermann, Goethe und Leipzig, I. 127). II, 317.
Schulze, Karoline, verehel. Kummerfeld (Schauspielerin, 1743—1815). I, 305f.; II, 316ff. 334.
Schummel, Johann Gottlieb (Prof. zu Breslau, 1748—1813). III, 349.

Schwab, Gustav (Dichter, Oberkonsistorialrath zu Stuttgart, 1792–1850). p. XXXVIII; III, 236.
Schwan (Mannheimer Buchhändler). III, 324.
Schwartz, Joh. Konrad (Direktor des Kasimirianum zu Koburg, † 2. Juni 1747). I, 261.
Schwartz, K. . . . IV, 242.
Schweighäuser, Joh. Georg (Prof. der griech. Literatur und Bibliothekar zu Straßburg, 1742–1830). III, 254. 285; IV, 227.
Schweitzer, Friedr. Karl (getauft 28. Okt. 1749, Sohn des Advokaten Gottlieb Sigm. Sch.). I, 349.
Schweitzer von (Schöff) } s. Alleſina-Schweitzer.
Schweitzer, Wilhelmine von }
Schweizer (Schweitzer), A. (Komponist, Musikdirektor der Seyler'schen Gesellschaft, 1737–1787). III, 269. 441.
Schwerdfeger (Straßburger Musiker). III, 286.
Schwickert (Leipziger Buchhändler). III, 399 f.
Scoti (Straßburger Musiker). III, 286.
Sebastiani (Straßburger Theaterunternehmer). III, 267.
Seckendorf, Karl Siegmund Freiherr von (weimarischer Kammerherr, 1744–1785). III, 441; IV, 219.
Sedaine, Michel Jean (französ. Operndichter, 1719–1797). I, 396; II, 298; III, 363.
Seebeck, Thomas Joh. (Naturforscher, Prof. zu Berlin, 1770–1831). III, 438.
Seekatz, Johann Konrad (Maler in Darmstadt, 1719–August 1768, und dessen Gattin). I, 82. 84. 103–105. 209. 303; II, 12. 97. 344.
Seelig Haas (Frankfurter Jude, 1774). IV, 145.
Seidel, Philipp (Goethe's Diener und Sekretär, 7. April 1755–1820, Frankfurter Spenglersohn). IV, 111. 216. 331.
Semler (Prof. d. Theol. zu Halle, 1725–1791). II, 301.
Sendenberg, Heinr. Christian Freiherr von (Reichshofrath zu Wien 1704–1768). I, 71. 213. 261. 271. 289 f. 305.
Sendenberg, Joh. Christian (Arzt in Frankfurt a. M., 1707–1772). I, 71 f. 231. 268. 272. 285. 289 f. 299 f. 317. 325. 343.
Sendenberg, Joh. Erasmus (Senator, 1717–1795). I, 71 f. 291 f. 299; II, 254.
Sendenberg, Johann Hartmann (der Vater, Arzt in Frankfurt a. M. † 1730 in hohem Alter). I, 71. 289.
Sendenberg, Renatus Leopold Christian Karl Freiherr von (Sohn des Heinr. Christian S., 1751–1809). III, 285.
Seneca. II, 318; III, 376; IV, 238.
Seraphim (Pater, Kapuziner im Gotthard-Hospiz). IV, 128.

Servière, Frau Maria Johanna, geb. Togny-Delsance (geb. etwa 1730 in Frankfurt, † 1805; Düntzer's Frauenbilder, S. 214). III, 130. 381 f.
Seume, Johann Gottfried (Dichter, 1763—1810). IV, 147.
Seyfried, H. W. (Herausgeber der „Berliner Chronik" 1788 ff.). III. 211.
Seyfried, ... (Advokat zu Frankfurt a. M.). II, 250.
Seyler (Schauspieldirektor seit 1767). II, 275. 363. 441.
Shakespeare. p. XXXIII. XLI; I, 345; II, 55. 91. 130. 284. 318 f. 323. 333. 363. 374. 392. 394; III, 44—47. 116. 127. 190. 203. 239. 243. 256. 258. 272—277. 289 f. 302. 315. 335. 349. 362. 364—367. 370 ff. 392. 397. 403. 448; IV, 204. 222.
Sickingen, Franz von (1481—1523). III, 121.
Sickingen, Karl Freiherr von (kurpfälzischer Gesandter zu Paris 1775, gleichzeitig zwei andere Sickingen in denselben Diensten). IV, 169.
Siebold, Frau Doktor, geb. Salzmann (in Straßburg). III, 285.
Siegler s. Ziegler.
Sietze, Karl Friedr. Ferd. (Prof. d. Rechte zu Königsberg, 1799—1847). III, 308.
Sievers, Heinrich Jakob (Magister zu Lübeck). II, 270.
Silbermann, Johann Andreas (Orgelbauer und Alterthumsforscher in Straßburg, 1712—1783). II, 369; III, 50 f. 279. 281. 300.
Silberrad (Professor der Rechte zu Straßburg). II, 367.
Simon von Cyrene. III, 180.
Simrock, Karl Joseph (der rheinische Dichter, 1802—1876). II, 391; III, 234. 270. 446.
Sined (der Barde, Pseudonym für Joh. Michael Kosmus Denis, Dichter, 1729—1800). III, 330.
Sinzendorf, Graf von (Erbschatzmeister, vermuthlich Wenzel Johann Nepomuk, geb. 1724). I, 189. 362.
Sirven (Voltaire's Klient). III, 330.
Slevoigt (Förster in Waldeck bei Jena, und dessen Töchter). IV, 99. 220.
Slymme (Slymmer), Hermann (im 14ten Jahrhundert Frankfurter Hausbesitzer). I, 277.
Socinus, Lälius (Lelio Sozzini, Theologe der Reformationszeit). III, 411.
Sömmerring, Samuel Thomas von (der Naturforscher u. Arzt, 1755 bis 1830). I, 266.
Sokrates. II, 9. 239 f. 283. 318; III, 155. 179. 290. 337. 348. 409; IV, 223.
Sophie ..... (eine junge Engländerin, Friedrich Leop. Stolberg's Geliebte). IV, 181. 184.
Sophie Dorothea Auguste Louise, Prinzessin von Württemberg (geb. 1759, als Gemahlin Kaiser Paul's von Rußland Maria Feodorowna). II, 276 f.

Sophie Dorothea Marie, Markgräfin von Brandenburg-Schwedt, geb. Prinzessin von Preußen (1715–1765). II, 277.
Sophokles. II, 91; III, 273.
Sorber (Professor zu Marburg). IV, 148 f.
Soubise s. Rohan-S.
Spach, Ludwig (Professor zu Straßburg). II, 376. 403; III, 285; IV, 227. 239.
Spalding, Joh. Joachim (Oberkonsistorialrath zu Berlin, 1714–1804). I, 356; II, 59. 288; III, 410.
Speccius, Ch. (Schulmann in der ersten Hälfte des vor. Jahrh.). I, 264.
Spener, Phil. Jakob (der Elsäßer Pietist, zuletzt in Berlin, 1635–1705). III, 365.
Spenser, Edmund (Dichter, 1553–1599). III, 272.
Spielmann, J. J. (Mediziner zu Straßburg, Sohn des Folgenden, 1745 bis 1810). II, 369.
Spielmann, Jakob Reinbold (Prof. der Medizin zu Straßburg, 1722 bis 1783). II, 136. 368.
Spieß, A. (Professor). III, 412.
Spinoza. p. XVII. XXXII; II, 106. 253. 334. 351; III, 168 f. 271. 428 ff. 436–439; IV, 5–9. 133–140.
Spickmann, Anton Matthias (dem Göttinger Kreise angehörig, 1749 bis 1833). III, 265. 451.
Springer (Frankfurter Maurermeister). I, 239.
Stadion, Friedrich Graf von (kurmainzischer Minister, 1691–1768). III, 106. 353 ff. 374.
Stael-Holstein, Frau Anne Germaine von, geb. Necker (1766 bis 1817). p. XIV; IV, 170.
Stahr, Adolph Wilh. Theodor (der Berliner Kunstkritiker, 1805–1876). III, 295. 370. 373; IV, 225.
Stalburg, Philipp Jakob von (Bürgermeister zu Frankfurt a. M. 1754). I, 299.
Starck, Johann Jakob (Goethe's Oheim, Prediger zu Frankfurt, geb. 1719). I, 36. 43. 211 f. 270 ff.; III, 423.
Starck, Johann Martin (Dr. jur., Bruder des Vorigen), Starck, Frau Maria Magdalena, geb. Schlosser (des Vorigen Gattin seit 1. Aug. 1779). III, 423.
Starck, Frau Anna Maria, geb. Textor (Goethe's Tante, Gattin des Joh. Jakob, 1738–1794). I, 36. 270 f.; III, 423.
Starcky (Goldmacher u. d. Namen Philalethas). II, 119. 225. 344.
Starhemberg, Georg Adam, Fürst (österreichischer Minister, Bevollmächtigter zur Uebergabe der Dauphine 1770, geb. 1724). II, 302.
Staudt, Johann Kaspar (nach dem Sulzbacher Kirchenbuch zu Tudweiler

vom 25. März 1761, Nr. 113: „dermalen auf dem neu angelegten Harzwerk zu Sulzbach wohnhaft"). II, 190 ff. 401.

Stauf s. Staudt.

Staupitz, Dr. Johann von (Augustiner und Benediktiner, † 1524). II, 235; III, 234.

Stein, Charlotte Albertine Erneſtine von, geb. von Schardt (Goethe's Freundin, 1742—1828). p. XXII. XLIV; II, 336; III, 243 f. 247. 255. 282. 395. 453 f. 457. 461 f.; IV, 141. 143. 147. 199. 205. 215. 226.

Stein, Friedrich Konſtantin von (Gutsbeſitzer in Schleſien, 1773—1844). III, 329. 457; IV, 228.

Stein, Heinrich Friedrich Karl vom (der preuß. Miniſter, 1757—1831). III, 285. 357. 416 f. 427; IV, 231.

Stein, Henriette Karoline Freifrau vom, geb. Langwerth von Simmern (verw. gew. von Löw, Mutter des Vorigen). III, 162. 416. 421.

Stein, Karl Philipp vom (kurmainziſcher Geheimerath und mittelrhein. Ritterrath zu Naſſau, Vater des Miniſters). III, 416; IV, 98.

Steinbach, Erwin von s. Erwin.

Steller, Johann Kaspar (Frankfurter Stücklieutenant und Zeugwart, 1757). I, 274.

Stephanie, Gottlieb (Luſtſpieldichter, 1741—1800). II, 312 (Anm. 256); III, 363.

Sterne, Lorenz (1713—1768). II, 305. 335. 404; III, 264. 274. 311. 349. 374; IV, 167.

Stieler, Joſeph Karl (Maler in München, 1781—1858). I, 348.

Stille, Chriſtoph Ludwig von (preuß. General, 1696—1752). II, 293.

St. Jean (Kammerdiener des Grafen Thorane). I, 82. 94.

St. Juſt, Antoine Louis Léon Florette de (Mitglied des Konvents, 1769—1794). II, 409.

Stobaeos, Johannes (im 5ten Jahrh.). III, 376.

Stock, Johann Michael (Kupferſtecher, 1739—1773). II, 104 f. 110. 124. 329 ff.; III, 359.

Stock, Frau Marie Helene, geb. Schwabe (des Vorigen Gattin, 1733 bis 1782). II, 105. 329.

Stock, Johanna Dorothea (Malerin, 1760—1836)
Stock, Anna Marie Jakobine (ſpäter Frau Körner, 1762 bis 1843)
} (der Vorigen Töchter). II, 105. 330.

Stock, Jakob (Senator in Hamburg).
Stock, Eſther Marie Margar., geb. Moritz (d. Vor. Gattin ſeit 1778).
Stock, Käthe (der Vorigen Tochter).
} IV, 237.

Stockhauſen, Johann Chriſtoph (Superintendent zu Hanau, † 7. Sept. 1784). II, 32. 261.

Stöber, August (Professor zu Mülhausen, geb. 1808). II, 375. 394. 399; III, 236. 246. 267. 276. 281. 283. 285 f. 317 f. 366. 399.

Stolberg-Stolberg, Christian Graf zu (Dichter, 1748–1821). p. XXVII f.; III, 83. 463; IV, 53 ff. 64. 79. 87. 90. 166. 169. 172. 175–184. 200 ff. 215 f.

Stolberg-Stolberg, Friedrich Leopold, Graf zu (Dichter, 1750 bis 1819). p. XXVII f.; III, 83. 330. 458. 463; IV, 53 ff. 57. 64. 79. 87 f. 166. 169. 172 f. 175–184. 200 ff. 215 f.

Stolberg-Stolberg, Auguste Louise Gräfin (seit 1783 zweite Gemahlin des Ministers Graf Bernstorff, 1753–1835). IV, 154. 156–159. 163–166. 175. 177. 202. 210–213. 219. 224. 231. 243.

Stolberg-Stolberg, Henriette Friederike (geb. 1747, seit 1762 erste Gemahlin des Ministers Graf Bernstorff). IV, 181.

Stolberg-Stolberg, Henriette Katharine (geb. 1751). IV, 175. 180 f.

Stolz, J. J. (Pfarrer, 1753–1821). I, 173. 357; IV, 192. 237.

Strabo. IV, 179.

Stramberg, von (der rheinische Antiquarius). III, 357.

Straube, Frau Johanna Elisabeth, geb. Windler (aus Leipzig, 1696 bis 1780). II, 31. 42. 258. 268.

Strauß, David Friedrich (der Vf. des „Leben Jesu", 1808–1876). p. XXXVI; III, 262; IV, 196. 204.

Strehlke, Dr. Friedrich (Direktor des Gymnasiums zu Marienburg). III, 244 f. 388. 438.

Streiber, Frau Sophie, geb. Schmidt (Klopstock's Fanny). II, 171. 381 f.; IV, 240.

Stricker, Dr. Wilhelm (Arzt in Frankfurt a. M.). p. XXVIII; I, 361; III, 405; IV, 236.

Strodtmann, Adolph (Schriftsteller in Berlin). III, 325 f. 371. 403. 420, mehrfach in Th. IV.

Struensee, Johann Friedr. Graf von (Arzt und dänischer Minister, 1737–1772). III, 348.

Struve, Georg Adam (Prof. der Rechte zu Jena, 1619–1692). I, 136. 219. 337 f.

Stryck, Samuel (Prof. der Rechte zu Halle, 1640–1710). III, 256.

Suaizar, Bartholomäus (Handelsmann in Verona, Vater des Frau Maria von Allesina-Schweitzer, s. das.). III, 382.

Sue, Eugen (der franz. Romanschreiber). III, 437.

Süßmilch, Johann Peter. II, 177. 387.

Sueton. III, 376 f.

Sulzer, Johann Georg (Berliner Professor 1720–1779). II, 285. 294. 396; III, 88. 199. 336. 460 f.; IV, 196. 207. 211.

Swanevelt, Hermann van (Landschaftsmaler und Radirer, 1620—1690). II, 102. 226. 327. 331.

Swift, Jonathan (1676—1745). p. XLI; II, 270. 411; III, 7. 58. 67. 373.

Sydenham, Thomas (Arzt, 1624—1689). II, 351.

Tacitus. II, 53. 241; III, 376.

Tappe (Tappius), Eberhard (Herausgeber einer Sprichwörtersammlung 1545). III, 270.

Tasso, Bernardo (Dichter, Vater des Folgenden, 1493—1569). III, 256.

Tasso, Torquato. I, 23. 73. 294; III, 408; IV, 183.

Tassoni, Alessandro (Dichter, 1565—1635). II, 252.

Taubmann, Friedrich (sächsischer Hofpoet, 1565—1613). II, 257 f.

Tauentzien, Bogislaus Friedrich (preuß. General, 1710—1791). II, 64. 224.

Tauler (der Straßburger Mystiker des 14ten Jahrh.). II, 350.

Teipel . . . . . (Gymnasiallehrer zu Koesfeld 1841). II, 240.

Teller, Romanus (Prof. d. Theol. zu Leipzig, 1701—1750). I, 327; II, 287.

Teller, Wilhelm Abraham (Propst zu Berlin, 1734—1804). II, 287. 301.

Terenz (Terentius). I, 99. 314. 345; II, 25. 254. 318.

Tesdorpf, Johann Matthäus (Bürgermeister von Lübeck, 1749—1824, studirte in Göttingen 1769—1773). IV, 146.

Textor, Johann Jost (Goethe's Oheim, Schöff, Dr. jur. utr. u. Advoc. ordin. zu Frankfurt, 1739—1792). II, 81 f. 307 f.; III, 111. 200. 288 f. 464.

Textor, Frau Maria Magdalena, geb. Möller (Gattin des Vorigen seit 17. Febr. 1766). II, 380.

Textor (Weber), Wolfgang (Hohenlohe'scher Rath und Kanzleidirektor zu Neuenstein, Goethe's Ur-Urgroßvater). I, 231.

Textor, Johann Wolfgang (Dr. jur. und Syndicus prim., Goethe's Urgroßvater, 1638—1701). I, 231.

Textor, Johann Wolfgang (Stadtschultheiß und Kaiserlicher Rath zu Frankfurt a. M., Goethe's Großvater, 1693—1771). I, 7. 21. 32—35. 41 ff. 63. 77. 87. 164 f. 231 f. 267 ff. 271 f. 280. 299. 313. 317. 333; II. 26. 343; III, 111. 200. 287. 464; IV, 234.

Textor, Frau Anna Margaretha, geb. Lindheimer (des Vorigen Gattin, Goethe's Großmutter, 1711—1783). I, 21. 32. 42. 69. 164. 232. 272. 280. 313; III, 287. 339; IV, 145.

Textor, Johann Nikolaus (Oberst und Stadtkommandant, Goethe's Großoheim, 1703—1765). I, 299; II, 345

ektor, Frau Katharine Elisabeth, geb. von Klettenberg, verw. gewes. von Barckhausen (Gattin des Vorigen, 1706—1756). II, 345.
hemistokles. III, 446.
heokrit. III, 337.
heophrastus s. Paracelsus.
hiele, Johann Friedr. Alexander (Dresdner Landschaftsmaler, 1747 bis 1803). II, 105. 330 f.
hiershof (?), Frau Gräfin von. III, 419.
hom, ... (Rath zu Gießen, Schwiegervater Höpfner's). III, 346.
homas a Kempis, eigtl. Thomas Hamerken (der Ascet des 14ten Jahrh.). II, 350.
homas von Aquino (1225—1274). III, 436.
horane, Graf von (Königslieutenant, aus Mouans bei Grasse in der Provence). I, 78 ff. 93—98. 102—105. 168. 301 ff. 309. 312. 316 f. 339; II, 131; IV, 235 f.
hümmel, Moritz August von (Dichter, 1738—1817). II, 285. 330; III, 115. 364; IV, 171.
hurn und Valsassina, Franz Graf von (Gen.-Feldmarschall-Lieutenant und der kaiserl. Prinzen u. Erzherzöge Vice-Ayo, 1713—1766). I, 368.
ieck, Ludwig (der Dichter). III, 391. 393. 401; IV, 174.
iro (Cicero's Schreiber, ein Freigelassener). III, 111.
ischbein, Johann Heinr. Wilh. (der berühmteste der Maler dieses Namens, 1751—1829). IV, 189.
issot, Simon André (schweizer Arzt, 1728—1797). II, 60. 289. 351; III, 453. 456 ff.
omaschek, K. (Prof. a. d. Universität Wien). IV, 190.
rapp, Augustin (in Worms, Sohn der Frau Trapp das., einer Schwester der Gebrüder Moritz in Frankfurt, Vetter der Charitas Meigner). II, 245. 250. 300. 355. 371 f.
rattner, Johann Thomas Edler von (Buchdrucker und Buchhändler in Wien, 1717—1798). IV, 11. 143.
rautmann, Johann Georg (kurpfalz. Hofmaler, 1713—1769). I, 24. 82 f. 255. 303. 356.
rautwein von Belle (kön. Bibliothekar zu Berlin). II, 403.
reitlinger, ... (Prof. der Rechte zu Straßburg). II, 367; III, 249.
riller, Daniel Wilhelm (Prof. zu Wittenberg, 1695—1782). I, 295 f.; II, 28. 252. 256.
roost (Pseudonym eines Elberfelder Chirurgen). II, 367. 373 f. 385. 396; III, 284.

Truchseß, Graf von (kais. Erbtruchseß, vermuthlich Franz Ernst Joseph Anton, geb. 1704). I, 189f. 362.

Türckheim, Anna Elisabeth von, geb. Schönemann (Goethe's Lilli, Gattin des Folgenden seit 25. August 1778, 23. Juni 1758–6. Mai 1817). p. X. XVIII. XLIV. XLVI; III, 465; IV, 14f. 23ff. 40. 55. 61f. 68f. 77. 92ff. 103f. 107–111. 132. 146ff. 154ff. 161ff. 170–182. 186. 195. 199. 210–217. 220–227. 243.

Türckheim, Bernhard Friedr. von (Lilli's Gatte, Bankier zu Straßburg, 1752–1831). IV, 155. 161. 165. 186. 215. 227. 229.

Türckheim, Friedrich von (Lilli's ältester Sohn, 1780–1850). IV, 227.

Türckheim, Friedrich Wilhelm von (Lilli's dritter Sohn, französ. Husarenoffizier, der „Elsäßer Ritter ohne Furcht und Tadel" nach Bettina's Worten, das Ebenbild der Mutter, „er war ja ganz sie selbst" nach den Worten des ältesten Bruders, † 1830). IV, 227.

Türckheim, Elisabeth von (Lilli's Tochter); s. Brunck.

Türckheim, Fräulein ..... von (Lilli's Enkelin). IV, 227.

Turgot, Anne Robert Jaques de (Minister Ludwig's XVI., 1727 bis 1781). IV, 168.

Uffenbach, Johann Friedr. Armand von (Bürgermeister zu Frankfurt a. M., 1687–1769). I, 68. 284; II, 345. 349.

Uffenbach, Frau von, geb. Lindheimer. I, 284.

Uhde, Karl (Dr. phil. u. Schriftsteller zu Veytaux-Chillon in der Schweiz). p. XV; III, 386. 392. 452; IV, 208.

Uhland, Ludwig (der Dichter). II, 391.

Ulrich ..... III, 418.

Unzer, Johann August (Arzt und Schriftsteller in Altona, 1727–1799). II, 60. 288f.

Urlichs, L. (Professor zu Würzburg). III, 423f. 449; IV, 160.

Uz, Johann Peter (Dichter, 1720–1796). II, 252. 284f. 316; III, 272. 348.

Vanloo, Ludwig Michael (Porträtmaler, 1707–1771). III, 267.

Varnhagen von Ense, Karl August Ludwig Philipp (historischer Schriftsteller, 1785–1858). p. XIX. XL; III, 310. 356. 447; IV, 161. 191.

Varnhagen von Ense, Rahel Antonie Friederike, geb. Levin Robert (Gattin des Vorigen, 1771–1833). III, 246.

Barrentrapp, Franz (Buchhändler in Frankfurt). I, 266. 301. 337; III, 384.

Bernet, Claude Joseph (Maler, 1714–1789). IV, 218.

Berpoorten (van der Porten), Albert Meno od. Menno (Direktor des Koburger Gymnasiums 1724–1732, † 3. Juni 1752). I, 260 f.

Berschaffelt, Peter von (Direktor der Zeichnungsakademie in Mannheim, erster Hofbildhauer und Professor der Akademie zu Rom, 1710–1793). III, 52. 287.

Biehoff, Heinrich (der Biograph Goethe's, Schuldirektor zu Trier). III, 245.

Bilmar, August Friedr. Christian (der Literarhistoriker, 1800–1868). p. XLf.; III, 308. 335; IV, 206.

Birchow, Rudolph (der berühmte Berliner Patholog und Physiolog, geb. 1821). II, 368; III, 241.

Birgil (Bergilius). p. XLIII; I, 147. 364; II, 293; III, 275. 285. 289; IV, 171.

Bischer, Friedrich Theodor (der Aesthetiker, geb. 1807). p. XXVIII. XXXIX.

Biz, ... (Mairie-Schreiber zu Buchsweiler). III, 283.

Bogel (Pseudonym: Fr. Glover, Buchhändler in Halberstadt). p. XXXVIII; I, 207. 212. 278; II, 225.

Bogt, ... (Straßburger Musiker). III, 286.

Boigt, Christian Gottlob von (weimarischer Minister, 1743–1819). I, 236; IV, 234.

Boigts, Frau Jenny W. J. von (Tochter von Justus Möser). III, 139. 389. 442 f.

Bolger, G. H. Otto, gen. Senckenberg (Dr. philos. und Lehrer der Bergwissenschaften, auch Vorstand des Deutschen Hochstifts zu Frankfurt a. M.). p. XLVIII; I, 208. 234. 237. 239. 274. 301; II, 389; IV, 149. 178. 242.

Bollmer, Wilhelm (Dr. philos. und Schriftsteller zu Stuttgart). p. XIV; III, 405; IV, 227.

Voltaire. p. XXIV; I, 70. 87. 249. 256 f. 266. 287. 304. 307 f.; II, 293. 377; III, 35–38. 62. 83. 188 f. 252. 257–272. 279. 302. 305. 317. 327. 330. 354. 361. 375. 444. 447; IV, 14. 135. 147.

Vondel, Joost van den (holländischer Dichter, 1587–1679). II, 361.

Voß, Erneſtine ſ. Boie.

Voß, Johann Heinrich (der Dichter, 1751–1826). III, 83. 269. 312. 327. 335. 371 f. 387. 392. 452. 463; IV, 171. 173. 175. 179. 199. 202.

Wachler, Johann Friedrich Ludwig (geb. 15. April 1767 in Gotha, Prof. der Theol. u. der Gesch. zu Rinteln, Marburg und Breslau, † 4. April 1838). II, 269.

Wagner, Heinrich Leopold (Dr. jur. und dramat. Dichter, 1747—1779). III, 147. 193. 250. 256. 267. 275. 284f. 314. 363. 389. 399ff. 432. 451. 465; IV, 182. 186.

Wagner, Johann Adolph (Substitut des Gerichtsschreibers zu Frankfurt a. M. im J. 1764). I, 366f.

Wagner, Karl (Dr. philos. und Professor zu Darmstadt). III, 292. 345. 369.

Walch, Johann Georg (Prof. der Theologie zu Jena, 1693—1775). IV, 207.

Waldberg s. Meyer von Lindau.

Wallbrunn, von .... I, 344.

Wallenstein (der Friedländer). I, 232.

Walther, Georg Heinrich (Buchhändler in Frankfurt a. M. zu Ende des 17ten Jahrh. bis 1703, seine Witwe bis 1737). I, 243.

Walther von der Vogelweide. I, 347; III, 253.

Wanderer, Johann Christian (brandenburg-kulmbachischer Legationssekretär zu Wetzlar). III, 344f.*)

Wandor (sächsischer Barde). III, 317.

Warnecke, Christian (epigrammatischer Dichter, † 1710). IV, 114.

Warton, Thomas (Prof. der Geschichte zu Oxford und Dichter, 1728—1790). III, 128. 375.

Waser (Pfarrer, wegen Entwendung von Urkunden 1780 in Zürich hingerichtet). III, 331.

Washington, Georg (der erste Präsident der Verein. Staaten von Nordamerika, 1732—1799). IV, 42. 122.

Wateau, Johann Anton (der Maler, 1684—1724). IV, 97. 186. 218.

Weber, Karl Maria von (der Komponist des „Freischütz"). p. XIV.

Wedekind, Franz Ignaz (1775 Prokanzler und Prof. der Rechte zu Heidelberg). IV, 229.

Wedekind, Georg Joseph (Prof. der Rechte ebenda). IV, 229.

Weenix, Jan (Thiermaler, 1644—1719; seine Bensberger Gemälde gegenwärtig in der Schleißheimer Galerie und in der Münchner Pinakothek). III, 169.

Wegele, Franz Xaver (Prof. zu Würzburg). p. XXIIIf.

Wegelin (Theilhaber des Schönemann'schen Geschäfts). IV, 147.

Weidemann, ... III, 420.

*) Im Reichs- und Staatskalender f. d. J. 1772 findet sich Wanderer unter den Sekretären der Wetzlarer Gesandtschaften, ebenso in Nr. 23 der Kestner'schen Briefe. Die Th. III, S. 316, 343 u. 344 hinsichtlich dieses Namens aufgestellten, auf Goethe bezüglichen Hypothesen fallen daher in nichts zusammen.

Weimar s. Anna Amalia, Karl August, Karoline, Konstantin und Louise.
Weinhold, Karl (Professor zu Kiel). III, 361. 369. 452. 461 f.; IV, 160.
Weiße, Christian Felix (der Dichter, 1726—1804). I, 296. 306; II, 39. 105. 255. 266 f. 271 f. 284. 288. 290. 310. 317 f. 332 f. 337. 406; III, 267. 348. 392; IV, 160.
Welling, Georg von (theosophischer Schriftsteller, 1652—1727). II, 118 f. 348 ff.
Wenck, Helfrich Bernhard (Rektor des Pädagogiums zu Darmstadt 1739 bis 1803). 59. 97. 297. 416.
Wenzel, Karl Gustav (Geh. Regierungsrath a. D. zu Dresden). III, 372. 385.
Werthern, Jakob Friedemann Graf von (sächs. Wirkl. Geh. Rath, auf Neuenheilingen, 1739—1806). IV, 98. 217.
Werthern, Jeanette Louise Gräfin von, geb. vom Stein (Gattin des Vorigen seit 1773, Schwester des Ministers von Stein, 1752—1816). III, 416 f.; IV, 98.
Wetstein, Johann Heinrich (Philologe, 1649—1726). III, 350.
Wetterstrand . . . . . (in Livland). III, 438.
Weygand, Christian Friedrich (Buchhändler in Leipzig). III, 133. 384. 388. 391. 402. 450.
Weyland, Friedrich Leopold (geb. 29. Aug. 1750 zu Buchsweiler, † daselbst als Dr. med. und fürstlicher Hofrath 23. Dezbr. 1785, vermuthlich Pseudonym Melzer). II, 185 ff. 198—215. 367. 396 ff. 406 ff.; III, 5. 8. 17. 235. 254. 256. 283 f.
Weyland, Frau Louise Sibylle Magdalene (Gattin des Vorigen seit 1781, Tochter des Ludwig Werner Aulber, s. das.). III, 283.
Weyland, Georg Leopold (der Vater von Goethe's Freund W., Arzt und fürstlicher Rath zu Buchsweiler, † 11. Novbr. 1766, alt 51 Jahr 2 Mon. 5 Tage). III, 283.
Weyland, Frau Marie Salome, geb. Schulmeister, verwittwet gewesene Weyland (die Mutter von Goethe's Freund). III, 283.
Wezel, Johann Karl (Dichter, 1747—1819). p. XXXVIII; III, 355 f.; IV, 215.
Wied, Johann Friedr. Alexander Christian Graf von (geb. 1708, reg. 1736—1791, gefürstet 1786, vermählt mit Karoline, geb. Gräfin Kirchberg). III, 421.
Wieland. p. XXIII; II, 53—55. 130. 268. 282—285. 293. 307. 312. 323. 363. 390; III, 45. 119. 184. 189 ff. 193. 255. 258. 266. 272. 274. 293 f. 296. 309 f. 312 f. 349. 354 f. 357 f. 370. 374. 387 f. 393. 395—398. 402. 413 f. 441. 449—452; IV, 50. 99 f. 104. 141. 170 ff. 178. 190. 220. 223. 235. 238.

Wieland, Johann Andreas von (Lustspieldichter, geb. 1763 in Siebenbürgen). III, 363.
Wigand, P. (neuerer Schriftsteller). IV, 242.
Wilhelm, Kaiser. IV, 240.
Wilhelm I., Graf zu Schaumburg-Lippe s. Lippe u. III, 310.
Wilhelm Heinrich Fürst zu Nassau-Saarbrücken (regierte seit 1742, † 24. Juli 1768). II, 189. 192. 401. 412.
Wille, Johann Georg (Kupferstecher in Paris, 1715—1803). II, 325; IV, 97. 218.
Willemer, Johann Jakob von (Frankfurter Bankier, 1760—1838). III, 236. 254.
Willigis, Erzbischof von Mainz († 1011). III, 150. 405.
Winckelmann. p. XXXVIII; II, 90. 93 f. 106 f. 314 ff. 334 f.; III, 51. 301. 308; IV, 183. 221.
Winckler, Johann Heinrich (Professor der griech. u. röm. Sprache u. der Physik zu Leipzig, 1703—1770). II, 33. 259—262. 268. 317. 333.
Winckler (Gerichtsschreiber und Oberschöppe zu Leipzig). I, 258.
Winkler, Gottfried (Leipziger Raths- und Handelsherr, 1731—1759). II, 94 f. 321. 331.
Wittekind (Heerführer der Sachsen gegen Karl den Großen). III, 317.
Wittenberg, Albrecht (Lizentiat und Publizist in Hamburg, 1728—1807). III, 450.
Witzleben, C. von (kursächs. Geheimer Regierungsrath zu Leipzig). IV, 144.
Wolf, Ernst Wilhelm (Kapellmeister zu Weimar, 1735—1792). III, 441; IV, 99. 220 f.
Wolf, Frau Karoline, geb. Benda (des Vorigen Gattin). IV, 221.
Wolf, Friedrich August (der Philologe). I, 229; III, 303. 335. 337; IV, 233.
Wolff, Christian Freiherr von (der Philosoph). II, 56. 239. 260 ff. 285; III, 429.
Wolff . . . . . (Mediziner in Darmstadt). III, 284 f.
Wolfram von Eschenbach. III, 253.
Wolke, Christian Heinrich (Lehrer am Dessau'schen Philanthropin, 1741 bis 1825). III, 414.
Woltmann, Karl Ludwig von (Historiker, 1770—1817). p. XXXVI. XL.
Wood, Robert (Verfasser des Essay on the original genius and writings of Homer 1769; 1717—1775). III, 86. 334 f.
Wreden, Ferdinand Joseph (kurpfälzischer Regierungsrath und Landschreiber des Oberamts Heidelberg, geb. 1722, geadelt 1790 kurz vor seinem Tode unter dem Namen Wrede). IV, 109. 177. 203. 229.
Wreden, Frau Katharina, geb. Jünger, verwitwet gewesene Pfeifer (Gattin des Vorigen seit 21. März 1746, geb. 1729 in Walldorf bei Heidelberg, † 1804). IV, 229.

(Der beiden Vorigen vier Kinder:)
Wreden, Joseph Franz (geb. 1750). IV, 229.
Wreden, Karl Philipp Joseph, später Fürst von Wrede (der jüngste Sohn, 1767—1838). IV, 229.
Wreden, Franziska Charlotte Josepha (geb. 10. Febr. 1756, vermählt 1787 mit Stadtdirektor Tillmann in Heidelberg). IV, 109 f. 229.
Wreden, Marie Louise Josepha (geb. 23. Mai 1754, verm. 23 Januar 1783 mit von Horn in Zweibrücken). IV, 109 f. 229.
Württemberg-Mümpelgard, Prinzessin von (vermuthlich Henriette Maria, geb. Prinzessin von Brandenburg-Schwedt, 1702 bis 1782, die zu Köpenick bei Berlin residirende Witwe des 1731 verstorbnen Prinzen Friedr. Ludwig von Württemberg). III, 268.
Wunsch, ... Baron von. I, 336.
Wurmser, Christian Franz Jakob von Wendenheim (Oberst des französ. Regiments Royale Alsace, 1721—1759). I, 311.

Xaver, Prinz von Sachsen s. Franz Xaver.
Xenophon. III, 337.

York, Grafen von (Enkel des berühmten Feldherrn, auf Oels in Schlesien). III, 250.
Young, Edward (Dichter u. Geistlicher, 1681—1765). III, 125. 373 f.; IV, 198. 232.

Zachariä, Justus, Friedrich Wilhelm (der Dichter, 1726—1777). II, 23 f. 37. 52. 66. 106. 252. 265. 292. 297. 324 f. 333 f. 340; III, 115. 364; IV, 141.
Zachariä (Hofmeister, Bruder des Vorigen). II, 52. 106. 281.
Zedtwitz von (zwei Leipziger Studenten dieses Namens). II, 282.
Zelter, Karl Friedrich (der Berliner Komponist, 1758—1832). p. IX. XIII; III, 257. 440; IV, 138. 163.
Zettwitz, Freiherr von (kurpfälzischer erster Wahlbotschafter in Frankfurt a. M.). I, 351.
Zeuxis (der griechische Maler). III, 136 (Zeile 4 v. u.).
Ziegler (Rathsherr zu Straßburg). III, 454.
Ziegler und Klipphausen, Heinrich Anselm von (Verfasser der „Asiatischen Banise", 1663—1697). II, 294.
Ziegler, Lise (eine Züricherin). IV, 191.
Ziegler (irrig Siegler), Louise von („Lila", Hofdame in Homburg v. d. H.). II, 279; III, 298 f. 315 f. 323.
Zigg, ... (Koblenzer Maler). III, 419.

Zimmermann, Georg (Professor zu Gießen). III, 292—295. 297 f. 344. 346. 351. 355.

Zimmermann, Johann Georg von (Leibarzt zu Hannover, 1728—1795). p. XXVI; II, 60. 289. 336; III, 195—199. 233. 305. 407 f. 411. 453—461½; IV, 86. 182. 187. 189. 193. 196. 201. 204. 206. 209. 224. 227.

Zimmermann, Jakob (das „Jakobli", des Arztes Z. Sohn). p. XXVIf.; III, 196. 403. 453; IV, 193.

Zimmermann, Katharina (des Arztes Z. Tochter, † 10. Septbr. 1781 im 25sten Lebensjahr). p. XXVIf.; III, 196. 456 f.

Zimmermann, Frau, geb. Meley, verw. gew. Steck (eine Verwandte Haller's, Gattin des Arztes Z. seit 1753, † 1770). III, 456.

Zimmermann, Frau, geb. von Berger aus Celle, des Arztes Z. zweite Gattin seit 1782, geb. 1755). III, 455. 458.

Zimmermann, Ph. (Kaufmann in Heidelberg). IV, 229.

Zincgref, Julius Wilhelm (Herausgeber der Apophthegmata, 1591—1635). III, 445; IV, 131.

Zinzendorf, Nikolaus Ludwig Graf von (Stifter der Herrnhuter-Brüdergemeinde, 1700—1760). II, 116. 346; III, 176. 351. 435.

Zöppritz, Rudolph († um 1870 in Aegypten). III, 398.

Zollikofer, Georg Joachim (reformirter Prediger zu Leipzig, 1730—1788). II, 59. 288. 292.

Zschocke, Johann Heinr. Daniel (der volksthümliche Schriftsteller, 1771 bis 1848). III, 265

Zunz Leopold (jüdischer Gelehrter in Berlin, geb. 1794). IV, 237.

Nachträge

zum Personenregister

S. 289, zu Apel: August, nach Musculus.
„ 290, zu Back: C. Jakob (Frankfurter Bildnißmaler, noch 1765).
„ 291 einzurücken: Beaulieu-Marconnay, Henriette Freifrau von, geb. v. Egloffstein (vermählt gewesene Gräfin Egloffstein, 1773 bis 1864). IV, 154. 213f.
„ 292 einzurücken: Bethmann, Johann Philipp (Frankfurter Handelsherr und Kais. Rath, 1715–1793). IV, 42.
„ 293 einzurücken: Böhme, Frau Marie Rosine, geb. Görz (Gattin des Leipziger Professors B., geb. etwa 1725, † 17. Febr. 1767). II, 32. 38ff. 69. 301.
„ 299, zu Corri: Dominico (1744 bis nach 1826).
„ 302, zu Egell: (1691–1752; sein Sohn Augustin E., Bildhauer Maler u. Architekt, † 1787 in München).
„ 303, zu Erwin: noch die Citate III, 60 u. IV, 208.
„ 314, zu Hirzel, Hans Kaspar: († 1803).
„ 322, zu Krahe: (1712–1790).
„ „ zu Krubsacius: Friedrich August (1718–1790)
„ 323, zu Laireſſe: (1640–1711).
„ 324, „ 326, zu Lelei: } Löhlein (1727–1782; nicht Löhnlein).
„ „ zu Lucius: Ferdinand.
„ 328, zu Marchand: Theobald.
„ „ zu Meermann: das Citat IV, 146 bezieht sich auf einen Andern desſelben Namens.
„ 329, zu Merian: Johann Matthias d. (Pastellmaler und kurmainzischer Rath, Enkel des Folgenden, † 1716).
„ 332 einzurücken: Musculus, Christian Theodor (Verfaſſer des Registers zu Goethe's Werken). III, 337.
„ 335, zu Pecht: Friedrich.
„ 336. zu Piazetta: (1682–1754).
„ „ zu Planta: Professor.

V.

Goethe's Genealogie.

I. Urgroßvater: Johann Christian Goethe, Hufschmied in Artern a. d. Unstrut, Mitte des 17ten Jahrhunderts.

II. Großvater: Friedrich Georg, geb. zu Artern 1658, anfänglich Schneider, heirathet 18. April 1687 Frau Lutz in Frankfurt a. M., Wittwer 1700, heirathet in zweiter Ehe 1705 Frau Schellhorn ebenda, übernimmt mit ihr den Gasthof Zum Weidenhof, Zeil Nr. 68 (abgebrochen 1843), † 13. Febr. 1730.

Dessen Frau erster Ehe: Anna Elisabeth, Wittwe des Schneiders Lutz, † 1700. Kinder: a. Bartholomäus, geb. 1688; b. Johann Michael, 1690—4. März 1733; c. Johann Jakob, 1694—1717; d. Hermann Jakob, Zinngießermeister und Senator 1697—1761 — Dessen Kinder: 1) Johann Friedrich, 1728—1733; 2) Joachim, 1732—1733; 3) Johann Kaspar, 1737—1742 —; e. Johann Nikolaus, 1700—1705.

Dessen Frau zweiter Ehe: Kornelia Walter, geb. im Septbr. 1668, verw. Schellhorn, Besitzerin des „Weidenhofes", † 26. März 1754. Kinder: a. Anna Sibylla, geb. u. † 1706; b. Johann Friedrich, geb. 1708, † 31. Oktbr. 1727; und

III. c. des Dichters Vater: Johann Kaspar, Dr. jur. utr. u. Kaiserl. Rath, getauft 27. Juli 1710, † 27. Mai 1782, heirathete 20. Aug. 1748 Katharina Elisabeth Textor, getauft 19. Febr. 1731, † 13. Septbr. 1808. Kinder:

IV. a. Der Dichter **Johann Wolfgang**, geb. 28. Aug. 1749, † 22. März 1832 (von Kaiser Joseph II. geadelt 1782), verheirathet mit Johanne Christiane Sophie Vulpius, geb. in Weimar 6. Juni 1764, † 6. Juni 1816. Sohn: Julius August Walther, weimar. Geh. Kammerrath, geb. Weimar 25. Dez. 1789, † Rom 27. Okt. 1830, verh. mit Ottilie Wilhelmine Erneſtine Henriette v. Pogwisch, geb. 31. Okt. 1796 in Danzig, † 26. Oktbr. 1872. Kinder: 1) Walther Wolfgang, Frhr., geb. 9. April 1818; 2) Wolfgang Maximilian, Frhr., geb. 18. Septbr. 1820; 3) Alma Sedina Henriette Kornelia, geb. 29. Nov. 1827, † 29. Septbr. 1844.

b. Kornelia Friederike Christiane, geb. 7. Dez. 1750, † 8. Juli 1777, verh. mit Johann Georg Schlosser, badischem Geh. Rath, geb. 9. Dez. 1739, † 17. Oktbr. 1799 als Syndikus von Frankfurt a. M. Kinder: 1) Maria Anna Louise, geb. in Emmendingen 28. Oktbr. 1774, † 28. Septbr. 1811 in Berlin, verheirathet mit Georg Heinrich Ludwig Nikolovius, preußischer Geh. Ober-Regierungsrath, geb. 13. Jan. 1767 in Königsberg, † 2. Novbr. 1839 in Berlin — Deren Kinder: (1) Eduard, 1796—1808, (2) Franz, General-Prokurator zu Köln, geb. 1797, (3) Heinrich, Geh. Justizrath in Berlin, 1798—1869, (4) Ferdinand, preuß. Ober-Forstmeister, geb. 1800, (5) Kornelia, verehel. Prediger Jacobi, 1802—1833, (6) Theodor, geb. u. † 1804, (7) Alfred, Prof. zu Bonn, geb. 1806, (8) Klara, 1809—1810, (9) Flora, geb. 28. Mai 1811, verehel. Kabrun u. in zweiter Ehe v. Wildenbruch —; 2) Elisabeth Katharina Julie, geb. 10. Mai 1777, † im Juli 1793. c) Hermann Jakob, getauft 27. Novbr. 1752, beerdigt 13. Jan. 1759; d) Katharina Elisabeth, getauft 9. Septbr. 1754, beerdigt 22. Dez. 1755; e) Johanna Maria, getauft 29. März 1757, beerdigt 11. Aug. 1759; f) Georg Adolph, getauft 15. Juni 1760, beerdigt 18. Febr. 1761.

13580 LG
Author Goethe, Johann Wolfgang von G599
Title Werke. Vol.22-23.

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY

Do not
remove
the card
from this
Pocket.

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU, Boston

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 12 30 15 10 002 2